


SIGILL. SCHOLAE RELIGIONIS PACIFICAE
COND. A.D. 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

12

Zwölfter Jahrgang

1918



Basel
Druck und Expedition R. G. Zbinden
1918.

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

II. Gedichte.

III. Religiöse Probleme.

IV. Ethische Fragen.

V. Soziales und Politisches.

VI. Kirchliches.

VII. Biographisches.

VIII. Zur Zeitgeschichte.

IX. Rundschau.

X. Büchertisch.





Erlösung.[1]

Joh. Kap. 1. 14: Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, lauter Gnade und Wahrheit.

Das soll unser bestes Weihnachten sein, welches wir uns denken können. Daß wir uns innerlich überführen lassen zum Zeugnis, welches ausgesprochen ist: Das Wort ward Fleisch, daß uns die Herrlichkeit dieses Lebens, das in der Krippe seinen Anfang genommen hat, aufgehe und für alle Zeit in uns eingehe. Das ist die erlösende Wirkung des Erscheinens Jesu, die bis heute ihre Schöpferkraft erwiesen hat. Ja heute erst recht ist es so, daß ein Blick auf Jesus uns wie eine Rettung vorkommt, nicht bloß aus dem Schmerz der Sünde des Einzelnen, sondern aus viel schrecklicherem noch: aus der Verzweiflung an der Kraft der Liebe und des Guten überhaupt. Und je tiefer wir selbst hineinsinken in das Erdenleid um uns her und die Müdigkeit, die Müdigkeit, die nicht mehr glauben und hoffen will und nicht mehr glauben und hoffen kann, um so mehr nehmen wir unsere Zuflucht zu der Erscheinung dieses neuen Menschen, von der das Wort sagt: Die Herrlichkeit des Vaters erschien in ihm.

Herrlichkeit? Was ist denn das für eine besondere Herrlichkeit an dem Leben Jesu, das beginnt in der ärmlichen Krippe und endigt am Kreuz auf Golgatha in Spott und Schande? Möchtest Du ein solches Leben haben? Du bittest wohl zu Gott, er möchte Dich lehren, Christus nachzufolgen, aber ein solches Leben wie Christus zu führen — nein das möchtest Du nicht! Das kannst Du auch gar nicht wollen! Im Gegenteil. Du bittest zu Gott, daß Deine Kinder ein schönes, ungestörtes, freudenreiches und vor allem ein ehrbares Leben haben, wie es Dir selbst beschieden gewesen war.

---

[1] Aus einer Weihnachtspredigt.

Jesus hat ja kein ehrbares Leben gehabt. In Armut wurde er geboren — o, wehe den Kindlein, heute, die vater-, oft auch mutterlos in die Welt hineingeboren werden, die der Armut und also auch der Schande preisgegeben sind und immer wieder das Los trifft, ausgenutzt zu werden, weil man das ganz in der Ordnung findet. Vom Elternhaus wurde er verbannt und gemieden — das ist ja etwas Unerhörtes. Von den Anständigen und Gutangesehenen ward er verlacht und schlechte Frauen hatte er unter seinen treuesten Jüngerinnen und Menschen, die von der Gesellschaft ausgestoßen wurden, folgten ihm nach, und er stellte sie den verdutzten Tugendhaften als Bild dessen hin, wie Gott den Menschen wolle. Möchtest Du in solcher Gesellschaft Jesus dienen? Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß sich einer, der den bösen Blick der Leute auf sich zieht nicht in der Kirche blicken lasse, oder, wenn doch, daß man gerne etwas weiter als gewöhnlich von ihm abrückt. Denn Gott kann man ja nur als ein anständiger Mensch sich nähern. Im besten Fall nimmt sich eines solchen Menschen noch die Heilsarmee an. Lieber Zuhörer, was ist das für ein besonders herrliches Leben, das Dir in Jesus Christus vor Augen tritt? O, Du Kindlein, das uns heute geboren ist, weißt Du auch, was für ein Leben in Niedrigkeit und Torheit vor der Welt Dir bevorsteht, Du Kindlein, aus dem der Welt Rettung und Erlösung hervorbricht, Du bist schon zum Voraus bestimmt zur Dornenkrone und zum Kreuz. Deshalb bist Du in die Welt gekommen, damit Du ein Raub des Unverstandes, der Verhöhnung, der Gewalttat seiest. Siehe Dein Kreuz schwebt schon über Dir! Warum hat Dich Gott dennoch in die Welt gesandt? Warum hat er Dich nicht frühe hinsterben lassen im Frieden, umfangen von der Liebe Deiner Mutter? Warum mußtest Du heranwachsen in alle Kämpfe des Lebens hinein, von denen es heißt, daß sie die Liebe unbrauchbar machen, daß man darin die Liebe aufgeben, die Kindlichkeit verlieren muß? Warum mußtest Du ins reife Leben hineinkommen, Kindlein, das uns geboren ist, warum? Du schaust uns an aus Deiner Wiegen klein und Deine Aeuglein schimmern von innerem Glanz und Wunderbarkeit, und in unseren Herzen klingt das Wort eines Christen, der Dich verspürt hat, der Dich erfahren hat, der zu Dir sagt: mein Leben bist Du mir geworden, das Wort: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.

In diesem Leben zwischen Krippe und Kreuz ist eben doch eine Herrlichkeit ans Tageslicht getreten. Es ist doch das verborgene Glück der Menschheit darin offenbar geworden. Das haben die Menschen alle verspürt, die von Jesu Geist ergriffen worden sind. Sie haben die verborgene Herrlichkeit Gottes in ihm erkannt und aus ihm erschaut. Er wandelte in menschlicher Niedrigkeit und Unscheinbarkeit als einer, der nicht in die Welt gekommen war,

an sich zu reißen und an sich zu raffen, woran für die Meisten das Glück und das Leben hängt, sondern als einer, der sich gesandt und stark genug wußte, die Menschen nach Gottes Bilde umzuschaffen und sie an seinem Leben die reinere und tiefere Herrlichkeit erleben zu lassen und die Menschen hinzuführen zu Gott, der unser bestes Teil ist. An ihm geht uns ein Ahnen auf wie unsere Welt sein sollte. Und die Menschen spürten diesen Königsreichtum in seinem Herzen, der durch alle seine Niedrigkeit durchschimmerte. Es ging ihm wie der greise Simeon dem Kindlein vorausgesagt: Dieser ist gesetzt zum Fall und zum Aufstehen für Viele in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden. An ihm konnten die Menschen nicht teilnahmslos vorübergehen, die einen hat diese Herrlichkeit geblendet; sie ruhten nicht bis sie aus der Welt geschafft war, um nicht mehr durch sie an ihre eigene Finsternis erinnert zu werden. Aber Andere fühlten diese Herrlichkeit und sie erkannten, daß dahinter Gottes Herrlichkeit, Gottes Liebe und Gottes Vaterreich verborgen war, in dessen Namen Jesus kam, Gottes Reich und Herrlichkeit, die Jesus vertrat, um in uns allen die Hingabe an das Reich der Liebe zu wecken. Fast aller Glanz ist von der Erde gewichen, es ist ein trostloses Wandern unter Aechzen und Verzagen und in Hoffnungslosigkeit, es ist Freude da, und doch ist es keine rechte Freude, es ist Kraft da, und doch ist es mehr Kraft zum Bösen, es ist Wissen da, aber kaltes totes Wissen, es ist Liebe da, aber nur sentimentale Liebe oder engherzige Liebe, gepaart mit Verdammungssucht, es ist viel Gottesfurcht da, aber keine Gottesliebe, die froh macht. Und mitten in diese Not tut sich der Himmel auf und da auf einmal steht ein Stück Himmel, nein der ganze Himmel auf der Erde, im Vollglanz und in Erlöserkraft. Der Himmel hat geredet, er hat sein Wort gesprochen. Aus der Ferne, durch die Gott zu den Menschen gesprochen hat im heiligen Buch, durch Priester- und Kirchenlehre hat Gott den Menschen den Himmel aus der Nähe gezeigt in diesem unserem Bruder Jesus Christus, der den Himmel im Herzen trägt, den Himmel auf Erden bringt, mitten in Kampf und menschliche Not hinein und Gott spricht zu uns: seht, so ist der Himmel des Vaters, seht so beginnt das Gottesreich, so einfach, so unscheinbar, so menschlich.

Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater voll Gnade und Wahrheit. Wiederum ist uns dieses Zeugnis Beweis genug dafür, daß in den Herzen aller Menschen unverloren der Sinn für das Wahre, das Göttliche, das Gute lebt. Nur müssen es die Menschen sehen, es muß ihnen gezeigt werden. Auch heute. Zwar sagen viele: Die Botschaft hört ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Der Glaube fehlt Dir? Woran denn? An Gott?

An die Menschen? An die schönere Zukunft? An den Frieden? An die Gerechtigkeit? An die Liebe? An die Wahrheit? O, Freund, ich verstehe Dich gut. Meinst Du ich hätte nicht auch ähnliche Stunden? Doch wozu dient uns Weihnacht, wenn nicht dazu, daß wir inne werden: Gott hat uns Menschen den Glauben, das Frohwerden, die Zuversicht wieder geschenkt, indem er seinen Sohn, sein lebendiges Wort, unter uns wohnen ließ. Da wird uns nicht nur gepredigt, und bewiesen, da wird uns gezeigt, darauf geben wir heutzutage mit Recht mehr. Man will den Kindern nicht bloß Dinge vorschwatzen und anpreisen, sondern Anschauungen verschaffen. Wir haben jetzt in diesen vier Jahren Krieg immer wieder gepredigt, daß die Liebe doch stärker sei als Gewalt und Haß. Wie viele glauben es? Fährt nicht die ganze Welt fort im Haß und im Krieg mit Worten und Taten, draußen und daheim, und doch wissen es alle und schreiben die Zeitungen voll, daß „Friede auf Erden" sein sollte und die Menschen wegtun sollten, einander zu umlauern und zu befeinden. Doch wer zeigt das neue Leben und den Weg dazu? Das ist ja das Tieftraurige, daß unser ganzes Leben fortwährend den eigenen Gedanken und Worten widerspricht. Was hat da das Reden noch für einen Sinn? Die Leute glauben es doch nicht, und wenn sie's glaubten, täten sie's? Aber immmer noch glaubst Du, daß in Geschäftssachen die Schlauheit Dich weiterbringt als das Entgegenkommen. Du glaubst doch, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört und daß man seelenruhig seine Steuern unterschlagen darf. Du glaubst doch, daß das Geld Dich rettet. Du glaubst doch nicht recht an den Sieg der Liebe über die Gewaltat in der Welt — nein und abermals nein! Aber wer zeigt Dir das Leben?

Doch das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit. Das ist alles. Das ist Beweis genug, daß Gott nicht lügt und nicht bloß verheißt, sondern daß er erfüllt. Wir glauben nicht umsonst. Der Himmel hat gesprochen, die Menschheit ist erlöst, weil Christus dagewesen ist. Erlöst von dem Bann, der auf ihr liegt, erlöst von der Zweifelsucht, erlöst von den tausend Ketten, die uns noch an die Welt der Gewalt binden, erlöst von allem falschen Wesen. Wir glauben trotz allem nicht mehr so recht an die Gewalt und alles woraus sie entsteht und was sie aus sich entstehen läßt, und gerade, weil wir ihr nicht mehr ungesäumt Glauben schenken, darum hat das Böse diese furchtbare Anstrengung gemacht in der heutigen Welt, um uns wieder in seine Gewalt zu bekommen. Darum lockt es uns. Alle Mächte des Bösen wissen wohl, daß wir im tiefsten Grunde des Herzens anderen Glaubens sind, weil wir die Herrlichkeit Gottes erschaut haben, weil der Himmel zu uns gesprochen hat in unserem Herrn Jesus Christus; nicht durch seine Worte allein, sondern vielmehr durch sein Leben hat er uns erlöst, durch sein Leben mit Gott, sein Leben für

die Brüder. Eins ist in ihm Leben und Wort, darum ist er Gottes Wort.

Erlöst hat er uns — o, wie könnte ich aufzählen Alles, wovon er uns befreit, losgerungen? — erlöst hat er uns von zwei Mächten über unsere Seele: von der Selbstsucht und von der Gottlosigkeit. Oder ich möchte es anders sagen: er hat uns zurückgeführt zu uns selbst und zurückgeführt zu Gott.

A. J.

Sieg.

Was schaust du Seher?
Ich höre Rauschen wie von Urweltsmeeren,
Der Boden schüttert wie von Völkerheeren,
Die fern her kommen, als zur letzten Schlacht.
Blüht noch kein Leuchten auf am Saum der Nacht?

Ich seh' ein Heer!
Erstorbne Länder, die der Mittagsbrand
Bis ins Gedärm verdorrte, sie erstehen,
Und lustig auferstehen aus Wüstensand
Die Wunder wieder, die dort einst geschehen.
Die toten Berge hüpfen froh heran,
Versengte Ströme rauschen neuen Lauf,
Und alter Meere Tiefen donnern auf!
Und was kein Glaube glaubte, wird getan!

Was schaust du Seher?
Ich höre singen wie aus Urweltstiefen,
Die Lieder, die die Welt zur Schöne riefen,
Als sie erblühte aus dem Schoß des Lichts
Mit kinderfrommem Scheitel. Schaust du nichts?

Ich seh' ein Fest!
Erloschne Sterne, die im kalten Raum
Erstarrt dem letzten Tod entgegenharrten,
Erflimmern aus des Meeres Wogenschaum
Und flammen neu auf weltenhohen Warten.
Die Lampen glühn. Von Liedern weht die Nacht
Und alles Leuchten hat sich aufgemacht,
Und was kein Hoffen hoffte, das geschah.

Was schaust du Seher?
Versinkt der Donner nicht mit seinem Grimme?
Erlöschet nicht der Sterne Glutenstimme?

Was wird die Welt so himmelmeeresweit?
O wogenrollend Licht der Ewigkeit!

Du neigst das Haupt,
Verstummest, Seher? Jedes Wort wird Leid!
Sie naht, sie naht in strahlendem Gewande!
O Herrin, Königin, o Gotteszeit!
Aufjauchzend donnern alle Weltenlande
Das All ertost mit mächtigem Gebraus
Und alle, alle Lieder rauschen aus
In deiner Liebe, die den Sieg uns gab!

Arthur Pfenninger.

Neue Wege.

X. Die Religiös-Sozialen — ein Versuch.[1]

Die Stellung, die in diesen Aufsätzen entwickelt worden ist, deckt sich wenigstens in einigen wichtigen Punkten, vor allem in Bezug auf das Verhältnis zur Kirche und zur Sozialdemokratie, mit derjenigen, die die Gruppe der sogenannten Religiös-Sozialen eingenommen hat. Zwar soll bei dieser Gelegenheit ausdrücklich hervorgehoben werden, was bisher immer stillschweigend vorausgesetzt wurde, daß der Verfasser durchaus nur in seinem eigenen Namen schreibt und Niemanden auf seine Gedanken festlegen möchte; aber er weiß doch, daß diese in ihren allgemeinen Umrissen das Bekenntnis eines großen Kreises sind. Dieser reicht allerdings wieder über den mit dem Namen „Religiös-Sozial“ belegten weit hinaus. Die in Frage stehende Denkweise besitzt in der ganzen Christenheit überall in einzelnen Persönlichkeiten oder ganzen Gruppen ihre Vertreter, hat aber in der Schweiz eine Konzentration besonderer Art gefunden. Es scheint darum wichtig, ja notwendig, zum Abschluß von diesem religiös-sozialen Versuch zu reden. Denn er ist, wie uns scheint, in mancher Hinsicht bedeutsam und lehrreich.

Freilich steht einer solchen Besprechung der Umstand im Wege, daß der Verfasser an dieser sogenannten religiös-sozialen Bewegung selbst starken Anteil genommen hat und man ihm für ihre Beurteilung nicht die nötige Unbefangenheit zutrauen wird. Aber er will für diese Besprechung auch gar nicht die berühmte „Objektivität“ in Anspruch

---

[1]) Dieser Aufsatz bildet die natürliche Fortsetzung von „Unser Sozialismus“, ist aber umgestellt worden, weil sich der über die „Erlösung durch die Liebe“ besser für das Weihnachtsheft eignete. Dieses soll aber das letzte Wort sein.

nehmen, sondern gibt sein Urteil, wie alle übrigen Ausführungen dieser Aufsätze, als ein persönliches Bekenntnis, wobei es dann ein Vorzug sein mag, daß er diese Sache vom ersten Anfang an gründlich mit durchlebt hat. Im übrigen aber ist er ihr durch alle Kämpfe und Schmerzen, die sie ihm bereitet, auch wieder so fern gerückt, daß er in völliger Ruhe, fast wie von etwas Fremdem, davon reden kann. Notwendig aber scheint ihm dieses Reden, weil es zu der Aufräume-Arbeit gehört, die das Ziel dieser ganzen Aufsatz-Reihe war. Die gewaltige Krise, worin wir stehen und die aller Wahrscheinlichkeit nach noch schärfer werden wird, fordert eine möglichst tief gehende Besinnung, eine großgesinnte Analyse des bisherigen Wollens, eine unbarmherzige Anerkennung aller begangenen Fehler und durchlebten Irrtümer. Unsere Losung muß bis auf weiteres sein: „Bereitet dem Herrn den Weg.“

1.

Die religiös-soziale Bewegung ist als eine sehr große und verheißungsvolle Sache aufgetreten.[1]) Es war, zum Teil aus der Mitte der Kirche hervorbrechend, eine Reichsgottesbewegung voll der kühnsten Gedanken und größten Hoffnungen. Sie war getragen von starkem Glauben und hohem Enthusiasmus. Mitten in der Not und Armseligkeit eines geistentleerten und von sich selbst abgefallenen Christentums leuchtete uns eine neue Orientierung in einem neuen Verständnis Gottes, des Christentums, der Geschichte und Gegenwart auf. Sie bedeutete allerdings eine bis auf den Grund gehende Kritik des vorhandenen christlichen Wesens, der Kirche, des Staates, der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, der politischen, sozialen, sittlichen Ordnungen und Meinungen. Es war ein zerstörender und schaffender Sturm, eine Revolution von der allergrößten Tragweite der Gedanken und Absichten. Es lebte in der Bewegung ein frühlingsfrischer Glaube, ein jugendstarker Trotz, ein stürmischer Eroberungsdrang, ein Wagemut, der sich zutraute, mit Gott die ganze Hölle zu zerstören und seinem Reich auf Erden eine neue Bahn zu schaffen.

Der Name „religiös-sozial“ ist, wie es zu gehen pflegt, der Bewegung fast durch Zufall geworden. Schon die kurzen Andeutungen über ihren Sinn zeigen, daß er irreführend ist, insofern er den Schein erregt, als ob es sich bloß um eine neue Art von Sozialismus, etwa eine besonders radikale Abart des sogenannten christlichen Sozialismus, oder gar nur um einen religiösen Anhang zur Sozialdemokratie handle, um eine vielleicht durch einen Zusatz von verblaßtem und seines tiefsten Gehaltes entleertem Christentum etwas umgefärbte Sozialdemokratie. Es war vielmehr eine Bewegung aus dem Ganzen fürs Ganze; sie kam von einer andern Gegend her, als der Sozialismus zu tun pflegt

---

[1]) Eine Geschichte der Bewegung ist hier nicht beabsichtigt. Wer sich dafür interessiert, wird sie am ehesten in dem Buch von Matthieu: „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart“ finden.

und blickte weit über ihn hinaus zu den allerletzten Hoffnungen der Menschheit — von Gott her zum Reiche Gottes auf Erden!

Aber eine besondere Bedeutung hatte das Wort „sozial" doch und ein reiner Zufall war das „Religiös-Sozial" immerhin nicht. Denn die Bewegung kam nicht sozusagen aus der blauen Luft. Sie entstand — menschlich gesehen — aus der tiefsten Not der Zeit. Diese hinwieder kam in der sozialen Not am deutlichsten zum Ausdruck, auch wenn sie ihrem letzten Wesen nach noch tiefer lag. Die soziale Not im weitesten und tiefsten Sinn wurde darum die stärkste Triebkraft der Bewegung. Gott und die Not sind ihre Quelle, beide mit einander verbunden. Auf der einen Seite Gott, der Glaube an ihn, an seine Verheißung, seine Kraft, seine ganze Welt der Erlösung. Auf der andern Seite die Not, die soziale zunächst, aber diese nur als sichtbarste Erscheinungsform einer allgemeineren, auf den Grund der Seele reichenden Not; eine Ordnung, die das Gegenteil der Gotteswelt war; eine Welt des Mammons, des Lasters, der Knechtschaft, der Unmenschlichkeit, der Gottesferne; vor allem auch eine Religion ohne Gott, das heißt: ohne weltüberwindenden Glauben an Gottes Wirklichkeit, ohne starke Liebe, begeisternde Hoffnung, tapferen Mut, ohne Charakter, ohne Salz, bloß ein Anhang und eine Weihe bestehender weltlicher Ordnungen und damit das schwerste Hemmnis für die göttliche Wahrheit und der stärkste Bundesgenosse und Schutzherr alles Unrechtes. Die soziale Not war vor allem auch ein Ausdruck der religiösen Not. In der sozialen Krise vor allem pochte Gott an die Tore einer Welt, die ihn vergessen hatte. Ihre Lösung konnte nur gefunden werden in einem völligen Erwachen, einer Umkehr von Grund aus zu Gott und dem Menschen, einer Wiedergeburt der Gesellschaft aus dem heiligen Geiste, anders gesagt: in einem neuen Kommen Gottes und Christi, einer neuen Ausgießung des Geistes.

So ging die Bewegung freilich über das, was man gewöhnlich unter Sozialismus versteht, weit hinaus und schloß doch einen radikalen „Sozialismus" ein. Sie zielte auf eine noch viel gründlichere Revolution der Gesellschaft als die Sozialdemokratie. Sie enthielt alles, was diese an Erlösungswahrheit bot, ging aber zurück zu deren letzten Voraussetzungen und blickte vorwärts zu ihren letzten Auswirkungen. Ihr Bekenntnis war nicht bloß der Sozialismus, sondern das Gottesreich und zwar das ganze! Aber von hier aus war sie, wie dies in anderm Zusammenhang dargestellt worden ist, imstande, das was in der Sozialdemokratie an Reich Gottes zum Durchbruch drängte, zu verstehen. Sie fühlte sich verpflichtet, für ihr verhältnismäßiges Recht einzutreten. Sie mußte dem Proletariat die Bruderhand entgegenstrecken und das Bruderherz zeigen. Wenn sie dabei das Leiden auf sich nehmen mußte, daß ihre eigenen letzten Ziele verdunkelt wurden, so war das etwas von jener Kenosis und Krypsis[1]), die nun einmal zum Weg Christi gehört.

---

[1]) Entleerung und Verhüllung.

Das war, mit wenigen Strichen angedeutet, der ursprüngliche Sinn und Geist der Bewegung.

Was hat sie ausgerichtet?

Man darf wohl, ohne gegen die Demut zu fehlen, sagen: Vieles und Großes!

Es war ein guter und großer Geist in der Bewegung wirksam, auch ein, mit dem üblichen Wesen verglichen, reiner Geist! Das Streben der Männer und Frauen, die sich in dieser Sache zusammenfanden, ging wirklich auf hohe und außergewöhnliche Ziele. Es war etwas Heroisches darin. Sie suchten keinen persönlichen Vorteil, sondern setzten zum Teil vieles aufs Spiel: Ehre, Beliebtheit, Freundschaft, ja sogar Beruf und Lebensstellung. Sie handelten gegen das, was sie hätten vertreten müssen, wenn sie den gewöhnlichen Weg hätten gehen oder sich selbst dienen wollen. Sie übten Kritik an der Kirche, der sie zum Teil als Beamte angehörten. Sie wendeten sich gegen die Klasse, der sie entstammten und wo sie ihre meisten menschlichen Beziehungen hatten. Sie mußten ihr Leben in der Hand tragen. Dafür wurden sie freilich entschädigt durch die neue geistige Gemeinschaft, die sie fanden. Besonders merkwürdig und erfreulich war, daß die Unterschiede der sogenannten kirchlichen Richtungen, die so lange das gewesen waren, was die Gemüter erfüllte, für sie überwunden und abgetan waren. Sie waren eben darüber hinausgehoben auf einen höheren Boden. Noch mehr geschah, fast Wunderbares: auch der Unterschied der Konfessionen und Religionen, sogar der zwischen Religiös und Unreligiös versank, Katholiken, Israeliten, „Gottlose" wendeten sich der Bewegung zu und glaubten hier das Wort zu finden, das sie suchten. Nie ist in diesen Kreisen ein dogmatischer Streit im üblichen Sinne aufgekommen, so verschieden sie auch von Hause aus „theologisch" orientiert waren. Welch eine verheißungsvolle Tatsache! Die Theologie war verschwunden, wie das Kirchentum und Pfaffentum und alle die andern Gebilde der religiösen Nacht, vor dem hellen freien Licht der Gottesreichswahrheit.

An Bestreitung fehlte es freilich nicht. Sie war gröberer oder feinerer Art, meistens das Erste. Man warf uns, unsere tiefsten Beweggründe verkennend, blinde Verherrlichung der Sozialdemokratie vor. Man meinte, daß wir durch soziale Umwälzung das Reich Gottes herbeiführen wollten. Man behauptete, daß wir den Glauben an ein Jenseits des Grabes zu Gunsten einer reinen Diesseitsreligion preisgäben. In sozialdemokratischen Kreisen argwöhnte man, wir wollten die Arbeiterschaft wieder in die Kirche bringen; in kirchlichen Parteikreisen, unser Ziel sei eine neue kirchliche Partei und kirchliche Macht. Man schalt uns Schwärmer, Enthusiasten, Utopisten, Politiker, Propheten, Revolutionäre, Materialisten, Pietätslose. All das war ganz in der Ordnung und hätte uns nicht hemmen können, im Gegenteil (nach dem alten Gesetz) der Ausbreitung der Sache dienen müssen. Die Art und Weise, wie diese aus kleinen und, man möge uns dies

glauben, wenigstens in den Augen des Schreibenden ganz anspruchslosen Anfängen heranwuchs und um sich griff, ganz von selbst, ohne Zutun, war eine ganz unerwartete und überwältigende Erfahrung von der Macht einer im Glauben ergriffenen Wahrheit. Wer hätte denken können, daß so kühne und für die Meisten zunächst seltsame Wahrheiten so rasch Aufnahme und Verständnis finden und Geister aller Art erfassen könnten?

Es ist mehr ausgerichtet worden, als die Meisten ahnen. Die Arbeiterschaft horchte auf. Das war ja ein neuer Ton! Viele, und zwar gerade von den Wertvollsten, waren bereit, diesen neuen Weg zu betreten. Es war die Botschaft, auf die sie schon lang gewartet hatten. Scheinbar fest verrammelte Türen taten sich wunderbar auf. Eine Wendung stand bevor, ja sie war schon da, wenn nur — doch wir wollen hier noch fortfahren, von dem zu reden, was erreicht worden ist, oder unter Umständen erreicht worden wäre. Auch in der bürgerlichen Welt gab es ein Erwachen. Eine Elite von höchstem Wert löste sich in allen Kreisen von den bisherigen politischen, sozialen und religiösen oder antireligiösen Parolen los und betrat eine neue Bahn. Ein Aufhorchen ging aber noch viel weiter. Auch der heftige Widerspruch war ein Gewinn, denn er bezeugte die Wirkung der neuen Gedanken. Die Kirchen nahmen diese zum Teil auf, vielfach freilich nur, um sie damit zu bekämpfen, aber sie konnten dies doch nur dadurch, daß sie ihnen wenigstens teilweise recht gaben. Die ganze Problemstellung des religiösen Denkens wurde anders. Die alten Richtungskämpfe traten fast ganz zurück. An Stelle des Streites über die Bedeutung der Bibel, das Wunder, die Gottheit Christi, das Bekenntnis, trat die alte, zentrale, dem Sinn des Christentums allein entsprechende Frage nach dem Reiche Gottes, nach seinem Wesen, nach der Art seines Kommens, nach seinem Verhältnis zur Welt. Die Bewegung beschränkte sich auch nicht auf die Schweiz, sie drang in die Weite und erregte Aufmerksamkeit, Zustimmung und Widerspruch. Kurz, es war ein mächtiges Vordringen einer neuen Geisteswelle, es war eine Revolution, ein Durchbruch von der Religion zum Gottesreich.

Das alles darf aber selbstverständlich nicht so verstanden werden, als ob es etwa das Werk der Leute gewesen wäre, die sich in der schweizerischen Bewegung zusammenfanden. Diese selbst war ja ihrerseits nur die Frucht einer allerwärts aus der Tiefe drängenden Entwicklung. Wenn die Bewegung diese unerwartete Wirkung hatte, so war dies bloß ein Zeichen, daß die Menschen, die sich ihr anschlossen, bei all ihrer Kleinheit und Fehlbarkeit doch von einer mächtigen Welle der Wahrheit getragen waren.

2.

Trotzdem ist auch dieser Versuch vorläufig gescheitert. Die religiös-soziale Bewegung hat so gut versagt, wie so viele andern Bewegungen und Einrichtungen versagt haben. Das ist schließlich eine

offenkundige Sache; es muß aber mit aller Klarheit und Ehrlichkeit herausgesagt werden, so schmerzlich es auch ist. Und schmerzlich genug ist es dem, der dies schreibt. Denn er hat einen großen Teil seines besten Glaubens und Hoffens in diese Sache gelegt. Es ist eine Tragödie, eine Tragödie des Gottesreiches.

Wie und warum ist es so gekommen?

Es liegt nahe, die Schuld daran auf begangene Fehler im Einzelnen und auf die menschlichen Mängel der Träger der Sache zu schieben. Solche sind gewiß reichlich vorhanden gewesen. Es waren zunächst einmal die gewöhnlichen, die sich überall einstellen, wo Menschen am Werke sind. Die menschliche Leidenschaft trübte das Feuer aus Gott; die neue Erkenntnis wurde einseitig, heftig, ja stürmisch vertreten, es war zu wenig Liebe darin und zu wenig von der Gerechtigkeit der Liebe, auch zu wenig von ihrer Geduld; die Nebel menschlichen Irrens hinderten da und dort den klaren Blick für die göttlichen Notwendigkeiten; auch die Glaubenskraft, so hoch sie manchmal aufzulodern schien, versagte doch auch wieder vor den hohen Mauern der Widerstände; falsche Anwendungen der nur halb erkannten Wahrheit brachten diese da und dort in Mißkredit; private Fehler der im Vordergrund Stehenden und auch größere Mißgriffe in der Vertretung der Sache kamen dazu, kurz, das ganze Inventar der menschlichen Unzulänglichkeit war vorhanden.

Aber das alles hätte die Bewegung nicht zu Fall gebracht, hätte ihr vielmehr bei richtigem Vorwärtsstreben zum Guten dienen können. Trotz diesen Dingen schritt sie fort und es war merkwürdig, wie ihr immer neue Gelegenheiten geboten wurden. Wenn sie nur ihren Weg weiter gegangen wäre, tastend zwar, oft strauchelnd, aber reinen Herzens, in Einfachheit, Glauben und Liebe, Tapferkeit und Leidensfreudigkeit, geradewegs vorwärts mit Gott — immer Größeres wäre ihr beschieden gewesen. Die größte der Gelegenheiten wäre vielleicht der Weltkrieg gewesen. Was hätte sie da nicht bedeuten können! Wie waren die Augen auf sie gerichtet! Wie hätte sie ein „Licht der Welt“ werden können! Aber da war sie schon gehemmt und gelähmt; sie versagte und ihr Versagen kam schließlich aus dem gleichen Grunde, wie die Katastrophe der Welt.

Es sind nicht die gewöhnlichen menschlichen Schwächen und Irrungen gewesen, die es bewirkt haben, sondern solche, die gleichsam in einer höheren Sphäre liegen, darum aber nur desto gefährlicher sind. Denn auf ganz einzigartige Weise bewährt sich an dieser Sache das von uns öfters angeführte Wort: Corruptio optimi pessima. Wo das Beste der Verderbnis verfällt, da wird diese besonders schlimm.

Wir wollen nun nicht versuchen, dieser Verderbnis in all ihre zum Teil sehr seltsamen Formen nachzugehen, sondern nur das hervorheben, was von allgemeiner Wichtigkeit ist und im Rahmen dessen liegt, was uns in diesen Aufsätzen beschäftigt.

a. Einer der Grundmängel der Bewegung ist in den Augen dessen, der dies schreibt, der Umstand gewesen, daß sie der rechten Weite entbehrte, sich ins Enge und Engste verlor und dieses sogar suchte. Das war ein Abfall von ihrem Ursprung und ihrem eigentlichen Sinn. Denn wenn etwas an ihr großartig war, so war es gerade die Weite ihrer Gesichtspunkte, die Kühnheit ihres Fluges. Sie hatte ein großes Herz. Darum war sie auf Eroberung angelegt. Ihre Losung war die Sache Gottes für die Welt, für alle Welt, ihre Hoffnung eine, die über alle herrschenden Gedanken und Einrichtungen hinausging. Eine ganz neue und unerhörte Freiheit gehörte notwendig dazu. Aber nun ist merkwürdig, wie von Anfang an ein Bestreben vorhanden war, dies Licht unter den Scheffel zu stellen. Die Neigung zum Konventikel lief einem Teile ihrer Vertreter aus ihrer Vergangenheit nach. Sie wollten den neuen Geist in kleinem Kreise hegen. Sie waren voll Mißtrauen gegen die Unberufenen, wobei es ihnen natürlich wie immer in solchen Fällen begegnete, daß sie solche für berufen hielten, die es wohl nicht waren. Die Meinung war dabei freilich nur, daß die Sache, wenn sie im kleinen Kreise einmal reif geworden, ins Weite solle, aber dann hätte man sie von vornherein im kleinen Kreise bewahren und sie nicht laut in die Welt hinausrufen sollen, um dann plötzlich von Schweigen und Stillesein zu reden. Auch ist bei jedem solchen Sich-Einschließen in den Kreis der Erwählten die Gefahr eines gewissen Hochmutes auf die größere Tiefe und den größeren Ernst der ihm Angehörenden sehr groß.

Dazu kam aber, daß dieser Kreis sich immer mehr und zuletzt fast ausschließlich auf Pfarrer beschränkte. Die Sache geriet immer mehr in die Hände der Theologen und Schriftgelehrten. Das war innerhalb der Seltsamkeit dieser ganzen Entwicklung ins Enge eine Potenzierung davon. Denn es war doch gerade ein Charakteristikum dieser neuen Art, daß sie durch alle theologische Verkrustungen und Beschwerungen der Sache Christi zu der herrlichen Kindlichkeit und Menschlichkeit, also auch Laienhaftigkeit des Reiches Gottes vordrang. Darum lauschten denn auch gerade die „Laien“ bei dieser Botschaft auf wie sie schon lange nicht mehr getan. Aber nun hörten sie, mehr und mehr verwundert, daß diese Sache zunächst für die Pfarrer sei. Diese seien nun einmal die Berufenen. Sie hätten das Amt und das Wort; sie seien die Verkünder des lebendigen Gottes. Auf ihnen laste eine Verantwortlichkeit, die die „Laien“ nicht kennten. Diese wurden auf alle Weise mit einer gewissen Geringschätzung bedacht. Sie sollten nach der Meinung Einzelner aus den ersten Zusammenkünften ausgeschlossen werden. Die Verkündigung des lebendigen Gottes wurde immer mehr mit der amtlichen Kirchenpredigt verwechselt. Die Themen der religiös-sozialen Zusammenkünfte reduzierten sich zuletzt immer mehr auf eines, das in ermüdender Monotomie verhandelt würde: „Wir Pfarrer“. Ein gewisser Klerikalismus bildete sich aus, der sich freilich in diesen Kreisen besonders seltsam ausnahm. Natürlich

blieben die „Laien“ allmählich weg, worauf man dann fragte, wo die Laien zu finden seien?

Daß die Sache damit zugleich eine Verkirchlichung erfuhr, war nur folgerichtig. Auch dies wieder eine tragische Wendung. Denn das Pathos der Bewegung war ihr Gegensatz zum Kirchentum. Zwar handelte es sich nicht um einen Auszug aus den vorhandenen Kirchen; auch nicht um deren bilderstürmerischen Abbruch, und dies gerade darum, weil man keine neue Kirche wollte, sondern etwas Größeres. Dieses Größere wollte man in den vorhandenen Kirchen vertreten, so lange es anging und abwarten, wie es wirke. Man richtete inzwischen gegen sie eine stürmische Kritik — eine viel zu weitgehende, falls man doch nicht ganz mit ihnen brechen wollte. So seltsam es heute klingen mag, möchte der Verfasser dieses Aufsatzes doch gestehen, daß er lange Zeit gegen diese Art von Kirchenkritik die größten Bedenken hegte, ja, daß er sie noch heute hegt. Denn seine eigene Haltung, die erst die Frucht langer Kämpfe und schwerer Erfahrungen war, hat einen andern Sinn. Auch ist er sich der Tragweite seiner Stellung bewußt im Gegensatz zu manchen Andern. Denn das Merkwürdige war, daß man nun im Handkehrum dieser auf alle Weise verurteilten Kirche alles zuschob, was man ihr genommen hatte. Nun sollte auf einmal sie wieder der einzige Ort sein, wo das Reich Gottes vertreten werden könne. Nun erschienen alle andern Formen als weltlich und nicht ernst zu nehmen. Nun war die Tätigkeit in diesem Kreise die einzige, die der wahren Innerlichkeit entsprach. In Kirchenpflegen, Pastoralkonferenzen, Synoden konnte man reden und taten, wer aber in einer sozialdemokratischen Mitgliedschaft von Gott redete, der — kompromittierte ihn. Auf einmal war diese Herzverengerung da. Alle die herrlichen und frommen Menschen, deren Gott-Suchen und Gott-Dienen nicht das Kirchengesangbuch in der Hand hat, erhielten einen Tritt. Sie standen jenseits der Mauer. Das Reich Gottes der Religiös-Sozialen zog einen schwarzen Rock an und las die Liturgie.

Endlich ist noch eine andere, weniger tragische und doch betrübende Form dieser Verengerung zu nennen, die mit den genannten zusammenhängt, aber doch noch einen besondern Charakter angenommen hat. Die Bewegung hat nie eine neue Partei sein wollen. Das bleibt fest. Ihre Ziele waren stets viel höher gesteckt. Aber sie hat ihre ökumenische Art verloren. Es kamen im Anfang, wie wir schon bemerkt haben, Viele zu ihr, die anderwärts keine rechte Heimat mehr hatten. Natürlicherweise mußten manche von ihnen mit der Zeit bemerken, daß sie auch hieher nicht gehörten. Aber das hätte man ihnen überlassen sollen. Statt dessen gab man ihnen auf alle Weise zu verstehen, daß sie nicht tief und rein genug seien, um in diesem Kreise mitzumachen. Sie merkten es und blieben weg. So ist wieder eine Verengerung eingetreten, von der es dem, der dies schreibt, ein Bedürfnis ist, zu sagen, wie er sie bedauert. Es hat hier einfach an einem wahrhaft großen Glauben und damit an der Freiheit, die aus ihm fließt,

gefehlt, und dazu an der Liebe. — Hieher gehörte auch eine gewisse nervöse Angst vor der Auseinandersetzung mit Gegnern. Diese schienen einen Mißton in die Sache zu bringen; man wollte unter „Gesinnungsgenossen“ sein. Als ob Gegner nicht werdende Gesinnngsgenossen sein könnten! Als ob sie oft nicht mehr wert sein könnten als Anhänger! Als ob es einer großen Sache nicht gut täte, beständig im frischen Fluß der geistigen Auseinandersetzung zu bleiben! Wie ganz anders ist darin das Evangelium, ist Jesus selbst! Wir aber haben damit sogar jenen Gewinn der Ueberwindung des Parteiwesens zum Teil wieder aufgegeben.

Ueberhaupt war dies die traurige Folge all dieser Formen der Verengerung unserer Sache, daß das Erlösende, das die Bewegung inmitten all der Zerrissenheit, Unrast und Enge dieser Zeit gehabt hätte, wieder verloren ging und jene zum Teil nur noch vermehrt wurden.

b. Zu diesem Mangel an Weite und Freiheit gesellte sich aber der an Einfachheit und Natürlichkeit. Er wurde auch nicht minder verhängnisvoll. Das Reich Gottes ist eine höchst schlichte und natürliche Sache. Gerade dadurch unterscheidet es sich von Religion und Theologie, deren Sache die Kompliziertheit, der Tiefsinn und die große Kunst sind. Dem entsprechend hätte unsere Sache nicht einfach genug sein können. Sie hätte in einer ungeheuren Kindlichkeit[1]) auftreten müssen, gepaart mit schlichtem Heldentum. Sie hätte dem einfachsten Volk verständlich sein müssen und ihm erst recht. Dann hätte sie bei allem notwendigen Widerstand der Welt doch etwas Hinreißendes gehabt.

Aber das strikte Gegenteil ist eingetreten. Es war von Anfang an viel zu viel Tiefsinn darin, weil zu viel Gedankenreichtum, viel zu viel Reflexion und Philosophie. Daran konnten sich wohl Intellektuelle berauschen, aber gerade die Allerbesten, die immer die Allereinfachsten sind, wurden vielleicht nicht ergriffen. Es war viel zu viel Menschliches darin, menschliche Leidenschaft, menschliche Beredtsamkeit, menschliche „Weisheit“, und zu wenig göttliche Kraft und göttliche Torheit. Es fehlte an jenem kindlichen und heldenhaften Vorwärtsgehen, das wahrhaft reichsgottesmäßig ist. Taktische Ueberlegungen spielten in der Bewegung eine ganz unglaublich große Rolle. Darin mochte zum Teil die Sorge walten, unsere Sache rein zu erhalten und sie nicht mit falschen Mitteln zu vertreten, zum Teil aber war es ganz einfach Mangel an Glauben. Man meinte, die Dinge durch große Kunst selbst machen zu müssen, statt Gott walten zu lassen und ihm zuzutrauen, daß er uns von falschen Wegen zurückrufen und auch aus unseren Irrtümern Gutes machen könne, daß er überhaupt größer sei als wir und nicht wir es zu machen hätten, sondern

[1]) Wir denken dabei an die echte Kindlichkeit, nicht an die künstliche, die schlimmer ist, als die Ueber-Reflektiertheit.

er, dessen anspruchslose Mitarbeiter wir bloß sein könnten. Wir schufen eine „Organisation“, die im Wesentlichen bloß den Sinn hatte, eine gewisse Gemeinschaft der Gesinnungsgenossen und Gelegenheit zur Vertretung der Sache zu schaffen, aber statt dafür nun die einfachste Form zu wählen und auf Formen wenig Gewicht zu legen, wurde an die Frage nach der richtigen Form dieser Organisation unendlich viel Zeit und Kraft verschwendet. Auch an die nach der Form der Zusammenkünfte, ob sie mit oder ohne Predigt stattfinden sollten, ob ganz oder halb oder gar nicht öffentlich, ob man darüber in Zeitungen berichten wolle, ob sie mit einem Vortrag oder einem „Votum“ eröffnet werden sollten und Aehnliches mehr. Alles ein Zeichen, daß es an der großartigen Kindlichkeit fehlte, die nun einmal zum wirklichen Reiche Gottes gehört.

Schlimmer noch war, daß an Stelle der einfachen Wahrheit des Evangeliums allerlei Unterscheidungen traten, die ihm fremd sind. So besonders die zwischen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, zwischen Arbeit in der Welt und Arbeit für Gott, zwischen dem echt Menschlichen und dem Göttlichen, zwischen dem Warten und dem Arbeiten. Was im Evangelium nebeneinander und ineinander lebt und webt und eben überall Leben ist, wurde zu oft sehr künstlichen und auf der Spitze stehenden Theorien ausgesponnen. Das Leben des Reiches Gottes wurde damit eine komplizierte Sache.

Die Folgen dieser Entartung blieben nicht aus und verbanden sich mit denen von der ersten Form. Es entstand Verwirrung und widerspruchsvolles Wesen. Man verkündete eine weltweite Botschaft und schloß sich in einen engen Kreis ein. Man bekämpfte die Kirche und erwartete alles von ihr. Man predigte mit Posaunenton — die Stille und mit vielen Worten — das Schweigen! Man warf der Welt den Handschuh hin und gab die Losung aus: Warten! Man stellte alles auf den Geist ab und meinte, sein Kommen und Wirken sei an bestimmte Formen gebunden. Man wollte, um der Sache eine möglichst große Intimität zu wahren, über sie möglichst wenig in den Zeitungen berichten, geriet aber in Aufregung, wenn dafür falsche Berichte kamen und Vieles mehr von dieser überreflektierten und unnatürlichen Art.

Dadurch wurden, wie gesagt, die Geister verwirrt. Damit aber auch eine energische Aktion unterbunden. Eine solche hätte die notwendige Folge unseres Auftretens sein müssen. Unsere Verkündigung mußte die Menschen notwendig gespannt machen auf ein Tun und je größer die Botschaft gewesen war, desto größer mußte das Tun sein. Taten des Glaubens und der Liebe mußten es sein. Eine neue Gemeinschaft mußte sich bilden. Kräfte mußten von uns ausgehen. Große Arbeit mußten wir tun. Die Drommeten hatten getönt, nun mußte die Schlacht geschlagen werden.

Aber nichts dergleichen geschah. Wenn etwas getan werden sollte, dann stellte sich irgend eine Reflexion in den Weg. Es war dann nicht

tiefsinnig und großartig genug. Oder es war noch nicht Zeit dafür. Oder es fehlte noch der Geist. So blieb die Arbeit, die gerade auf uns wartete, zum guten Teil ungetan. Das Erntefeld war groß, aber die Schnitter hatten so viel theoretische Ueberlegungen über die rechte Methode des Schneidens zu pflegen, daß die Ernte verfaulte. Es fehlte dabei oft auch an jenem kühnen Glauben, der doch am Anfang in der Bewegung lebte. Vor kühnem Tun schreckte man doch zurück. Besonders mußte auffallen, wie wenig man in diesen Kreisen das alte Gesetz des Leidens verstand. Man war geneigt, wo Anfechtung entstand, sie ohne weiteres auf Fehler, die man begangen, zurückzuführen und daraufhin den Kurs zu ändern. Man verstand nicht, daß es ein schlechtes Zeichen gewesen wäre, wenn wir allgemeinen Beifall und Erfolg gehabt hätten. Namentlich war die Angst vor dem Mißverstandenwerden groß — als ob dieses nicht zu jeder Vertretung neuer Wahrheit gehörte! Kurz, der Sinn der Kreuzes schien in diesen Kreisen oft verborgen zu sein. Man geriet in eine religiöse Form der Orientierung am Erfolge hinein. Es fehlte neben der Kindlichkeit am Heldentum und ein Fehler hing mit dem andern zusammen.

So blieben statt der Taten die Worte übrig. Je größer diese waren, desto leerer mußten sie schließlich werden, wenn die Taten ausblieben. Wenn man uns vorwirft, daß sich eine religiös-soziale Phraseologie herausgebildet habe, so ist das nicht ganz unrichtig. Nun wäre zwar eine besondere Sprache für das Neue, das uns bewegte, etwas Natürliches, ja Notwendiges, aber Phraseologie, Phrase, entsteht nur da, wo das Wort sich von der Lebenswahrheit abtrennt. Es ist damit freilich auf ein Uebel hingewiesen, dem wir bald noch besonders werden nachgehen müssen.

Es soll hier nur noch eine andere Folge dieses Mangels genannt werden: die Volkstümlichkeit ging verloren. Die Sache war darauf angelegt. Die Sache des Reiches Gottes geht mit dem Volke. Freilich bedeutet Volkstümlichkeit noch nicht Massenbeifall und Massenanhang, aber es bedeutet, daß eine Sache gerade zum einfachen Volk spricht und von ihm verstanden werden kann, wenn im Uebrigen die Bedingungen hiefür gegeben sind. Wie sehr hat es uns daran gefehlt! Es ist uns nicht gelungen, die uns aufgetragene Botschaft in der schlichtesten, der wahrhaft „religiösen" Form zu sagen und zu leben. Es ist keine „Evangelisation" im besten Sinn aus uns hervorgegangen. Wir haben nicht auf dem Marktplatz zu sprechen verstanden. Das Lied ist nicht aus unserer Mitte aufgebrochen.

c. Dafür aber haben wir unter uns Streit bekommen. Das ist die dritte der Entartungen, die über uns gekommen sind und vielleicht die am meisten tragische. Sie ist einerseits auch die Frucht der beiden andern, hat aber anderseits doch wieder ihre eigenen Ursachen. Während die Bewegung am Anfang sich mehr ihrer Einheit bewußt war, traten die in ihr vorhandenen Unterschiede des Sinnes allmählich

mehr hervor. Sie sammelten sich allmählich in zwei Hauptgruppen. Diese sind eigentlich schon durch die bisherigen Erörterungen charakterisiert worden. Die eine betonte (wirklich oder nur scheinbar) mehr den engen Kreis, die Kirche, das Pfarramt, die „Vertiefung", das Stillesein und Warten auf den Geist; die andere (wirklich oder nur scheinbar) das Heraustreten, die Laienhaftigkeit, ja Unkirchlichkeit, den Kampf für die Sache Gottes, die Arbeit für ihn in der Welt. Es gab zwar tatsächlich nirgends eine so schroffe Trennung dieser Dinge. In jedem von uns spiegelte sich ihr gegenseitiges Verhältnis wieder anders. Es wechselte oft bei dem Gleichen nach dem Maß seiner Erfahrungen und äußeren Umstände. Der Unterschied kam mehr auf eine Verschiedenheit des Temperaments und des Akzentes hinaus, als auf eine der gesamten Denkweise. Die Vertreter der ersten Gruppe wollten im letzten Grunde doch nicht Kirche, Pfarrertum, Konventikel als Letztes setzen, sondern blickten darüber hinaus nach der Herrschaft des Reiches Gottes über die Welt, die der zweiten aber wollten in Bezug auf die Stellung zur Kirche kein Dogma verfechten, wollten ruhig jeden, der es könne, darin arbeiten lassen, es auch selbst tun; sie verkannten auch durchaus nicht die Wahrheit, daß nicht der Masse, sondern der „kleinen Herde" das Reich versprochen ist. Die der ersten wollten nicht bloß warten, sondern auch Zeugnis ablegen und wenn sie Vertiefung forderten, dann nur, um mit den gewonnenen Kräften desto besser auf die Welt wirken zu können; die der zweiten aber waren weit davon entfernt, zu verkennen, daß das Warten neben dem Kämpfen und das Stillesein neben dem Zeugnis nötig ist, daß wir mit allem gesegneten Tun nur Mitarbeiter Gottes sein können und daß ohne eine „Ausgießung des Geistes" das Reich Gottes nicht kommen kann. Es ist ihnen zum Beispiel nie eingefallen, mit Politik das Reich Gottes zu bauen, wenn sie auch Politik für eine wichtige Sache halten, die mit dem Reiche Gottes Beziehungen hat.

Der Schreibende hat immer die feste Ueberzeugung gehabt, daß diese Unterschiede der Stimmung und des Temperamentes uns nicht zu trennen brauchten, im Gegenteil nur geeignet wären, unsere Sache vor Erstarrung zu bewahren und ihr einen großen Reichtum zu verleihen. Wir haben eigentlich nie über einen Hauptpunkt unseres Glaubens und Hoffens gestritten, sondern bloß über die leidige Taktik. Hätte einer ein Bekenntnis aufgestellt, daß alle irgendwie wesentlichen Punkte unserer Ueberzeugung enthalten hätte, so hätte gewiß jeder es sofort unterschrieben. Was ist es denn, das Streit herbei geführt hat?

Ein falscher Geist! Es fehlte an dem Geist der Freiheit, die den Andern nicht in die Schablone des eigenen Denkens zwingen will, sondern Erfurcht hat vor fremder Eigenart, ja Freude daran. Es fehlte an dem großartigen Glauben, aus dem die Freiheit fließt, dem Vertrauen, daß der Andere es auf seine Weise recht meine, daß Gott ihn gerade so, wie er sei, brauchen könne und wolle, daß er auch imstande und willens sei, ihn in der Wahrheit

weiter zu führen, vielleicht durch Irrtümer. Es fehlte an der Liebe, die der beste Schlüssel zum Verständnis des Andern ist und die gerne alles zum Guten deutet. Statt dessen stellte sich ein Geist der Zwängerei ein, der gern alle Anhänger der Sache in eine Schablone gesteckt hätte. Es bildete sich ein religiös-sozialer Methodismus aus, der darüber wachte, ob auch die rechten Formen und Worte gebraucht würden und der geneigt war, zu meinen, Gott selbst werde verleugnet, wo nicht jedes dritte Wort der „lebendige Gott" ist. Und wie es nicht anders gehen kann, stellte sich in seinem Gefolge ein Richtgeist ein, wie man ihn in dieser Gestalt nur bei ganz engen und dogmatischen Sekten antrifft. An diesem Punkte erfüllte sich auf besonders tragische Weise das Wort von der Verderbnis des Besten. Man machte aus den einseitig verstandenen großen Wahrheiten Schlagworte, die man nicht benutzte, um still darnach zu leben, sondern um Andere damit zu schlagen. Man war in das schlimmste Wesen von Religion, Theologie und Kirchentum hineingeraten und vom Reiche Gottes weit abgekommen.

Das zeigt uns auch in dieser Sache ein Blick auf Jesus. Was uns immer wieder als Erlösung umweht, wenn wir von unserm menschlichen Wesen, besonders dem religiösen, zu ihm kommen, das ist die göttliche Freiheit, die ihn umgibt und die Eins ist mit seiner göttlichen Natürlichkeit. Hier ist nichts mehr von menschlichen Schablonen, menschlichen Methoden, menschlichen Dogmen, hier ist nur noch hohes, weites, erlösendes Leben. Denn hier ist eben das Göttliche selbst erschienen. Hier ist nicht Religion, Theorie, Philosophie, große Weisheit, sondern Wahrheit und Leben. Hier sind nicht Fächer, wo im einen Innerlichkeit steckt und im andern Aeußerlichkeit, im einen Politik, im andern Religion, im einen Arbeiten und im andern Warten, sondern hier ist dies alles verbunden zu einer unendlich lebensvollen Einheit im Widerspruch. Es tritt bald das Eine, bald das Andere in den Vordergrund; bald ist das Eine wahr, bald das Andere. Aber nirgends eine Theorie, ein System, eine künstliche Sonderung. Hier ist volle Weltlichkeit, die aber ganz und gar Leben und Weben mit dem Vater bedeutet; hier ist eine Sache für Alle, die doch weiß, daß nur ein Teil sie fassen wird; hier ist ruhiges Arbeiten in der Gegenwart und gespanntes Warten auf Gottes Tat; hier stürmisches Handeln und stilles Leben aus der Tiefe. Hier ist nichts bloß Rede, Schlagwort, alles schlichter Ausdruck der lebendigen Wahrheit. Hier ist nicht „Phrase", sondern Kraft. Kurz: hier ist das Reich Gottes selbst an Stelle des menschlichen Religionswesens. Daß wir uns nicht bis zu diesem schlichten und hohen Jesus-Wesen erhoben haben, war unser großer Mangel.

Damit ist auch das letzte Wort unserer Kritik ausgesprochen. Wir wollen es noch genauer zu fassen versuchen.

d. Der Sitz der ganzen Erkrankung und Vergiftung dieser ursprünglich doch so hochgesinnten Bewegung lag wohl in der Umkehrung des rechten Verhältnisses zwischen Verkündigung und Wirklichkeit, Reden und Sein.

Die Bewegung begann mit der Verkündigung gewaltiger Wahrheiten. Es quoll eine ganze Welt von Wahrheit aus ihr hervor — aber zum großen, viel zu großen Teil nur in Worten. Wir stoßen nun von einer andern Seite her auf diese Tatsache. Sie ist bedenklich; sie ist das Gegenteil der gesunden und echten Ordnung. Die Tat sollte das Wort weit überwiegen und ihm seine Kraft geben. Es sollte immer viel mehr Wirklichkeit vorhanden sein als Rede und die Rede bloß eine Erläuterung dieser Wirklichkeit. Wo aber die Wirklichkeit, der Wille und die Kraft zur Tat, nicht vorhanden ist, da sollte die Rede scheu zurückhalten. Die Tat sollte dem Worte vorangehen, nicht ihm nachfolgen. So ist es im Reich Gottes, so darum im Evangelium. Hier wird es wahr: „Das Reich Gottes bestehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Jesu Rede ist immer nur Begleitung seiner Tat; seine Verkündigung gewinnt nur auf dem Hintergrund seines Seins ihre Gewalt; was wäre sie, wenn zwischen beiden ein Widerspruch bestünde? Es sind da auch gar nicht viele Gedanken, Wahrheiten, Tiefsinnigkeiten, sondern nur die Wahrheit, kein berauschendes Farbenspiel, sondern nur die klare, große Sonne Gottes. Nur in der Religion und Theologie tritt an Stelle der Kraft und Tat und Wirklichkeit der Reichtum der Gedanken und Worte, der Tiefsinn, die große Kunst. Weil es aber an klaren, einfachen Wirklichkeiten fehlt, darum fängt man an zu streiten. Denn man hat ja statt der Wirklichkeit Theorien und diese sind zum Streiten gut.

Die Erkenntnis drängt sich auf, daß ein anderer Weg, der umgekehrte, so viel besser gewesen wäre. Dafür ist neben dem Evangelium selbst die von den beiden Blumhardt ausgegangene Bewegung ein besonders lehrreiches und großartiges Beispiel. Sie begann mit Wirklichkeit — mit mächtigen Erfahrungen von Gottes Kraft und Sieg. Daraus löste sich dann Erkenntnis ab, aber diese wurde nie etwas Selbstständiges, sondern blieb immer mit einem Erleben im Zusammenhang. Darum ist sie auch vor allem Kraft gewesen, nicht Theorie und ist eine Fortsetzung des Werkes Jesu unter uns geworden. So hätte, in bescheidenerem Stil, auch unsere Sache beginnen müssen, mit mehr Wirklichkeiten und weniger Worten und Gedanken. Dann hätte sie langsam wachsen müssen, von Kraft zu Kraft, von Erkenntnis zu Erkenntnis.

Daß diese Wirklichkeit fehlte, ist das traurige Geheimnis, das ausgesprochen werden muß. Nicht daß sie ganz und gar fehlte! Aber sie war nicht in genügendem Maße da, um das große Unternehmen tragen zu können. Darum fehlte es an dem großen Glauben, darum an der Freiheit, darum an der Liebe. Wo

Gott eine Wirklichkeit ist, da wirkt er diese Kräfte; in dem Maße als sie in einem Menschen, einer Sache oder Gemeinschaft fehlen, ist Gott abwesend. Und darum müssen wir ehrlicherweise sagen: wir, die wir eine Sache vertraten, die die Welterneuerung zum Ziel hat, wir wußten freilich in der Theorie, welches der Weg der Welterneuerung sei, aber wir gingen ihn nicht. Wir waren wie die Andern, nicht schlechter wohl, aber auch nicht besser. Es lebte in uns der gleiche böse Geist, der die Katastrophe der Welt herbeigeführt hat, und das besonders Traurige ist, daß er bei uns in so starkem Gegensatz stand zu der von uns erkannten Wahrheit.

Fügen wir noch hinzu, daß die Folgen dieser ganzen Fehlentwicklung in allen ihren Formen nicht ausgeblieben sind. Wir haben sie schon da und dort angedeutet und dürfen darum kurz sein. Infolge der Verengerung, der die Sache verfiel, zogen sich Viele von denen, die bereit gewesen waren, mit uns zu gehen, zurück und blieben entweder einsam oder suchten anderwärts Anschluß. Infolge des Schwankens und widerspruchsvollen Wesens unserer Haltung, sowie der Abwesenheit eines unseren Worten entsprechenden Tuns, verlor unsere Sache viel von ihrem Ernst. Infolge der Einkapselung, die sie erfuhr, erlebte sie die Wahrheit des Wortes: „Wer sein Leben suchet, der wird es verlieren.“ Infolge ihrer Zerspaltung wurde sie gelähmt und vergiftet. Ganz besonders bezeichnend und tragisch aber war, daß sogar ein Teil der Arbeiterschaft und darunter besonders wertvolle Einzelne und Gruppen sich abgewendet haben. Sie verstanden diese tiefsinnig-komplizierte Sache nicht mehr. Ihre klerikale Färbung erregte Zorn. Das Wort von den „Sozialpfaffen“ kam in Schwung. Man vermißte ein schlichtes und kühnes Wesen, vermißte die Nachfolge Christi. Eine schwere Enttäuschung griff in diesen Kreisen um sich. Die frohe Hoffnung, die man der Bewegung entgegengebracht hatte, schlug da und dort geradezu in einen besonders starken Haß um. Dabei denken wir nicht an jene Elemente, die unsern Einfluß nicht wollten, weil sie für ihre Macht oder ihre Dogmen fürchteten, sondern an die leidenschaftlich der Wahrheit zugewendeten Seelen. Daß wir *dieses* erleben mußten, war vielleicht das krasseste Zeichen eines Versagens.

Auch wir sind vom Gottesreich abgefallen zur Religion, weil es uns an göttlicher Wirklichkeit fehlte.

Man sieht, daß diese Kritik *Selbstkritik* ist. Es liegt ja der Verdacht nahe, daß der Schreibende, weil er ja selbst bei den Kämpfen im Schoße der Bewegung seine bestimmte Stellung eingenommen hat, nun aus Befangenheit Anklagen gegen Andere erhebe. Aber man täte ihm damit Unrecht. Zwar kann man von ihm nicht verlangen, daß er die Art und Weise, wie er den Sinn der Bewegung verstanden hat, ohne weiteres verleugne. *Aber darum handelt es sich bei der Schuldfrage ja gar*

nicht. Denn gerade nach der Meinung des Schreibenden sind es nicht diese Unterschiede an sich gewesen, sondern ein davon unabhängiger falscher Geist, der die Vergiftung der religiös-sozialen Sache bewirkt hat. Diesen Geist aber haben wir Alle gehabt. Hätte Einer von uns ihn nicht gehabt, sondern jenen höhern Geist, so hätte er die Verderbnis überwunden. Jedenfalls kann dies allein uns helfen, daß wir nicht selbstgerecht die Schuld einander zuschieben, sondern jeder mit sich selbst zu Gerichte geht. Wir müssen erkennen, daß wir Alle jener Gefahr erlegen sind, die an jede große Sache kommt: daß sie aus Gottesreich Religion und Kirche wird. Wir müssen erkennen, daß es uns gegangen ist, wie der ganzen Welt: wir sind mit ihr gefallen in dem großen Gericht, das nun über alles ergeht, was nicht aus Gott ist. Unsere Tragödie ist ein Teil der allgemeinen und sie ist aus den gleichen Ursachen entstanden.

3.

Darum sagen wir aber auch: „Es ist gut, daß es so gegangen ist." Leicht fällt es uns nicht, dies zu sagen. Es steht ein schweres Erleben hinter diesem Bekenntnis. Trotzdem: es ist gut, daß das Gericht über eine Sache ergangen ist, die zwar groß und, verglichen mit dem gewöhnlichen Wollen, rein war, aber doch nicht das, was Gott heute will, und gerade darum eine Gefahr, weil sie das Höchste wollte. Die ganze Form, die die Bewegung angenommen hatte, mußte zerbrochen werden, damit einem Besseren Platz gemacht werde. Wenn es gelungen wäre, die Bewegung auf einer gewissen Höhe zu halten, ihren Zusammenhalt zu wahren und sie äußerlich von Erfolg zu Erfolg zu führen, ohne daß doch ihr Geist viel mehr von jenem wahrhaft göttlichen Wesen gehabt hätte, das wir an ihr vermißt haben, dann hätten wir ein menschliches Gebilde an Stelle eines göttlichen Werkes gehabt. Vielleicht wäre ein Stück Menschenknechtschaft, nämlich ein Hören auf menschliche Losungen, ein Hangen an menschlichen Führern, auch dazugekommen und wenn nicht eine neue Partei, so doch eine neue „Richtung" wäre das Endergebnis gewesen. Nun aber scheint es der Wille Gottes in dieser Gerichtszeit zu sein, daß die Welt durch ein ungeheures Läuterungsfeuer gehe, worin alle Pflanzen ausgereutet werden, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, auf daß Raum werde für ein neues Wesen, für eine Pflanzung, die aus ihm stammt.

Aber dieses Sterben ist, wie so manches, im letzten Grunde ein Aufleben. Denn nun muß gesagt werden, daß, wenn unsere „Bewegung" zusammengebrochen ist, so doch keineswegs unsere Sache. Diese war von Anfang an unvergleichlich größer als jene. Wir waren sozusagen nur ein Ausschnitt aus jener Bewegung, die die Welt ergriffen hatte. Diese aber geht weiter. Der Krieg hat sie

nicht vernichtet, sondern im Gegenteil den Quellen der Tiefe, aus denen sie floß, erst recht Raum geschafft. Es ist unsere auf lange und reiche Beobachtung gegründete Ueberzeugung, daß die neue Orientierung der Christenheit (und nicht bloß der Christenheit!) sich in der Richtung ihres Weges vollziehen, und daß die „neue Reformation“ eine Erfüllung ihres Wollens sein wird. Und das ist die Wendung, vor die wir gestellt sind: *was zeitweilig in unserem Kreise besonders lebhaft auftauchte, wird zum Anliegen der Christenheit, ja der Welt.* Nicht von uns aus wird es dies, aber von Gott aus. Unsere kleine Bewegung stirbt, aber sie lebt in der größeren auf. Es ist nun einmal nicht die Zeit für Einzelbewegungen, und wären sie noch so wertvoll, alles drängt nun dem Einen großen Durchbruch einer neuen Welt entgegen.

Damit aber sind wir sofort in jene *Weite* gestellt, die nach unserer starken Empfindung allein Gottes Willen entspricht. Es handelt sich jetzt nicht um Konventikel, nicht um Kirchen, nicht um Parteien, sondern um eine neue Orientierung der Welt, im Besondern der Christenheit. *Das Reich Gottes auf Erden* — das ist die neue Orientierung, das ist der Sammelpunkt, dem von überall her die Geister und Kräfte zuströmen. Davor versinken die alten Denkweisen. Damit steigt eine neue Welt auf. Ein neues Verständnis Gottes, Jesu Christi, des Menschen, der Bibel, der ganzen Geschichte liegt darin. Kein Auge schaut heute und kein Herz erfaßt den ganzen Reichtum dieses neuen Ausblickes. Das Reich Gottes, das freilich nicht *von* der Erde ist und auch nicht etwa durch die Erde begrenzt und auf sie beschränkt, das aber zur Erde kommt, sie erobernd, erlösend, verwandelnd; das Reich Gottes statt Religion und Kirche; das Reich der Liebe und Freiheit der Söhne Gottes statt des Reiches der Gewalt und Selbstsucht; das Reich der Erlösung und des Lebens an Stelle des Reiches der Welt- und Todesmächte. Seine Wahrheit zu fassen, sein Licht aufzunehmen, seinen Kampf zu streiten, das ist nun *die* Aufgabe, die allen Lebendigen gestellt ist. Allerorten bewegt sie die Herzen, wenn auch oft nur im Wiederstreit gegen sie. Aber es wäre Fehler, ja Sünde, diese Wahrheit für bestimmte Gruppen von Menschen monopolisieren zu wollen.

Darum wiederholen wir nun in einer höheren Sphäre eine Losung, die ein früherer Aufsatz ausgegeben hatte. Wir haben statt des Sozialismus, der nur aus *einer* Klasse aufsteigen könnte, einen Sozialismus *für Alle* gefordert; nun führen wir diese Losung bloß in die Höhe und Weite, wenn wir hinzufügen: *Die Botschaft vom Reiche Gottes für Alle.* Wir brechen die Mauern ab, die uns von den Brüdern, den freundlichen und den feindlichen, trennten und sie von uns. Wir anerkennen laut, daß wir kein Recht haben, die Wahrheit, die wir geschaut haben, als

etwas zu vertreten, was uns in besonderem Maße zugehöre. Es ist die gemeinsame Angelegenheit. Allerorten stehen Menschen guten Willens in der Kirche und außerhalb ihr so nah oder näher als wir, die wir „Religiös-Soziale“ geheißen haben — ich sage mit Bedacht: haben, denn hoffentlich fällt der besondere Name mit der Sonderung dahin. Aber wir erwarten auch, daß die Andern ihre Sonderungen aufgeben. Vom Parteiwesen ist von uns in früheren Jahren viel geredet worden und es fällt uns schwer, noch einmal damit zu beginnen. Aber wir möchten uns doch überwinden und es ein letztes Mal tun. Wenn irgend etwas in dieser ungeheuren Weltkrise keinen Sinn mehr hat, so ist es die Aufrechterhaltung alter Parteiformen. Daß sie innerlich todt sind, ist ein offenes Geheimnis. Es fühlt sich auch keine Seele mehr wohl dabei. Darum möchten wir Allen zurufen: „Kommt heraus aus diesen dunklen und zerfallenen Häusern, wo der Wintertod wohnt, in Gottes weite Welt, die im Frühling sich erneuern will. Kommt heraus hinter den Mauern und Zäunen, von denen aus ihr euch feindlich bewachtet, zu freiem, gemeinsamem Schaffen im Lichte eines neuen Tages. Erwachet zu neuem Wesen. Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen.“

Es ist eine Losung für das neue Jahr, die wir ausgeben. Wir haben in der letzten Zeit mehrfach die Hand ausgestreckt nach denen, die Lust hätten, aus altem Wesen und altem Streit herauszutreten zu neuer Gemeinschaft in die Freiheit eines neuen Wesens. Wenige haben sie gefaßt. Wir tun es nun noch einmal, vielleicht zum letzten Mal. Wir tun es reinen Herzens. Denn wir suchen nichts für uns, nicht Macht, nicht Einfluß, nicht einmal Freundschaft und Gemeinschaft. Denn unser Weg führt uns abseits von alledem. Wir tun es um Gottes Willen, um seiner Wahrheit und Liebe willen, gedrängt von einem inneren Gebote. Es handelt sich auch nicht darum, daß gerade unsere Hand gefaßt werde, wenn nur der warme Wind von Gott her an die Herzen weht und das Eis schmilzt und neues Leben aus der Tiefe ruft.

Es muß aufgeräumt werden mit dem alten Wesen, auf daß Platz werde für das neue, das Gott will. Wir müssen vergessen, was wir Alle in der Finsternis einer von Gottes Geist verlassenen Weltstunde geirrt und gesündigt, geplant und geschafft haben und uns auf frischem Grund in Freiheit sammeln. Nicht nur die Parteimauern, sondern auch die Kirchenmauern müssen fallen und sie fallen auch schon. Wir meinen damit nicht — es sei noch einmal versichert — daß die Kirchen zerstört werden sollen. Aber es ist klar, daß das neue Leben außerhalb ihrer Mauern mindestens ebenso kräftig emporquillt, wie innerhalb. Leidenschaftliche Gottsucher sind weitab von allem offiziellen Christentum in den Kreisen radikaler Sozialisten und Anarchisten zu finden. Sie alle muß die größere Bewegung umfassen. Ja, noch weiter hinaus

müssen wir unsere Hand strecken: auch außerhalb der Grenzen des Landes, das Christenheit heißt, regt sich ein neues Leben und auch hier ist dessen letztes Wort: Christus, Reich Gottes, wobei nicht darauf ankommt, ob diese Worte selbst ausgesprochen werden. Auf diese Weite muß sich einstellen, wer heute des „großen Gottes großes Tun" verstehen will.

Dieser Weite muß die innere Freiheit der ganzen Bewegung entsprechen. Es versteht sich für uns von selbst, daß sie durch und durch laienhaft sein muß, was selbstverständlich eine Gesinnung bedeutet, nicht einen Stand; denn wie wir seinerzeit gezeigt haben, können Theologen ihrem Grundwesen nach laienhaft und Laien theologisch sein. Das Reich Gottes ist aber jedenfalls eine untheologische Sache. Es lebt und webt in einer Athmosphäre des Göttlichen, die eben dadurch die des rein Menschlichen ist. Es ist eine Sache, und diese Sache ist die des Menschen, gerade weil es ganz die Sache Gottes ist, und umgekehrt. Was die Theologie und die Kirche Besonderes hatten, wird sich im Reiche Gottes auflösen in rein menschliche und allgemein menschliche Angelegenheiten des Denkens und Tuns, und umgekehrt werden diese einen höheren Sinn bekommen. Welch eine Befreiung wird dies sein!

Mit der Herrschaft von Religion und Theologie wird aber auch die der Worte zu Ende sein. Die größere Bewegung, die wir meinen, wird den richtigen Ausgangspunkt haben, den wir bei der unsrigen vermißten. Sie wird von Wirklichkeiten ausgehen, statt von theoretischen Erkenntnissen. Denn sie wird emporwachsen an dem Kampf um Sachen, um die Sache einer neuen Welt, die jetzt die Herzen erschüttert. Nur in dem Maße, als sie sich eng daran hält, wird sie gesund sein. Sie wird dann als Lohn ihres Ringens Gottestaten erleben und stets neue Offenbarung der uralten Wahrheit. Sie wird ausgehen von dem Herzpunkt aller Wahrheit: der Liebe! Von ihr aus wird sich die neue Welt organisieren. Sie wird nicht so sehr viel großartige Gedanken aufweisen, aber dafür großartige Taten, die freilich in ganz schlichtem Kleid, still. in „Knechtsgestalt" auftreten mögen. In Kindlichkeit und Heldentum wird sie auf den Weg Christi treten. Und auch jene edelste Naivität wird kommen, die zum Handeln, und besonders zum gemeinsamen Handeln, fähig macht.

Das ist der „religiöse Sozialismus", dem nach unserem Glauben die Zukunft gehört. In ihm wird ein geläuterter und vertiefter Sozialismus seine Grundlage und sein letztes Ziel erblicken, um ihn sich sammeln aus dem Zerfall alter Theorien. Hier wird sich die neue religiöse Gemeinschaft, die wir ersehnen, irgendwie herausbilden. Hier wird überhaupt die neue und höhere Form menschlicher Gemeinschaft, zu der unsere Zeit sich rüstet, durchbrechen.

Ob diese größere Bewegung auch eine besondere Organisation annehmen soll und welche, ist eine Frage von sehr untergeord-

neter Bedeutung. Es spricht vieles dagegen. Die Bedenken, die gegen alle Organisation gelten, brauchen nun nicht mehr besonders betont zu werden. Jede Organisation trägt die Gefahr einer Verengerung der Wahrheit in sich. Gerade jetzt tun wir gut, das neue Leben nicht voreilig in Formen zu fassen. Auf der andern Seite bildet dieses mit Notwendigkeit bestimmte Formen aus. Es wird sich ganz von selbst machen, daß in diesen Zeiten der Verwirrung und Heimatlosigkeit und zugleich der drängenden neuen Aufgaben Menschen sich zusammenfinden, die mit einander reden und durch die Gemeinschaft vorwärts kommen möchten. Wenn sich solche Formen bilden, dann ist von ihnen dringend zu wünschen, daß sie nicht in alte Fehler verfallen. Sie müßten zugänglich sein für Alle, ein Ort freier Verständigung. Sie dürften nicht in bloßes Diskutieren ausarten, sondern durch ein schlichtes, starkes Wollen getragen sein und aus einer überragenden Sache leben. Sie müßten nicht durch menschliches Machen beherrscht sein, sondern durch einen göttlichen Zwang, der zugleich die höchste Freiheit ist.

So richten wir uns selbst, damit Gottes Ehre aufleuchte. So wandern wir seinem Neu-Jahr entgegen.

XI. Dem Durchbruch entgegen.

Wo stehen wir am Schlusse dieser Wanderung?

In einfacher Klarheit hebt sich die Antwort heraus.

Hineinblickend in die Tiefe des Kampfes, der den Mittelpunkt aller Geschichte bildet und der durch die heutige Weltkrisis in das Stadium der Entscheidung gerückt ist, stießen wir immer wieder ungesucht auf den gleichen Vorgang. Wir sahen, wie aus der Tiefe des Menschenwesens aufbrach der Durst nach dem Unendlichen und Unbedingten, nach Gott. Das ist die letzte und wichtigste der menschlichen Tatsachen. Dann aber bemerkten wir eine doppelte Entwicklung. Dieser Zug nach Gott erreichte nicht ihn selbst, sondern blieb zuletzt bei etwas Menschlichem stehen, oder er sank doch, nachdem er das höchste Ziel erreicht, ermüdet wieder ins Menschliche zurück, wurde Religion, Theologie, Dogma, Kirche, Pfaffentum, kurz: verklärte und vergottete Welt. Wir sahen aber auch, wie in dieses Wesen, aus ihm hervor, immer wieder die Wirklichkeit Gottes brach, das was wir Reich Gottes nennen, mit dem Willen und der Kraft, nicht bloß der Welt eine religiöse Weihe zu geben, sondern sie zu verändern und zu erlösen. Aber dann wiederholte sich auf höherer Stufe der frühere Vorgang: die Kraft des ursprünglichen Erlebens ermattete und aus Reich Gottes wurde wieder Religion mit allem, was dazu gehört.

Wir haben gesehen, wie diese Erscheinung sich auf alles Leben ausdehnte. Sie ist durchaus nicht auf das Gebiet beschränkt, das wir das religiöse und kirchliche zu nennen pflegen, sondern ist in der sozialen Bewegung, in Kunst, Wissenschaft, im sittlichen Leben (soweit man dieses von dem übrigen trennen kann) ebenso gut anzutreffen. Ueberall stoßen wir auf die gleiche Bewegung: es ist die Bewegung zum Zentrum hin und die von ihm weg, mit andern Worten: der Zug zu Gott oder die Entfernung von ihm. Wo die eine Bewegung herrscht, da ist Leben, Unmittelbarkeit, Freiheit, schöpferisches Vordringen des Geistes, Menschwerdung des Menschen, wo die andere überwiegt, da kommt es zur Erstarrung, zur Herrschaft der Vermittlungen, zum Streben nach Macht mit all seinen knechtenden Folgen, kurz: zur mehr oder weniger religiös verklärten Weltlichkeit. Am Ende des einen Weges steht Leben, Liebe, volle Erlösung des Menschen zu seiner angestifteten Herrlichkeit, am Ende des andern Tod und Gericht. Diese Entfernung von Gott, oder stärker ausgedrückt, dieser Abfall von ihm erwies sich als die tiefste Ursache aller Entartungen unserer „Kultur“, denen wir nachgegangen sind. Der Weltkrieg ist seine letzte Frucht, wie sein furchtbares Symbol.

Darum ist aber auch der Weg der Hilfe, der einzige Weg, der in die Zukunft hinein führt, klar angegeben: es ist die Umkehr zu Gott, ist ein neues Vordringen zu ihm. Ueberall stießen wir zuletzt auf diesen Punkt. Wir müssen aus dem Versunkensein in die Welt empor zu ihm, das heißt: aus dem Stoffe zum Geist, aus dem Relativen zum Absoluten, aus den Sachen zur Seele, aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus der Selbstsucht zur Liebe, aus der unruhigen Begehrlichkeit zum Befriedigtsein in einem unendlichen Leben, aus dem tierischen Macht- und Herrschaftsstreben zu der menschlichen und göttlichen Lust am Dienen. In dem Maße, als wir wieder Gott selbst haben, werden wir von den Mittelbarkeiten los, die sein Ersatz sein sollen und die wir auch nicht entbehren können, solange und in dem Maße, als wir ihn selbst nicht haben: Religion, Kirche, Theologie — insoweit diese nämlich Mächte sind, die sich zwischen Gott und den Menschen schieben. Sie lösen sich als solche auf im Reiche Gottes und es bleiben nur drei Wirklichkeiten übrig: Gott, der Mensch und der Bruder — alle drei Eins. Alle Nacht des Religionswahnes verschwindet und der helle große Tag der Gotteswelt voll Freiheit, Kraft und Segen bricht an.

An diesen Punkt wurden wir überall geführt. Weiter gelangten wir nicht. An diesem Punkte steht heute die Welt und das Christentum. Hier muß uns die Hilfe werden. Wir sahen, daß überall eine Bewegung ist auf einen großen Durchbruch hin. Wir müssen über die heutigen Kirchen hinaus in eine bessere Form der religiösen Gemeinschaft hinein. Wir müssen über unser heutiges Gesellschaftssystem, unsere politischen und sozialen Einrichtungen und die entsprechenden Gedanken hinaus in eine höhere Welt, eine Welt neuer

Liebe und Freiheit, hinein. Wir müssen über den Weltkrieg hinaus, den blutigen von heute und den unblutigen von heute und morgen. Wir müssen über altes Parteiwesen, alten Wust und Hader hinaus. Wir müssen über die unzulänglichen Versuche hinaus, die geahnte und geschaute Wahrheit des Gottesreiches zu verwirklichen. Wir sehen: es geht nicht mehr weiter. Wir sehen auch den Ort, wo der Durchbruch erfolgen muß. Aber dort machen wir halt. Denn dort fehlt uns die letzte Kraft. Dort bekommen wir sie nur, wenn Gott über uns kommt mit einer Kraft, die größer ist, als wir sie heute haben, wenn sein Reich in neuen Taten und Offenbarungen aufbricht, wenn Er selbst vollere Wirklichkeit für uns wird. Es muß ein Glaube kommen, der uns ermöglicht, bisherige Unmöglichkeiten zu besiegen; es muß eine Liebe kommen, die uns tauglich macht, neue Erlösungen zu wirken; es muß ein Wesen über uns kommen, das uns fähig macht, mit einander wirkliche Gemeinschaft zu haben. Es muß Geist kommen, Leben, Sieg aus Gott.

Das ist vor allem die Lage des jetzigen Christentums. Hier ist doppelt und dreifach klar, daß es auf den bisherigen Wegen nicht mehr weiter geht. Wir sind durchaus am Ende eines Weges. Dies gilt, wie unser zweiter Aufsatz gezeigt hat, in zweifacher Hinsicht, sowohl theoretisch als praktisch. Unsere Theologie steht vor dem Leeren. Ein Fiasko ist am Ende ihrer Wege. Nun muß ein mächtiges Aufquellen neuer Erkenntnis Christi kommen, eine neue Welle des Lichtes, eine neue Offenbarung, sonst ist es aus mit uns. Keine der bisherigen Formen, Christus zu fassen, genügt mehr, weder die orthodoxe, noch die liberale, noch die moderne. Aus der Verdunklung und Verflachung, die die Wahrheit Christi erfahren hat, müssen wir vordringen zu ihrem neu geschauten Sinn und zu ihrer Tiefe. Das wird wohl, in Verbindung mit der sofort zu nennenden, die Hauptaufgabe der Zukunft sein. Und das gleiche gilt vom praktischen Erweis der Wahrheit des Christentums. Der jetzige Zustand kann nicht weiter dauern. Dieser Widerspruch zwischen dem, was wir bekennen und was wir tun, ist unerträglich geworden. Die Bergpredigt muß in die Welt heruntersteigen als sieghafte Wirklichkeit, sonst verfällt sie dem Spott der Welt; die Welt der Erlösung des Reiches Gottes muß in neuen Krafterweisungen aufglänzen, sonst muß sie als Traum und Täuschung aufgegeben werden. Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Mit gewaltigem Ernst muß sie die Herzen ergreifen.

Wir sind aber dankbar, daß dieser Ernst nun gekommen ist. Das ists, was wir nötig hatten und was wir schon lange ersehnten. Es ist uns auch nicht bange ob dem Ausgang. Denn wir ahnen, ja wir sehen schon in fernem verheißungsvollem Aufglänzen das neukommende Licht, schauen es auch schon in einzelnen hervorbrechenden Wellen. Ein gewaltiges Kommen Gottes ist der letzte Sinn dieser

Welterschütterung, ein Aufbrechen des Reiches Christi in Herrlichkeit. „Erhebet eure Häupter, denn eure Erlösung naht.“

Wie wir es schon anderwärts gesagt haben: was wir jetzt zu erwarten und zu vollbringen haben, sind neue Verwirklichungen. Wir fügen aber hinzu, daß sie Hand in Hand gehen müssen mit neuen Wirklichkeiten von Gott her. Groß genug zu sein, um diese zu verstehen und jene zu leisten, das ist es, was wir für das Neujahr Gottes, das nun für die Welt anbricht, uns und Allen wünschen müssen. Denn es wird ohne die schwersten Kämpfe und Opfer nicht gehen. Aber das gehört auch zu dem Neuen, dessen wir warten, daß das Kreuz uns wieder Freude werde.

Gott kommt — der neue Gott, der alte Gott. Er schmelzt die Berge hinweg, die ihm im Wege stehen und macht sich breite Bahn in die erschütterte Welt. Seine Stimme geht über die großen Wasser der Sintflut. „Alles Fleisch ist wie Gras“, alles, was nicht aus ihm ist, sinkt im Versagen zu Boden. Aber sein „Wort“ bleibt in Ewigkeit und die auf ihn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.

Wir stehen an dem Orte, wo wir vorläufig nicht weiter kommen. Wir pochen an die Pforte. Wir harren in Nacht und Dunkel, „wie Wächter auf den Morgen.“ Aber wir wissen doch, was wir zu tun haben: eben dieses Anpochen ist unsere Aufgabe. Wir sind klar geworden über den Sinn der uns drückenden Probleme, über die Ursachen der Not. Wir sind vorgedrungen bis zu dem großen Durchbruch. Hier ist nun unser Kampf. Hier müssen wir Alle, die wir vorwärts wollen, uns sammeln und jeder auf seine Weise Arbeit tun; hier ist schon im Kampf unser Friede. Aus Streit und Not, aus Sintflut, Weltgericht und Weltuntergang ertönt mit nie dagewesener Gewalt der Ruf: „Näher, o Gott, zu Dir, näher, o Gott, zu Dir.“

L. Ragaz.

Katholizismus und Protestantismus.

I.

Reformation ist immer Zusammenbruch. Reformation heißt das Ding, das uns das Doppelsein alles Lebens- und Weltgeschehens erst erlebbar und damit verstehbar macht, indem sie uns selbst teilhaftig dieses Doppelgeschehens zeigt. Sie führt es in unsere Empfindungswelt ein.

So mußte die Welt zerbrechen in zwei Welten. Die Reformation kann nicht anders; es ist ihr Wesen allorts das Doppel zu zeigen.

Man rühmte die Einheit der Welt; und so mußten diese gewaltigen Steinhauer kommen, und diese mit wuchtiger Faust zerschlagen; denn sie spürten es: die Einheit führt totsicher zum Tode, die Einheit des Zwanges; Zwang ist Lüge (denn die Lüge kann die Weitherzigkeit nicht ertragen), Heuchelei, Vergewaltigung des Lebens, ist darum Tod. Die Kette läßt sich lückenlos in lebendiger Logik nachweisen.

Und so kam die Reformation, mußte kommen, wenn die Welt leben und werden wollte, und zerbrach die Einheit, denn Leben ist Vielgestaltigkeit von der primitivsten Naturäußerung an, bis zur vollkommensten Geistestat. Reformation ist Prinzip, prinzipielles Geschehen, das wird sich uns später in anderm Zusammenhang nochmals aufdrängen.

Die Welt zerbrach. Das ist die große Trauer der katholischen Kirche, und auch die unsrige; denn es ist doch etwas merkwürdiges um die Einheit, fast etwas mystisch-heiliges, das sich in unserm Empfindungsleben bald bewußter, bald weniger bewußt kundtut. Und solche Empfindungskomplexe dürfen nicht leichter Hand abgetan, solch feine Klänge nicht brutal übertost werden. Es ist etwas mit ihnen, sonst wären sie nicht da. Sie sind Widerstände im Alltagsfluß, nicht alltägliche Widerstände des Urgrundes, die aufragen, daß wir sie streifen müssen, sie umspühlen mit unserm Sinnen und Fragen; sie sind da, damit es uns nicht leicht werde, denn Oberflächentum ist Tod. Der Leichtsinn tut diese Widerstände wohl ab, aber die Tiefe weiß, daß sie und ihr ganzes Leben verankert sind in ihnen, daß es diese leisen und doch harten Empfindungen sind, darauf am Ende unser ganzes Sein und damit die ganze Welt gründet. Wahrheit oder Lüge! Dazu ruft es uns auf.

Die ganze auf die Reformation folgende Geschichte ist ein Kampf wegen des Weltenabgrundes, der sich damals krachend aufgetan hatte. Jeder kämpfte von seinem Boden aus, wie es ging. Es waren Kämpfe, wie sie nur die Leidenschaft der Wahrheit, das „Wahr oder Falsch“ hervorstoßen kann. So kämpft man nicht um Nebensächlichkeiten, so kämpfen allein Prinzipien, und der letzte Grund aller Prinzipienscheidung ist das „Wahr oder Falsch“, Wahrheit oder Lüge, Leben oder Tod; und alles das ist nichts anderes als der Kampf zwischen Gut und Böse. Darin ist die innerste Einheit alles Kampfes festgelegt. Wieder dieses merkwürdige Wort: Einheit! Es scheint doch etwas zu sein mit ihm, trotz allem Doppel. Aller Kampf ist im Grunde der Kampf zwischen Gut und Böse; alle Kämpfe der Welt lassen sich im Grunde darauf zurückführen, alle Leidenschaft; darum die Leidenschaft. Es ist alles Leidenschaft um das Leben, Leidenschaft gegen den Tod; auch der heutige Krieg, auch das noch so kleine, noch so „unschuldig“ eifernde Streitchen im Haushalt, auf der Straße.

Die Protestanten kämpften, wir können vielleicht besser sagen, litten, — denn Leid ist auch Kampf, höchster Kampf, den wir kennen;

das müssen wir besonders in unserer Zeit gründlich verstehen lernen, denn davon wird das Heil der ganzen Weltzukunft abhängen, — die Protestanten litten für die Wahrheit; und die Katholiken waren eben so sehr überzeugt, daß für die Wahrheit Folter, Autodafés und Unmenschlichkeiten nötig seien. Beide kämpften für die Wahrheit, die einen leidend, die andern streitend, wobei aber, um die Lebendigkeit alles Geschehens, das Niemals-Totseinkönnen der Welt zu erweisen, die Rollen sich im Laufe der Geschichte hie und da anders verteilten. Manchmal waren auch die Protestanten die Streitenden und die Andern die Leidenden. Diese Beobachtung führt uns wieder zu einer Einheit empor, eben gerade die Möglichkeit dieser Rollenverschiebung, und wenn wir diese Einheit näher untersuchen, so entdecken wir, daß sie dieselbe ist, um die sich die beiden Parteien stritten, daß es die Wahrheit gerade selber ist, die die Rollen heute so, morgen entgegengesetzt verteilte. Denn es gibt nur eine Wahrheit, aber lebendig-mannigfaltige Wege zu ihr und gerade damit bezeugt sie, daß sie Wahrheit ist. Sie darf sich den Luxus der Weitherzigkeit erlauben, der Vielwegigkeit (verbi gratia), weil sie weiß, daß alles in ihr, ja sie selbst mit sich in sich selber ruht. Die Lüge kann nicht so sein; alles, was geschieht, ist für sie Existenzfrage. Darum ist sie frech, aber nicht weitherzig, und beweist mit ihrer Frechheit gerade ihre Aengstlichkeit, ihren Argwohn, der über alles scheeläugig wachen muß.

Kampf um die Wahrheit ist es auch heute, der uns aufruft, ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, zu einem letzten Kampfe ruft. Ist es der Entscheidungskampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, der in der heutigen Weltkrise nur sein symbolisches Vorbild erhält? Letzte Entscheidungen fallen, und darum überall die unter alles herabsinkende Grausamkeit und Entmenschung. Letzte Entscheidungen sind immer grausam, denn es geht um die Wahrheit, um die nackten Prinzipien, die einander gegenüber treten als Menschen verkleidet, die Wahrheit wollen, nichts anderes als das, und sollte es der Tod sein! Sind die heutigen Kriegskämpfe nicht Schlachten, die am Aeußern kundtun, was am Innern geschieht oder geschehen will? Und was ist das Innerste, der innerste Kampf, nicht das, um deswillen sich Protestanten und Katholiken bekämpfen? Gibt es ärgere Kämpfe, als diese Geisteskämpfe? Nein, ich glaube, sie schöpfen den Grund aus! —

Das Unwetter zieht heran, etwas Finsteres, Höllisches, wie es die Alten in das Wort Antichrist faßten! Gott oder Antichrist! Das ist heute die Losung, die Jahrhunderte lang nicht gehört wurde, oder nicht so deutlich grollend gehört wurde, die aber immer wieder aufbricht, wenn die Zeit erfüllet ist. Sie ist die Losung aller wahrhaft großen Zeiten; sie ist der Kampf, mögen die Kämpfe äußerlich aussehen wie sie wollen, mögen sie politische oder wirtschaftliche oder irgend andere Sturmfluten vortäuschen. Und immer in den großen Zeiten treten sie als die Prinzipien auf, kahl, hart, wie sie sind, als die tiefsten, allerletzten Gründe, als religiöser Kampf. Und daß das,

was wir Religion nennen, der letzte Weltgrund ist, bezeugt die Tatsache, daß soviele ihr Letztes dafür hergeben und mit solcher Zähigkeit. Weder Politik noch wissenschaftliche oder wirtschaftliche Dinge weisen soviele Märtyrer auf wie das „Religiöse". Wofür man am meisten zahlt, das ist am meisten wert! Ja, wo Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft Märtyrer haben, sind es religiöse Märtyrer; denn jenen Geopferten war ihre Ueberzeugung heilig, war sie der Inbegriff der Wahrheit, war es Religion, ihr Innerstes, Heiligstes. Wieder ein Beweis, wie die ganze Welt, das peripherste Geschehen von religiösen Kräften, vom Zentrum aus durchwallt wird und nicht anders sein kann als zentral, auch wenn es Oberflächenbewegung reinster Art vortäuscht!

Darum dürfen wir Reformation feiern in unserer Zeit. Wir sind nach vier Jahrhunderten die nächstverwandte Zeit der Reformation. Die Prinzipien treten wieder auf als Zeichen der Zeit. Eine andere Rechtfertigung der Reformationsfeier ist meines Erachtens ein Nichts. Prinzipiengeist ist heute wie zur Zeit Mose, der Propheten, Christi, der Reformatoren. Zeitlich gewaltig getrennt, sind sie innerlich Einheit; Kraft von der Kraft, die zeitlos ist, Begeisterung von der Begeisterung, die Welten rollt, aber selber ewig dieselbe bleibt.

Wie sollen wir nun heute kämpfen? Ja, müssen wir kämpfen? So gewiß, als wir leben!

II.

Reformation ist Zusammenbruch, Doppeldeutung der Welt. Sie ist doppelsichtig, wie alles Geschehen. Aber darum ist sie auch Aufbau. Denn aufs Aufbauen kommt es an, aufs Positive kommt es im Kampf immer und immer wieder an, in allem Geschehen. Das bezeugt uns auch der Zusammenbruch deutlich; denn Zusammenbrechen, Negation, ist, wo überall es sich auch zeigt, an und für sich sinnlos, geschehe es in der Welt oder im Leben des Einzelnen. Nur Position ist Sinn, ist das, worauf alles menschliche Lebensempfinden eingestellt ist, ist Zweck, der erst allem Dasein Grund gibt, Kraft, Mut, Fülle, Leben. Negation, Sinnlosigkeit ist Tod schon am Anfang, negiert das Dasein, bevor es da ist.

Aufbauen ist alles! Darin liegt aller Sinn, aller Geist der Welt. Kampf ist Aufbau; Reformation ist Aufbau mitten im Zusammenbruch.

Und wie sollen wir nun kämpfen?

Mit Haß, Leidenschaft, wie sie uns die blutigen Marterwerkzeuge der spanischen Inquisition z. B. symbolisieren? Wir spüren es als Menschen: Niemals so! Jenes war untermenschlich. Die katholische Kirche mag so kämpfen; sie zeigt damit, wie ihr Wesen an alles Aeußere gebunden ist, wie ihr Grunddasein Materialität ist.

Nicht mit Waffen, nicht mit Haß, der nichts anderes ist als sublime Materialität, also auch Waffe! Wir wollen protestantisch

kämpfen; und was heißt das nun? Da drängt sich uns wieder jenes Prinzipiengeschehen auf, wie wir's am Anfang bezeugten. In der Art und Weise des Kampfes der beiden Parteien zeigt sich ihr Prinzip.

Katholizismus — wohlverstanden, ich sage nicht Katholiken! — ist Aeußerlichkeit, formales Prinzip. Ja, alles Aeußerliche ist katholisch, mag es daneben auch protestantisch heißen. Aber auf den Namen kommt's nicht an, das Sein entscheidet. Also: Alles Aeußerliche, was zu Aeußerlichkeiten greift, um sich in der Aeußerlichkeit durchzusetzen, ist katholisch, naturhaft, vergänglich. Alles Protestantische aber ist geistig-innerlich, materiales Prinzip, ist Glaube, der der Aeußerlichkeit nicht bedarf. Glaube! Verstehen wir nun, warum es das Schlagwort jeder Reformation sein muß? Glaube allein ist Geist; ja das Wesen des Geistes ist Glaube, nicht Schauen, Glaube ist „protestantisch" und das Vorrecht des Geistes, des Protestanten ist es, mit Geisteswaffen zu kämpfen. Verstehen wir nun auch, warum der Kampf der Protestanten Leid ist? Ja, warum überhaupt gerade der höchste, schärfste, entscheidende Kampf Leid sein muß? Daß überhaupt ein anderer, noch so agressiver Kampf kein Kampf ist, weil er nicht höher führt, nicht wahrhaft vorwärts? Daß es sich im Waffenkampf nur um Scheinkampf handelt, um tragische Kinderpossen, possenhaft in ihrem Eifer und Nichtigkeitsernst, tragisch in ihrem Verbluten um ein Nichts, um einen Wahn. „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen."

Geisteskampf äußert sich stets als Leid! Und darum gingen die Protestanten z. B. in Spanien unter. Es war ein Kampf mit ungleichen Waffen. Die Einen kämpften mit dem Geist; die Andern mit der Materie. Und das Siegesfeld der Materie ist schon von Augustin als die civitas hujus mundi[1]) erkannt worden. Aber es war auch ein Kampf mit ungleichem Erfolg. Das zeigt uns der Glaube. In dem Maße, wie in dieser Welt die Materie siegte, wird in der ewigen Ueberwelt, der einzig Wert behaltenden Welt, der Geist siegen. Dies lehrt uns wieder die Reformation. Ohne die leidenden Spanier, Hugenotten, Salzburger wären wir Protestanten heute unmöglich. Ihr Leid und Tod gab uns Leben; das ist mein Glaube! Diese Waffen haben uns gerettet. Leid ist höchste Aktualität; Leid ist die Waffe, derer sich der Geist bedient, seine Schlachten zu schlagen; und er schlägt sie gewaltiger als alle Waffen der Welt. Warum kann das Volk der Juden nicht sterben? Weil es soviel leiden mußte. Sein Leid ist der Segen, der Israel heute noch und immer in allen Stürmen bewahrt und bewahren wird, wie eine unsichtbare Vaterhand, die segnend das Kind sein Leben lang überschattet.

Die materiellen Waffen vernichten im Grund sich selber, indem sie dem Angegriffenen Gelegenheit zum Leid geben, also zur Erhöhung der geistigen Macht.

---

[1]) Das Reich dieser Welt.

Katholizismus, im oben angedeuteten weiten Sinne gefaßt, ist Aeußerlichkeit, formales Prinzip. Die Naturstufe bedarf der äußern Form. Es ist ihr wichtig, daß ihr Leben sich in der Aeußerlichkeit in der Form formvollendet zeige. Aber die Form ist etwas zeitlich-bedingtes, daher starr. Unter ihrem Panzer muß das Leben nach und nach ersticken.

Die Geistesstufe ist das Materiale, das Wichtige. Leben nur Leben! Und dem feinen, innerlichen Auge zeigt sich das Leben deswegen vollkommen, weil es Inhalt und Form zugleich ist. Beide sind untrennbar. Der Inhalt ist formvollendet durch sich selbst. Es ist damit eine Einheit geschaffen, wie sie nur dem Geist möglich ist, ein Eins-erkennen und nicht ein peinliches Begriffs- und Dingunterscheiden, wie es der Sphäre des naturhaften Verstandes eigen ist. Verstand ist das Aeußerliche, das Absondernde, Trennende, Rubrizierende; Geist ist das Eine, frohe Allwallende, und darum gerechte innere Erfassen. Verstand ist Form zur Form gehörend und mit der Form fallend. Geist ist Inhalt, der Inhalt, ist Ewigkeit. Verstand ist Unterscheidungssucht und darin Großmannswut. Geist ist innig vereinendes, ist Liebe.

Und so ist das Leben frei und groß. Mit einer Inhaltsverschiebung ist die Formveränderung bedingt. Ja Inhaltsverschiebung und Formveränderung ist dasselbe und geschieht in lebendigem Wallen und Durchdringen mühelos von selber. Es ist nichts mehr starr. *Πάντα ῥεῖ!*[1]) Form ist Inhalt und Inhalt Form. Es ist ein Sich-selbst-durchwirken.

Die Naturstufe erliegt fast immer der Form. Sie ist sozusagen der Antichrist, der sich hypostasiert, zu einem Gott macht, und damit aus einem Diener des Inhalts zu seinem Feind und Bekämpfer sich aufwirft. Diesen Weg ist die offizielle katholische Kirche gegangen. Daher die dämonische Leidenschaft, die nichts anderes ist, als die Leidenschaft der Form gegen allen Inhalt, die Leidenschaft dieses Außengottes gegen den Innengott der Protestanten. Das Formale, das Aeußerliche ist die Domäne des Dämonischen. Es lenkt von dem Einen, Innern, was Not ist, auf das Aeußere, Viele ab und macht den Menschen von diesem Aeußern abhängig; und Abhängigkeit von außen ist naturhaft; so führt es ganz in die Aeußerlichkeit, in die Sinnlichkeit. Und so verstehen wir, warum die katholische Kirche so am Aesthetischen hängt und ihre Religion so und so oft purer Aesthetizismus ist. Die Form, die ursprünglich kein Alleinrecht hatte, raubte Licht von der Glorie des Inhaltes, und warf sich damit gegen den Inhalt auf. Und darum ist die Form so dämonisch-zäh; sie lebt von der Ewigkeit. Aber es ist Wesen der Ewigkeit, Alleinherrscherin zu bleiben, und das Erlebnis dieses Wesens ist unser Glaube, die Form muß sterben letzten Endes, damit der Inhalt alles in allem sei.

---

[1]) Alles fließt.

Wie bekämpfen wir nun die katholische Kirche? Daß wir über ihre Lehren, über ihren Verstandestod über alle Form hinweg gerade das suchen, was sie selber auch sucht, und was ihr trotz allem Tod an ihren Gliedern doch Ewigkeitsgehalt verleiht, wie er eben allem Seienden verliehen ist, als Erbe des Ewigen, wenn es sich auch im Laufe der Zeit viel vergängliches Ordensspielzeug umgehängt hat. Wir bekämpfen die katholische Kirche so, daß wir das suchen, was viele Tausende ihrer Brüder suchten und auch fanden, auch wenn die große Geschichte — sie, die nur immer von dem äußerlichen Großen zu prahlen weiß, von Autodafés, Konzilien, Bann und Tod — nichts von diesen vielen Tausend Unbekannten weiß.

Der Katholik ist Mensch; das ist so gut seine Rettung, wie es auch die unsrige ist. Darum kann er auch fromm sein, echt fromm, glaubensfromm trotz aller Werke und allem Gotteshandel. Seine echte Frömmigkeit zeigt sich im innersten Kern stets als echt protestantisch, das habe ich immer wieder beobachten können. Echte Frömmigkeit, werde sie von Protestanten oder Katholiken geübt, ist Eins, trägt nur ein Gesicht, das der Wahrheit; und so zeigt sie sich immer, wie die tiefsten Menschen sie erleben. Sie kann gar nicht anders als sich selbst treu bleiben. Sie zeigt sich immer als Gnade, als das Geborgensein und deshalb sich überschwenglich freuen in Gottes Schoß! Gott ist alles; er tut alles, das ist des Menschen heiligste Freude. Unser Tun ist nichts; unsere Werke sind eitel. So empfindet auch der Katholik und freut sich seines Gottes. Denn nur Gnade ist Freude; niemals das noch so stolze Tun! Es ist immer Qual dabei, Unzufriedenheit, wie ein verborgenes Schlänglein, das ewig züngelt; Unvollkommenheit; nur Gott kann vollkommen geben und erfüllen.

So empfindet die echte katholische Frömmigkeit protestantisch. Umgekehrt wie auch wir bei Protestanten echtesten Katholizismus leider so oft antreffen können, sobald Amt und Lehre das Andere überwuchern.

Und was ist nun dieses „Andere“? Es ist eben der Mensch, es ist das Leben, die Seele, die Ewigkeit. Es ist überall das Gegenteil von Tier, Tod, Körper, Zeit. Es ist die Innerlichkeit, das was die Reformation zum Ausbruch gebracht hat, ja weswegen Reformation gerade aufgebrochen ist, denn Reformation ist Innerlichkeit. Darum waren wir so hilflos in äußern Gebärden die Reformation zu feiern. Unsere Hilflosigkeit war gerade unsere Stärke, das Zeichen unserer Macht, die sowohl kämpfend-negierend, als aufbauend innerlich ist. Reformation ist Aufbruch der Innerlichkeit über das Aeußere, Aufbruch der Seele über den Körper und seine bedingte Welt; Aufbruch des Lebens über den Tod, des Geistes über die Materie, des Menschen über das Amt, und das Amt ist Ding, naturhaft, also Materie. Darum fanden wir keine äußerlichen Gebärden, denn sie versagen dem Innerlichen gegenüber; und es ist recht so. Sie sind dem Aeußern gerade gut genug, sich selbst und ihm genug.

Aber **wir** wollen Reformierte sein, Protestanten, also Innerlichkeitsmenschen. Uud was ist nun das? Wir wollen göttlich werden, kurz gesagt (Matth. 5,48), denn alle diese Ausdrücke und Namen sind nur andere Worte für das Eine: Gott, wie überhaupt alle unsere Ausdrucksformen, Worte und Taten nichts anderes zum Ausdruck bringen möchten, als das Eine: die Unendlichkeit; und darum mühen sie sich, stammeln und stümpern immer wieder in solch unendlicher Mannigfaltigkeit, ob's ihnen vielleicht doch einmal gelinge das Geheimnis der Tiefe auszuschöpfen. Aber erst Gottes eigene Offenbarung wird Vollkommenheit sein.

Wir wollen Gottes werden, d. h. von Gott erfüllt, denn Er muß uns füllen; das lehrten die Reformationen immer wieder, das erlebt die Menschenseele, sie das Urding, das Urempfinden alles Geschehens, wenn sie echt und groß ist, stets wieder als neue Offenbarung. Und wenn wir göttlich sind, dann sind wir auch menschlich (das Geheimnis Jesu Christi), diesmal das Wort gefaßt als Gegensatz zu tierisch, ein Gegensatz wie er uns sich zeigt etwa zwischen Geist und Materie!

Der Mensch wird letzten Endes doch siegen, trotz Priesterneid und Gesetzeslügen, der Mensch, der allein echter Priester ist. Das ist unser göttliche Menschenglaube.

Das ist nun die **Position**, die jeder echte Kampf wirken muß. Es ist die Urposition alles Geschehens, wie sie uns alle andern Kampfespositionen nur symbolisieren. Mensch-werden, das ist das **Ziel**, in dem Protestanten und sogenannte Katholiken eins sind. Und dieses Ziel wird erlitten! Wir wollen nicht mit katholischen Waffen kämpfen, d. h. mit Zwang, Verleumdung, Haß, Kleinkrämerei! Das ist überhaupt kein Kampf! Alle echte Ueberwindung kann nur von innen heraus geschehen; und so kann die katholische Kirche nur von innen heraus überwunden werden. Wir müssen nicht sorgen. Sobald das Leben erwacht, zerbrechen die Formen; das zeigt uns wieder die Reformation; das zeigt uns auch das Leben des Einzelnen. Sollte es bei der katholischen Kirche anders sein? Sie spielt sich zwar als die große Ausnahme, als die una sancta auf. Sie ist es auch wie alles andere ebenfalls, soweit dieser Anspruch jeweils auf den Mensch-Gottesinhalt geht. Das Außengebäude aber wird seiner Ausnahmestellung entsprechend einen umso größeren Fall erleben.

Menschwerdung in konzentrierter Kraftspannung; das ist das Eine, das Not tut! Nach innen; keine Außenreaktion. Ruhe ist höchste Bewegung! Im Innerlich-sein wird **die** Position geschaffen, die der Welt allein hilft, weil sie Selbstgegründet-sein ist, Selbst-Ewigkeit, nicht wie die Welt nur Zeit.

Wir werden vielleicht **diese** Welt nicht erobern, weil wir uns zu sehr in ihr Wesen verstricken würden. Es klingen da aus der ersten Christenzeit merkwürdige Klänge herüber, von der Allgewalt des Antichristen, der am Ende der Tage die Welt beherrschen wird;

aber eben nur die Welt, die Materie. Es ballt sich ein Finsteres zusammen, ein gräßlicher Sieg; er wird vielleicht die Welt hohnlachend einstecken und eine Schreckensherrschaft der Materie bringen, einen Sieg des Formalen, Katholischen. Umso mehr müssen wir unsere Pflicht tun, wir Protestanten auf den Inhalt dringen! Unsere Arbeit ist nicht verloren, denn sie ist Ewigkeit. Ja, je treuer wir sind, umso schneller wird es dem Ewigen gelingen zu nahen als das Eine, Letzte! Es sind da wunderbare Innenbeziehungen zwischen unserer Treue und der ewigen Treue, Beziehung, die, je treuer wir sie knüpfen, um so schneller dem Echten zum Triumph verhelfen. Materiensieg in der Materienwelt. Wer weiß! Aber dann wird das kommen, welches das All verändern wird, auch diese Welt eingeschlossen, und jenes ist das Ewige, das Einzig werte.

So tönt aus der Antichristdissonanz bereits die Ewigkeitsharmonie heraus. Gott läßt das Aeußerliche, Formale auf einen Punkt sich zusammenziehen, gewährt ihm höchste Gewalt, und gibt es darin zugleich der Selbstvernichtung preis. Auf einen schrecklichen Tag wird es sich selber richten. Das Böse läßt sich nicht in Gutes verwandeln, was der Mensch so oft gutmütig-bemäntelnd glaubt tun zu können. Dem Bösen bleibt nur der Ausweg des Todes, weil sein innerstes Wesen von jeher Tod war, Selbstzerfleischung, Auflösung ins Nichts, dem Ende aller Lüge. (Bekommt da nicht das μὴ ὄν[1]) der Neuplatoniker eine eigenartige Beleuchtung?)

Die Ewigkeit wird protestantisch sein, ja nicht protestantisch als Farbe oder gar Streitbanner, sondern protestantisch als menschlich-göttliches Prinzip. Da wird kein Verstand, keine Lehre mehr Unmenschlichkeiten gebären; da ist alles Seele, und Seele ist Liebe und Liebe ist Mensch-Gottestum, und das ist Einheit.

Damit kehren wir zum Anfang zurück. Das Weltgeschehen ist dennoch Einheit. Diese Wahrheit symbolisiert uns die katholische Kirche. Einheit wie es unser Seelenempfinden verrät, Einheit des Lebens und nicht des Todes. Aber diese Einheit ist nichts äußerlich-mechanisches, begrifflich-faßbares; sie dokumentiert sich im Willen Gottes. Bevor Einheit werden kann, muß offenbare Zweiheit sein, so wie unsere Welt einmal ist. Erst aus dem Doppel und seiner Ueberwindung kann echte, dauerhafte Einheit werden, höhere, höchste Einheit. Es muß sauberer Grund sein, worauf sich ein Gebäude für die Ewigkeit aufbauen soll.

Diese Einheit ist Leben, darum Freiheit, darum unendlich vielgestaltig wie die göttliche Fülle. Diese Wahrheit symbolisiert uns die protestantische Kirche. Zu dieser vielgestaltigen Einheit streben beide empor, d. h. nicht die Kirchen, nein die Menschen; das ist ihr einiger Sinn, ihr einiges Ziel, das zugleich ihr einiger Anfang war.

---

1) Nicht-Seiendes.

Mensch, das ist nun aber auch die Basis, worauf sich Protestanten und Katholiken brüderlich finden können und werden. Wir bekämpfen und verurteilen somit den Katholizismus nicht in Bausch und Bogen; sondern nur seinem Formalen, seinem „Menschen“gehänge gilt unser Kampf. Seinen menschlichen Inhalt bauen wir mit auf. Mensch ist nicht Lehre, nicht Amt, nicht Verbandestod, Mensch ist Leben, das Verbindende, Göttliche, das keine andern Schranken kennt, als die Unendlichkeit. Lehre, Amt ist das hindernde, trennende Menschenwerk. — Kampf nach innen, nicht nach außen. Im Kampf nach innen, kämpfen wir auch um das Aeußere; und zum Ende: Frieden nach innen, dann schweigt auch aller Kampf draußen, denn dieser ist nur das äußere Wellenspiel des innersten Wogenschlages.

Leben nur Leben! Niemals Raum geben dem Tod, der als Haß, Kleinlichkeit, Bosheit, Leidenschaft maskiert uns naht und uns zum wilden Tanz fortwirbeln will. Wie der alte Tragöde sagt, das Wort jeder echten Katharsis:[1]) „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“. Wir Menschen sind zu sehr in Gefahr, auch wenn wir meinen ganz nur für die Wahrheit zu kämpfen, von der Begeisterung unseres „Ichs“ berauscht ins Triebrad der Vernichtung, der alles Selbstsein anheimfällt, hineingerissen zu werden. Es ist schon genug Negation an unserm positiven Lebenswerk, daß wir nicht noch mit äußern Kampfmitteln die Position noch mehr der Negation aussetzen wollen.

Position in die Welt hineintrotzen! Das ist unsere Lebensaufgabe! Das einzig Bleibende, das wir tun dürfen, ist die Tat unseres Lebens, das Selbstwerden im höchsten Sinne; aber die wollen wir ganz tun. Das übrige tut Gott. Das lehrt uns die Reformation auch wieder. Machen wir die Welt, die wir darstellen, und die ein Teil der großen Welt ist, zur Position; in diesem Maße ist es uns auch geschenkt die Welt zu verändern.

Position wirkt durch sich selbst, ohne dem Fluch des äußern Kampfverstrickens verfallen zu müssen. Inhalt steht und wirkt durch sich selbst, alles Aeußere, Formale entkräftigend. Position ist konzentriertester Kampf, rein durch ihr Dasein, in einer Welt, in der soviel Negatives ist. Indem wir das Innere stählen, entkräftigen wir das Aeußerliche. Stärkung des Innern ist der einzige Kampf gegen die katholische Kirche. Je mehr wir göttlich-inhaltlich werden, umso mehr entziehen wir dem Dämonisch-Formalen die Kraft. Wir erkämpfen zurück, was die Form dem Inhalt einst geraubt hat. Wir machen den formalen Prozeß rückgängig, indem wir ihn zum Ausgangspunkt zurück erkämpfen; und so helfen wir auch dem wahrhaft Seienden des frommen Katholiken aus dem Panzer der Form heraus; ja wir unterstützen nur sein Streben, das auch ihm als Mensch innewohnt.

Position ist alles, sie ist Kraft und nicht atomistische Zersplitterung an Außenmächte. Persönlich-konzentrische Kraft ist alles, ist Sieg, ist

---

[1]) Reinigung.

Gott. Gott nur Gott, nicht sogenannte Eigenschaften Gottes, die die Theorien schufen mit ihrer engen Gehässigkeit. Ach, wie ist das menschliche Hirn so mit Grenzpfählen umzäumt, daß es auch der lebendigen, ewigen Unendlichkeit solche abgeteilte Grenzen ankränkelt. Gott hat keine Eigenschaften, denn diese sind nichts anderes als naturhafte Atomisierung eines geistigen Ganzen. Die Persönlichkeit, das Ganze, das wir kennen, eben darin unser Gottes Ebenbild, „besteht" nicht aus Eigenschaften; sie „besteht" aus sich selbst: ein Volles, Lebendiges ohne Grenzpfähle, die nur in der Enge der Materie zu treffen sind. So ist Gott ein Ganzes. Im einzelnen das Ganze, im Ganzen das Einzelne, unabgetrennt eins im andern.

So müssen wir werden: Menschen unabgetrennt; eins in dem Leben, das uns alle trägt und doch jeden wieder eigenartig anders. Unser Leben will nichts anderes sein als ein Spiegel des Unendlichen, das Ganze im Einzelnen, und zugleich das Einzelne als zum Ganzen unbedingt gehörend. Und so will die Welt ein Ganzes werden, wie sie es auch ist ihrem Wesen nach. In einer höheren Einheit, die alle erreichen können (demokratisch, wie alles echte Große), werden wir uns wiederfinden, wenn das naturhaft-gebundene von uns fällt. Wir müssen keine Sorge haben, die Weltgeschichte beginnt erst nach der Weltgeschichte. Wir leben im Präludium, das allerdings zum Weltgeschehen schon gehört, vorklingend, einleitend. Aber das Größte kommt erst und das tut Gott.

Was sorgen wir? Die Ewigkeit ist lang; sie ist die Unendlichkeit, die Wahrheit all dessen, was hier nicht werden konnte und doch einmal werden muß aus innerster Notwendigkeit heraus. In diesem Glauben siegen wir! Er trägt zum Sieg, weil er zugleich der Sieg selber ist, zu dem er hinführt. Er ist Wollen und Vollbringen, d. h. Vollkommenheit, Ewigkeit, und darum Notwendigkeit.

So ist Reformationsfeier niemals ein scheelsüchtiges, auf Andersgläubige gehässig-schielendes Unding; sie ist Glaube, der nur grad ausschaut fern zum Horizont der Zukunft, wo sich alle Linien und Richtungen vereinen in einem Ziel: Gott!

Arthur Pfenninger.

Der Schmied.

Im Traume ward mir große Traurigkeit:
Es stand vor mir ein ries'ger, finst'rer Schmied,
In dessen Augen lag ein falscher Schein,
Und auf den Lippen grinste kalter Hohn,
Die Zunge war gespalten, fahl die Stirn.
Mit eh'rnem Hammer schlug er wuchtig auf:
Bei jedem Schlag erscholl ein Teufelslachen,
Und murmelnd sprach mit einem Dämon er. —

Die Funken sprühten wild, die Augen falsch!
Und unter seinem Schlag wuchs Dolch um Dolch,
Das helle klirrend auf die Erde sprang
Und mit Gelächter sich zu Haufen fand.
Und unaufhaltsam ging des Riesen Schlag,
Und unaufhaltsam wurde Dolch um Dolch:
Der Haufen wuchs, der Riese wuchs hinan,
Und immer gräßlicher erscholl sein Hohn! —
Was er mit seinem finstern Dämon sprach,
Ich hab es nicht verstanden, Worte nur,
Wie „Macht“ und „Ruhm“, wie „Blut“ und „falscher Mord“,
Die schälten klar sich aus des Bösen Mund.
Und oft auch blieb sein Hammer plötzlich ruhn,
Und ein Gelächter, gräßlich, falsch und hart,
Erschütterte den schwarzen, düstern Raum.
Aus seinem Munde quoll es dann wie Gift:
„Der Lüge! Lüge! Lüge seid geweiht!“ —
Nun — endlich — ruhte ganz der wilde Schlag.
Der Riese wandte sich, in seinen Augen
Lag eines Mörders höllisch fressend Feuer,
Das mir den Schweiß aus kalter Stirne trieb,
Als er erdröhnend durch die Weite rief:
„Herbei, du übersattes Sklavenvolk!
Herbei, du lächerliches Wichtgeschlecht,
Mit euern triefend matten Lasteraugen!
Herbei! herbei! die ihr nach mir euch sehnt!“
Und wieder schütterte ein Teufelslachen
Aus seinem frechen, giftgen Lügenmaul.
Doch, Brüder, hört, was ich dann weiter sah —
Ihr glaubt es nicht, ach, leider ist's zu wahr;
Mein Herz erstarrte und der Puls stand still,
Als ich das gräßlich Unerhörte schaute: —
Denkt euch, auf jenes Teufels Mordgeschrei,
Da kamen meine Brüder! meine Brüder!
Unendlich war die Schar und wuchs und wuchs
Und drängte sich in wildem Ungestüm
Um jenen Gräßlichen und um sein Werk.
Denkt euch, sie jubelten berauscht ihm zu,
Und wie ein Wahnsinn lag's auf ihrer Stirne.
Und wilder' Lärmen, höllisch-tobend Lachen
Schwoll bis zur Sonn' wie rasend Ungestüm,
Daß sie zertrümmert auf die Erde fiel. —
Der Riese starrte kalt und unberührt;
Dann scholl sein strenges, eisenhartes Wort
In meiner Brüder Taumelhaufen: „Nehmt!“
O hört! o hört, was Furchtbares geschah:

Ach, meine Brüder, meine Brüder nahmen
Die scharfen Dolche jauchzend auf vom Boden
Und hielten jauchzend sie zum Riesen auf!
Der spie aus seinem finstern Höllenrachen
In meiner blinden Brüder Taumelhaufen,
Daß sie — o weh, mein Herz erstarrt mir neu,
Soll ich das Unerhörte euch verkünden —
Daß sie in Haß, in furchtbar'm Haß erglühten!
Weh, ihre Augen lechzten heiß nach Blut!
Weh, ihre Stimme schrie nach Mord, nach Mord!
O Brüder! — und das Grauenvollste kam:
Es hoben meine armen, blinden Brüder
In ihrer Rechten hoch die falschen Dolche
Und bohrten — meine Brüder bohrten
Den eignen Brüdern sie voll Haß in's Herz!
Und also furchtbar war das grause Wüten,
Worein des Riesen Dämonlachen klang,
Damit er ihren blinden Wahnsinn trieb,
Daß alle meine Brüder gräßlich starben! —
Und plötzlich ward die weite Erde finster:
Es senkten sich — wie eines Abgrunds Schatten —
Unzähl'ge Raben auf die toten Leiber.
Sie öffneten voll Gier die schmutz'gen Schnäbel,
Und jenes schaudervolle Hohngelächter:
Aus tausend Kehlen drang es höllenwärts!
Dann hieben sie die Schnäbel in die Leiber,
In meiner Brüder, meiner Brüder Leiber,
Und zerrten die Gedärme wild heraus! —
Entsetzt wollt' ich mich von dem Frevel wenden,
Da schmetterte des Riesen Mörderhammer
Mir auf mein Haupt, daß ich vom Traum erwachte. —
Doch furchtbar lastet meine Traurigkeit,
Denn — Brüder — dieser Traum ist heller Tag!

Immanuel Limbach.

Die Zeitung.[1]

Eine besondere Aufgabe wird dabei die Beseitigung der heutigen politischen Presse sein. Das ist einer der großen Kämpfe der Zukunft, dem gegen Alkoholismus und verwandte Dinge gleichzustellen. Wir haben von ihr früher als von einem jener

[1] Aus dem demnächst erscheinenden Buche von Ragaz: „Die neue Schweiz". Das Kapitel ist im August des letzten Jahres geschrieben worden.

Faktoren gesprochen, die an dem Verlust unserer politischen Kraft und Selbständigkeit eine Hauptschuld tragen. Das Unheil, das sie verursacht, ist aber noch viel umfassender. Diese Presse ist eine Tyrannei, eine Macht der Lüge, eine Verbündete aller schlechten Geister geworden. Tag für Tag tritt diese Macht zu den Menschen und übt so nicht bloß auf die Unselbständigen und Gedankenlosen, die leider gerade auch infolge dieses Einflusses die große Mehrheit sind, sondern auch auf tiefere und zu Besserem berufene Menschen ihre Hypnose aus, d. h. sie wirkt auch bei ihnen nach und nach eine gewisse Betäubung und Abstumpfung, so daß sie zuletzt in den Bannkreis geraten, in dem die Zeitung oder die Macht, die hinter ihr steht, sie haben will. Der Geist aber, der hier waltet, ist, recht seltene Ausnahmen abgerechnet, der Geist der Mittelmäßigkeit, Gewöhnlichkeit, oft auch geradezu Gemeinheit. Es ist der Geist des Stammtisches, gelegentlich verbunden mit dem des Kaffeekränzchens. Was neu, kühn, original ist, kommt hier nicht zu Worte, oder wenn dies gelegentlich einmal geschieht, so erscheint es als lächerlich. Hier gilt das, was dem untern Durchschnitt der sogenannten öffentlichen Meinung entspricht und zwar jeweilen eben gesehen durch die Tendenz des in Frage kommenden Blattes.

Hier waltet auch der Geist der Unwahrheit. Von irgend einem Bestreben, gegnerische Parteien, Bewegungen, Personen so darzustellen, wie sie wirklich sind, ist bei der großen Masse unserer Zeitungen längst keine Rede mehr; man ist nur noch auf Karrikatur, Schlechtmachen, Vernichtung aus. Mißliebige Personen werden an der Ehre angegriffen und ihre Erwiderungen entweder nicht aufgenommen oder verstümmelt oder so untergebracht, daß niemand sie beachtet. Dabei greift man natürlich am liebsten die an, von denen man annimmt, daß sie sich nicht wehren und rächen können. Es ist längst kein Geisteskampf mehr, sondern nur noch ein Machtkampf. Bestimmte praktische Mächte, meistens materielle Interessen oder auch eine politische Propaganda des Auslandes, machen sich Zeitungen dienstbar und stellen dafür Redakteure an, die zu Landsknechten herabsinken. Eine besonders schlimme Rolle spielen gerade auch in dieser Hinsicht jene Zeitungen, die von auswärtigen kapitalistischen Unternehmungen gegründet sind und zugleich im Dienste der politischen Propaganda ihres Landes stehen. Weil sie billig sind und auf die niedrigsten Triebe rechnen, auf die Neugier, Sensationslust, Klatschlust, werden sie von den Massen der Männer und besonders der Frauen gelesen und gestalten unmerklich deren geistiges Wesen. Kein Wunder, wenn uns so nicht bloß der Schweizergeist, sondern überhaupt der gute Geist abhanden kommt.

Es ist ferner ein Geist der Feigheit und Niederträchtigkeit, der so unter uns gezüchtet wird. Da kommt dieses gedruckte Stück Papier zu den Menschen. Wer ists, der dahinter steht? Vielleicht ein Mensch, der an Geist und Charakter, wie an Bildung

unter dem Durchschnitt steht. Aber nun tritt er auf als Sprecher der öffentlichen Meinung, nun kommt er umhüllt von der Mystik des gedruckten Wortes, die immer noch eine so große Macht ist, und auf einmal ist er eine Autorität; er wird der Mund von Zehntausenden, wenn nicht gar die Stimme Gottes. Und wenn sie alle im Grunde ihres Herzens anders dächten — „Die Zeitung sagt es so, also muß es so sein und ich Unrecht haben.“ So kann es kommen, daß ein geistloser, unwissender, ungebildeter, auch sittlich unbedeutender Mensch, der zufällig in eine Redaktionsstube geraten ist, die sogenannte öffentliche Meinung eines ganzen Kantons machen kann. Wenn er vielleicht einmal auf der Schulbank einen Mitschüler gehabt hat, der ihm überlegen war und dieser später ein Mann des öffentlichen Lebens geworden ist, so hat er es in der Hand, das öffentliche Urteil über ihn zu bilden. Er braucht ja nur von Zeit zu Zeit etwas zu bringen, das gegen ihn zu sprechen scheint, in möglichst geschickter Auswahl, und zuletzt wird jener Mann in dem Lichte dastehen, das seinem guten Freunde von der Schulbank her paßt! Wenn sie diesen mystischen Lumpenkerl in Persona vor sich hätten, diesen Mann X oder Y, dann würden sie sich von seinen Meinungen schwerlich imponieren lassen, aber wenn er ein schmutziges Zeitungspapier vor den Mund nimmt, wird X oder Y auf einmal ein Prophet. Ueberhaupt die ganze Anonymität unseres Zeitungswesens! Wenn man den Tropf mit Namen kennte, der da seine vergifteten Gase losläßt — — ja, dann wüßte man wohl, was man davon zu halten hätte; aber wenn diese mystische Maske redet, dann ist er ein Orakel. Auf diese Weise wird die Presse statt eine Erziehung zur Demokratie eine Schule der Feigheit. Welch eine Angst vor diesem bedruckten Papier lebt in den Völkern! Es treibt Menschen in den Tod; es verhindert so viel Gutes; es stärkt so sehr alles Schlechte.

Denn es bleibt dabei: Mit dem Schlechten ist diese Macht in viel engeren Beziehungen als mit dem Guten. Jenes weiß sich ihrer viel besser zu bedienen. Der Eindruck, daß das Mittelmäßige das einzig Richtige sei, ist allein schon ein starker Bundesgenosse des Schlechten.

Und dann jene Abgewöhnung des eigenen Denkens, jene Pflege von Haß und Verachtung! Diese Presse, die sich etwa mit ihrer erzieherischen Bedeutung brüstet, ist in Wirklichkeit eine der schlimmsten und gefährlichsten Mächte der Verrohung und der Verdummung geworden. Daß sie selbst es nicht zugeben wird, ist klar, ändert aber nichts an der Sache.

Das alles gilt, wie wir nochmals erklären möchten, selbstverständlich nicht von allen Zeitungen gleichmäßig und überhaupt nicht von allen. Wir denken auch weniger an die einzelnen Menschen, die mit dieser Macht verbunden sind, als an das ganze System, dem die Presse verfallen ist, und das durch sie wirkt. Dieses muß

gestürzt werden. Es wird einen langen und bösen Kampf kosten, der tapfere Menschen braucht, denn wehe jedem, der dieser Macht zu nahe tritt! Sie hat Gewalt, zu vernichten, scheint sie wenigstens zu haben. Aber dieser Kampf ist notwendig, und darum werden sich Menschen finden, die ihn führen. Es wird mit dem Erwachen des besseren Geistes eine neue Woge von Verachtung all die Schmutz- und Lügenmächte hinwegfegen, die sich in dieser Macht zusammengefunden haben und an ihr einen festen Rückhalt besitzen.

Daß dabei die beste Taktik des Kampfes der Ersatz des Schlechten durch das Gute ist, braucht unter Verständigen kaum gesagt zu werden. Wir werden wohl irgendwie eine bessere Presse schaffen müssen. Reine Hände müssen sich dieses Werkes annehmen. Junge, charaktervolle Menschen müssen auf dieses Feld, müssen Unkraut ausjäten, Sümpfe abgraben, gutes und gesundes neues Leben pflanzen. Es wird auch mit dem Viel-zu-Viel dieses Zeitungswesens aufgeräumt werden müssen. Ein Verbrennungsprozeß ist einzuleiten, der nur einen ganz kleinen Teil dieses Preßhaufens überhaupt und nur einen ganz kleinen Teil dieser Nachrichten, Neuigkeiten, Korrespondenzen und — Leitartikel (die mißleiten!) übrig läßt. Und vor allem ein höherer moralischer Stil, mehr Wahrheit, mehr Geistesfreiheit, eine vornehmere Behandlung des Gegners, ferner sehr viel mehr und sehr viel besserer neuer Geist!

Wir wollen davon aber nicht mehr sagen. Es ist Neuland, und wer es betritt, soll die Freude des Entdeckens zum Lohne haben. Ein gar schweres Werk, sagen wir noch einmal, das auch nur mit dem Umschwung unserer ganzen „Kultur" vereint gelingt, das aber freilich auch ein mächtiges Mittel dieses Umschwungs werden kann. Wohlan, tatenlustige Jugend, an die Arbeit!

Im Kampfe mit der Gemeinheit.

Wir pflegen unsere Leser nur ganz ausnahmsweise mit dem zu behelligen, was wir außerhalb der Neuen Wege tun und erleben; aber von den neuesten Stürmen, die über uns ergangen sind, müssen wir ihnen doch ein Wort sagen. Denn es muß zwischen den Leitern und Mitarbeitern einer Zeitschrift und ihren Lesern ein Vertrauensverhältnis bestehen, wenn jene eine fruchtbare Arbeit tun sollen. Diese müssen wissen, daß jene in Treue und Reinheit, wenn auch in viel Schwäche und Irrtum, der von ihnen vertretenen Wahrheit dienen.

Folgendes ist, soviel wir sehen, der Sinn und Zusammenhang dieser Ereignisse.

Um die Mitte des Dezember (am 17.) veranstalteten die Leiter der Neuen helvetischen Gesellschaft in Zürich einen Diskussionsabend über die Landesverteidigung. Ihre Absicht war dabei, eine Klärung der namentlich in der akademischen Jugend gährenden Gedanken über dieses Thema herbeizuführen. Ihre Hoffnung war dabei wohl, daß durch die Aussprache diese Gedanken in eine etwas andere Richtung geleitet würden. Aber eine freie und herzliche Aussprache sollte es sein. Darum ersuchten sie mich, an der Versammlung den Standpunkt der Dienstverweigerer und ihrer Gesinnungsgenossen verständlich zu machen und unter Umständen selbst zu vertreten. Ungern übernahm ich den Auftrag, denn ich habe immer weniger Freude an solchen Auseinandersetzungen; auch sah ich voraus, daß es nicht leicht sein werde, in einem improvisierten Votum oder zweien dieses tiefe und zarte Problem so darzustellen, daß nicht ein Heer von Mißverständnissen und Entstellungen daraus entstünde. Aber die Anfrage war dringend und da unmittelbar vorher an der Universität ein schwerer Kampf über die Frage geführt worden war, ob ein studentischer Dienstverweigerer von ihr ausgeschlossen werden sollte (welcher Kampf im Gegensatz zur Technischen Hochschule vorläufig mit Nichtausschließung geendigt hatte), so fühlte ich mich einfach verpflichtet, ihr nachzugeben. Ich habe denn auch in der Versammlung selbst, die ganz unerwartete Dimensionen annahm und sich zu einem Ereignis auswuchs, auch nicht den leisesten Versuch gemacht, etwa für die Dienstverweigerung Propaganda zu treiben. Damit bin ich der Regel treu geblieben, die ich mir in dieser Sache von Anfang an vorgeschrieben und der ich aufs strikteste nachgelebt habe. Aufs sorgfältigste habe ich mich stets gehütet, die Sache der Dienstverweigerung zu einem Gegenstand der Agitation zu machen. Ich hätte dazu wirksame Gelegenheiten genug gehabt, aber ich habe sie stets vermieden. Das geschah einmal, weil es nie meine Art gewesen ist, Menschen in Kämpfe hineinzustoßen, worin ich nicht vorangehen oder doch wenigstens meinen vollen Anteil haben konnte, sodann aber, weil die Dienstverweigerung in meinen Augen nur dann sittlich berechtigt ist, wenn sie im Gehorsam gegen eine ganz klare und gebieterische Stimme des eigenen Gewissens geschieht. Darum habe ich die vielen jüngeren und älteren Menschen, die mich in dieser Sache um Rat befragt haben, keineswegs zu der Tat angespornt, sondern sie vielmehr davon zurückgehalten. Ich habe ihnen die ganze Schwere des Schrittes klar gemacht; habe ihnen geholfen, das Problem richtig zu stellen; habe sie vor allen nicht ganz reinen und hohen Motiven gewarnt. Meine Antwort war im Grunde immer die: „Eine solche Tat kann man nur tun, wenn man muß. Wenn mich also Einer fragt, ob er sie tun solle oder nicht, so ist dies ein Zeichen, daß er sie nicht tun soll.“ Es hat sie denn auch keiner von denen, die mich befragt haben, getan. Das ist meine wirkliche Rolle in dieser Sache gewesen, nicht die eines Anstifters, die man mir zuschreibt. Ich glaube, durch mein Wirken viel

Schlimmes verhütet zu haben. Mit allem falschen Antimilitarismus liege ich im Streite. Nur als Verteidiger derer, die nach meiner Ueberzeugung aus reinen und richtigen Motiven den Schritt getan, bin ich aufgetreten und ich bin in meinen Ansprüchen immer streng gewesen.

Diese Haltung habe ich auch an jenem Abend beobachtet. Ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keinen Menschen „bekehren“, sondern nur das Denken der Antimilitaristen und Dienstverweigerer verständlich machen und so zur Verständigung beitragen wolle. Dann habe ich, so gut es in Kürze ging, die schweizerischen und christlichen Motive auseinandergesetzt, die diese Menschen bewegen, habe die Wahrheit einer dem Kriege überlegenen Welt, die dahinterstehe, gezeigt, die Versammlung aufgefordert, diese Gedanken zu überlegen, und der Zuversicht Ausdruck verliehen, daß die Redlichen von beiden Seiten her sich finden müßten und daß auf beiden Wegen das Heil der Schweiz, wie der Welt, geschafft werde.

Der große Beifall, den diese Ausführungen fanden, kam mir selbst durchaus unerwartet. Was an der Diskussion erfreulich und überraschend wirkte, war die Ritterlichkeit des Tones, womit sie geführt wurde. Die Gegner zeigten einander, daß sie sich trotz der Verschiedenheit des Denkens über einen bestimmten Punkt doch in der Hauptsache: in der Liebe zur Schweiz und zur Demokratie und im Glauben an ein geistiges Ideal einig fühlten. Ganz besonders wohltuend wirkte die edle Haltung eines unserer obersten und besten Militärs, des Obersten Wildbolz. Das war ein neuer Ton, der Viele freudig überraschte. Auch tauchten an diesem Abend in unerwarteter Lebendigkeit geistige Probleme auf, geistige Wirklichkeiten, die für Viele verblaßt gewesen waren: das Recht des Gewissens, die Ueberwindung des Krieges, das Problem der Schweiz, der Glaube an weltregierende sittliche Mächte, Christus. So war die Bewegung groß. Sie war, soweit ich urteilen kann, fast durchwegs freudiger Art und zwar in beiden Lagern ziemlich gleichmäßig. Man durfte von diesem wahrhaft freundeidgenössischen Gespräch Gutes erwarten.

Aber die Rechnung war ohne die Zeitungen und das System gemacht. Hier hatte man offenbar so etwas wie eine gründliche Abschlachtung des „Antimilitarismus“ erwartet und war nun bestürzt, daß, wie man meinte, das Gegenteil herausgekommen zu sein schien. Der Gedanke einer Verständigung ist diesen Leuten vollkommen fremd geworden. Dergleichen gibt es für sie nicht; das ist für sie Spanisch. Man steckte die Köpfe zusammen und beriet. Zunächst zögerte man mit der Berichterstattung. Dann erschienen geistlose oder entstellende Referate. Nur ganz wenige Blätter brachten wahrhaftige und loyale, sogar ritterliche Darstellungen.[1]) Dann begannen die vergifteten Gase zu spielen. Interessant war, daß sich

[1]) Zum Beispiel: Das „Journal de Genève“ und das „Volksrecht“.

daran vorwiegend Zeitungen beteiligten, die sich zunächst einmal gegen den Vorwurf verteidigen sollten, im Dienste Krupps und der deutschen Propaganda zu stehen, bevor sie sich so eifrig der schweizerischen Landesverteidigung annehmen. Dann stimmte der ganze Chorus ein und jene Hunderte von Blättern, die ihren Stoff zum größten Teil aus einem reichsdeutschen Preßbureau beziehen, wüteten in Patriotismus gegen die Neue Helvetische Gesellschaft und die Sprecher jener Tonhalle-Versammlung. Denn man muß sich nicht vorstellen, daß man versucht hätte, mit geistigen Waffen gegen sie vorzugehen. Solcher hat man sich längst entwöhnt. Man hat ja die Macht und man hat die Gemeinheit. So bestand der nun eröffnete Kampf wesentlich in einer persönlichen Befehdung und Beschimpfung jener Männer, besonders derer, die unseren kaiserlichen Republikanern schon lange ein Dorn in den Augen waren. Der Schreibende bekam natürlich, wie gewohnt, ein besonders reichliches Teil ab. Er wurde als die Quelle alles Uebels, als Verführer der Jugend, als Anstifter der Dienstverweigerungen und Saboteur der Armee dargestellt und seine Absetzung gefordert, um von noch viel weiter Gehendem zu schweigen! Es war ein edles Treiben. Es ist fein, einen Mann, der vor einer tausendköpfigen Versammlung, von der er annehmen mußte, daß sie ihm in der großen Mehrheit gegnerisch gesinnt sei und gegen fünf Redner, die beauftragt waren, einen andern Standpunkt zu vertreten, sich gestellt hatte, nachdem er in der Versammlung selbst nicht geistig totgeschlagen worden war, nachträglich in den Zeitungen durch Lüge und Niederträchtigkeit jeder Art totzuschlagen! Es ist eine kostspielige Taktik, eine Ideenbewegung, die aus furchtbarer Not und Gärung überall von selbst aufsteigt, als das Werk eines einzigen Mannes zu erklären, den man gleichzeitig als ganz und gar unbedeutend und unheimlich einflußreich hinstellt!

Als diese Kampagne ein wenig im Zuge war, entdeckte man das Telegramm an Lenin und Trotzky. Hier muß ich auf eine interessante Tatsache hinweisen. Dieses Telegramm war anfangs Dezember abgesandt und veröffentlicht worden. Eine ganze Reihe von Zeitungen, die auf jeden Redaktionstisch kommen, hatten es gebracht, so z. B. der „Grütlianer". Auch stand dabei fett gedruckt zu lesen, daß zu den elf Unterzeichnern auch ich gehöre. Aber es hatte kein Hahn darnach gekräht, bis nach der Tonhalle-Versammlung. Auf einmal wurde, was vorher eine harmlose Sache gewesen war, ein Staatsverbrechen, eine Neutralitätsverletzung, schlimmer als die des Bundesrates Hoffmann, und dazu eine Sünde gegen den Frieden. Es ging eine wilde Jagd gegen mich los, die an Gemeinheit alles übertraf, was ich in dieser Beziehung je erlebt habe, und das will viel sagen! Man hütete sich selbstverständlich, das Telegramm selbst wiederzugeben. Man wartete auch meine Antwort auf den „Offenen Brief" von Pfarrer Wolfer nicht ab, nein, man öffnete sofort die Schleusen der Schmutzströme und ließ diese auf mich los. Es arbeitete das

gleiche System, das ich nun oft genug gegen mich an der Arbeit gesehen. Der gleiche Schmähartikel ging durch eine Reihe von Zeitungen. Im Osten druckte man eine Aeußerung aus dem Westen ab und im Westen solche aus dem Osten, hütete sich aber wohl, zu verraten, daß sie aus der gleichen Quelle stammten. Man veröffentlichte Ergüsse von alten skrupellosen Gegnern meiner Person und Sache, als ob aus ihnen die Unbefangenheit selbst spräche. Man zitierte Zeitungen, deren Redakteure Reichsdeutsche sind, als helvetische Kronzeugen. Man tat, als ob das Telegramm nur mein Werk wäre. Man setzte als selbstverständlich voraus, daß ich die Russen zur Fortsetzung des Krieges aufgereizt hätte. Man wütete in Friedensbegeisterung. Man machte mich zu einem Monstrum. Meine Absetzung und moralische Vernichtung erschien als einzige Rettung der Schweiz vor Schmach und Untergang. Kurz: eine Orgie von Lüge und Schmutz umtobte mich. Dabei führten jene Organe von zweifelhaft schweizerischem Charakter wieder den Reigen. Sie wußten, warum.

Ich habe das Telegramm in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ (Nr. 43 und 44) veröffentlicht und seine Geschichte, sowie die Gründe, die zu seiner Absendung und für mich zur Mitunterzeichnung geführt hatten, auseinandergesetzt und verweise die Leser, denen meine Antwort nicht bekannt sein sollte, darauf. Es war damals die Zeit, wo Allen denen, die Augen haben und denen die Schweiz und die Zukunft der Welt am Herzen liegt, furchtbar bange war ob der ungeheuren Tragödie, die über Europa hereinbreche. Ein Kreis von internationalen Sozialisten hielt es für notwendig, öffentlich darauf hinzuweisen und zu ihrer Abwendung etwas beizutragen. Die Meinung war dabei weniger, die russischen Machthaber zu belehren, als zu zeigen, daß auch diese Auffassung in der Internationale vertreten sei. Ich habe selbst das Telegramm weder verfaßt, noch angeregt. Die Anreger und Verfasser waren Ausländer, von elf Unterzeichnern einer ein Spanier, einer ein Holländer, zwei Schweizer und sieben Reichsdeutsche, fast alle Tolstoianer. Daß es unter solchen Umständen ein Unsinn ist, von einer Neutralitätsverletzung oder gar einem potenzierten Fall Hoffmann zu reden, ist für jeden anständigen und ehrlichen Menschen klar. Aber nicht minder klar ist vor dem Wortlaut und Geist des Telegramms, daß es keine Untreue gegen unseren Kampf gegen den Krieg bedeutet. Das genaue Gegenteil sogar ist einleuchtend genug. Wir sprechen unsere Freude aus, daß es unseren Genossen gegeben sei, diesen Weltkrieg „abzukürzen“, hoffen, daß es ihnen gelingen werde, ihrem Lande und damit der ganzen Welt „einen wirklichen und dauernden Frieden zu schaffen“ und damit eine neue Epoche der Menschheit zu eröffnen. Wir wenden uns sogar nicht einmal gegen einen Separatfrieden, sondern versuchen bloß, diesem seine größten Gefahren zu nehmen. Das ganze Gerede von unserem Verrat an uns selbst und der Sache des Friedens ist also Geflunker.

Ich habe schon bei der Besprechung des Falles Hoffmann in den Neuen Wegen (Vergl. das Juliheft 1917) auseinandergesetzt, warum ich einen bloßen Sonderfrieden als ein furchtbares Unglück für die Schweiz, die Welt, den Frieden betrachten müßte und nicht als Abkürzung, sondern als Verlängerung und Verschlimmerung des Krieges. Man mag darüber anders denken, aber man soll meine Gründe achten. Es ist der Standpunkt fast aller ernstesten und bewährtesten Kämpfer gegen den Krieg, die ich kenne. Sie alle bangen vor einem Sonderfrieden und wünschen einen allgemeinen Frieden. Aber umgekehrt sind nun gerade die Militaristen zu Friedenswüterichen geworden. Die gleichen Leute, die vorher mächtig in das Horn der Kriegsverherrlichung gestoßen haben und die gerade jetzt jeden Antimilitaristen für ein Scheusal erklären, jubeln den russischen Antimilitaristen begeistert zu. Da muß etwas nicht in der Ordnung sein. Diese Leute sind schwerlich über Nacht die berufenen Hüter des Friedens geworden. Was wollen sie in Wirklichkeit? Einen Frieden, d. h. einen raschen Frieden, um wieder verdienen und genießen zu können, oder einen Hindenburgfrieden. Wir aber wollen das Ende des Krieges überhaupt, den Frieden, selbstverständlich auch einen raschen, aber dazu einen wahren, dauernden. Uns, die wir noch das Kriegsgeschrei der Militaristen in den Ohren haben, imponiert ihr Friedensgeschrei wenig. Es ist eine der Lügen dieser Zeit der zum Himmel steigenden Lüge.

Damit hoffen wir klargestellt zu haben, welches in dieser Doppel-Affäre: Landesverteidigung und Telegramm, unsere Haltung gewesen ist und daß wir darin durchaus auf unserem Wege geblieben sind. Wir haben aber von dieser Sache hier geredet, nicht bloß, weil sie uns persönlich angeht, sondern, weil bei diesem Anlaß große grundsätzliche Probleme hervorgetreten sind.

Da ist einmal unser Christentum. Wir haben Weihnachten gefeiert, von dem „Friede auf Erden unter den Menschen des Wohlgefallens" und dem Wohnungmachen der göttlichen Liebe auf Erden gehört; wir haben das Reformationsfest gefeiert und die Reformation als eine Tat des Gewissens verherrlicht. Aber wenn nun Menschen kommen, die im Angesicht von zehn Millionen Leichen und zwanzig Millionen Krüppeln erklären, nicht mehr ihre Brüder töten zu können, so erscheinen sie den gleichen Leuten, die das alles gefeiert haben, als Verbrecher und Wahnwitzige und die Berufung auf ihr Gewissen wird mit einem Grinsen des Unglaubens oder einem Wutschrei aufgenommen. An Stelle der unfehlbaren Kirche ist der noch viel unfehlbarere Staat getreten. Kann eine solche Heuchelei noch länger ertragen werden? Daß die Christen der drei ersten Jahrhunderte keine Kriegsdienste geleistet und Kirchenlehrer wie Origenes und Tertullian ihn für unvereinbar mit dem Christentum gehalten haben, daß ganz wundervolle christliche Gemeinschaften, wie die Quäcker, auf diesem Boden gestanden

sind und stehen, das alles hat nichts zu sagen. Ein Mann wie Tolstoi ist nicht dagewesen. Leute, die erklären, nicht töten zu können und solche, die für sie einstehen, sind Ungeheuer, die totgeschlagen werden sollten. Und kein öffentlicher Widerspruch gegen ein solches Treiben von Seiten der Vertreter Christi — einige wenige Ausnahmen abgerechnet. Wo stehen wir denn eigentlich?

Das zweite Problem, das uns diese Kämpfe brennend macht, ist das unserer politischen Presse. Dieses wird mit jedem Tage dringender. Diese Presse ist eine Macht des Bösen geworden, die nicht länger ertragen werden kann. Wir reden davon an anderer Stelle dieses Heftes. Sie bedeutet ein Räubertum unter uns. Wir haben gegen körperlichen Mord Gesetze und Einrichtungen, aber sehen diesem geistigen Mordsystem mit verschränkten Armen zu. Wie lange noch?[1])

---

[1]) Was für ein Schurkentum in unserer Presse das Wort führt, möge noch ein Beispiel aus der letzten Zeit beweisen.

Unsere Leser kennen unsere Stellung zu den „Zürcher Ereignissen" vom 15. bis 17. November. Wir haben damit nicht im Geringsten etwas zu schaffen gehabt. Hätten wir etwas von dem, was sich vorbereitete, gewußt, so hätten wir wohl versucht, es zu verhindern. Als wir dann von dem Geschehenen erfuhren, war unser erster Gedanke, daß es nun gelte, weitere und schlimmere Ausbrüche zu unterdrücken. Im Verein mit Freunden unternahmen wir daher auf der bürgerlichen und der sozialistischen Seite eine Anzahl Schritte, die alle den einen Zweck hatten, Provokationen zu verhindern und die erregten Geister zu beruhigen. Da auf der sozialistischen Seite eine revolutionäre Aktion am ehesten von dem Kreise zu erwarten schien, der sich um die neue Zeitung „Die Forderung" gruppierte, so wollte ich ihren mir bekannten Redaktor aufsuchen. Man verwies mich an die Administration. Dort traf ich auf das Ehepaar Acklin, das eben die Administration besorgte. Es war mir vorher weder dem Namen nach noch sonstwie bekannt. Da der Mann sich bald entfernen mußte, redete ich einige Minuten mit der Frau und setzte ihr auseinander, wie schädlich solche Exzesse für die Sache der Arbeiterschaft seien und daß sie doch nicht meinen sollten, daß wir bei uns eine russische Revolution machen könnten. Sie gab mir vollkommen recht. Ich ging unmittelbar von ihr weg zu einem sehr bekannten Angehörigen der bürgerlichen Parteien, um ihn dringend zu ersuchen, auf seine Kreise und wenn möglich auf die Regierung und das Militär ähnlich einzuwirken; denn die Lage war nach allen Berichten, die wir bekommen, aufs Aeußerste gespannt. Auch den Rest des Tages verwendete ich auf die gleiche Arbeit.

Das alles kann jeden Augenblick auf alle Weise bewiesen werden. Es ging aus den Gerichtsverhandlungen mit vollkommener Klarheit hervor und stand so in ausführlichen Berichten. Das hat aber die Lügenpresse nicht verhindert, daraus gegen mich Kapital zu schlagen. Durch Sperrdruck meines Namens lenkte man die Aufmerksamkeit auf diese im Ganzen des Prozesses völlig gleichgültige Episode; durch geschickte Zusammenstellungen erregte man den Schein, als ob ich an antimilitaristischer und revolutionärer Propaganda beteiligt gewesen wäre. Das Zusammentreffen mit Fernau, das rein zufällig war (ich hatte F. fast zwei Jahre nie mehr gesehen), wurde zu einem Verdachtsmoment gemacht und endlich war eine große Zeitung, die sich auf ihre Anständigkeit etwas zu Gute zu tun pflegt, schuftig genug, durch eine Bemerkung den Schein zu erregen, als ob ich mit Frau A. in gewissen Beziehungen stünde!

Kann man die Gemeinheit noch weiter treiben?

Ich füge hinzu, daß Erwiderungen auf die Angriffe gegen mich in einer Anzahl von Fällen einfach zurückgewiesen wurden.

Es ist ja nicht etwa so, daß hinter dieser Presse die wirkliche öffentliche Meinung stünde: vielmehr handelt es sich, ähnlich wie seiner Zeit beim Zarentum und seiner Bureaukratie und verwandten Erscheinungen um die organisierte Macht einer oft recht kleinen Minderheit, die aber einen skrupellosen Terrorismus ausübt und sich damit an der Herrschaft erhält. Seine Stütze ist die Gleichgiltigkeit, Gedankenlosigkeit und namentlich die große moralische Feigheit des Publikums. Ein paar tapfere und ritterliche Menschen da und dort, die ihre Stimme gegen diese Macht erhöben und ihre Herrschaft wäre bald vorbei! Wie wenig diese Zeitungsstimme die Stimme des Volkes selbst ist, beweisen mir die massenhaften Bezeugungen der Zustimmung, die mir in diesen Wochen aus allen Volkskreisen zugekommen sind und für die ich an dieser Stelle von Herzen danken möchte. Wir wissen aber, daß auch in Bezug auf die Stellung zum Krieg die Haltung gegenüber den internationalen Problemen und vieles Andere dieser Zeitungsklüngel schon lange nicht mehr der Ausdruck der wirklichen Gesinnung unseres Volkes ist. Wollen wir denn aber zusehen, wie er den Anspruch erhebt, es zu sein, wie er seinen alles verwüstenden Einfluß weiter übt und uns an den Rand des Abgrundes reißt? Was hilft uns jeder andere Kampf des Guten, was hilft unser Reden und Schreiben, solange die Luft, die wir atmen, täglich von dieser Stelle her vergiftet wird? Reine Luft, reine Luft, sonst ersticken wir!

In unserem Falle sagen wir darum zum Schluß: wer von den geistlichen und weltlichen Redaktoren, die sich mit unserer Sache beschäftigt haben, nicht nach der geschehenen Aufklärung die notwendigen Berichtigungen bringt, der macht sich der Lüge und Verleumdung schuldig. Wir bitten Alle diejenigen, die dazu in der Lage sind, diese Erklärung an geeigneter Stelle anzubringen. Es gilt einen gemeinsamen Kampf aller anständigen und ehrenhaften Menschen gegen die Macht der Lüge. Vernichten wir sie nicht, so vernichtet sie uns. Es ist Eile!

Wir hoffen, daß diese Ereignisse das Gute gehabt haben, die Notwendigkeit dieses Kampfes für sehr Viele ins hellste Licht zu setzen. Und darum sagen wir nochmals: es ist nicht in erster Linie die eigene Sache, die uns bewegt. Wir haben schon Vieles dieser Art ertragen und wissen, daß es uns nicht schaden kann. Wir glauben auch, den Sinn solcher Erlebnisse zu verstehen. Darum schreiben wir dies alles nicht in Gedanken des persönlichen Zornes oder der persönlichen Rache. Wir sind persönlich dankbar für all das Erleben der letzten Zeit. Aber es handelt sich um Mächte des Bösen, denen länger zuzusehen Verderben bedeutete. Wer zuschaut, der wird mitschuldig.

L. Ragaz.

Rundschau.

Religiös-soziale Konferenz. (Mitteilung.) Etwas verspätet zwar möchten wir doch noch eine kurze Mitteilung bringen von einer religiös-sozialen Zusammenkunft, die am 10. Dezember 1917 in Olten stattgefunden hat. Die Gemeinschaft der Religiös-Sozialen in der Schweiz war in den letzten Jahren etwas sehr in den Hintergrund getreten; es bestand fast nur noch die getrennte Arbeit und Wirksamkeit der einzelnen kantonalen Gruppen. Und doch gingen allerhand Dinge vor sich, die eigentlich mehr als je alle Gesinnungsgenossen in unserm Lande hätten zusammentreiben sollen. Auf die Initiative der Bündner Religiös-Sozialen hin haben sich nun am genannten Tag einige Gesinnungsgenossen aus den verschiedenen Teilen der Schweiz zusammengefunden, um die Frage zu prüfen, ob sich nicht eine engere Gemeinschaft herstellen ließe. Wirklich zeigte sich bei den Teilnehmern der feste Wille dazu, und so errichtete man denn eine Organisation, indem ein dreiteiliger Vorstand gewählt wurde, ein Komitee für die welsche Schweiz, eines für die Nordschweiz und eines für Graubünden.[1]) Diese Komitees sehen es als ihre Aufgabe an, einen Kontakt unter den regionalen Gruppen herzustellen und zu erhalten, und sie werden möglichst bald entsprechende Maßnahmen unter sich verabreden. Dabei ist gar nicht etwa nur an eine allgemein schweizerische Konferenz nach Art der früheren zu denken (vielmehr mag eine solche vielleicht jetzt nicht als unbedingt nötig erscheinen), die Verwirklichung eines *ständigen* Kontaktes zwischen den einzelnen Gruppen läßt sich wohl noch besser auf anderem Wege denken, z. B. durch gelegentliche Besuche, gegenseitige Korrespondenz. Wenn man nur von einander weiß und die Einen die Andern und ihre Arbeit kennen! Es wurde an der Tagung mit Recht geäußert, wie niederdrückend manchmal das Gefühl des Alleinstehens sei, und wie das eigentlich nicht sein müßte; man sollte sich vielmehr immer mit seinen Gesinnungsgenossen können fest verbunden wissen. In diesem Sinne soll die Organisation gemeint sein.

Es wurde weiter in der Versammlung auf die sehr bedrohliche gegenwärtige Not unseres Landes hingewiesen, die geistige und besonders auch die materielle Not. Wäre, um dem Schlimmsten zuvorzukommen, nicht irgend eine öffentliche Aktion unsererseits angezeigt? Ueber deren Möglichkeit gingen die Meinungen auseinander. Es war ja eigentlich nicht zu erwarten, daß in den paar Stunden ein bestimmtes Ergebnis darüber erzielt wurde. Das macht auch gar nichts. Es können nicht Alle dazu gebracht werden, auf gleicher Linie vorzu-

[1]) Das welsche Komitee besteht aus Fräulein Hélène Monastier in Lausanne, Herrn Redaktor Jules Humbert-Droz in Chaux-de-Fonds, Herrn Pfarrer Vuillemier in Chesalles (Waadt), das nordschweizerische aus Frau Professor D. Staudinger und Herrn Pfarrer Kober in Zürich, Herrn Pfarrer Straub in Arbon, das bündnerische aus den Herren Pfarrer Guidon in Scharans, Holzer in Sils i. D., Lejeune in Andeer.

gehen; diejenigen, welche die Stunde zum Handeln gekommen glauben, müssen vorangehen. Aber auch hierin wird die Tagung Frucht tragen und von Bedeutung für die Zukunft gewesen sein.

Wenn wir glauben, daß Gottes Geist die einzige Quelle der Wahrheit sei, dann dürfen wir die Wahrheit selbst weder verschmähen noch verachten, wo immer sie sich zeigen möge, es sei denn, daß wir Verächter des heiligen Geistes sein wollten. Calvin.

Eines Christenmenschen Sache ist nicht, über Glaubenssätze großartig zu reden, sondern mit Gott allezeit schwere und große Dinge zu tun. Zwingli.

Büchertisch.

„Der Mensch ist gut.“ Von Leonhard Frank. Verlag von Rascher & Co., Zürich.

Wiederum ein Kriegsbuch, aber nicht eins von den vielen, allzuvielen, die besser ungeschrieben geblieben wären, sondern eines der wenigen, die geschrieben werden mußten, um den vielen Verwirrten, Zweifelnden und Verzweifelnden die Zeichen der Zeit zu deuten. Ein Kriegsbuch, sagte ich, aber eines, das den Krieg aufs Schärfste bekämpft und ihn der falschen Glorie entkleidet, mit den Jahrhunderte ihn umwoben und sein brutales Antlitz zu verklären versucht. Nicht als ob Frank die Heiligkeit und Notwendigkeit des Opfers um einer großen Sache willen nicht anerkannte. Aber Freiheit und Vaterland, so wie sie heute noch verstanden werden, sind ihm keine große Sache. So lehrt er es uns begreifen, daß den armen Kriegsopfern an der Front und im Hinterland, im Lazarett und im Verwundetenzug die altehrwürdigen Phrasen vom „Feld der Ehre“, „Heldentod,“ „Altar des Vaterlandes“ hohl und falsch klingen und sie mit unsäglicher Bitterkeit erfüllen.

Franks Buch ist ein revolutionäres Buch. Aber nicht die Revolution der Gewalt predigt es sondern die Revolution der Liebe. Der Mensch ist gut, ist zum Lieben und Helfen, zur Brüderlichkeit geboren, nicht zum Hassen und Zerstören. Und nur wenn er sich in die unendliche Liebe hineinflüchtet, kann er die Not und Schuld und das unendliche Leid unserer Zeit überwinden, dauernd überwinden. Das ist die erlösende Botschaft, die Frank der gequälten Welt in Bildern von erschütternder Tragik verkündigt. E. N.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir sind durch die Erlebnisse dieser Wochen veranlaßt worden, einen Kampf, den wir schon lange als notwendig erkannt hatten, nun zu eröffnen: den Kampf gegen die Zeitung. Er wird künftig einer unserer Programmpunkte sein und wir werden nicht ablassen, bis er ebenso anerkannt ist wie der gegen andere sittliche Seuchen, wie Alkoholismus und Schmutzliteratur. Wir bitten aber, uns darin zu helfen; denn was können wir allein? Und möge doch Niemand glauben, daß wir zu schwarz sähen oder zu stark redeten. Das Uebel ist so groß, daß eine Uebertreibung nicht leicht möglich ist.

Wir bitten unsere Freunde und Mitarbeiter, gerade dieses Heft zu diesem Zwecke zu benutzen, das wir in etwas größerer Auflage herstellen lassen und danken im übrigen für alle Ermunterung, die wir in der letzten Zeit empfangen haben. Möge uns auch im neuen Jahre, das schwer sein wird, viel treue Hilfe, viel Verständnis und Nachsicht zu Teil werden!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Aphorismen.

Die Philosophie kann uns seelenhygienische Anweisungen geben; um die Bazillen des Herzens zu töten, reicht ihre Kunst nicht aus.

Jesus gibt sich theoretisch nicht mit dem Begriffe der Sünde ab und hat doch mehr geleistet als alle „wissenschaftlichen" Seelenärzte zusammen. Er selber, der Heiland, war der Gesundheit ausströmende Mittelpunkt der Welt, Arzt und Arznei zugleich.

Jesus befreit „sein Volk von seinen Sünden", indem er den Willen kräftigt und ihm erhabene Ziele gibt, indem er das Wesen des Einzelmenschen so von Grund auf ändert, daß Sünde fast unmöglich wird.

Jesus ließ das Problem des Ursprungs des Bösen in der Welt, an dem sich die Philosophen die Zähne ausbeißen, links liegen, und schritt sofort zur Diagnose.

Jesus kannte die rabbinische Lehre vom Sündenfalle und Adams böser Erbschaft, obwohl er kein Gelehrter war wie Paulus; aber er schweigt darüber. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn hat die Parabel der Urzeit ersetzt.

Jesus verlor sich nicht in akademische Debatten über Willensfreiheit und göttliche Souveränität, er legte sofort Hand an, um die Gesundung des seelisch kranken Menschen herbeizuführen: Willst du geheilt werden?"

Nichts hätte den Pharisäern mehr gepaßt als ein Wortstreit über den Begriff der Sünde, nichts kam ihnen ungelegener als die spezielle Diagnose, mit der Jesus Einzelschäden im Herzen des Einzelmenschen und der Gesamtheit bloß legte.

Jesus lehrte jeden Menschen die Tragödie des Paradieses in seiner Brust bittere Erfahrung werden.

Jesus war nicht blind für das Gesetz der Vererbung: Er führte die blinde Feindschaft der Pharisäer auf die Bigotterie ihrer

Väter zurück, und sah in dem Haß, der ihn ans Kreuz brachte, die Frucht des überkommenen Fanatismus.

Jedoch erstickt die allzuscharfe Betonung der Vererbungslehre das Gefühl der Verantwortlichkeit. Jesus appelliert an die Willenskraft des Einzelnen, der sich gegen die Mächte des Blutes stemmen kann, der Meister seines Lebens und Schmied seines Glückes ist.

Nach Plato beruht die Sünde auf einem Mangel an Einsicht. Jesus vertieft diesen Gedanken. Je mehr die Seele hellseherisch den ganzen Jammer und die Folgen der Missetat überschaut und der Schönheit und Fruchtbarkeit heiligen Lebens inne wird, desto weniger sinkt sie in den Schlamm des Lasters.

Die moderne Wissenschaft tut sich etwas darauf zu gute, die Einheit der physischen Welt entdeckt zu haben. Jesus offenbart uns die Einheit der geistigen Welt. Vor seinen Augen war sie nicht ein wirres Durcheinander, das der Zufall geschaffen, sondern ein organisches System, das sich drehte um das Kraftzentrum des „göttlichen Willens“.

Wenn einer den „Willen Gottes tut“, so ist er in Harmonie mit dem geistigen Universum. Wenn einer „seinem eigenen Willen“ folgt, so stört er diese Harmonie.

Sünde ist moralisches Chaos, nicht bloß ein ungeschickter Mißgriff.

Die Versuchungen Jesu von der Wüste bis zum Oelgarten liefen auf den einen Zweck hinaus, die personifizierte Selbstlosigkeit zu Fall zu bringen durch Gaukelbilder selbstischer Zwecke. Der Satan legte ihm nahe, daß er den Messiasberuf leichter und auf kürzerem Wege erfüllen könne, ohne Kreuz und Leid: mit Weltkaisertum und als Wundercharlatan, als Brotkönig und Schwertherzog. Er lehnt ab, fest den Blick auf Jerusalem und das Kreuz gerichtet, das seiner harrte. Seine Herrschaft bewährt sich durch Dienst und durch Dulden.

Rettung ist die Wiederherstellung der geistigen Harmonie, das Ende einer bittern Erfahrung, die Heimkehr des Menschen von seinen Wanderjahren.

Bei Jesus paßt die Idee der Sünde zur Idee der Rettung, wie Schlüssel zum Schloß, wie Arznei zur Krankheit.

Vor Jesus versuchte man der Sünde ledig zu werden durch das Blut von Böcken und Stieren; *nach* Jesus wurde dem Volke weisgemacht, daß das bittere Leidensspiel am Kreuze ein stellvertretendes Opfer für die Sünde darstelle. Beides ist eine Kur von Außen nach Innen, die die Satire Jesu herausgefordert haben würde.

Jesus heilt von Innen nach Außen. Sünde ist Selbstsucht. Das Gegengift dafür ist Selbstentäußerung.

Vom Gottesfreund aus dem Oberland.

Konservativ oder Radikal?

Nicht von politischen oder kirchlichen Parteien soll hier die Rede sein, nicht von Programmen und Schlagworten, nicht von irgendwelchen fertigen Gebilden. Auch nicht von Gedankensystemen, sondern von lebendigen Mächten. Die Gedanken sind nie selber Mächte, sondern nur die Werkzeuge, gleichsam die Phropheten, die Herolde und Agenten jener Mächte, die hinter ihnen stehen. Jede geistige Macht schafft sich ihre „Propheten", ihre Gedanken. Es ist meist vergeblich, sich mit ihnen auseinanderzusetzen; wer sich mit ihnen einläßt, ist schon gefangen und besiegt, denn im Einzelnen haben sie immer Recht. Mit Logik ist ihnen nicht beizukommen; es läßt sich so vieles Entgegengesetzte logisch „beweisen". Nicht der Zwang der Logik ist es also, der sie „einleuchtend" macht und ihnen zu den Herzen Zutritt verschafft, sondern jenes Größere und Allgemeinere hinter ihnen, eine Art des Denkens, oder besser, des geistigen Sehens, eine Gesammteinstellung zur Welt und zum Leben, eine geistige Atmosphäre, in die alles Denken, Fühlen und Wollen eingetaucht ist und von der es seine besondere Färbung erhält. Das ist uns längst bekannt als eine Grundtatsache der Geschichte. Jedermann weiß, daß die ganze „Welt", die innere und die äußere, des Mittelalters und der Renaissance, der Reformation und der Aufklärung jede für sich etwas Ganzes, Zusammengehöriges und jede von der andern grundverschiedenes, in jedem Punkte andersartiges gewesen ist. Sie konnten einander nicht verstehen, mochten sie ihre Argumente noch so logisch zwingend vorbringen; es war dem andern nicht „einleuchtend", weil sie unausgesprochen verschiedene Prämissen machten und dem ganzen Gedankenprozeß eine verschiedene Wendung gaben. Ob man einen gothischen Dom mit der Peterskirche, den „Sachsenspiegel" mit dem neuen römischen Recht, die politischen Ideen des Thomas von Aquino mit Machiavell, die Naturwissenschaft der Alchemisten mit den Experimenten Galileis vergleicht: überall findet man eine und dieselbe Verschiedenheit des geistigen Sehens, die eine Verständigung fast unmöglich macht.

Als geschichtliches Phänomen ist uns also diese Tatsache wohl bekannt. Aber selten trifft man auf die Erkenntnis, daß die gleiche Erscheinung auch innerhalb einer Zeitepoche stattfindet; wäre uns das geläufiger, viel nutzlose Auseinandersetzung, viel heftiger Parteikampf könnte erspart, vor allem viel persönliche Gehässigkeit vermieden werden. Es ist ja eine alltägliche Erscheinung: Wenn man trotz klarster Beweisführung einander nicht zu überzeugen vermag, schließt man sofort auf Dummheit, bösen Willen oder irgendwelche moralischen Defekte, wo es sich doch oft um etwas ganz unbewußtes und moralisch unanfechtbares handelt, eben um jene andere geistige

Gesamteinstellung.[1]) Wäre sich jeder bewußt, wie sehr unser Denken und Urteilen von einer solchen unwillkürlichen Geistesrichtung bestimmt ist, man würde oft leidenschaftsloser und billiger urteilen; man würde dadurch vor allem von diesen Beschränktheiten freier werden. Denn das muß doch letztlich möglich sein; wir halten daran fest, daß es nur eine Wahrheit gibt und daß der Mensch bestimmt ist, sie zu finden.

Zwei solche gegensätzliche Arten des Sehens, die im Geistesleben der Gegenwart von allergrößter Bedeutung sind und in der politischen, ethischen und religiösen Diskussion immer und immer wieder aufeinanderprallen, sind diejenigen, die wir in die Namen „konservativ" und „radikal" fassen können. Es versteht sich von selbst, daß der Inhalt dieser Worte nicht eindeutig definiert werden kann, die Worthüllen sind gewissermaßen elastisch. Aber wir hoffen doch, daß wir im Stande seien, diese realen Mächte, den konservativen und den radikalen Geist, einigermaßen plastisch darstellen zu können

Nicht aus akademisch-gelehrtem Interesse, gleichsam als Biologen des Geistes, denen diese verschiedenen Geistesarten interessant erscheinen, sondern weil wir hoffen, dadurch der Wahrheit über die Dinge und Fragen, die uns am meisten auf dem Herzen brennen, näher zu kommen: Was sollen wir denken, hoffen, wollen und tun, damit wir wirkliche Menschen und die Menschheit ein Reich von Brüdern werde; daß wir uns zurecht finden in den brennenden praktischen Lebensaufgaben und den rechten Weg erkennen? Dem wollen auch diese Gedanken dienen.

Wie kommt man dazu, „konservativ" zu sein? Nicht bloß dadurch, daß man zu der besitzenden Klasse gehört, der die „Konservierung" der jetzigen Zustände profitabel ist; oder zu einer Militär- und Junkerkaste, deren Privilegien mit einer bestimmten wirtschaftlich-politisch-kirchlichen Gesellschaftsordnung verschwinden würden. Es gibt edle, weit und frei denkende Männer, die aus innerster Ueberzeugung „konservativ" sind. Und umgekehrt wird man nicht deswegen „radikal"[2]) weil man die Bessergestellten beneidet, nichts weiß und fühlt von den Segnungen, die wir vergangenen Geschlechtern verdanken, ein „vaterlandsloser", pietätloser Geselle, ein verbitterter, prinzipieller Neinsager, „Miesmacher" und Radaubruder ist. Es gibt hochgebildete, idealgesinnte und selbstlose Menschen, die von ganzem Herzen „radikal" sind. „Konservativ" und „radikal" sind nicht bornierte

[1]) Damit soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß sehr oft Theorien nur Deckmäntel für Interessen sind und darum unter Umständen schonungslos in ihrem wahren moralischen d. h. unmoralischen Charakter dargestellt und bekämpft werden müssen.

[2]) Unsere schweizerische „radikale" Partei führt ihren Namen etwa mit demselben Recht, wie die Schweizerfahne das Kreuz, d. h. mit keinem. Es ist eine historische Reminiszenz; als Beispiele könnten uns eher gelten die 48er Radikalen und die heutigen Sozialdemokraten.

und kleinliche Interessenstandpunkte, sondern Welt- und Lebensanschauungen von großem Wert. Ihr gemeinsames ist dies, daß sie — im Gegensatz zu allen opportunistischen Interessenstandpunkten – einen Glauben haben, nicht bloß Interessen; eine feste Stellung dem gesamten Leben gegenüber, etwas, was sie unabhängig von ihrem Privatinteresse wertschätzen, ein Ideal, eine „Sache“, auf die sie alles, was geschieht, beziehen; etwas Weltumspannendes, das sie lieben, dessen allgemeine Geltung sie erhoffen, für das sie sich begeistern und Opfer bringen können; etwas Unbeweisbares, Uebersinnliches, das sie hinter allem Geschehen wirksam wissen. Beides sind Versuche, Wesen und Sinn des Lebens zu deuten und das Leben danach zu gestalten. Aber dieser „Sinn“ ist nun bei beiden ein ganz verschiedener.

I.

Es ist der Fundamentalsatz des konservativen Denkens, daß alles, was ist und geschieht, einen Sinn hat. Die Natur bringt nichts Sinnloses, Unvernünftiges hervor. „Alles Wirkliche ist vernünftig.“ Es ist der Glaube, der aus dem ersten Blatt der Bibel spricht: „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Auf den ersten Blick mag dir ein solcher Gedanke geradezu blasphemisch erscheinen, angesichts des vielen Widersinnigen, dessen die Welt und das Menschenleben so voll scheint. Aber dringe tiefer, gib dich mit Liebe der Betrachtung all der Gestalten des Lebens hin und du wirst staunen über die verborgene Weisheit und Schönheit, über die wunderbaren Wege, die die geheimnisvolle Schöpfermacht einschlägt. Sobald du siehst, wie alles zusammenhängt, bekommt es für dich seine eigentümliche Schönheit. Es wäre Vermessenheit, wenn wir beschränkte Menschengeister diesen Zusammenhang in allem und jedem verstehen zu können glaubten. Nur der versteht das Leben, der verspürt, daß es etwas unergründlich geheimnisvolles ist, und dieses Geheimnis schweigend verehrt. Die Wahrheit ist uns Sterblichen durch einen Schleier verhüllt; wehe dem, der ihn zu lüften sich erdreistet. Ein Frevler am Heiligen ist der, der mit dem frechen Licht des Verstandes in die heiligen Geheimnisse des Lebens, der göttlichen Schöpfung hineinzündet. Der Mensch lerne Gottes Schöpfung anzuschauen — nicht zu kritisieren; die göttliche Weisheit in allen Dingen zu verehren, auch wenn er sie nicht erkennt. Er nehme die Dinge, wie sie sind, und überlasse das Warum dem Schöpfer.

Ist nicht das Geheimnisvolle, das worauf unser naseweises „warum“, „wozu“, „zu welchem Zweck“ keine Antwort bekommt, gerade das Schönste; nicht bloß im Kindermärchen. Ist nicht gerade das der Reiz eines großen Kunstwerks, daß es unergründlich ist, daß es etwas ganz „besonderes“ an sich hat, das schlechterdings nicht erklärt werden kann; während eines, wo alles „wozu“ und „warum“

auf der Hand liegt, uns als „Machwerk" kalt läßt? Das Besondere, Eigentümliche, Einmalige ist unerklärlich, denn erklären heißt, unter allgemeine Begriffe, in Schablonen fassen. Das Allgemeine, Verständliche mag nützlich sein, aber es ist auch schulmeisterlich, langweilig; es fehlt ihm der Hauch des Lebendigen; es hat etwas von handwerklicher Zweckmäßigkeit an sich; es sieht aus nach Zirkel und Winkelmaß. Wie öde ist ein modern-amerikanisches Städtebild mit seinen schnurgeraden, rechtwinklichen Straßen und seinem zweckmäßigen Plan, gegenüber der fröhlich-lebensvollen Winkligkeit einer mittelalterlichen Stadt; wie langweilig die Zweckmäßigkeit des modernen Männerkleides mit seinem ewigen Einerlei gegenüber dem bunten Trachtenbild früherer Zeiten.

Die menschliche, bewußte Zweckmäßigkeit tötet alles Lebendige, gießt alles in ihre fertigen Modelle und schafft Fabrikware nach „Schema F", gradlinige Straßen, Kleideruniformen, langweilige tote Systematiken, künstliche bürokratische Staatsgebilde mit gleichförmigen Verwaltungsbezirken à la Helvetik und französische Republik, in denen alles Lebensvoll-Besondere untergeht; eine öde sozialistische Wirtschaftsmaschine mit Brot-, Suppen- und Schlafkarten, wo alle gleichbezahlte Angestellte der großen Nationalproduktionsanstalt und gleichberechtigte rationierte Kostgänger der großen Nationalkonsumvereinigung sind. Das Leben wird Abwicklung eines genau zugeteilten Pensums, wo — wie die Züge nach dem Fahrplan — in jedem Moment jeder an seinem ihm zugewiesenen Ort das ihm zukommende in der genau vorgeschriebenen Gemütsstimmung im korrekten Tempo verrichtet! Diese tötliche Systematik kann nimmermehr der „Sinn" des Lebens sein!

Aber zeigt nicht gerade das moderne Leben, daß dies das unvermeidliche Ende ist, wenn der Menschengeist mit seiner Ordnung, Klarheit, Systematik und Zweckhaftigkeit die Herrschaft über das Leben gewinnt? Ergibt sich daraus nicht, daß nur das irrationale, unbewußte Schaffen der Naturkräfte, ihr geheimnisvoll-unverständliches, scheinbar zweckloses Hervorbringen ein wirklich lebendiges Leben verbürgt? Nur wo die Ehrfurcht vor diesem Reintatsächlichen vorhanden ist, wo der Mensch nicht nach seinen selbstgemachten Plänen und Konstruktionen in den Lebensprozeß hineinpfuscht, wo er dieses unabhängig von seinem bewußten Eingreifen Gewordene respektiert — nur da erfreut uns das Leben mit seinem unermeßlichen Reichtum. Wie die Natur von selbst in verschwenderischer Fülle die Hunderttausende von Pflanzen- und Tierarten hervorgebracht hat, wie sie in „sinnloser" Verschwendung die Sternwelten im Weltraum aussät, so schafft auch sie im Menschenleben das wahrhaft Lebendige: die entzückende Mannigfaltigkeit der Sprachen und Sprachidiome (der Mensch dagegen das Esperanto!), der Sitten und Gebräuche, der Rechts- und Staatsformen, der Wirtschafts- und Betriebsgebilde, der Kostüme und Baustile. Wo wir Menschen mit bewußter Zweck-

mäßigkeit dazwischenfahren, können wir nichts als diesen herrlichen Reichtum ausrotten, um daraus unsere Maschinen- und Uniformenkultur aufzubauen. Was der Mensch im Vertrauen auf seinen Witz und seine Kraft hervorbringt, ist eben „künstlich", „gemacht", traurige Armseligkeit, tötliches Einerlei, Treibhausgewächs ohne Lebenskraft und Fortpflanzungsfähigkeit, und macht sich neben dem Gewachsenen aus wie eine Telephonstange neben einem Eichenbaum, ein Gartenzaun neben einem Urwald. Darum Hand weg davon! Pietät, Dankbarkeit und Verehrung zollen den Gaben der Natur und nicht die Werke des allweisen Weltbaumeisters messen und korrigieren mit dem Schulmeisterlineal unseres Verstandes, mit dem hölzernen Einmaleins unserer Begriffe von „recht" und „zweckmäßig"! Dankbar bewahren, was wir aus der Hand der Geschichte empfangen, und es dem Leben und seinen organischen Kräften überlassen, was die Zukunft bringen soll.

Der moderne Mensch aber, so klagt der Konservative, ist von der gerade entgegengesetzten Stimmung erfaßt. Voller Vertrauen in seine menschlichen Kräfte, seine Vernunft, hat er in den letzten Jahrhunderten auf allen Gebieten des Kulturlebens das altbewährte Naturgewachsene, das organisch Gewordene durch seine künstlichen Machenschaften ersetzt; er schuf einen Kunststaat, aufgebaut auf den revolutionären Ideen vom „Contrat social", eine mechanistisch-kapitalistische Wirtschaftsordnung, die beide in der sozialistischen Menschheitsrepublik ihre Vollendung finden werden; ein kosmopolitisch-gleichmacherisches Lebensideal und Bildungswesen mit seinem häßlichen und verderbensreichen Symbol: der modernen Großstadt; die moderne Gesellschaft, die den ganzen frühern Reichtum sozialer Gruppen auf die zwei farblosen Klassen, Lohnarbeiter und Kapitalisten reduziert – auch der Hort der natürlich-organischen Lebensgestaltung, das bäuerliche Dorf, wird von dieser Pest angesteckt. Hand in Hand mit diesen sichtbaren Veränderungen gehen die noch folgenschwereren unsichtbaren: Willkür, Subjektivismus, Zweifels- und Kritiksucht, Frechheit, Mangel an Pietät, an Sinn für Einordnung und Unterordnung, Auflösung aller festen Ordnungen, die zur Gesundheit des menschlichen Lebens notwendig sind, vor allem der Familie. Es gleicht alles dem bezeichnendsten Erzeugnis dieses willkürlichen Menschengeistes: dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild, das zuerst die ganze Welt in gleichförmige Atome auflöst, um diese dann nach ebenso gleichförmigen Schablonen, den Naturgesetzen, wieder künstlich zusammenzusetzen.

Darum Kampf diesem lebenverderbenden Zeitgeist der „Moderne" und all seinen Menschenfündlein! Zurück zu den alten bewährten Naturordnungen! Und was noch vom modernen Geist unberührt ist, mit aller Kraft gegen sein Eindringen schützen! Das ist die Parole des Konservativen, die natürliche Frucht einer Weltanschauung von imposanter Geschlossenheit und Tiefe. Und doch

spüren wir, daß er nicht die Wahrheit enthält, die ganze Wahrheit. Ja, ist er nicht blind für die Haupttatsache des menschlichen Lebens, für den Geist und dessen freies, naturüberlegenes Walten und Schaffen?

II.

Diese Tatsache ist's, die dem „radikalen“ Geist aufgegangen ist; diese Wahrheit durchdringt ihn völlig und bestimmt, sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen: Der Geist ist frei, schöpferisch, und darum ist das Leben Tat. Der Mensch gehört seinem Wesen nach nicht der Natur an; er tritt dem gesamten Naturreich gegenüber als etwas Neues und Andersartiges, als Träger des Geistes und darum Herr seines Lebens und Herr der Natur. Im Reiche des Geistes ist nicht Gebundenheit das Bezeichnende; hier weht Freiheitsluft. Du erlebst es, so oft du denkst. Du mußt nicht denken; du könntest auch nicht denken oder anders denken; es ist dein freier Wille; das Denken ist deine freie Tat; dir gehört dein Gedanke, aus dir kommt er und was aus ihm wird. Denn das ist die zweite Grundtatsache des eigentlich menschlichen Lebens: daß der Gedanke nicht bloß ein kraftloses Schattenbild vor deinem innern Auge ist, sondern ins Leben hineingreift und es gestaltet. Er wird die Vorlage eines neuen Seins. Alles menschliche Schaffen ist ein Gestalten des formlosen natürlichen Chaos durch den Geist. Vom einfachsten Holzlöffel bis zum Kölner Dom, vom geringfügigsten Kaufvertrag bis zur nordamerikanischen oder deutschen Staatsverfassung ist alles echtmenschliche Tun ein Sicheinbilden des Geistes in den Rohstoff der naturgegebenen Dinge und Verhältnisse, eine „künstliche“ Veränderung des „Natürlichen“, ein gewissermaßen rücksichtsloses Hineinzwängen des Gegebenen in menschengeschaffene Formen, sei's das Schaffen des Erzgießers oder des Wissenschaftlers oder des Gesetzgebers. Nach innern Bildern das Aeußere formen – das allein ist menschliches Schaffen, menschliches Leben. Denn Leben ist Tat. Nicht sich fortreißen lassen vom Strome, sondern schwimmen; nicht sich „gehen lassen“, sondern sich „zusammennehmen“; Konzentration, Energie, Aktiv-, nicht Passivsein; schaffend, nicht träumend fühlt sich der Mensch als wahrhaft lebendig, wie wir uns auch den Lebendigen, den Quell alles Lebens, nur als Schaffenden denken können.

Bloße Nachahmung, Wiederholung der Natur wäre kein Schaffen. Gerade die Form, die Vorlage, das innere Bild soll *unsere* Tat sein; sonst wären wir nicht Schaffer, sondern bloße Handwerker, die nach Plänen eines andern arbeiten. Nur den Künstler nennen wir „schöpferisch“ und groß, der der Natur frei und selbständig gegenübertritt, Neues, noch nie Dagewesenes schafft. Dasselbe erwarten wir vom „originalen“ Denken, vom „selbständigen“ Handeln, vom „freien“ Wollen. Es soll ganz und gar

diesen Menschen angehören, seine schöpferische Tat sein, ein „Novum“ und „Unicum“ in seiner Mitwelt. Mit jedem freien Menschen tritt der Natur, dem Gegebenen ein neuer „willkürlicher“ Gewalttäter entgegen, der Unerhörtes von ihr verlangt, ein Neuerer, der das Alte schon darum, weil es alt ist, verwirft und umschafft. Das mag tragisch sein vom Standpunkt der Natur aus; aber der Mensch weiß, daß er berechtigt ist, alles Bloßnatürliche als „Stoff“ zu behandeln, den er erst zu formen hat. „Macht euch die Erde untertan.“

Alles mit Geist durchdringen, allem den Stempel menschlichen Willens und menschlicher Gedankenarbeit aufdrücken und es so vermenschlichen — das ist der Sinn des Lebens. Der Fluß soll nicht laufen, wie er von selbst läuft, sondern wie er dem Menschen dient; der Boden soll nicht hervorbringen, was und wie es die Natur will, sondern was und wie es der Mensch will, die Städte und Staaten sollen nicht die Gestalt annehmen, die sich von selbst, durch Zufall, ergibt, sondern wie es der nachdenkende Mensch für das Beste findet; das Leben des Einzelnen soll nicht von ungefähr sein, sondern die Zeit soll zweckmäßig eingeteilt, das Wie und Was soll nach Grundsätzen geregelt sein; die Eindrücke und Wahrnehmungen sollen nicht in zufälligem Durcheinander im Geist liegen, sondern in Ordnung und Zusammenhang gebracht werden. So erhellt sich, „erklärt“ sich das Chaos der Welt. Der Mensch soll sich nicht von unbewußten Trieben und Instinkten treiben lassen — das ist tierisch; er soll „wissen, was er tut,“ und warum er es tut. Hoch trägt der Mensch sein Haupt zum äußern Zeichen, daß sein Geist alles überschaut und leitet. Alles Geheimnisvolle ist eine Aufgabe für den Verstand, alles Unvernünftige eine solche für den neuschaffenden Willen. Vor dem „Unerforschlichen“ und dem „Unabänderlichen“ kapitulieren wäre die Bankerotterklärung des Geistes. Er darf nicht ruhen, bis alles in ihm sich spiegelt — in der Erkenntnis — und er sich in allem — im Kunstwerk des Lebens, einem geistdurchglühten Menschendasein, einem Vernunftreich der Menschheit. Diese Bewältigung des ganzen Daseins durch den Geist ist der Inhalt der Geschichte; eine lange Geschichte, weil oft der Widerstand der vernunftlosen Wirklichkeit größer ist, als die Kraft des Geistes; eine Geschichte voller Unruhe und Revolutionen, weil der Geist immer wieder seine frühere, unvollkommene Arbeit zerstören muß, um Besseres zu schaffen.

In diesem Neuschaffen allein beweist der Mensch seine Lebendigkeit; bloßes Erhalten, bloße Wiederholung ist ein Herabsinken des Menschenlebens zum Naturleben und ihrem Kreislauf. Die Natur schafft im Kreis; der Mensch, der Geist schafft vorwärts. Darum ist alles wahrhaft Geistige revolutionär, sei's die schöpferische Erkenntnis eines Kopernikus oder Kant, oder der schöpferische Lebensimpuls des Evangeliums oder der Reformation. „Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht“ — weil es un-

vollkommen, Stückwerk, Anfang ist, halb Natur, halb Geist. Darum kann es dem Geistmenschen nicht genügen. Er trägt ja das Vorbild des Seinsollenden in sich; mit dieser innern Vorlage vergleicht er alles Aeußere und findet es „falsch“. Dies innere Sollen ist ein Absolutes; die Erkenntnis soll ganz wahr, das Leben — des Einzelnen und der Gesamtheit — soll ganz gut, gerecht, vernunftgemäß sein. Die Ehrfurcht vor dem Gegebenen und Ueberkommenen verblaßt neben der Ehrfurcht vor diesem unbedingten „Du sollst“, das nichts Halbes, keine Abstriche und Kompromisse zuläßt. Zufrieden sein, sich zur Ruhe setzen, sich abfinden mit dem Vorhandenen kann also nur der, in welchem der Geist träg, das Gewissen stumpf ist. „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ „Wer die Hand an den Pflug legt und schauet zurück...!“ Das echte Leben ist ein unermüdliches Vorwärts, ein Wettlauf, „nicht daß ich es schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach,“ ein beständiges Anrennen und Ankämpfen gegen das Vorhandene, Beharrende.

Aber diese Lebendigkeit, diese Energie zum steten Vorwärts bringen nur wenige Auserlesene auf, Vorkämpfer, Vorläufer, Propheten, die „Einzelnen“, von denen Kierkegaard redet: Der eine Elias auf dem Karmel dem ganzen Volk gegenüber, der einsame Christus am Kreuz, der eine Sokrates, in dem die Zukunft lebt unter der Masse der träge Beharrenden. Die großen gottbegnadeten Einzelnen sind es, die die Geschichte machen, die „Helden“ Carlyles; mag sie die träge widerstrebende Masse der Beharrenden immerhin als „Alleinweise“, „Stürmer“, „Frechlinge voll Selbstüberhebung“ verspotten und hassen. Ja, im Kleinen kann und soll jeder ein Neuerer sein, wo immer sein Gewissen ihn in Widerspruch treibt gegen das Ueberlieferte. Das Zeugnis des Geistes ist die einzige Instanz, zu entscheiden, was unsere Ehrfurcht verdient und was unseren Haß — das moralische, künstlerische und intellektuelle Gewissen. Mag dadurch eine unbequeme Unruhe und Unsicherheit ins Leben hineinkommen! Sie gerade ist das vorwärtsschaffende Leben. Sie ist der Preis, den wir für das Beste bezahlen. Die Kunst eines Michelangelo oder Beethoven, die Erkenntnisse eines Galilei, oder Darwin, die Geistestaten eines Rousseau oder Pestalozzi waren alle aus jener großen Unruhe geboren und wirkten wie Erdbeben. Und wo im Kleinen wirklich etwas geschieht, gehts nicht ab ohne Kämpfe, Schmerzen, Verwirrungen, Störungen: Geburtswehen und Frühlingsstürme.

Aber es soll nicht beim Kampf und Widerstreit bleiben; der Geist strebt ja eben nach Einheit und Zusammenhang: eine Wahrheit, eine Gerechtigkeit für alle. Ueber eine Sache gibts zwar unendlich viele falsche, aber nur eine wahre Meinung. Der chaotische Naturzustand des Willens bedeutet unendlichen Widerstreit der verschiedenen Einzelwillen — die Gerechtigkeit, das eine Gute vereinigt alle zu einer harmonischen Ordnung. Der Gedanke, das Gesetz,

der vernünftige Sinn bringt Einheit und Zusammenhang in das unübersehbare, widerstreitende Durcheinander der unverarbeiteten Empfindungen und Eindrücke. Aus dem Geist kommt Verständnis, Zusammenhang, Liebe. Er allein vermag dauernd die trennenden Schranken zu beseitigen, die Kleinstaaterei, die partikularistische Zersplitterung, den Kantönligeist, die überlebten „Zöpfe" in Recht und Sitte, in Maß und Gewicht, in Sprache und Umgangsformen, die nur dazu dienten, abzuschließen wie chinesische Mauern, jeden „andern" als „Fremden", als „Nicht-zu-uns-Gehörigen" abzuweisen. Der Geist bringt das gemeinsam Menschliche zur Geltung — denn es gibt nur einen Geist — die Völker- und Staatsgrenzen verwischen sich und fern am Horizont leuchtet das Ziel des einen großen Menschenreiches, wo alle Menschen sich als Brüder wissen, weil ein Geist es ist — ein Vater — der sie zu Menschen macht, eine Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, die sie von allen andern Wesen unterscheidet und ihnen ihre Menschenwürde gibt.

Aber nur unablässiger Kampf kann zu diesem Friedensziel führen, Kampf gegen den einen großen Feind: die Trägheit, das Beharrende, die Gewohnheit, die Tradition, den rückwärtsgewandten Blick, das zähe Festhalten am Alten — einfach weil es alt ist; gegen den Schicksalsglauben, die Verehrung der „unerforschlichen Geheimnisse" und „unabänderlichen Verhältnisse" und „gottgewollten Abhängigkeiten" — ein Glaube, der den Menschen zur Marionettenfigur erniedrigt und das Beste in ihm verleugnet, die Freiheit, die Möglichkeit schöpferischer Tat. Es gibt kein Schicksal, außer dem, das wir uns selbst schaffen. Darum Kampf diesem Schicksalsgötzen und der Schicksalsreligion! Kampf dem Todesglauben, der aus der Menschheit gern eine Mumie machte, dessen Hauptanliegen das Einbalsamieren und Denkmälersetzen ist, das Abstecken geweihter Bezirke, wo der Lebende vor den Toten sein Recht verlieren soll. Wir wollen leben! Leben aber heißt vorwärtsschreiten; wer zurückschaut, erstarrt zur Salzsäule; dem Schaffenden gehört die Zukunft!

III.

Das ist die hinreißende Fanfare des radikalen Geistes. Dieser gewaltige Schwung kommt uns entgegen aus den Schriften eines Fichte oder den Worten eines Jaurès. Es sind Ideen, die aus einem freudigen Lebensglauben, jugendlichem Vertrauen auf die menschliche Kraft und überschäumendem Tatendrang geboren sind. Ein frischer Windhauch in eine muffige Atmosphäre; ein Jungbrunnen für alle, die alt und lebensmüde zu werden fürchten. Aber sind sie darum die Wahrheit? Oder wollen wir nun, nach Anhören der beiden Gegner, in skeptischer Toleranz die Stimmen freigeben: Wie ihr wollt, konservativ oder radikal, es hat beides etwas für sich, es muß beides geben? Oder sollen wir drangehen, jedem sein

Recht und Unrecht abzuwägen und das Brauchbare von beiden zusammenzuschütten, um daraus einen radikal-konservativen oder konservativ-radikalen Brei zu kochen? Diese aurea mediocritas ist noch immer der Weg der Spießbürger gewesen, die uns von allen Menschenrassen die widerwärtigste ist: Die Sowohl-als-auch-Leute, die „Mittelparteien“ in Kirche, Staat und überall.

Und doch, wenn unsere beiden Bilder nicht gänzlich verzeichnet sind, können wir weder beim einen noch beim andern stehen bleiben. Natürlich haben wir weder den Durchschnittskonservativen, noch den Durchschnittsradikalen geschildert; sonst hätten wir eine große Zahl niedrigerer Motive und „praktischerer“ Gedanken hinzufügen und die meisten tieferen Gedanken weglassen müssen. Wir suchten die beiden entgegengesetzten Geister, nicht ihre menschlichen Vertreter, den innern notwendigen Zusammenhang jeder der beiden Denkweisen, nicht ihre zufälligen, nach Ort, Zeit und Umständen wechselnden Begründungen, darzustellen. So brauchen wir uns nicht zu schämen, wenn wir beiden Gegnern Achtung, Bewunderung und in vielem auch Beifall zollen mußten. Diese Achtung würde wohl verschwinden vor jedem Versuch, beide Denkweisen zu einer künstlichen Einheit zusammenzuschweißen, die auf uns niemals den Eindruck von etwas Ganzem, innerlich Zusammengehörigem machen könnte.

Und doch kann es nur eine Wahrheit geben und muß die Einheit gefunden werden. Wie, wenn diese beiden, wie zwei Regenbogenfarben, Brechungen eines Lichtes wären? Wenn es eine höhere, ursprünglichere Wahrheit gäbe, von der jede dieser Ideen nur ein Splitter wäre? Wenn zwar diese Splitter sich nicht mechanisch zur Einheit zusammenfügen ließen, aber jeder in seiner Art auf die höhere Einheit, über sich hinaus wiese? So, daß nicht bald der Konservative, bald der Radikale Recht bekäme, sondern jeder in jedem Punkt und immer aus demselben Grund Recht und Unrecht hätte? Diese höhere Synthese brauchen wir nicht erst zu versuchen; sie ist uns längst gegeben in der Person Jesu und der Botschaft vom Gottesreich.

Jesus ist weder konservativ noch radikal. Er hat keinerlei Neuerungen ins Werk gesetzt (überhaupt nichts „unternommen“); er bezahlte dem Staat die Steuern, besuchte die üblichen Gottesdienste, stützte sich auf die geheiligte Tradition der Schrift, tastete keine der vorhandenen objektiven Ordnungen an und lehrte auch seine Jünger so. Und doch ist sein Evangelium das Dynamit gewesen, das die alte Welt zersprengte, alles Bisherige auflöste und eine vollständige Umordnung der Welt herbeiführte; ist es auch heute noch die große Unruhe Europas, die revolutionärste Macht in der Welt. Dieses Evangelium vom Gottesreich ist die höhere Wahrheit, von der sowohl der konservative wie der radikale Geist Strahlen, Abspiegelungen und zugleich Verfälschungen sind. Sie beide suchen — zu

Ende gedacht — ihre letzte Begründung, den Zugang zum Sinn alles Lebens in etwas Ueberweltlichem; sie reden beide in ihrer Art von Gott. Aber es ist nicht der lebendige Gott des Evangeliums.

IV.

Der Konservative sieht freilich in allem organischen Leben und Wachsen die Wirkung einer übersinnlichen Schöpfermacht; aber dieser „Gott" gleicht eher einer orientalischen Naturgottheit, als dem Herrn, den uns die Propheten verkündeten und Jesus uns offenbarte. Das schöpferische Leben, so wie es in der Natur waltet, ist das Auszeichnende dieses Göttlichen. Das Naturleben ist ja geheimnisvoll, organisch, unerschöpflich reich in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen, langsam und stetig sich entfaltend. Aber es ist ein Vorwärts im Kreis, das immer wieder in sich zurückkehrt. Das Schaffen Gottes aber geht wirklich vorwärts. Der Gott der Bibel macht — im Unterschied von allen Heidengöttern — Geschichte, mit eindeutigem Anfang und Ende. Und zwischen diesen beiden Polen liegt eine Kette von Neusetzungen, unerhörten Geschehnissen; wirkliche Taten, durch die Nochniedagewesenes ins Dasein tritt; Ereignisse, die in ihrem Kern ohne geschichtliche Ursache sind — wie wären sie sonst „neu"? — so sehr sie sich des vorhandenen Materials als äußern Gewandes und „weltgeschichtlichen Vehikels" bedienen. Die Tat des Moses, der sittliche Monotheismus der Propheten, vor allem Jesus Christus in seinem Sein, Wirken und Reden sind in der Hauptsache absolut neue Tatsachen im Leben der Menschheit, Einbrüche einer andern Welt in die unsere, und nur als solche, niemals aus ihren „natürlichen Ursachen", zu verstehen, trotz aller „historischen Anknüpfungspunkte".

Mit einer solchen Struktur der Menschheits- und Gegenwartsgeschichte rechnet der Konservative nicht; wie könnte er sonst „konservieren" wollen! Alles konservieren, alle Orientierung am Vergangenen muß notwendig mit diesem Urprinzip der Revolution, Gott, in Konflikt geraten. Schon in der Natur gibt es, streng genommen, kein konservieren; alles Erhalten ist dort ein beständiges Neuschaffen; schon die Natur kündet das große Gesetz des Menschenlebens an, daß das Leben aus einem Sterben hervorgeht, daß also neben der kontinuierlichen Entfaltung auch ein revolutionäres, katastrophenartiges Zerbersten, Sichlosreißen vom Alten zum schöpferischen Werden gehört, und dies umso mehr, je mehr das Werden ein Inneres und Innerstes ist, im Zentrum des Menschen. Darum steht der Konservative so verständnislos allen schöpferischen Menschen gegenüber, weil er nicht begreift, daß der Schöpfergeist Gottes gerade da am revolutionärsten in die Geschichte eingreift, wo er sich des feinsten Mediums, der Seele eines Menschen bedient,

eines Propheten, eines Offenbarers. Dieses Unverständnis geißelt Jesus — auf sich selber anspielend — mit dem scharfen Wort: Ihr baut den Propheten der Vorzeit Grabmäler, aber die lebenden Propheten tötet ihr. Sie bedenken nicht, daß alles Gewordene einmal neu und unerhört war, daß wir nirgends in der Welt den Urzustand des Naturparadieses antreffen, noch auch ihn zu rekonstruieren vermögen, und daß darum das Festhalten an irgend einer Phase der Entwicklung pure Willkür ist. Die Anbeter des „Urwüchsigen", „Natürlichen" gehen an der tiefen Erkenntnis der Bibel vorbei, daß alle Natur, wie sie jetzt ist — vor allem die Menschennatur — nicht ist wie Gott sie haben will, sondern „verderbt" und nach Erlösung seufzend. Es ist in aller modernen Romantik, Heimatschutz- und Naturschwärmerei — neben mancherlei gutem — viel unrealistische Schwärmerei und Sentimentalität, so gut wie in der Naturverhimmlung zu Rousseaus und Geßners Zeit. Das „siehe da, es war sehr gut" ist von keinem Teil der uns bekannten Natur gemeint.

Das ist das dualistische Element, das der Gottesglaube der Bibel trotz seiner Schöpfergedanken nie fahren gelassen hat; das sehnsüchtige Ausschauen nach einer neuen Welt, einer vollkommenen Offenbarung des Gottes der Liebe. Denn „Liebe", nicht „geheimnisvolle Wundermacht" ist der Name unseres Gottes. Nicht das, was *ist*, nennen wir sein Werk — einfach, weil es *ist* — sondern was uns seinen Geist, seine Liebe offenbart. Was mit der Liebe in offenem Widerspruch steht, ist nicht Gottes Werk, sondern ein Produkt des Abfalls von Gott, ist *verderbte* Gottesschöpfung. Nicht das Seiende offenbart uns Gott — das ist der heidnische Gottesglaube; sondern innerhalb des Seienden offenbart sich Gott auf *besondere* Weise, als etwas „Anderes", als Geist, Vernunft; Ordnung, als Macht des Idealen, als die Liebe, d. h. als das, was der Mensch als sein Innerstes kennt, und was *er* allein kennt, was in ihm allein „da" ist. Das ist der Sinn der Menschwerdung Gottes. Dadurch unterscheidet sich der Glaube der Bibel von aller Weltvergötterung, von aller Weltanschauung, die die Ehrfurcht vor dem Bestehenden zum obersten Prinzip erhebt. Weil aus der Naturwelt eine Liebeswelt werden soll und wird, eine Welt, welche nicht nur — durch geheimnisvoll göttliche Macht — existiert, sondern das Innerste des Geistes wiederspiegelt, darum muß alles Leben etwas Revolutionäres an sich haben. Dieser Verwandlungsprozeß ist der Inhalt der Weltgeschichte.

Das Tempo dieser Geschichte ist kein naturgesetzlich bestimmtes. Von Gott aus ist das „himmlische Jerusalem" schon längst bereit hernieder zu kommen und an die Stelle der jetzigen Welt zu treten. Es ist nur die Trägheit der Menschen, welche dies Herniederkommen gleichsam bremst. Jedes Aufwachen für Gott ist ein Lockern der Bremse, eine Beschleunigung. Nicht umsonst haben alle, denen die Gotteswelt die wahre Heimat war, dies Herabkommen sich als

ein katastrophenartiges Ereignis vorgestellt, als ein plötzliches Hereinbrechen. So ist es von Gott ausgedacht. Es ist die grundlose, widervernünftige Trägheit, die „Verstocktheit" der Menschen, welche aus dem „sofort" ein „allmählich" macht. Nicht das „plötzlich" ist das Irrationale, sondern daß es eine Geschichte, eine lange Geschichte geben muß. Jedes neue Jahr Geschichte ist ein neuer Tatbeweis für die Wirksamkeit der Bremse Trägheit, mit der wir Menschen das Kommen Gottes aufhalten. Es heißt darum die Dinge völlig auf den Kopf stellen, wenn man eben diese Wirksamkeit der Bremse als das Normale ansieht und in „geschichtliche Gesetze" faßt. Wo doch die Tatsache, daß es überhaupt Geschichte, langsame Geschichte gibt, gerade das schlechterdings Unbegreifliche ist. Die Geschichte ist eine Folge des „Sündenfalls", und, wie dieser, gerade das, was nie begriffen werden kann und nie begriffen werden soll. Denn die Sünde ist Unvernunft. Der Christ hat nur darum ein Interesse an der Geschichte, dieser traurigen Notwendigkeit, weil durch sie ihr eigenes Ende näher rückt, weil sie sich selber aufzehrt.

V.

An diesem Sachverhalt kann ermessen werden — wir wollen es nicht weiter im Einzelnen ausführen — wie unendlich weit der Konservative von der Wahrheit entfernt ist. Aber mit Unrecht klatscht der Radikale solchen Ausführungen Beifall, als ob wir seine Sache führten. Vergißt der Konservative den **lebendigen** Gott, so übersieht der Radikale den lebendigen **Gott**. Er verwechselt sich selbst, seinen dürftigen Menschengeist, seine armseligen Menschenkräfte mit Gottes Geist und Kraft. Das ist die alte Anklage, die je und je die wahrhaftigen Gottesfreunde gegen die „Radikalen" ihrer Zeit erheben mußten: Werkgerechtigkeit, menschliche Ueberhebung, „Pelagianismus", d. h. eitles Selbstvertrauen des Menschen, Aufklärungs- und Fortschrittsdünkel, eigenwilliges oberflächliches „Machen". Neben dem Heidentum — dem blinden Vertrauen in die Natur — steht der Pharisäismus, das blinde Vertrauen an das Ich. Das Heidentum schafft nicht vorwärts; der Pharisäismus „schafft" zwar, aber nur Künstliches, Scheinhilfe. Er bringt eine Menge äußerer Reformen zustande, indem er eine große Energie und Betriebsamkeit entfaltet — und am Ende aller Enden ist alles gleich geblieben. Man lasse sich einmal von dem unerbittlichen Wahrheitssucher Carlyle die Augen öffnen, von diesem grimmigen Gegner alles Radikalismus (der deswegen nichts weniger als ein Konservativer war!); man höre seinen Spott über die geschäftigen Reformen mit ihren „Parlaments-Acts", „Reform-Bills", mit ihrem wichtigen Getue über die errungenen papierernen Freiheiten und Verbesserungen, diesen „Morrison Pillen". Und dann überlege man sich ernstlich, warum er, der wie kein Zweiter die Schäden der bestehenden Ordnung kannte und

haßte und der selber ein Mann der Hoffnung war — warum er sich von den Radikalen seiner Zeit fast noch schärfer sonderte, als von den Konservativen. Warum? Darum, weil er so wahrhaftig war und es nicht fertig brachte, Schein und Wirklichkeit zu verwechseln, menschlichen Machenschaften das zuzutrauen, was nach seinem tiefen Glauben einzig von Gott kommen konnte. Dieses Mißtrauen in die Wirksamkeit menschlicher Formänderungen ist es, was ihn uns inmitten seiner angelsächsischen Umwelt wie einen erratischen Block erscheinen läßt; deswegen wurde er nicht verstanden und deswegen ist er gerade — wie die Propheten Israels — einer der Größten.

So wollen wir also wieder eine Kluft aufreißen zwischen Mensch und Gott und nicht sehen, daß Gott gerade im Menschen uns sich selber und seine Kräfte am herrlichsten erschließt? Das hieße ja das Evangelium, das „das Wort ward Fleisch" durchstreichen. Nein, wir möchten nur deutlich unterschieden haben zwischen dem Bloßmenschlichen und dem Gottmenschlichen; zwischen dem, was der Menschengeist tut und dem was der „heilige Geist" tut. An dieser Unterscheidung geht der Radikale vorüber. Er erlebt in sich die Freiheit und Spontaneität des Gedankens — man kann denken, was man will — und hält darum diese Denkfreiheit für eine Schöpferkraft, berufen die Natur zu korrigieren. Unbegrenzt durch Raum und Zeit schweift der Gedanke, leicht beweglich, in alle Fernen und Tiefen. Mit Leichtigkeit baut er sich neue Welten auf, die ihm besser gefallen, als die wirkliche. An diesen kühnen Entwürfen und Konstruktionen entzündet sich seine Begeisterung und aus der Begeisterung wird der Wille zur Tat geboren. Vernünftigkeit, Zweckmäßigkeit und Klarheit zeichnet diese Gedankengebilde aus, aber es fehlt ihnen die Kraft. Wie sollten diese luftigen Schattenbilder die zähe, schwere Wirklichkeit bezwingen können! Die wirklichen Verhältnisse wurzeln in der Tiefe menschlicher Leidenschaften; sie haben in sich etwas von der Gewalt der Natur und des Unbewußten. Mag es Unkraut sein, so hat es doch tiefe Wurzeln und das Abrupfen nützt nichts. Bloße Formänderungen — die ja allein dem äußerlichen und oberflächlichen „Gedanken" zugänglich sind — Verfassungen, Gesetze, Organisationen, äußere Lebens- und Wirtschaftsformen ändern in Wahrheit sehr wenig. Denn der alte Geist, der nicht ausgerottet wurde, wird auch die beste neue Form bald verdorben und sich assimiliert haben. Man denke etwa an die Form der Konsumgenossenschaft und überzeuge sich, wie da der neue Schlauch durch den alten sauren Wein des Kapitalismus zerfressen wird. Oder man vergegenwärtige sich, was die herrliche Schweizerfreiheit in diesen Kriegsjahren für Früchte gezeitigt hat! Der Geist ist's, der lebendig macht; der Buchstabe, die Form ist tot. Die neueste Kirchengeschichte, die Geschichte der Sozialdemokratie und so viele andere „Geschichten" sind ebensoviele Variationen über dies eine Thema.

Etwas davon merkt auch der Radikale — da fällt er in den zweiten Irrtum. Denn sein Vertrauen auf den Menschengeist verhindert ihn, zu sehen, daß nur Gottesgeist uns helfen kann. Er probiert also selber Geist zu machen: Er betreibt Propaganda, Aufklärungsarbeit aller Art. Ob staatsbürgerlichen Unterricht oder Jungburschenaufklärung, ob bürgerliche oder sozialistische Populärwissenschaft, es bleibt sich gleich. Solange man in dem Wahn befangen ist, die bloße Erkenntnis — sei's des eidgenössischen oder sozialistischen Musterstaates — vermöge das neue Bessere zu schaffen, so lange steht man auf dem Boden der unfruchtbaren Werkgerechtigkeit. Bloße Gedanken vermögen nichts gegen die vulkanischen Innenkräfte der Seele; sie schaffen höchstens eine glatte Oberfläche, die aber bald genug von den vulkanischen Ausbrüchen aus dem Innern wieder aufgewühlt wird. Bloße Erkenntnis des Wahren, Guten, Gerechten, Seinsollenden ist noch menschlich, Schwachheit. Erst wenn aus der Erkenntnis ein Ergriffensein wird, ein lebendiges Insichhaben, aus dem schulmeisterlichen, abstrakten „Du sollst" ein „Ich kann nicht anders, ich muß, ich will von ganzem Herzen und aus allen meinen Kräften", aus zerstreuten guten Regungen eine Sammlung aller Seelenkräfte auf das eine, ganze, was nottut, wenn an die Stelle des „Gesetzes" der „Geist" tritt, die Liebe, an Stelle des Ideals die Kraft des Wollens und Könnens — erst dann ist in das Gefäß des menschlichen Geistes der göttliche Geist gedrungen, erst dann haben wir den wirklichen Kräften des Naturtrieblebens etwas ebenbürtiges und überlegenes entgegenzustellen: Gotteskräfte.

Die aber sind nicht „spontan", stehen nicht auf unser bloßes Kommando da, wie die allzeit dienstfertigen Gedankengeister; sie sind nicht so „schnellfertig" und überall gegenwärtig und bei der Hand, wie die leichten Gedankenreiter. Sie werden geboren aus Not und Kampf und erwachsen langsam in der Tiefe des Herzens. Wie leicht hat sich's die spekulative Philosophie mit dem Monotheismus gemacht; er springt ja als logisches Postulat sofort aus dem Kausalitätsprinzip hervor. Wie langsam und mühselig hat er sich aus den Seelen der Propheten ans Tageslicht gerungen, auch dort noch lange nicht zu der Konsequenz entfaltet, die jeder geschulte Grieche im Nu aus dem Prinzip entwickelt hätte. Und wie lange sträubt sich ein Mensch, dem solche göttliche Erlebnisse zu teil geworden sind, z. B. ein Jeremia, damit in die Welt zu treten und sie nach außen wirksam werden zu lassen! Welch anderes Bild als das des eilfertigen, geschäftigen Reformers, der auf Vorrat Reformideen produziert, sie unermüdlich an Mann bringt, und, kaum gedacht, sie schon ins Werk setzen will!

Dafür haben diese g o t t menschlichen Taten nicht den Geruch der Schulstube an sich, sondern den Geruch des Lebens. Alles bloßmenschliche Denken ist ärmlich, eintönig, schematisch; ein Zu-

sammensetzspiel aus einigen einfachen Denkelementen': leere, tote Allgemeinbegriffe, dürr und langweilig, wie die Formen der Geometrie und die Zahlenreihen der Arithmetik; darum auch immer eine Vergewaltigung des Lebens. Die göttlichen Gedanken aber, das was die von Gott berührte Seele zu Tage fördert, sind „lauter Geist und Leben", organisch nicht systematisch, unerschöpflich, überraschend, individuell und doch allgemein verständlich — man vergegenwärtige sich ein paar Worte Jesu! original und doch so, daß Alle ihre Sehnsüchte und Hoffnungen darin wiedererkennen, wunderbar, dem Verstand unfaßbar und doch so kindlich einfach und einleuchtend, neu und doch so altvertraut wie die Heimat; ganz anders als alles vorgedacht Allgemeine und „Gültige" und doch für Alle das einzig Wahre.

So schafft Gott, dessen Abglanz die Naturwelt und zudem hin geschaffen der Menschengeist ist. Organisch wie das Leben — frei wie der Geist; geheimnisvoll — einleuchtend; lebendig — allgemein; der lebendige — Geist. Er ist das, was der „Radikale" nur anstrebt: „radikal" umschaffend, d. h. von der Wurzel aus; nicht bloß die Oberfläche, sondern die Tiefe verändernd. Er läßt zunächst Formen, Verfassungen, Zustände, Ordnungen bestehen, um sie dann, wenn der Geist mit ihnen fertig geworden, plötzlich mit einem Ruck zusammenzustürzen wie eine unterminierte Festung; wie das ganze Gebäude des Mittelalters zusammenbrach, als der neue Geist da war; wie die Antike zusammenbrach, als der Geist des Christentums sie unterminiert hatte.

Und immer ist es schon der Keim des Neuen, was das Alte zersprengt. Am neuen Positiven geht das Alte zugrunde, nicht durch Negation, Abschaffung, Aufklärung.

Es stirbt am Ja nicht am Nein; es stirbt dann, wenn die innere Kraft, die Ueberzeugung und Wertschätzung, von ihm gewichen ist; dann dorrt es ab. Von innen nach außen schafft Gott sein Reich, die Heilung, wie auch das Verderben von innen nach außen dringt. Gerade darum sind Gottes Revolutionen so radikal und katastrophal; je tiefer von innen, desto größer die Ueberraschung, desto unerhörter die Sprengwirkung. Ja Gott ist die einzige wirkliche revolutionäre Macht, der einzige Radikale, weil er allein auch die Tiefen aufwühlt. Er ist auch die einzige konservative Macht, weil er allein Leben baut und erhält. Der einzig mögliche „Standpunkt" der jene Gegensätze wirklich überbietet, ist der: daß man diesem Gott sich zur Verfügung stelle; daß man ihn — nicht Gedanken über ihn — suche; sich von seinem Leben — nicht von Ideen und Programmen — erfassen lasse. Von ihm allein werden „Ströme lebendigen Wassers ausgehen", an denen die Welt genesen kann.

E. Brunner.

Zur jüdischen Frage.

Vielleicht näher, als wir es zu hoffen wagen, stehen wir, noch mitten im Kriege uns befindend, der Erfüllung der kühnsten Träume der Dichter und Religionsstifter. Eine über allen Begriff rohe Wirklichkeit, deren Opfer mehr oder weniger beinahe jeder von uns ist, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Mängel einer nahen Vergangenheit und im Lichte des großen Scheiterhaufens, der jetzt Europa, ja der Erdball ist, erscheint uns diese Vergangenheit genug verderblich, als daß wir nicht den Entschluß fassen wollten, alle Kräfte aufzuwenden, um solche unheilbringende Perioden für immer auszuschließen.

Die Fülle der von der Menschheit begangenen Fehler ist so groß und zeitigte so Schweres, daß wir uns auf weitere Irrfahrten nicht mehr begeben dürfen. Was uns als letztes Ideal vorschwebt, das müssen wir unter dem Aspekt der tatsächlich vorhandenen Wirklichkeit besehen. Es dürfen keine Forderungen erhoben werden, die nicht im Boden der Wirklichkeit wurzeln, oder sich mit der letzteren in derart losem Zusammenhang befinden, daß ihre Realisierung nicht möglich erscheint. Zu diesem Zwecke müssen wir aber die Wirklichkeit kennen. Wir müssen Sachkenntnisse erwerben, ohne welche der Weg zum Ideal in eine Sackgasse führt.

So dürfen wir, wenn uns auch als letztes Ziel die Einigung der Menschheit vorschwebt, uns nicht über die in ihrem Organismus gegenwärtig bestehende Gliederung gänzlich hinwegsetzen. Man kann und soll nationale Zwistigkeiten zu mildern suchen, man soll darüber aufklären, daß der Mensch ursprünglicher ist, tiefer in sich selbst verwurzelt, als der französische, deutsche, türkische Mensch. Doch so der nationalen Polarität, dem bestehenden Haß entgegenarbeitend, darf man nicht darüber hinwegsehen, daß vorläufig die nationale Differenzierung der Völker einer der am stärksten zur Wirkung gelangenden Faktoren ist. Und daß man gerade durch zureichende Kenntnis der Bedürfnisse und Rechte der nationalen Einheiten den Weg zu einem geordneten Variieren derselben weisen kann, als dies bisher auf dem Boden eines starren, der Psychologie der Völker in keinerlei Weise Rechnung tragenden Systems der Fall sein konnte.

Eine der bestimmenden Ursachen, warum der Krieg auch noch nach so langer Dauer kein Ende nimmt, besteht darin, daß man sich der Lösung des vielfältigen nationalen Problems nicht gewachsen fühlt, oder sich vielmehr nicht erkühnt, sich mit diesem Problem vorurteilslos zu befassen und auf Kosten der Tradition und der Routine einen Aufbau zu versuchen, wie ihn die auf empirischem Boden gewonnen Erkenntnisse erfordern. Die Kompliziertheit der nationalen Fragen erscheint schier unübersehbar und stellt darum

hohe Anforderungen an Sachlichkeit und unparteiisches Urteil derjenigen, die sich in der Lage befinden, an der Lösung dieses Machtproblems mitzuarbeiten. Wenige unter uns sind mutig und konsequent genug, diese Frage in ihrer ganzen Realität aufzurollen, und sie ins Licht eines noch nicht verblendeten Verstandes zu stellen. Aber die Not drängt, Denken und Tat dürfen nicht mehr Privatangelegenheit bleiben, Hilfe will öffentlich werden.

Nicht weil wir uns hier mit ihr beschäftigen erscheint uns die jüdische vielgestaltiger als andere nationalen Fragen. Während wohl allen europäischen Nationen es gegenwärtig darum zu tun ist, ihre völkerrechtliche und innerpolitische Lage in einem für ihre Entwicklung günstigen Sinne zu beeinflußen, und sie sich im Wesentlichen entweder für eigenstaatliche Existenz oder für die geeignete Form des Zusammenlebens mit einer anderen Staatsnation zu entscheiden haben, steht vor den in allen Ländern zerstreuten, fast überall durch Ausnahmegesetze in ihrer Entwicklung gehemmten Juden die Aufgabe, sich darüber klar zu werden, ob nicht ein eigenes Territorium, eine rechtlich gesicherte Heimstätte Vorbedingung wäre einer irgendwie ersprießlichen Arbeit am Wachstum des Volkes. Jede der europäischen Nationen nennt irgendein Gebiet des Erdteiles ihr eigen, oder darf wenigstens auf dessen Besitz Anspruch erheben, wo es sich in Händen eines anderen Volkes befindet. Hingegen sind die Juden gänzlich exterritorial und dürfen im heutigen auch in staatlicher Hinsicht auf Privateigentum fußenden Europa nur ein mehr oder weniger ausgedehntes Gastrecht gewärtigen. Nun hat sich aber dieses Gastrecht infolge unten näher zu schildernder Umstände bisher als nicht geeignet erwiesen, die vitalen Kräfte der Nation sich entfalten zu lassen, so daß seit Jahrzehnten eine starke Emigration nach überseeischen Ländern sich geltend machte, und auch die Idee der Gründung eines eigenen Staates in Palästina im Schoße des Judentums großwuchs. Ein aus Spendungen und freiwilligen Steuerbeträgen zusammengesetzter Nationalfond ermöglichte die Anschaffung größerer Ländereien in Palästina, wohin der Strom der Notleidenden, vornehmlich dem östlichen Judentum entstammenden Emigranten gelenkt wurde. Vorerst handelte es sich natürlich nur um einen Zufluchtsort für diejenigen Elemente, die in ihrem bisherigen Wohnort infolge von Ausnahmebestimmungen und Anfeindung von seiten des Wirtsvolkes ihr Existenzrecht nicht mehr zu behaupten in der Lage waren. So machten beispielsweise die russischen Juden, deren Ansiedlungszone von der zaristischen Regierung äußerst eng umgrenzt wurde und die hauptsächlich in Polen und Südrußland zusammengedrängt an den Folgen einer abnormen Konkurrenz zu leiden hatten, ausgiebigen Gebrauch von der Gelegenheit sich auf palästinischem Boden der Landwirtschaft zu widmen. Hingegen verhielten sich die westlichen Juden, die stärker assimiliert waren, und in verhältnismäßig entwickelteren Rechtsstaaten lebend,

nicht in gleichem Maße sich der Willkür unterwerfen mußten, dieser Emigration gegenüber ziemlich reserviert, was sozial-politisch irgendwie geschulten ohne weiteres verständlich ist. Denn während in Europa eine fortgeschrittene politische und wissenschaftliche Organisation bereits vorhanden war, steckte in der neuen Heimat alles noch in den Kinderschuhen und erforderte ungleich mehr Arbeit und Hingabe.

Die in fast allen Ländern zu beobachtende unfreiwillige Isolierung der Juden, ihr Ausschluß vom aktiven Staatsdienst (in Deutschland dürfen sie z. B. nicht höhere Offiziere, offizielle Rechtsanwälte u. s. w. werden) und von der Kultur (in Rußland: Zulassung an Gymnasien und Universitäten nach einer engumgrenzten Prozentnorm, in Deutschland werden auch die hervorragensten jüdischen Gelehrten nicht, oder nur ausnahmsweise zu Professoren ernannt) hatte auch seine Lichtseite. Eine beinahe extatische Gier nach geistigen Gütern, ein Gefühl des Unbefriedigtseins mit der quietistischen bürgerlichen Moral machte sich im Judentum in wachsendem Masse geltend, so daß dem Ausspruch einer der einflußreichsten deutschen Zeitschriften, die Juden hätten nun das geistige Gold in Besitz genommen, eine gewiße Berechtigung nicht abzusprechen ist. Schon an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts sind die geistigen Strömungen in der Mitte der Juden sehr rege. Zur Zeit der Romantik und später zu derjenigen der „Jungen Deutschlands" verkehrten insbesondere in den Berliner jüdischen Salons und empfingen dort wertvolle Anregungen die bedeutensten Schriftsteller und Denker. Geistreiche Jüdinnen, wie die Rahel u. a. verstanden es in spiritueller Beziehung den Ton anzugeben. Aber auch namentlich gerade das, was die Juden am meisten schmerzlich empfinden mußten: das Fehlen einer Brücke von Mensch zu Mensch, die vom grünen Tisch diktierten Verhaltungsmaßregeln, ließ als Gegenwirkung in der Mitte der Juden eine Welle des Altruismus emporfluten und bewog sie auf die Suche nach sozialer Neuorientierung zu gehen, was seinen Ausdruck sowohl bei Heine und Börne: den Juden des „Jungen Deutschland" (nannten ja Antisemiten jenes: „das junge Palästina"), wie bei den Vätern des modernen Sozialismus: K. Marx und Fr. Engels fand. Auch in unserer Zeit versiegelte diese Quelle nicht. Es ist wohl nicht mehr nötig hier näher auszuführen unter wie bedeutenden und schmerzlichen Verlusten die Juden etwa für die Vorbereitung der russischen Freiheit kämpften.

Wenn die Juden also zum Gährstoff in der Mitte der Völker geworden sind, und diejenige Mission auf sich nehmen, die eben nur einem Jahrtausende lang entwurzelten, der an Boden und Heim sich knüpfenden Tradition entwachsenen Volke zu Teil werden kann, so ist die zunächst sich aufdrängende Frage berechtigt, ob diese Mission auch ihrem Träger zu Gute kommen wird, oder

er aber, während er für die internationale Zukunft mitkämpft, sein eigenes Interesse außer Acht läßt und an den Folgen inzwischen sich geltend machender besonders schwieriger Verhältnisse des Existenzkampfes zu Grunde gehen muß.

Theoretisch und praktisch wird auf diese Frage von verschiedener Seite verschiedene Antwort erteilt. Während die Zionisten die einzig gesunde Grundlage der Entwicklung ihres Volkes im eigenstaatlichen Leben erblicken und das Fehlen eines Bauernstandes für eine abnormale Erscheinung halten, weisen die nicht nationalen Juden auf die Fortschritte im europäischen Modus vivendi hin und glauben, daß sich die Interessen ihrer Nation im großen und ganzen mit denjenigen Anderer decken. Darum arbeiten letztere auch aus nationalem Interesse am Aufbau der zukünftigen europäischen Gesellschaft. Nicht etwa im Dienste Anderer stehend einen Selbstmord zu begehen ist das Ziel des für das soziale Wohl anderer Völker kämpfenden Teiles der Juden, sondern sie versprechen sich von der Hebung des allgemeinen staatlichen Lebenszustandes Vorteile auch für ihre Stammesgenossen. Auch erscheint ihnen die Idee eines jüdischen Staates als eine Utopie und dahin gerichtete Tätigkeit als Verschwendung der ja wertvollen Kräfte.

Neuerdings sind auch Versuche unternommen worden, die Gründung und das Gedeihen des Palästinischen Staates an Hand des geschichtlichen Materials als eine Utopie hinzustellen. So führt z. B. Jos. Ringo, der Verfasser einer bei Speidel und Wurzel, Zürich 1917 erschienenen: „Die jüdische Frage in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und Vorschläge zu ihrer Lösung“ betitelten Broschüre den Beweis, daß die dezentralisierenden Momente, welche den Bestand des alten palästinischen Staates gefährdeten, während der Exilzeit eine weitere Entwicklung durchgemacht haben, und in ihrer chronischen, sich über Jahrtausende hinaus erstreckenden Einwirkung zum Entstehen von sozialen Neubildungen beitrugen, die am Volkskörper Veränderungen nicht nur formeller, sondern auch solche inhaltlicher Art zur Folge hatten. Der Ansicht Ausdruck verleihend, daß diese Veränderungen ihrem Charakter nach geeignet sind, die zentrifugalen, für den jüdischen Staat einst so verhängnisvoll gewordenen Kräfte in ihrer Potenz noch zu steigern, gelangt der Verfasser zu der Schlußfolgerung, daß sich der Gründung und dem Bestand eines etwa neu zu erschaffenden jüdischen Staates unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Darum sieht er von der Idee eines solchen Staates ab, und verspricht sich eine Sanierung des Lebenszustandes des jüdischen Volkes von einer geeigneten zielbewußten Organisation der in verschiedenen Staaten wohnenden jüdischen Gruppen.

Das Haupthindernis für die Entwicklung des alten Reiches bestand in den Uneinigkeiten zwischen Stämmen und Parteien, welche die Verwirklichung eines einheitlichen politischen Programms verun-

möglichten. Die Entstehung des Reiches wird auf die Gefahr zurückgeführt, die von Seiten der Philister und anderer Völkerschaften drohte. Doch schon im Anfang der Ansiedelung im Westjordantal machen sich Gegensätze geltend, die zu den nicht seltenen Bruderkriegen führen. Die Gileaditer kämpfen gegen die Ephraemiten, Benjamin gegen alle Stämme. An den Kriegen mit äußerem Feind beteiligen sich die Stämme nicht in ihrer Gesamtheit, und gewähren den Gegnern die Vorteile solcher Zersplitterung. Selbst so großen organisatorischen Talenten wie David und Salomo ist eine segensreiche Arbeit an der Wiederherstellung der Einheit der Hebräer nur dann beschieden, wenn sie in ihrem Vorhaben von einer direkt drohenden Gefahr unterstützt werden; wo die letztere sich legte, brachen Revolten aus. Nach dem Tode Salomos zerfällt das Reich in zwei Teile: Juda und Israel, welche sich gegenseitig bekämpfen, und selbst vor Bündnissen mit fremden Völkern zwecks Unterdrückung des Bruderstaates nicht zurückscheuen. Nach dem Fall der beiden Reiche wird deren Bevölkerung deportiert, und tritt die bemerkenswerte Tatsache zum Vorschein, daß die Juden im Exil, sowohl untereinander, wie mit den Wirtsvölkern in guter Eintracht leben. Von der ihnen von der persischen Regierung gegebenen Erlaubnis, das Land Kanaan wieder in Besitz zu nehmen, macht nur ein geringer Teil der Juden Gebrauch, offensichtlich ziehen sie die wohlgeordnetere neue Heimat der alten vor. Und zwischen den Zurückgekehrten entbrennen am heimischen Boden neue Parteikämpfe.

Die Frage nach der Ursache des in der Mitte der Israeliten herrschenden separatistischen Geistes sucht der Verfasser vermittelst einer Untersuchung der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung Palästinas zu beantworten. Das zur Zeit der Einwanderung ins Westjordanland niedrige Kulturniveau der Söhne der Wüste versetzte sie nicht in die Möglichkeit, der bunten, aus mongolischen, indogermanischen und andern Stämmen zusammengesetzten Bevölkerung Herr zu werden. Sie gliedern sich ihnen vielmehr an, eignen sich auch ihre Sitten und Gebräuche an. Hand in Hand mit kultureller Beeinflussung geht natürlicherweise das Connubium, welches nicht nur im Volke, sandern auch in den Dynastien und im hohen Klerus, unter den Patriachen und Religionsstiftern zu konstatieren ist. Davids Frau und Salomos Mutter ist die Hittiterin, Bathseba. Salomo heiratet eine Tochter Pharaos und unterhält eheliche Verhältnisse mit Frauen verschiedener Abstammung. Diese fortwährende Blutmischung hat eine Schwächung der ursprünglichen Verwandtschaft zwischen den Israeliten zur Folge. Aber auch die religiöse Tradition wird vermindert. Was jedoch auf diese ethnische Buntheit in erster Linie zurückgeführt werden kann, ist die geschilderte Uneinigkeit, welche die Möglichkeit normaler Entwicklung unterband. Von dezentralisierender Wirkung war ebenfalls der Handel, dem sich die Juden in Ermangelung günstiger Bodenver-

hältnisse in Palästina vornehmlich widmeten. In einem so wenig geordneten Staatswesen war der Schutz des Handels zu gering, was die Juden bestimmte günstigere Bedingungen in der Fremde zu suchen.

Durch die mit Deuterojesajas einsetzende religiöse Propaganda unter den Heiden sind bedeutende Kontingente fremder Volksangehöriger dem Judentum zugeführt worden. In Aegypten, Cyrenäa, Rom, Damaskus, Antiochia, überall bilden sich neue, aus bekehrten Heiden bestehende Judengemeinden. Schon hat es den Anschein, daß sich die jüdische Religion zur Weltreligion auswachsen wird. Doch setzt dieser Entwicklung der gegen die Juden als Handelstreibende bestehende Haß eine Schranke, und im Christentum entsteht der jüdischen Mission ein unüberwindlicher Gegner.

Aus den Untersuchungen Renans folgt u. a., daß in Frankreich, Ungarn, Südrußland und sonstigen Ländern Massenbekehrungen von Heiden und Christen stattgefunden haben. Ringo ersieht in der Verbreitung des Judentums einen die Blutverwandtschaft der Rasse schwächenden Faktor und ist der Meinung, daß durch diese Mischung mit fremden Elementen, ebenso wie durch differente Beeinflussungen, denen sich einzelne Gruppen des Volkes in den jeweiligen Orten ihrer Ansiedelung unterworfen haben, soziale Neubildungen entstanden, deren Charakter sich wesentlich nach dem kulturellen Niveau ihrer neuen Heimat richtet. Und er zieht die Schlußfolgerung, daß, wenn der einstige jüdische Staat infolge ethnischer Buntheit seiner Bevölkerung zu Grunde gehen mußte, umsoweniger ein von den Zionisten geforderter neuer Judenstaat lebensfähig wäre. Denn die inzwischen weiter fortgeschrittene Differenzierung dieses Volkes würde mit umso größerer Kraft dezentralisierend einwirken. Darum scheint ihm die einzige richtige Lösung der jüdischen Frage in einer gesunden Entwicklung des jüdischen Lebens in den Ländern ihres gegenwärtigen Aufenthaltes zu liegen. Um dem hier offensichtlich im Wege stehenden Antisemitismus zu steuern, schlägt der Autor, der die Ursache dieses Hasses von der einseitigen Beschäftigung der Juden mit dem Handel ableitet, vor, diese Ursache selbst zu beseitigen. Darum tritt er ein für die Schaffung eines kräftigen jüdischen Bauern- und Arbeiterstandes. Das kann aber geschehen durch Ankauf eines Grundbesitzes in den gegenwärtig von den Juden bewohnten Ländern, welcher Grundbesitz denen, die am Bodenbau Freude haben, zugeteilt werden soll. Aber auch Gründung von landwirtschaftlichen und gewerblichen Schulen gehört zu den Vorbedingungen dieser Entwicklung.

Der Wert der Broschüre Ringos liegt darin, daß sie einen eigenartigen Gedankengang durchführt, doch wird nicht jedermann die Konklusionen des Verfassers vorbehaltslos unterschreiben. Eine Fülle von Einwendungen können hier gemacht werden, deren Prüfung von klärender Bedeutung sein dürfte.

Wir besitzen heute eine Reihe von Staaten mit ethnisch durchaus nicht gleichartiger Bevölkerung. Trotz der in diesen Staaten in weitgehendem Maße zur Geltung kommenden sowohl physiologischen wie kulturellen Wechselwirkung, so daß die einzelnen Gruppen nicht mehr ihre ursprüngliche Reinheit bewahren (Peter Rosegger: „Wer von uns ist seines Blutes sicher?") behaupten diese Staaten auf die Dauer ihr Existenzrecht. Man kann auch von den meisten dieser Staaten nicht sagen, daß in ihnen irgendeine Gruppe auf Grund ihrer höheren Kulturstufe das absolute Uebergewicht erlangt hätte, es besteht vielmehr ein kultureller Kampf zwischen den einzelnen sozialen Gruppen, aber zugleich eine gegenseitige Beeinflussung, welche diesem Kampf entgegenwirkt. Der genannte Kampf ist graduell verschieden, und ist er in einigen dieser Staaten, wie z. B. auch in der Schweiz, minimal. Und es liegt offenbar in erster Linie an der Ermöglichung ausreichender politischen Vertretung aller in Betracht kommenden Einheiten diesen Kampf nicht in einen für das Staatswesen gefährlichen ausarten zu lassen.

Selbst wenn man den Zerfall des alten jüdischen Reiches ausschließlich von der bunten Zusammensetzung seiner Bevölkerung ableiten wollte, würde man damit noch nicht den Beweis erbringen können, daß heute unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen ein Staat nicht existieren könnte. Wohl darf man geschichtliche Rückschlüsse ziehen, doch stets unter dem nötigen Vorbehalt. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die staatliche Praxis inzwischen 2000 Jahre lang in die Schule ging. Die Technik der Verwaltung, des Zusammenlebens im Staate ist eine andere geworden. Durch eine vollkommene innerstaatliche Gleichstellung der irgendwie differenten Gruppen hat heute eine verständnisvolle, aus Vertretern dieser Gruppe zusammengesetzte Regierung, die Möglichkeit zentrifugalen Strömmungen erfolgreich entgegenzuwirken. Nichts daß die Juden, denen offizielle Anteilnahme am politischen Wirken verweigert wurde, in staatsbürgerlicher Hinsicht vorwiegend nur theoretisch geschult sind. Es genügt auf die eminente Bedeutung, die dem Zeitgeist zukommt, hinzuweisen, um sich darüber klar zu werden, wie leicht, namentlich dem Zeitgeist angepaßte, politische Strömungen des einen Landes sich auf andere übertragen. Darum liegt es auch außer Zweifel, daß das politische Leben im neuen jüdischen Staat grundverschiedene Formen von demjenigen im alten Reich annehmen würde. Diese andere Verwaltungsform würde aber denjenigen verhängnisvollen Erscheinungen, die unter den ehemals gegebenen Verhältnissen sich in den Vordergrund drängten, die Wage halten.

Wo nur immer in Staaten mit bunter etnischer Zusammensetzung separatistische Tendenzen zum Vorschein kamen, sind diese

Strömungen nur indirekt von der Gliederung der Gesellschaft abhängig gewesen. Die direkte Ursache solcher Dezentralisationswünsche war noch stets in einer absichtlichen oder unabsichtlichen Bevorzugung oder Benachteiligung gewisser Gruppen zu suchen. Die Feststellung ist nicht uninteressant, daß die Häufigkeit des Vorkommens und Stärke separistischer Tendenzen in direkter Proportion zu der Starre des betreffenden Regimes stehen. Bloß verbleibt diese Tendenz in unnachsichtig imperialistisch regierten Staaten in ihrer potenziellen Form, da das Bewußtsein davon zur Vorsicht mahnt, daß jeder Versuch der Abkehr blutig unterdrückt würde. Die gegenwärtig alle übrigen separatistischen Bewegungen weit übertreffende Verselbständigungs- und Autonomiebewegung in Rußland darf nur als Realisierung jener Separationssehnsucht betrachtet werden, die unter dem Joch des zaristischen Regimes großwuchs. Es ist einleuchtend, daß die betreffenden Völker noch nicht diejenigen Vorteile in Betracht ziehen können, welche ihnen die noch in Kinderschuhen steckende russische Republik vielleicht bieten könnte, sondern den gegeeigneten Moment ausnützen, um sich gegen die früher gemachten schlechten Erfahrungen zu schützen.

So hat der am meisten autokratisch regierte Staat die tiefgehendste Separationsbewegung gezeitigt.

Bei weitem nicht so stark sind die Verständigungstendenzen in dem konstitutionell-monarchisch regierten Oesterreich. Und zweifelsohne gehört die Art der Stellungnahme der dortigen Regierung zum Nationalitätenproblem zu den Lebensfragen dieses Staates.

Die geographischen Begriffe: „die Schweiz“ und „Vereinigte Staaten“ sind es, auf die man immer wieder zurückgehen muß, wenn man Musterbeispiele eines Zusammenlebens gemischter Bevölkerung demonstrieren will. Daß selbst in einer Zeit, wo verständliche Sympathien für das gleichsprachige Ausland aufkommen, die einzelnen Gruppen nicht gerade zu einer Loslösung von einander getrieben werden, hat sich auch in diesem Kriege bewährt.

So ist ein Staat auf die Einheitlichkeit seiner Bevölkerung nur unter besonderen Umständen angewiesen, welch' letztere in etwaigem künftigen jüdischen Staat durchaus nicht in Aussicht genommen werden müssen. Ganz abgesehen davon, ob die einzelnen Gruppen in von einander mehr oder weniger getrennten Einheiten leben, oder sich die Unterschiede zwischen ihnen derart verwischen, daß sie schließlich nicht mehr ihre ursprüngliche Physiognomie behalten, und nach der Seite vollkommener Verschmelzung mit dem Volksganzen hintendieren, ist ihr Zusammenleben im Staate stets dann möglich, wenn das Regierungssystem des letzteren den eben noch vorhandenen Differenzen in zureichendem Maße Rechnung trägt. Wir vermögen darum in einer, wenn auch noch so stark

fortgeschrittenen, Differenzierung der Juden nicht ein hinderndes Moment für das Gedeihen des palästinischen Staates erblicken.

Wohl niemand irgendwie Eingeweihter wird die Schwierigkeiten übersehen, die sich schon allein der Gründung einer jüdischen Heimstätte in den Weg stellen. Das Problem ist auch zu vielgestaltig, als daß man im Rahmen eines Aufsatzes auf alle dabei in Betracht kommenden Momente eingehen könnte. So stellen wir auch hier vor uns nicht die Aufgabe zu beweisen, daß alle Hindernisse aus dem Weg geräumt werden können, beschränken uns vielmehr auf Erörterung einiger uns wichtig erscheinender Fragen. Wir nehmen nicht an, daß im Falle, wenn ein jüdischer Staat entstünde, eine Uebersiedelung des gesamten Judentums stattfinden würde. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß sich die Juden im erneuerten, demokratisierten Europa heimischer fühlen werden, daß sich speziell den östlichen Juden mit der Aufhebung der Ansiedlungszone, mit ihrer Zulassung zum mittleren und höheren Unterricht, mit dem Schwinden der tausend Einschränkungen, die bisher den Volkskörper verunstaltet haben, neue Perspektiven eröffnen, und sie bestimmen werden, sich der Sache eines gesunden Aufbaus ihres Lebens in den Gebieten ihres gegenwärtigen Aufenthalts freudig hinzugeben. Indes ist es kaum anzunehmen, daß wie es z. B. auch Ringo fordert, eine an sich ja gewiß erwünschte Umwandlung der großen jüdischen Masse in Ackerbauer auf europäischem Gebiet vor sich gehen kann. Gewiß innewohnt eine starke Initiative eine potenzielle Kraft, welche die Tendenz hat, sich in kinetische umzuwandeln. Doch gebührt im geschichtlichen Vorgang den ökonomischen Faktoren das entscheidende Wort und bei der Betrachtung der letzteren zeigt es sich, daß die fortschreitende Industrialisierung der Staaten eher geeignet ist, ein bedeutendes Kontingent der ursprünglichen Landbevölkerung in den Dienst der Industrie und des Handels zu stellen, als den umgekehrten Prozeß zu fördern. So scheinen die Bedingungen zur Zuwendung der Arbeitskraft der jüdischen Massen der landwirtschaftlichen Betätigung nicht gegeben zu sein. Einmal im Dienst des Handels und der Industrie stehend, würden diese Massen gegen den Strom steuern müssen, wenn sie sich der Landwirtschaft zuwenden wollten.

Das Bestehen einer breiten jüdischen proletarischen Masse in einzelnen Ländern, wie z. B. in Rußland, berechtigt hingegen zu der Annahme, daß, mit wachsender Industrialisierung, dieser Stand erstarken wird, wie andererseits von der allgemeinen Entwicklung auch ein fortgesetztes Wachstum des jüdischen Bürgerstandes zu gewärtigen ist. So wird auch der jüdische Kleinbürger und Krämer volens nolens sich für eine der polaren Lagen entscheiden müssen und im kapitalistischen Staat seine Zugehörigkeit zu der Finanzoder zu der Proletarierklasse bekennen. Wir sehen, daß sich auf diese Weise die jüdische Frage weniger auf das nationale, als auf

das soziale Moment zuspitzt, und die Lösung dieser Frage wird sich wenigstens zum großen Teil der Lösung des allgemeinen sozialen Problems als kongruentes Element eingliedern.

Wenn also das Entstehen eines nennenswerten jüdischen Bauerntums nur in einem jüdischen Staat denkbar erscheint, so ist die Aufgabe, ein solches in den gegenwärtig von Juden bewohnten Ländern ins Leben zu rufen, mit den Richtlinien des zeitgenössischen geschichtlichen Vorgangs nicht in Kontakt stehend, und darum wohl unausführbar. Man möge sich deshalb überlegen, ob man die auf dieses Ziel gerichtete Energie auch nützlich genug verwenden würde. Indessen erscheint ein jüdisches Bauerntum im eigenen Staate, wenn einem solchen dauernde Existenz gesichert werden könnte, als aus der Reihe der Möglichkeiten nicht ausgeschlossen, weil es sich aus Elementen zusammensetzen würde, welche durch die Entwicklung dieses neuen, auf Landwirtschaft angewiesenen Staatswesens, dazu bewogen wären, Ackerbau zu treiben. Hingegen ist in den Ländern des gegenwärtigen Wohnorts der Juden eine mehr oder weniger fortgeschrittene Industrie und Handel bereits vorhanden, Erwerbszweige, die im Stande sind, die Tatkraft des jüdischen Volkes ganz in Anspruch zu nehmen. Es ist darum vorauszusehen, daß sich in diesen Ländern eine steigende Klassendifferenzierung geltend machen wird, und daß darum in diesen Ländern eine Schwächung des Antisemitismus Hand in Hand gehen wird mit dem Anwachsen der jüdischen proletarischen Masse. Da aber in den Händen speziell der westlichen Juden bereits eine bedeutende finanzielle Macht liegt, ist hier die Aussicht darauf vorhanden, daß nicht in dem Maße eine Proletarisierung, wie eine engere Anklammerung an die besitzende Klasse zu beobachten sein wird. Darum ist im Westen mehr als im Osten das Schwinden des Antisemitismus an die Abschaffung des kapitalistischen Systems und also auch des Typus seines Vertreters geknüpft, welcher Typus allein an dem Bestehen des Antisemitismus schuld ist.

Gerade weil das jüdische Problem, infolge der abnormen Stellung dieses alten Volkes in der Mitte anderer, ein so kompliziertes ist, ist es Pflicht jedes irgendwie bewußten Angehörigen dieser Nation scharf darauf zu achten, daß nicht mißverständliche Urteile sich einschleichen, die auf Abwege führen könnten. Und das bedarf eines unermüdlichen Wachens, einer Hingabe, die jedem Indifferentismus Schranke setzt.

A. Bruckwilder.

Der um Erlösung bettelnde Schmerz.

„Hast du den Mut einen Schmerz zu tragen?"
Hörte ich leise bittend sagen.
„Bin durch die weite Welt gegangen,
Keiner wollte mich liebend umfangen;
Keiner löste mit tiefem Sinn
Mir die Frage: warum ich bin? —

Und doch! Wollte — statt sich zu grämen —
Einer mich fest an sein Herze nehmen,
Mir zu tiefst in mein Wesen schauen,
Schöpferisch tätig ein Neues zu bauen,
Würd' ich erlöst — statt bettelnd zu stehen —
Als heilige Kraft durch die Menschheit zu gehen!"

Olga Baschong.

Wunsch.

Wie die Stimme einer Mutter
Wollt' ich durch die Lande gehen
Und die kleinen Kinder trösten,
Die am Wege weinend stehen.

Möchte alle Tränen trocknen,
Die aus trüben Augen tauen,
Alle bangen Fragen stillen,
Die nach Antwort sehnend schauen.

Und den Grüblern, die mit Zweifeln
Ihre Seele müde ringen
Neues Licht und neuen Glauben
In die Dunkelheiten bringen. —

Wie die Liebe einer Mutter
Möcht' ich durch die Lande gehen
Und — die nie verstanden wurden, —
Bis ins tiefste Herz verstehen!

Olga Baschong.

Disziplin und Begeisterung.

Von einem eidgenössischen Wehrmann.

Disziplin.

In der Zeit, da ich dieses schreibe (Dezember 1914), steht das gesamte Schweizervolk unter den Fahnen, und niemals hatte das Wort Disziplin für uns einen solch ehernen Klang wie jetzt, wo der Tod als Rächer ihrer schwersten Mißachtung sich kund gegeben hat.

Nicht nur für Tausende von Soldaten in Kriegs- und Friedenszeit, sondern für die Großzahl der Menschen unserer Kulturstaaten enthält dieses Wort Disziplin einen harten Sinn. Für Millionen und Abermillionen unselbständiger Arbeiter bedeutet es ihren Brotherren gegenüber einfach: sich unterordnen, sich fügen einer Gewalt, einem Gesetz, das außer ihnen steht, dessen Wirksamkeit sie nur aus dem Zwange kennen, dem sie mit Leib und Seele unterworfen sind. Für die große Mehrzahl der Bürger aller Staaten heißt Disziplin, daß sie einer Staatsgewalt gehorchen und ihre Gebote befolgen müssen, ob sie wollen oder nicht, ob sie sie anerkennen oder nicht. Und wie viele Menschen aller Stände und Bekenntnisse mögen insgeheim seufzen unter der Last einer kirchlichen, einer Standes- oder Parteidisziplin, welche ihren Lebenswandel bis ins Innerste beherrscht?

Aber trotz der großen seelischen Bedrückung, die für viele, vielleicht für die meisten Menschen aus der Disziplin erwächst, wissen sicher auch viele von diesen selbst, daß in der Verhaßten doch Kräfte von großer Tragweite stecken, welche dieses Uebel zu einer unbedingten Notwendigkeit machen.

Denn die Disziplin ist vielleicht der härteste Kitt des Gemeinschaftslebens, namentlich der großen Volksgemeinschaften. Und diejenigen, welche am kräftigsten von ihr durchdrungen waren, ragten zu allen Zeiten als die stärksten über alle hervor. Was war die römische Virtus anderes als die strenge Mannszucht eines Volkes, dem Sitte und Gesetz Eins geworden waren? Ueber die Macht der römischen Kirche, welche hierin das Erbe des alten Rom in verfeinerter und vergeistigter Art, aber wohl noch härter und unbeugsamer übernommen und weitergeführt hat, bedarf es keiner Ausführung. Auch das gewaltige Vordringen der organisierten und disziplinierten Arbeiterschaft, der großartige Aufschwung Deutschlands unter der harten Disziplin Preußens nach Abtrennung des gemütlichen österreichischen Schlendrians zeugen mit Macht für unsere These.

Wir könnten nun fragen: was wiegt uns schwerer: die Kraft, die aus der Disziplin stammt und in der Bändigung aller Natur das Größte vermag oder die persönliche Ungebundenheit und Freiheit, welche unter dem Druck der Disziplin seufzt? Je nachdem werden wir wohl auf jene Kraft verzichten müssen oder aber auf unsere Freiheit.

Dieser Zwiespalt, diese Frage bewegt so viele Gemüter; ist sie aber auch richtig gestellt? das ist mein größter Zweifel, den ich zuerst los werden möchte.

Disziplin und Ordnung sind nah verwandte Begriffe: die Disziplin fordert die Einfügung des Menschen in eine bestimmte Lebensordnung, meistens in eine bestimmte Gemeinschaftsordnung. Wo nicht Ordnung ist, ist Chaos. Alles Ordnen ist darum ein Gestalten des Chaos. Und Gestalten des Chaos, das ist schöpferische Tat.

So müssen wir große Geister, welche die Völkermassen in festgegliederte Staatsordnungen gebracht haben, ebenso auch tüchtige Lehrer, Beamte, Offiziere, Arbeiterführer, Volkswirtschafter, die in ihrem Kreise an der wahren Disziplinierung der Menschheit mitarbeiten, dem Künstler an die Seite stellen, dessen Arbeit ein Gestalten, ein Ordnen der Materie draußen und der chaotischen Gefühle im Menscheninnern bedeutet.

Aber gerade hier erhebt der Zweifel sein Haupt: Ist denn nicht aller Zwang, auch der Disziplin, der offene Feind der Kunst? Ist es nicht gerade der Künstler, der unbedingte Freiheit für sein Schaffen fordern muß? Das ist wahr! Kunst läßt sich nicht befehlen; frei und unmittelbar bricht sie aus dem Innersten hervor und geht rücksichtslos ihren Weg.

Die schöpferische Tat des Staatsmannes und Erziehers enthielte demnach einen Widerspruch? Das Gesetz, das er den andern gegeben, dürfte auf sein eigenes Leben und Schaffen nicht anwendbar sein, und alle andern Künstler wären durch dasselbe in ihrer Arbeit bedroht? Dann hätten wir wahrlich einen furchtbaren, nie erlöschenden Kampf aller gegen alle, da doch ein jeder bis zu einem gewissen Grade disziplinierende Kräfte entfalten möchte und ebenso sehr ein jeder bestrebt sein muß, sein bischen Schöpferkraft, das ihm innewohnt, in Freiheit geltend zu machen!

In der Tat, dieser Zustand wird oft als der wirkliche, normale Zustand der Welt angesehen, davon eine Aenderung im Sinne einer Besserung zu erwarten vergeblich und unvernünftig wäre. Niemand wird bestreiten, daß zahlreiche Erscheinungen des täglichen Lebens dieser Ansicht recht geben. Dennoch glauben wir ihr nicht.

In Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Fühlen haben wir oben die ungebundene Freiheit der Disziplin entgegengestellt und diese mit Zwang und Gesetz identifiziert. Kant ist der Große, der uns von diesem Zwiespalt erlöst hat: er hat der Welt geoffenbart, daß Freiheit und Gesetz nicht Gegensätze sind, sondern nur zwei Ausdrücke, zwei Ansichten von Einem und Demselben.

Frei schöpferisch zwingt der Künstler den rohen Stoff in die Form, die er ersonnen hat. Nach einem Gesetz schafft auch er, freilich nach einem Gesetz, das er sich selbst gegeben hat. Der Stoff muß sich fügen. Wo es sich um tote Materie handelt, um Stein, Metall oder Erde, oder wo der Künstler das Chaos seiner Gedanken und Gefühle

bändigt, da reden wir vom Zwang als seinem guten Recht. Aber wo der Stoff aus lebendigen Menschen besteht, da erhebt sich plötzlich unser Gefühl gegen die Berechtigung eines solchen Zwanges — mit Recht, und ebensosehr mit — Unrecht.

Denn, obwohl wir nicht anstehen, dem organisatorischen Künstler das Recht voll zuzuerkennen, auch sein Material, die Menschenmassen, in die Form zu bannen, die er nach seinem Gesetz zu geben hat, so wissen wir, daß es doch gerade mit diesem Material seine eigene Bewandtnis hat. Wir fordern ja von jedem Menschen die Fähigkeit und danach auch das Recht der Selbstbestimmung. Und diese Selbstbestimmung ist es gerade, welche mit der Willkür des Organisators in Konflikt geraten könnte. Tatsächlich, dieser Konflikt ist es, der jene Vielen die Disziplin als Zwang empfinden läßt. Aber gerade in der Selbstbestimmung liegt auch seine Lösung bereit.

Die Selbstbestimmung der verwendeten Individuen vermag das ganze Werk des organisatorisch-schöpferischen Genius zu vernichten, wenn sie sich mit Gewalt gegen seinen Willen wehrt; wird freilich ihr Widerstand gebrochen und dauernd niedergehalten, so entsteht jener Zustand, wo ein, vielleicht bewundernswürdiges Gebilde der Organisation nicht mehr Menschen, sondern nur noch mechanisch funktionierende Wesen umfaßt und mit hartem Zwang seinen Gang erhält.

Aber wo die Selbstbestimmung der Glieder sich in freiem Entschluß mit dem Willen des Führers vereint, da tritt das denkbar vollendetste künstlerische Gebilde dieser Welt in Erscheinung. Ein wahrhaft lebendiges Kunstwerk, wo ein jeder Teil, ein einzelnes Glied, eine kleinere Gruppe, tätig mitwirkt an der weiteren Gestaltung, ein Werk, das nicht sterben wird mit dem Tode seines Schöpfers, sondern in seinem Gedanken, seinem Willen, eben weil er zugleich der Wille aller Glieder ist und bleibt, in alle Zukunft weiterleben muß.

Gerade weil wir diese Form des Gemeinschaftslebens kennen, vielleicht nicht aus dem wirklichen Leben, aber aus dem Ideal, das unsere Sehnsucht ist, müssen wir jede andere, wo an Stelle der Uebereinstimmung des Schöpferwillens mit der Selbstbestimmung der Glieder, Auflehnung von unten, Zwang von oben bestehen, als unvollkommene Gebilde betrachten und ihre Umwandlung in das Bessere anstreben.

In dieser Beleuchtung verliert der Begriff der Disziplin viel von seiner Härte, indem er zugleich an Tiefe gewinnt. Wir werden zwar immer noch die restlose Einordnung des Einzelnen in eine Gemeinschaftsordnung als seinen wesentlichen Inhalt betrachten, aber wir wissen jetzt, daß das Ideal dieser Einordnung nicht ein finsterer, äußerer, unverständlicher Zwang ist, sondern *freiwillige Unterordnung unter das Allgemeine*. Ja gewiß; unser freier williger Entschluß ist es, wenn wir uns der Obrigkeit fügen; unser eigener Wille, wenn wir uns für begangene Fehler strafen lassen: unser freier Wille *kann es sein*; das wollen wir nicht vergessen.

Wenn nun auch unsere ganze Arbeit daraufhin gerichtet sein soll, diese ideale Disziplin in uns und andern zu verwirklichen, so dürfen wir nicht vergessen, daß es Menschen gibt, welche nicht imstande sind, sich allen gebotenen Verhältnissen frei zu fügen, die einen, ihrem Glauben nach, in besserer Einsicht, die andern aus Einsichtslosigkeit. Beide werden in der geforderten Disziplin einen Zwang erblicken, gegen den sie sich nach ihren Kräften wehren müssen. Ob der Einsichtslose, auch nachdem man sich bemühte, ihn von der Notwendigkeit der geforderten Leistung zu überzeugen, für den erlittenen Zwang noch unser Mitleid verdient, weiß ich nicht. Jedenfalls dürfte uns dieses Mitleid nicht ohne weiteres dazu bestimmen, ihn vom Zwange zu befreien; denn nicht alles, was wie ein Mensch aussieht, hat in allen Lagen die Fähigkeit der Selbstbestimmung, die wir von seiner Menschenwürdigkeit verlangen.

Anders urteilen wir, wo einer glaubt, wieder besseres Wissen und Gewissen zum Tun oder Lassen gezwungen zu sein. Hier wird nur ein zähes Ringen der beiden Willensrichtungen die Entscheidung bringen, und den siegenden Gedanken wird die Welt für den besseren erklären und anerkennen.

Unsere Stellung zur Disziplin heißt in kurzen Sätzen:

1. Wir wollen straffe Disziplin halten; denn dies ist der Ausdruck dafür, daß wir imstande sind, an den großen schöpferisch-ordnenden Gedanken derer, die über uns stehen, tätigen Anteil zu nehmen.

2. Aber wir sind uns dabei immer der Freiheit unserer Selbstbestimmung bewußt; fortwährend wird unsere Ueberlegung prüfen, ob wir das Geforderte wirklich wollen: nur wenn wir wirklich *wollen*, dann müssen wir in Tat und Wahrheit; als letzter Ausweg bleibt uns immer noch der Tod.

3. Wir wollen und dürfen auch an der Disziplinierung der Massen mitarbeiten, wenn diese Art schöpferischer Wirksamkeit überhaupt in uns wohnt und treibt.

4. Aber auch hier ist unser Ziel die Uebereinstimmung des Einzelwillens mit dem Gesamtwillen, nicht im Sinne der Unterdrückung des Individuums, sondern im Sinne seiner vollen Entfaltung, die es ihm erst möglich macht, zur wahren tapferen, hingebenden und unbeugsamen Disziplin zu gelangen.

Begeisterung.

Viel mehr als die Disziplin wird oft die Begeisterung als das stärkste Band genannt, welches große Volksmassen umschlingt und als Ganzes zu großen Taten ermächtigt.

In diesem Zusammenhang wird Begeisterung stets in einem ganz bestimmten engeren Sinn gebraucht, und wir wollen uns vorläufig auch nur an diesen halten, der sich im wesentlichen mit demjenigen des bekannten Goetheschen Spruches von ihrer geringen Haltbarkeit deckt.

Begeisterung als der unmittelbare Ausdruck der Sympathiegefühle einer Menschenmenge, vielleicht für eine Person, vielleicht für ein Ideal oder für ein Interesse, steht in einem doppelten Verhältnis zur Disziplin: beide verbinden einzelne Menschen zu einheitlich wirkenden Massen; beide werden darum oft im Verein herangezogen, um ein Ziel zu erreichen. Man denke an die Armee, wo besonders in außerordentlichen Zuständen, bei höchster Anstrengung und Gefahr oft mehr an die Begeisterung als an die Disziplin appelliert wird, während man für die Dauer, für den täglichen Bedarf, die Disziplin im gleichen Sinne wirksam zu erhalten sucht, da man ihr offenbar geringere Intensität, dafür aber gleichmäßigere, anhaltendere Kraft zutraut.

Trotz dieser gleichgerichteten Wirksamkeit sind die beiden in anderer Hinsicht, ein jedes rein und unvermischt aufgefaßt, die schärfsten Gegensätze. Während die Disziplin unter allen Umständen als eine ordnende, gestaltende Kraft gelten muß, welche die Massen einer Form unterwirft, ist Begeisterung in diesem engern Sinne immer eine chaotische Eruption, wie die andern allbekannten Massensuggestionen auch. Daß Panik und Volkswut, auch wenn sie ungeheure Massen zusammenballen und gewaltige Kräfte entfesseln, keine Form, keine schöpferischen Gebilde zu erzeugen vermögen, geschweige selber solches sind, leuchtet ein; aber auch mit dem Strohfeuer der Begeisterung, die oft in rasender Eile Millionen von Menschen ergreift und zu gemeinsamer Tat entflammt, ist es nicht anders. Der gute Effekt darf uns darüber nicht täuschen. Denn wenn auch vielleicht nicht so leicht wie zu Schrecken und Wut, wird doch der Einzelne auch zum Guten sinnlos durch die Massen mitgerissen.

Es ist wahr, meist ist der Effekt eines solchen Begeisterungssturmes erwünscht und im Einzelfalle, auch objektiv gesehen, gut. Es wird auch nicht so häufig vorkommen, als bei Wut und Schrecken, daß die Massensuggestion in Sympathiegefühlen, mühsam aufgebaute Organisationsgebilde zerstört und einem neuen Chaos Platz macht. Es ist auch ohne Zweifel oft vorgekommen, daß ein kurzer Rausch mehr erreichte als langdauernde, angestrengte, disziplinierte Arbeit auf ein bestimmtes Ziel hin! Deshalb mag es Fälle geben, wo jegliche Aeußerung der Massensuggestion, ähnlich den Instinkthandlungen des Individuums, sehr erklärlich und sogar zur Selbsterhaltung notwendig ist.

Aber darüber müssen wir uns klar sein: eine ideale Begeisterung in diesem Sinne gibt es nicht. Eine Massen-Instinkthandlung mit Ausschaltung jeder Ueberlegung und damit auch der Selbstbestimmung kann für uns kein Ideal sein. Daß wir dies für Panik und Pöbelwut postulieren erscheint selbstverständlich. Unsere Ablehnung muß sich aber auch auf das sinnlose Massenwollen dessen, was auch der Außenstehende als gut und schön anerkennen muß, erstrecken. Denn in dem Momente, wo wir unser klares Besinnen, unsere Selbstbestimmung aufgegeben haben, gaben wir unsere Menschenwürde dahin.

Daß es uns Mühe kostet, uns von der Begeisterung loszusagen, kommt davon her, daß wir dieses Wort noch in einem ganz andern Sinn gebrauchen.

Die Trunkenheit der Jugend und das heilige Pfingstfeuer, Zarathustra, der tanzende, und Franziskus, der die Sonne besingt: so tönt dieser neue Sinn einer Begeisterung. Mit Masse und Suggestion hat sie nichts zu tun. Sie erwacht nur im Einzelnen und hat keine Aussicht sich als Epidemie auszubreiten.

Sie ist vielmehr ein tiefinnerliches Feuer freudiger Gefühle, geläutert durch ernste, volle Besonnenheit und getragen durch feste, selbstbewußte Ruhe und Sicherheit. Ob sie nun sich als innige Hingabe an eine hohe Arbeit, ob sie sich als warme Verehrung einer überragenden Persönlichkeit oder als überquellende Liebe zu Einem, zu allen lebendigen Wesen äußert, immer ist ihr Wesentliches eine unerschütterliche Festigkeit und Dauerhaftigkeit, welche sich weder um Gut noch um Böse kümmert, sondern nur in Treue glaubt.

Diese Begeisterung freilich steht in gar keinem Widerspruch zur idealen Disziplin; sie ist vielmehr ihre höchste Erfüllung. Aber sie geht darüber hinaus: Dort hatten wir ein höchstes Sollen aus wohlerwogenen Gründen, eine höchste Pflicht. Hier gibt es nur ein unbedingtes Müssen aus Liebe. Aus der Liebe, die zugleich urkräftiger Wille ist und zugleich klarste Bewußtheit. Wenn dort noch ein Kampf, ein Zögern möglich war, so ist hier alles mit einem Male klar, ohne eine Frage, ohne einen Zweifel.

Das ist auch die Begeisterung des schaffenden Künstlers, der das Chaos in sich gebändigt hat und nun aus unerschöpflichem Formenreichtum seine Werke bildet. Kein tolles, ungestümes blindes Wollen, kein hartes niederdrückendes Müssen, kein wägendes, fragendes, banges Sollen: Wollen, Müssen, Sollen sind unteilbar Eins geworden.

Ob die populäre Begeisterung bei unserm Volk eine sehr große Rolle spielt, bezweifle ich; man kennt uns ja als nüchterne Leute. Sicher ist aber die zweite, tiefinnerliche Begeisterung überall unter den Menschen ein seltenes Ereignis. Wohl dem, der Augen hat sie zu sehen und die Wenigen aus den Vielen zu entdecken! Vielleicht, daß ihm doch der Segen daraus erwachsen mag, selber erfüllt zu werden von dieser tiefsten, glückseligsten aller Lebensmächte. A. Versell.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, Dr. med. A. Versell, ist im August 1914 als San.-Korp. zum Grenzbesetzungsdienst eingerückt, hat während desselben das Staatsexamen als Arzt gemacht und ist als Komp.-Arzt des Gebirgs-Schützenbataillons 8 im Februar 1916 am Umbrail in einem Schneerutsch umgekommen, auf der Abfahrt zur Arztvisite, wie seine Vorgesetzten hervorgehoben haben in Erfüllung seiner Pflicht als Arzt und Soldat. Wir bringen diesen Aufsatz — leider infolge des vielen Andranges von anderem Stoff etwas spät — weil wir damit das Gedächtnis eines der Bedeutendsten unter unseren jungen, zu Führern berufenen Männern ehren möchten. Sein früher Hingang war uns ein jähes Erlöschen mancher Hoffnung. Die Red.

Zeitgedanken.

Mit dem Jubelruf: „. . . . Es ist eine Lust . . . . zu leben!“ ist unsere Zeit erwacht. Mit der Klage: „Es ist ein Leid zu leben“ steht sie vor dem Grab.

Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, und die größten hebt man in den Himmel.

Das ist doch der Widerspruch aller Widersprüche: Daß es ausgerechnet „Gottesgelehrte“ gibt, die unter den Krieg, das schauerlichste Opfer auf dem Altare des Götzen Mammon, mit derselben Ruhe wie unter das Unservater die Worte setzen können: „In Ewigkeit. Amen.“

Ein Israelit, ein wahrer, in dem kein Falsch war, hat uns vom entarteten Judentum befreit; der anhänglichste Sohn seiner Kirche von den Schäden des Papsttums. Nur einer, der die Treue der Reformation in sich trägt, wird unser Glauben, Lieben und Hoffen neu beleben können.

Im Kriege sind wir wach. Da ertönen die Friedensglocken; der Friedenstraum ist erfüllt! Wir träumen im Frieden, das ist der Fehler!

In unserer Zeit erst hat die frohe Botschaft der Liebe ihren schwärzesten Gegensatz gefunden: In der rohen Botschaft der Kraft, wie sie heute die Welt niederschlägt.

„Not kennt kein Gebot“ hieß es am Anfang des Krieges. Möchte dafür am Ende des Krieges das andere Sprichwort von der Not: „Not bricht Eisen“ wörtlich wahr werden! Möchte die Macht all der eisernen Kriegs- und Mordgeräte für immer gebrochen sein!

Hans Küenzi, Pfr. (Albligen).

Im Kampfe mit der Gemeinheit.

(Fortsetzung.)

1. Vorbemerkung.

Daß die Leute, die wir bei unserem Angriff auf die Seuche, die Journalismus heißt, im Auge hatten, unsere wahrheitsgetreue Darstellung ihres Tuns und Wesens nicht mit Beifallsnicken aufnehmen würden, wußten wir natürlich zum voraus. Wäre es anders gekommen, so wären wir ja ganz ins Unrecht gesetzt worden. Das hätte uns freilich nur lieb sein können, aber es wäre eine Art Wunder gewesen. Die Antwort war die zu erwartende: ein Wutgeschrei,

genau so, wie sie immer zu kommen pflegt, wo Wahrheit enthüllt worden ist. Die uns zu Gesichte gekommenen Aeußerungen sind so, daß man meinen möchte, sie seien extra darauf berechnet, eine Illustration zu unserer Darstellung zu liefern. Sie sind verlogen und gemein. Die Ausdrücke sind nicht zu stark. Es ist jetzt nicht Zeit für sanfte Reden, die Dinge müssen einmal bei ihrem Namen genannt werden. Natürlich sind wir in diesem Kampfe zunächst die Unterliegenden. Wir sind scheinbar allein und haben diese hundertköpfige Hydra gegen uns. Gute Freunde fragen uns darum vielleicht, ob es nicht allzuverwegen sei, einen solchen aussichtslosen Strauß aufzunehmen. Aber wir wissen, was wir tun. Die notwendigsten Kämpfe sind zuerst immer aussichtslos. Denn wenn schon starke Gegenmächte vorhanden wären, dann wären sie eben nicht so notwendig. Es muß einmal angefangen werden. Die Mitstreiter werden sich nach und nach einstellen. Es muß zuerst überhaupt die Notwendigkeit des Kampfes klar werden, was nur durch lange dauernde, zähe Aufdeckung des Uebels erreicht werden kann. Denn es ist eine alte Tatsache, daß ungeheure Uebel lange bestehen können, ohne daß sie als solche allgemein erkannt werden. Einige Wenige werden sie vielleicht schon früh gesehen haben, aber die Menge kann deswegen noch lange blind und stumpf daran vorübergegangen sein. Oft auch mag ein Uebel als solches lange klar gewesen sein, aber in jenem Fatalismus, der überhaupt der mächtigste Bundesgenosse alles Bösen ist, glaubte man, es sei eben nichts dagegen zu machen. Diese beiden, jene Blindheit und diesen Fatalismus, gilt es zuerst also zu bekämpfen. Es muß Licht geschafft werden. Man muß, wie gesagt, die Dinge bei ihrem Namen nennen. Und es muß durch die Tat die Möglichkeit gezeigt werden, an Stelle eines verderblichen Tatbestandes einen andern zu setzen.

Wir denken dabei an den Kampf gegen den Alkohol. Wie aussichtslos erschien er am Anfang. Seine ersten Führer wurden mit Hohn und Spott, Lüge und Gemeinheit zugedeckt. Alle Machtmittel waren in der Hand ihrer Gegner, vor allem auch die Presse. Aber schon heute liegen die Dinge ganz anders. So wird es mit unserem Kampf gehen. Aber die heutige Weltkrise wird dafür sorgen, daß wir damit viel rascher vorwärtskommen. Denn das Zeitungswesen, das wir bekämpfen (und das durchaus nicht identisch ist mit allen Zeitungen und Zeitungsleuten!), ist ein Teil jener faulen Welt, die vor unsern Augen zusammenstürzt. Es wird mit ihr stürzen, wir aber brauchen bloß zu helfen.

Inzwischen trösten wir uns mit dem Worte des John Knox: „Ein Mann mit Gott ist immer in der Mehrheit.“ Wir wissen dabei, daß wir nicht allein sind und hoffen, es immer weniger zu sein. Nicht, weil wir das Alleinsein nicht auszuhalten vermöchten, sondern um der Sache willen möchten wir alle Gleichgesinnten nochmals bitten, uns zu helfen. Sie können dies auf mannigfache Weise. Sie können im

Gespräch, in der Schule, falls sie Lehrer, auf der Kanzel, falls sie Pfarrer sind, das Uebel aufdecken, der Wahrheit gegen die Lüge Zeugnis geben. Sie können in besseren Preßorganen das Wort gegen die schlechten ergreifen. Sie können der Schmutz und Lügenpresse zeigen, was sie von ihr halten, z. B. durch Abbestellung des Abonnements. Es gibt trotz der scheinbaren Allmacht dieses Feindes doch Mittel genug, ihm entgegenzutreten, und die Liebe zur Wahrheit macht, wie jede Liebe, erfinderisch. Keine Gelegenheit dürfen wir unbenutzt lassen, wo wir diese Trugmacht diskreditieren können. Wir retten damit die Seele des Volkes. Es wird aber im Laufe der Entscheidungskämpfe aller Art, die uns bevorstehen, jene Tapferkeit gegen das Böse erwachen, die uns lange verloren gegangen war.

Es gereicht uns auch zur Stärkung, wenn wir einige Stimmen von Großen vernehmen, die in vergangenen Tagen diesen Feind erkannt haben. Sie gewinnen umso mehr Gewicht, wenn wir bedenken, wie viel höher in moralischer Hinsicht die von ihnen als schweres Uebel empfundene Presse stand, als die heutige. Daneben mögen auch bedeutende Zeitgenossen zu Worte kommen.

2. Zeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart.

Goethe: O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

*

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Kierkegaard: „. . . Ich könnte weinen, jedenfalls kann ich Sehnsucht nach der Ewigkeit lernen, wenn ich an die Erbärmlichkeit unserer Zeit denke, welche die heillosesten Zustände des Altertums weit überbietet. Denn toller, als es je zuging, macht es jetzt die Tagespresse und die Anonymität, mit Hilfe des „Pubikums“, das eigentlich das Abstraktum ist, welches die Instanz für „die Wahrheit“ bilden soll; Versammlungen, welche solche Ansprüche machen, finden ja wohl keine statt! Daß ein Anonymus durch die Presse von einem Tag zum andern auch in intellektuellen, ethischen und religiösen Dingen aufstellen kann, was er nur will, wovon er als Einzelner auch nicht das Mindeste persönlich zu vertreten sich getrauen würde; daß

er, so oft er seinen Schlund (Mund kann man nicht mehr sagen) auftut, mit einem Schlag sich an 1000 mal 1000 wenden kann; daß er 10,000 mal 10,000 zum Nachschwatzen verführen kann — ohne daß jemand die Verantwortung hat; daß nicht einmal, wie im Altertum, die relativ reuelose Menge die Allmacht hat, sondern ein Niemand, der absolut nichts von Reue weiß, ein anonymer Autor, ein anonymes Publikum, mitunter sogar anonyme Subskribenten [Abonnenten], also niemand! Niemand! Gott im Himmel, und da nennen sich die Staaten noch christliche Staaten! Man sage nicht, „die Wahrheit" könne ja durch die Presse die Lüge und den Irrtum wieder einholen. Der Du so redest, frage Dich doch selbst: wagst Du zu behaupten, daß die Menschen, in Menge genommen, ebenso rasch wie nach der stets lecker zubereiteten Unwahrheit auch nach der nicht immer wohlschmeckenden Wahrheit greifen, vollends, wenn sie zuerst das Geständnis verlangt, daß man sich betrügen ließ? Oder darfst Du auch nur behaupten, daß „die Wahrheit" sich ebenso schnell verstehen läßt, wie die Unwahrheit, die keine Vorkenntnisse, keine Schule, keine Zucht, keine Enthaltsamkeit, keine Selbstverleugnung, keine aufrichtige Selbstbekümmerung, keine bedächtige Arbeit verlangt?

*

Wenn es auf einem Schiffe nur ein Sprachrohr gäbe und dessen hätte sich der Kochgehilfe bemächtigt, was alle in der Ordnung fänden. Alles, was nun der Kochgehilfe mitzuteilen hätte („Tue Butter in den Spinat", oder „Heute ist schönes Wetter" oder „Zum Kuckuck, ist da unten im Schiffe nicht was dummes los?" u. s. w.), wurde durch dieses Sprachrohr mitgeteilt, aber der Kapitän mußte nur mit seiner Stimme kommandieren, denn was der Kapitän zu sagen hatte, war nicht so wichtig; ja, der Kapitän mußte zuletzt den Kochgehilfen bitten, ihm zu helfen, daß er gehört werden konnte, wenn der Kochgehilfe so gut war, das Kommando zu „referieren", welches freilich, da es durch den Kochgehilfen und sein Sprachrohr ging, zuweilen ganz verrückt herauskam, in welchem Falle dann der Kapitän, da man den Kochgehilfen mit seinem Sprachrohr hörte, sein bischen Stimme vergebens anstrengte. Zuletzt erzwang sich der Kochgehilfe die Herrschaft, weil er das Sprachrohr besaß. Pro dei immortalis (o, ihr ewigen Götter!)

*

Die Presse vernichtet eigentlich alle Persönlichkeit. Daß ein feiger, elender Kerl versteckt dasitzen nnd für Tausende schreiben und drucken kann! Daran muß alles persönliche Auftreten und alle persönliche Macht stranden.

*

Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester u. s. w. aufs Korn — sondern die Journalisten.

*

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber doch, doch wollte ich in Gottes Namen die Verantwortung „Feuer“ zu kommandieren, auf mich nehmen, wenn ich mich erst mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja kein einziges anderes lebendes Wesen befände, als — Journalisten. Das gilt vom Stande.

Schopenhauer. Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller literarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. In Literaturzeitungen hat zu ihrer Einführung der Vorwand gedient, daß sie den redlichen Rezensenten, den Warner des Publikums, schützen solle gegen den Groll des Autors und seiner Gönner.[1]) Allein gegen Einen Fall dieser Art werden hundert sein, wo sie bloß dient, den der, was er sagt, nicht vertreten kann, aller Verantwortlichkeit zu entziehen, oder wohl die Schande dessen zu verhüllen, der feil und niederträchtig genug ist, für ein Trinkgeld vom Verleger, ein schlechtes Buch dem Publiker anzupreisen. Oft dient sie auch bloß, die Obskurität, Inkompetenz und Unbedeutsamkeit des Urteilenden zu bedecken. Es ist unglaublich, welcher Frechheit sich der Burschen bemächtigt und vor welchen literarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wenn sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen.

Wie es Universal-Medizinen gibt, so ist folgendes eine Universal-Antikritik gegen alle anonymen Rezensionen [Lies: „Angriffe“] gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt oder das Gute getadelt haben: „Hallunke, nenne dich! Denn vermummt und verkappt Leute anfallen, die mit offenem Angesicht einhergehen, das tut kein ehrlicher Mann, das tun Buben und Schufte. Also: Hallunke, nenne dich!“ Probatum est!

Benjamin Constant. Ich will das Vorhandensein von Zeitungen im allgemeinen nicht tadeln. Die Notwendigkeit, täglich zu schreiben, erscheint mir freilich als eine Klippe für das Talent. Diese tägliche Berechnung, die aus einem Blatt ein Einkommen macht, die an die Abonnenten denkt, die zwischen dem Leser, dessen Ansichten geschmeichelt wird und dem Schriftsteller, der ihnen schmeichelt, ein sehr positives und detailliertes finanzielles Lohnsystem herstellt, gewährt weder die Zeit noch die Unabhängigkeit, die die Schaffung wertvoller Werke verlangt. Das Bedürfnis, durch überraschende Gedanken zu frappieren, führt zur Uebertreibung, das, durch Anekdoten zu unterhalten, zur Verleumdung. Alle diese Unzuträglichkeiten werden noch erschwert durch persönliche Streitereien, wie sie mit diesem Beruf unzertrennlich verbunden sind. Ein Journalist verzichtet auf die Würde

[1]) Aehnlich rechtfertigt man auch die Anonymität der politischen Presse.

eines Schriftstellers, auf die Tiefe der Erörterung, auf die Freiheit des Gedankens. Für gewöhnlich ist eine Zeitung schlechter als ihr Verfasser; und gewöhnlich auch wird ein Journalist schlechter gerade durch seine Zeitung.

Eugenio Giovannetti.[1]) Beim Herannahen eines Krieges, gerade in dem Augenblick, in welchem das Gleichgewicht mehr als je seine Sicherheit bewähren sollte, kann plötzlich eine vierte unkontrollierte und unkontrollierbare Macht, die gewöhnlich das Instrument verhüllter Privatinteressen ist, sich mit diktatorischer Gewalttätigkeit durchsetzen .... und alle Garantien der persönlichen Freiheit zerstören: Es ist die Zeitung ....., die glänzendste der modernen liberalen Einrichtungen. Der große Krieg hat gezeigt, wie, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, gerade in dem Augenblicke, wo ihre angebliche Erzieherarbeit mehr als je notwendig wäre, die Zeitung nichts besser weiß, als eine Kloake zu werden, die täglich das Schmutzigste, das Häßlichste, das Bestialischste ans Licht fördert, was auf dem Grunde der Menschheit liegt.

Romain Rolland. O, ihr Völker, vergiftet von der Lüge, der Presse, dem Alkohol und den Dirnen!

Das ist der Brunnen, aus dem auch unser Volk trinkt, zum großen Teil, ohne zu merken, daß er vergiftet ist. Kein Wunder, daß es nicht besser mit ihm steht. Wir wollen ihm die Augen öffnen. Wir wollen diesen Brunnen zerstören und einen andern graben. Wir sagen: écrasez l'infâme! Wir decken das System auf, so lange, bis jedes Kind es kennt. Wir wollen wieder Wahrheit, Adel und gesunde Luft. Mag man uns systematisch bekämpfen, begeifern, wir fürchten uns nicht. Wir sind stärker als die Lüge, mag sie auch noch so verkrustet sein. Wir werden siegen, nicht sie. Wir fürchten uns nicht vor Zeitungspapier. Mag man uns auch damit totschlagen wollen — Zeitungspapier mag schmutzig sein, es ist nicht tödlich. L. Ragaz.

Ein Buch vom Kriege.[1])

Ein Buch vom Kriege ist erschienen. Man scheut sich zwar fast, es so bloß ein Buch zu nennen. Ist es nicht eher ein durchdringender Schrei, ein erschütternder Aufruf zum Sturmangriff gegen den Krieg? Dieser leidenschaftliche Aufruf hat nun

[1]) Verfasser des interessanten Buches: Il tramonto del Liberalismo (Der Untergang des Liberalismus), 1917. Bari, Laterza.

[2]) Menschen im Krieg. Von Andreas Latzko. Verlag Rascher & Co., Zürich.

freilich nicht nur die Form eines Buches, sondern scheint überhaupt ein reines Kunstwerk zu sein. Es sind keine Predigten und Ermahnungen, keine Erörterungen und Darlegungen, sondern einfach ein paar Novellen aus dem Krieg. Der Verfasser — ein gewesener österreichischer Offizier — will vor allem die Tatsachen selber sprechen lassen. Aber diese Tatsachen sind gesehen mit „sehenden" Augen, sind erlebt mit der heißen Empfindung eines Herzens, das fähig ist, zu lieben und zu hassen. Eine gewaltige Leidenschaft braust durch das Ganze. Und diese Leidenschaft — ein derartiger Abscheu vor dem Kriege, daß man ihn nicht länger glaubt ertragen zu können — wird auch im empfänglichen Leser geweckt.

Sehen wir uns das Buch etwas näher an. Wir geben uns keine Mühe, alles darin gleichmäßig und der Reihe nach zu beachten; es kann sich ja nur darum handeln, Lust zum eigenen Lesen zu wecken. Denn dieses Buch muß von allen gelesen werden. Dem Gang des Kriegslebens entsprechend werden die dazu gehörigen Begriffe in den einzelnen Novellen sozusagen erläutert. „Der Abmarsch", „Feuertaufe", „Heldentod", „Heimkehr" lauten z. B. einige Ueberschriften, „Der Sieger" eine weitere. Alle diese Begriffe erwecken im Bewußtsein der Leute, die nichts davon wissen, hohe, geheimnisvoll mystische Vorstellungen, „ein Gemisch von Andacht, romantischer Sehnsucht und scheuer Sympathie." Dieser Kriegsromantik wird nun hier hoffnungslos der Garaus gemacht. Alle schönen und großen Vorstellungen, die man etwa noch mit dem Kriege verbunden hat, sind fernerhin unmöglich. Die Maske wird herabgerissen von der Teufelsfratze, die der wirkliche Krieg hat. Es bleibt von ihm nur etwas Grausiges, Abscheuliches, Bestialisches übrig, etwas, das jeder anständige Mensch mit aller Leidenschaft hassen, wovon er im Gefühl seiner Menschenwürde mit verachtungsvollem Abscheu sich abwenden muß. Denn alles, was schlechte Menschen, Mörder sich je an Bösem mögen ausgedacht haben, hier erscheint es verzehntausendfacht. Die alte Phantasie von der Hölle wird etwas Harmloses dagegen. — Das also ist es, was rings um uns herum geschieht, was wir alle Tage, gleichsam als Zulage zum Essen, vorgesetzt bekommen in den schönklingenden Zeitungsberichten. Warum erträgt das noch jemand? Warum stehen nicht alle auf und protestieren dagegen? Ja, warum hat irgend ein Mensch je seine Einwilligung dazu geben können? Warum werden Menschen dazu verurteilt, Tiere, wilde Tiere zu sein so und so lange Zeit? Warum??

Wie ein feuriger Sturmhauch geht diese Frage durch das ganze Buch. Nicht allein die Männer geht sie an, sondern auch die Frauen: Warum haben sie, welche die Vertreterinnen des Weichen und Sanften sein sollten, sich ohne Widerstreben darein gefügt, daß

nun auf einmal ihre Männer, ihre Söhne zu Mördern wurden? Ja noch stolz darauf sind sie gewesen! Gleich in der ersten Erzählung wird gegen sie eine Anklage mit furchtbarer Wucht erhoben, von einem armen Kriegsirren zwar, aber dadurch wirkt sie nur um so erschütternder. Keine von den Frauen hat auch nur einen Versuch gemacht, ihren Mann zurückzuhalten, sondern „gefaßt“ haben alle sie hergegeben, sie ruhig in den Krieg ziehen lassen. Keine hat erklärt, sie wolle nichts mehr mit einem Mann zu tun haben, der Schädel gespalten und Menschen erstochen habe. Im Gegenteil: Männer, welche sich Auszeichnungen (als Mörder!) geholt haben, sind mehr geachtet bei ihnen als andere. — Warum hat eine solche Verblendung sich all dieser Menschen, Frauen wie Männer, bemächtigen können, daß auf einmal das sonst Verabscheute zu etwas Hohem und Gutem erhoben wurde?

Die einzig mögliche Antwort auf diese Frage ist schon angedeutet: Die Menschen machen sich im allgemeinen gar nicht klar, was der Krieg ist, sonst könnten sie ihn nicht verehren, ja nicht einmal ertragen. Sie haben in Wirklichkeit gar keine Ahnung von ihm. Sie denken sich den Krieg wohl als etwas mehr oder weniger Ernstes, aber doch nicht gar so Schreckliches. Dieser „Gleichmut des Hinterlandes“ ist es, gegen den der Verfasser zu Felde zieht. Da „drehorgeln“ die Daheimgebliebenen „von Granaten und Gasbomben und Bajonettangriffen.“ „Sterben und Töten sind ihnen Gemeinplätze ohne Schauer geworden.“ Sie sind ganz ohne Begriff von dem Wirklichen, Unsagbaren, das dort an der Front vor sich geht. An der Front! Was ist die Front? „Eine Krüppel- und Leichenfabrik mit Maschinenbetrieb,“ ist die Antwort. Denn wenn man etwa glaubt, dort kämen Mut und Tapferkeit, Tatkraft und Geistesgröße zu unvergleichlich herrlicher Erscheinung, so täuscht man sich. Der heutige Krieg hat infolge unsrer technischen Errungenschaften eine Gestalt angenommen, die ganz und gar unmenschlich ist, und darum viel schrecklicher und trostloser, als es früher je hat sein können: Der Krieg ist über alle menschlichen Dimensionen und Analogien hinaus ins Ungeheuerliche gewachsen. In früheren Zeiten, da spielten noch Mut und Kraft eine entscheidende Rolle, aber heute „kämpfen Streukegel und Tragweite miteinander.“ „Geschütze, die hinter Bergen verkrochen den Tod tagereisenweit ins Land schicken,“ kann man nicht mit Mut bekämpfen, denen ist man bedingungslos auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Es ist eine Art furchtbarer Passivität, der die Kämpfer überliefert sind: In stumpfer Resignation müssen sie ausharren im „Duell der Munitionsindustrien.“ Wohl wird diese Passivität jeweilen unterbrochen durch den Nahkampf, den Bajonettangriff. Aber diese Unterbrechung ist noch schrecklicher als das Andre. Auch da feiern keine menschlichen Eigenschaften ihre Triumphe, sondern das Unmenschliche, Tierische des Krieges kommt da in der wildesten Weise zum Aus-

bruch, wo sonst ruhige, stille Menschen die Eigenschaften von Raufbolden und Banditen annehmen müssen.

Wie in der vorher erwähnten Erzählung, so wird auch in der Skizze „Heldentod“ durch den Mund eines Irren die Wahrheit kund. Man denkt an Carlyles Wort, daß die höchste Weisheit oft Färbungen des Wahnsinns an sich trage. Der Offizier nämlich, dessen jämmerliches Sterben im Lazarett den Begriff „Heldentod“ illustriert, hat infolge eines furchtbaren Erlebnisses in seinem verwundeten Hirn die Vorstellung, daß alle Soldaten statt des Kopfes eine Grammophonplatte trügen, die nur den patriotischen Rakoczymarsch spielen kann. Darum können alle nur abgeschmackte patriotische Floskeln von sich geben, sodaß man sie gar nicht mehr als die guten Jungen, die sie früher waren, erkennt. Wie kann denn eine Grammophonplatte vernünftig reden! Erst wenns ans Sterben geht, bekommen die Leute ihre Köpfe zurück: Durch das Leiden werden sie wieder zu Menschen.

Als eine Bestätigung der tiefen Wahrheit, die in dieser Form dem armen Sterbenden alle Geheimnisse des Krieges entschleiert, wirkt die andere Erzählung „Feuertaufe“. Das Gesicht des kalten Leutnants Weixler, der im Krieg ganz in seinem Element zu sein schien, worin es ihm wohl war, der alle „Sentimentalität“ höhnisch verachtete, erhält vor dem Sterben menschlich klagende Züge zur Befriedigung des mit ihm sterbenden Hauptmanns Marschner, der als ein wirklich fühlender Mensch furchtbar gelitten hatte unter der Notwendigkeit, Menschen zum Tode zu führen und Menschen töten zu lassen.

Vielleicht lernen wir aber etwas mehr von der G r ö ß e auch des jetzigen Krieges kennen, wenn wir uns von den Soldaten niedrigerer Grade, die heutzutage notwendigerweise der Initiative mehr beraubt sind, den Höchstkommandierenden zuwenden. In der Skizze „Der Sieger“ wird uns ein solcher vorgeführt. Hier, wo wir hinter die Kulissen sehen dürfen, werden wir nun wohl erschauern vor der Geistesgröße und kühnen Schwungkraft derjenigen, die all dies Riesenhafte leiten? Aber nein! Wenn uns vorher der Krieg ein abscheuliches Gesicht gezeigt hat, so zeigt er uns jetzt kein besseres, sondern nur eins, das noch einige lächerliche Züge trägt. Dieser Sieger von * * * ist eine im grausigen Sinn lächerliche Figur. Der Gewaltige, der den ganzen Krieg dirigiert, der Nationalheld, Heros des ganzen Riesenhaften ist ein — alter Herr, der mollig im Korbstuhl sitzt und scherzt und seinen Schwarzen trinkt. Weit zurück hinter der Front, fern von jeder Gefahr, lebt er. Er hält Schicksal und Leben von Zehntausenden in seiner Hand, aber er selber hat nichts zu riskieren. Im Städtchen, wo er sein Quartier genommen, „präsentiert sich der Krieg wie ein lebenspendender Strom, der Musikkapellen heranschwemmt und Geld und Frohsinn unter die Leute bringt.“ „Von seiner andern, der blutigen Seite ist nichts

zu sehen!“ Und dem Oberkommandierenden selbst beschert der Krieg wie ein wanderbares Märchen überhaupt alle Herrlichkeiten, die ein Mensch sich nur wünschen kann; er muß ihn als sein großes Lebensglück empfinden. Von dem Gedanken an die Wiederkehr des Friedens, die einem kommandierenden General ja nichts Gutes bringt, sondern ihn nur auf das Niveau gewöhnlicher Sterblicher zurückversetzt, kann er darum nur verärgert werden. Erleichtert atmet er auf, wie er Nachts das Trommelfeuer hört: „Gott sei Dank! Noch gab es Krieg.“ Ist es nicht schrecklich, daß man diesem Menschen, dem die allgemeine Katastrophe den höchsten Glanz und Triumph gebracht hat, aus seinem Denken eigentlich gar keinen Vorwurf machen kann? Hier, wo kein Gedanke an den persönlichen Einsatz der Kämpfenden, an das Opfer das Abstoßende des Krieges mildert, erscheint uns seine hohnlächelnde Teufelsfratze am empörendsten, seine die Menschen betörende Lüge am ekelhaftesten. Nur durch ein einziges vielsagendes Wort, das dem „Exzellenzherrn“ infolge eines unerwünschten Zufalls entschlüpft und das wir in seiner Sachlichkeit als aufrichtig hinnehmen müssen, tritt er aus dem Glücksmärchen, das für ihn der Krieg darstellt, ein wenig in dessen menschliche Wirklichkeit, durch sein Geständnis nämlich, daß „kein Feldherr die nötige Härte aufbrächte, wenn er alles Elend in der vordersten Reihe mitansehen müßte.“ (Wie schade, dachte ich hier übrigens, daß der Mann kein Theologe ist! Den Kriegstheologen, die ja alles, auch das Unerhörteste, zuversichtlichen Mutes, von ihrem Gott gestärkt, ertragen und mit ihrem Gefühl vereinen können, wäre es natürlich ein Kinderstück, den Krieg zu dirigieren und dabei alles Elend selber mitanzusehen, das man dabei bewirken muß! Wie weit es auch ein General im Unterdrücken des menschlichen Gefühls gebracht haben mag, die Theologen sind ihm darin doch noch über.)

Aber wenden wir uns noch der letzten Erzählung zu, der „Heimkehr“. Hier endlich muß uns doch all dieses furchtbare Geschehen noch ein freundliches, tröstliches Gesicht zeigen, hier, wo es aufhört. Sagt nicht Schiller:

> O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
> Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit!?

Ja wenn es wirklich noch möglich ist, daß er wieder in die Menschlichkeit zurückkehren kann, nachdem er so lange Zeit im Tierischen gewatet! Wenn er aber zu sehr verroht ist draußen im Feld und dazu noch durch Unglück verbittert und ruiniert, wird er die Menschlichkeit nicht so leicht wiederfinden. Wird er nicht vielleicht geneigt sein, das Mordhandwerk, das er im Bajonettkampf so tadellos gelernt hat, weiter anzuwenden? Warum sollte man den Menschenmord im Kriege nicht auch im Frieden fortsetzen können? Es ist ein toter Mensch wie der andere! — Der Verfasser führt uns einen heimkehrenden Soldaten vor, einen Durchschnittsmenschen

ohne stärkeren sittlichen Halt, als ihn ein solcher zu haben pflegt. Infolge seiner ihn entstellenden Verwundung am Gesicht ist er verbittert und wird zum Mörder. Mit dem Eindruck dieses Mordes entläßt uns der Verfasser. Sehr logisch: Menschenmord ist der ganze Krieg, and Menschenmord folgt darum aus ihm!

Leute, welche eine beschauliche und erhebende Lektüre lieben, mögen befreit aufatmen, wenn sie durch dieses Buch hindurch sind. Aber uns kümmert jetzt nur die Frage, ob es der Wahrheit entspricht. Ist sie das wirklich, die Wahrheit über den Krieg? Ist das nicht vielleicht gesehen mit den Augen einer kranken verzerrten Phantasie, mit einem gestörten Geiste? Man hat schon so geurteilt, um sich über den Inhalt dieses Buches zu beruhigen. Ist es nicht bezeichnend dafür, sagt man, daß in den meisten der Novellen ein durch den Krieg irrsinnig Gewordener vorkommt? – Die Antwort darauf soll uns diejenige Skizze geben, deren Erwähnung wir bis jetzt verspart haben: „Der Kamerad". Sie ist jedenfalls am meisten Selbstporträt des Verfassers. Wir erfahren hier die Gedanken, das „Tagebuch" eines Menschen, der im Kriege gewesen, der von den Aerzten für toll angesehen und deshalb hinter vergitterten Fenstern eingeschlossen ist. Ein Kamerad ist vor seinen Augen gestorben, schwer und hart, nach grausamem Todeskampf, und er wird, solange der Krieg währt, an alle Phasen dieses Kampfes immer wieder aufs neue erinnert, kommt nicht los von dem schrecklichen Eindruck. Ist das Krankheit, daß alles, alles ihn erinnert an das Schreckliche? Alles, was geschieht, ist ja ein Blitzlicht, das dieses streift: Das Erste, was das Zeitungsblatt am Morgen berichtet, sind: Versenkte Schiffe, abgeschlagene Angriffe. Jedes Gespräch, das man erhascht, jedes Schaufenster erinnert an den Krieg. Ja, auch im stillen Frieden der Nacht tickt jeder Sprung des Sekundenzeigers für den Wissenden das letzte Röcheln von Tausenden. – „Wer da mit Sicherheit wüßte, daß im Nachbarhause eben einer gemordet wird, während er behaglich in den Kissen liegt — und aufspränge mit fliegenden Pulsen, wäre krank? Nein! Krank sind die Andern! Krank sind jene, die mit strahlenden Augen Siegesnachrichten lesen und eroberte Quadratkilometer leuchtend über Leichenberge aufsteigen sehen." „Krank sind die Stumpfen, deren Seele nicht Mitleid und nicht den eigenen Zorn singt." Narren sind die, die „für respektvolle Kondolenzbesuche Glanz und Wärme ihres Lebens opfern": ihre Angehörigen, ihre Männer, ihre Kinder. So muß der als toll Erklärte „harren, als Seher über den Blinden." Er „kann nichts weiter tun, als, was er fühlt, Tag für Tag von neuem niederschreiben und hinausstreuen auf die Straße." Unermüdlich will er es tun, „bis endlich als herrliches Erlösungslied der millionenstimmige Wutschrei" gegen den Krieg unter seinem Fenster erklingt.

Und nun wollen wir diejenigen fragen, welche den Inhalt dieses Buches für krankhafte Uebertreibung halten, ob diese Krank-

heit nicht ehrenvoll ist im Gegensatz zum Zustand derer, die sich so herrlich gegen das Mitleid abgehärtet haben. Welche Anschauung hat mehr Wert für den Fortschritt der Menschheit, den Krieg als etwas Unerträgliches anzusehen oder sich über ihn zu beruhigen? Die Antwort ist wohl bald gegeben. — Alle Menschen übrigens, denen zuerst irgend ein Jammerzustand der Menschheit unerträglich geworden ist, sind von der großen Menge für verrückt gehalten worden. Wollen wir uns auch auf die Seite dieser stumpfen, verständnislosen Menge stellen? Ich beneide diejenigen, die das tun nicht um ihre auf diese Weise gesicherte Gemütsruhe.

Doch wenn man nun sagt: Aber dann ist's ja überhaupt nicht mehr zum Aushalten, wenn wir den Krieg so betrachten sollen! — nun das ist eben recht, wenn wir's nicht mehr aushalten. Sollen Sterben und Töten uns „Gemeinplätze ohne Schauer" bleiben? Wollen wir weiter so harmlos und ruhig vom Kriege sprechen können, vom entsetzlichen Menschenmord? Wann wird endlich die der Menschen allein würdige Empörung darüber in ihnen aufflammen, so daß sie nicht mehr schweigen können?

Wann wird wieder das Wort zur Geltung kommen, daß man nicht zwei Herren dienen könne, daß man den einen hassen und den andern lieben müsse, dem einen anhangen und dem andern verachten? Unsre Zeit fordert Entscheidungen, und wenn es zunächst gar keine äußeren, sondern erst innere sind, Entscheidungen des Denkens und der Gesinnung. Wenn man nur einmal anfinge, zu verabscheuen alles, was mit kriegerischem Wesen zusammenhängt, wenn wir jeden militärischen und kriegerischen Glanz wirklich von ganzem Herzen verachteten, weil wir Henkersarbeit an der Menschheit unter keinen Umständen mehr für etwas Ehrenvolles ansehen könnten, wenn wir diejenigen, die Soldaten sein müssen, nicht mehr bewunderten, sondern nur aufs tiefste bemitleideten, wenn wir die, welche sich für den Krieg begeistern können, entweder als Leute betrachten, die jede Besinnung verloren haben, oder aber für Verbrechernaturen, – dann, glaube ich, würden wir schon einen beträchtlichen Schritt weitergekommen sein auf dem Weg der Bekämpfung des Krieges. Es handelt sich hier vor allem um eine ganz entschiedene Gesinnung. Wir müssen dem kriegerischen Ideal die letzte Ehre nehmen, die es in den Augen anständiger Menschen noch haben mag. Darum begrüßen wir mit großer Freude und Dankbarkeit ein Buch wie das vorliegende. Unendlich fühlen wir uns selber gestärkt durch solche Stimmen. Sie werden kommen müssen, werden immer mehr sich verbreiten müssen — und sie werden auch ganz gewiß kommen, diese Stimmen werden immer häufiger werden und werden immer unwiderstehlicher sich hören lassen — bis es erreicht ist, was unser Verfasser in dem Motto seines Buches so zuversichtlich erwartet, – daß alles so denkt.

E. Holzer.

Rundschau.

Der Ausblick ist dunkel. Wir müssen jeden Augenblick den Ausbruch jener großen Offensive im Westen gewärtigen, die durch die Vorgänge im Osten ermöglicht worden ist. Das wird ein Morden werden, vor dem uns nach vierundeinhalb Jahren unerhörten Enthüllungen des Bösen ein Schrecken erfüllt. Wenn jene Gift-Offensive (und Defensive) kommt, von der alle Welt redet, dann wundert uns, was die Hölle noch an Reserven haben sollte, die sie nicht auf die Erde geschickt hätte. Wir gehen der völligen Selbstvernichtung entgegen. Und das nennt ein Teil unserer Eidgenossen „Friede". Für diese muß die Sprache einen andern Sinn haben, als für uns!

Wir schließen uns natürlich dem Protest des Roten Kreuzes gegen dieses drohende Teufelswerk an. Es muß jeder mitprotestieren, der noch eine menschliche Ader in sich hat. Das ist der jetzt nötige Protestantismus. Dieser Protest braucht nicht bloß in Zeitungen zu geschehen, sondern kann für einen Menschen, der an Gott glaubt, andere, viel wirksamere Ausdrucksformen finden. Man muß auch nicht meinen, er richte sich einseitig gegen Deutschland. Abgesehen davon, daß ja den Andern dieses Höllenzeug auch zur Verfügung steht und zwar auf die Länge sogar noch in höherem Maße als den Deutschen, ist ja auch gar nicht gesagt, daß diese deutsche Offensive gelingen müsse. Sie kann ganz wohl zu einer deutschen Katastrophe werden. Sicher ist nur, daß das deutsche Volk, wenn es in der Anwendung dieser neuen Höllenmaschinerie vorangeht, sich selbst in einer Weise schänden wird, die es schwer wieder gut machen kann, und daß dann ein Fluch der Welt auf es fällt, den es nicht leicht wird los werden können. Wer es gut mit ihm meint, der halte es von diesem Verbrechen zurück.

Es wäre Sophistik — wie sie leider in diesen Jahren üblich ist — wenn man erklären wollte, Krieg sei Krieg und solche Gase seien moralisch nicht schlimmer, wenn auch technisch wirksamer, als die übrigen Kriegsmittel; es gelte, den Krieg zu bekämpfen. In allen Dingen gibt es Unterschiede. Wenn auch Mord immer Mord ist, so ist ein wohl überlegter Vatermord doch schlimmer, als ein in leidenschaftlicher Aufwallung begangener Todschlag an einem Feind verübt. Gerade wenn wir gegen die Giftgase in der richtigen Weise protestieren, protestieren wir am besten gegen den Krieg überhaupt.

Am ehesten könnte eine Erhebung der deutschen Arbeiterschaft die Offensive hindern. Ihr müßte eine in allen Ländern parallel gehen und zur Friedensaktion der Völker werden. Aber böse Geister gehen um. Im Osten ist richtig das abgeschlossen worden, was wir anderwärts einen „Teufelsfrieden" genannt haben. Denn schon geht aus ihm lauter neuer Streit hervor. Die deutsche Diplomatie hat ihre Gedanken, die übrigens schon vorher Keinem ver-

borgen bleiben konnten, der ehrliche und unehrliche Rede unterscheiden kann, vollends enthüllen müssen. Die Bolschewiki aber haben scheinbar das getan, was von Anfang an wohl das Richtige gewesen wäre: sie haben die Waffen niedergelegt und erklärt: „Möget Ihr Krieg führen, wir tuns nicht mehr“. Aber ob dies wirklich das ist, was uns als Ideal vorschwebt? Solange die Bolschewiki Machtpolitik im jetzigen Stil treiben und den blutigen Bürgerkrieg nicht vermeiden, haben sie für ein solches Vorgehen nach außen wohl nicht genug Recht und es ist fraglich, ob dadurch die Tragödie Europas und vor allem des Sozialismus verhindert wird. Wir wollen die Hoffnung, daß alles sich noch zum Guten wenden werde, nicht aufgeben.[1])

Das Revolutionswetter und der Zusammenbruch unserer ganzen Gesellschaft rückt näher und näher. Wir tun gut, uns darauf vorzubereiten. Aber nicht so, wie unsere Machthaber tun, wenn sie auf ganz unbestimmte Gerüchte von einem Generalstreik hin gegen den „inneren Feind“ mobilisieren und Zürich, sein vermeintliches Zentrum, in eine Art Belagerungszustand versetzen. Das gehörte zu jener Verblendung, von der wir schon so oft geredet haben, daß nicht mehr nötig ist, es weiter zu tun.

In die gleiche Kategorie gehört auch die Art und Weise, wie bei uns nun gegen die Refraktäre und Deserteure geredet und geschrieben wird und wie man mit einem Teil von ihnen verfährt. Die müssen fast an allen Uebeln, die uns plagen oder bedrohen, schuld sein. Das ist aber so ziemlich die geistloseste Methode, die es gibt, auf diese Weise sich Sündenböcke auszusuchen, statt nach den wahren Ursachen vorhandener oder drohender Mißstände zu fragen. In Wirklichkeit drohen uns ganz andere Gefahren als die von diesen Leuten herrührenden. Das Heer von fremden Propagandisten, Agenten und Spionen, das unser Land erfüllt, tut tagtäglich unvergleichlich viel Schlimmeres als jene Deserteure und Refraktäre, die zum weitaus größten Teil froh sind, wenn man sie in Ruhe läßt. Wenn diese einmal eine Versammlung halten und ihre Meinung sagen, dann durchrauscht ein Sturm der Entrüstung unsere bürgerliche Presse, aber gegen die Hindenburg-Feier auf dem Rütli hat sie erst spät und in den sanftesten Tönen ein Protestchen gewagt. Und warum sollen denn bloß diese Deserteure und Refraktäre Zivildienst tun, während die Massen von üppigen und gesunden Hotel-Fremden, die es sich zum guten Teil sehr wohl gehen lassen, unangetastet bleiben? Im Hinter-

[1]) Während wir dies schreiben, kommt die Nachricht, daß die Deutschen wieder gegen Rußland vorrücken. Sie benutzen den Vorwand, gegen die Bolschewiki Ordnung schaffen zu wollen. Das ist natürlich eine ebenso durchsichtige Täuschung, wie die aus den russischen „Randgebieten“ bestellten Hilferufe. Was mag nun werden? Wird die deutsche und österreichische Arbeiterschaft dies erlauben? Das wäre der Gipfel der Tragödie! Und werden unsere welschen und andere Demokraten aus Angst vor Lenin sich mit Wilhelm versöhnen? Wir hoffen, dies bleibe uns erspart.

grund dieses Verhaltens treffen wir neben dem Militarismus, dem gerade jene Leute verhaßt sind, den Klassengeist.

Im übrigen wäre ein rechter Zivildienst eine gute Sache, eine Sache, die gerade dem Sozialismus lieb sein müßte. Man sollte sie auf die rechte Weise an die Hand nehmen. Sie müßte soweit als möglich auf das Prinzip der Freiwilligkeit gebaut sein, ihr sozialer Sinn deutlich hervortreten und daraus die erste wahrhaft solidarische Tat unseres Volkes während dieser wichtigen Jahre werden.

Was die Arbeiterschaft betrifft, so können wir immer nur vor verzettelndem und lähmendem Putschismus warnen, der nur der Reaktion dient. Was sie nötig hat, ist Klärung, ein einfaches, überzeugendes, auch viele von den heutigen Zuständen unbefriedigte Menschen außerhalb der Partei begeisterndes Programm, Sammlung, Einheit, Ruhe und Kraft. Namentlich meinen wir, daß sie bereit sein sollte, die Friedensbewegung der übrigen Arbeiterschaft der Welt zu unterstützen und, so weit als möglich, durch ihr Beispiel anzufeuern.

Fügen wir noch hinzu, daß in all das Dunkel dieser Wochen immerfort Wilsons Haltung hineinleuchtet, der damit alle seine Verleumder, wie die Schwachmütigen unter seinen Anhängern, widerlegt und allen denen Recht gibt, die an die Reinheit und Größe dieses Mannes immer geglaubt haben. Möge sein Weg stets ein Höhenweg bleiben und an ihm der Glaube an menschliche Größe und Lauterkeit sich erholen. Er hat es nötig. Selbstverständlich erwarten wir die Hilfe auch nicht von Wilson. L. R.

Vom deutschen Christentum. Endlich kommen aus der Mitte des deutschen Christentums die Stimmen, auf die wir so lange gewartet haben. Auf die Reformationsfeier hin haben vier Berliner Pfarrer den unten stehenden Aufruf veröffentlicht. Das war eine Tat, die mehr bedeutete, als die meisten Reden und Schriften, die dieser Anlaß hervorgerufen hat. Neben hartem Widerspruch zum Teil bedenklicher Art ist den Urhebern auch viel Zustimmung zu Teil geworden und zwar erfreulicherweise gerade aus den Kreisen, die bisher die Hauptträger des nationalistischen Kriegswillens waren. Noch einige solche Dokumente und wir sind dem Frieden nahe.

Die Erklärung lautet:

Wir deutschen Protestanten reichen im Bewußtsein der gemeinsamen christlichen Güter und Ziele allen Glaubensgenossen, auch denen in den feindlichen Staaten, von Herzen die Bruderhand.

Wir erkennen die tiefsten Ursachen dieses Krieges in den widerchristlichen Mächten, die das Völkerleben beherrschen, in Mißtrauen, Gewaltvergötterung und Begehrlichkeit, und erblicken in einem Frieden der Verständigung und Versöhnung den erstrebenswerten Frieden.

Wir sehen den Hinderungsgrund einer ehrlichen Völkerannäherung vor allem in der unheilvollen Herrschaft von Lüge und Phrase, durch

die die Wahrheit verschwiegen oder entstellt und Wahn verbreitet wird, und rufen alle, die den Frieden wünschen, in allen Ländern zum entschlossenen Kampf gegen dies Hindernis auf.

Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.

Lic. Dr. K. Aner. W. Nithack-Stahn. D. Pleß.
Lic. Dr. Fr. Rittelmeyer. Lic. R. Wielandt.

Hunderte von Männern aus allen Gegenden Deutschlands haben sich dieser Kundgebung angeschlossen.

Ihr ist inzwischen gefolgt eine Erklärung hannöverscher Pastoren.

„Die Unterzeichneten erfüllen eine Vaterlandspflicht, indem sie öffentlich erklären:

1. Wir geben dem bedrohten Vaterlande, was ihm gehört: Liebe von ganzem Herzen und unerschütterliche Treue, bis ein ehrenvoller, unsere Zukunft sichernder Friede errungen ist.

2. Aber über dem Vaterlande steht, alle Länder umspannend, das Reich Gottes, dessen Evangelium heißt: Gerechtigkeit, Friede und Liebe.

3. Es hieße dem Evangelium schlecht dienen, wenn wir der durch diesen Völkerkrieg aufgeregten Leidenschaften nicht Herr blieben und einem Chauvinismus verfielen, der uns, die Boten des Friedens, zu ‚Kriegstheologen‘ stempelte.

4. Wohl ist ein vaterländischer Zorn berechtigt, aber er verdunkelt nicht unser Urteil, daß diesem Kriege auch ein allgemeiner Mangel an Gerechtigkeitsinn, ein Uebermaß an Mammonsinn und an Kulturseligkeit, kurz die Sünde, zugrunde liegt.

5. Dem gegenüber unerschrocken für Gerechtigkeit, Liebe und übermaterielle Güter, kurz für die Gottesherrschaft einzutreten, ist die elementarste Pflicht unseres Dienens. Wir dienen damit zugleich unserem Vaterlande, das nur unter der Gottesherrschaft gedeihen kann.

6. Dankbar begrüßen wir es, wenn jetzt in Upsala und anderswo in neutralen wie in feindlichen Ländern dieselben christlich-sittlichen Forderungen laut werden. Wir vertrauen, daß dieser ‚neue‘, in Wirklichkeit uralte Geist des Reiches Gottes sich durch alle noch so starken Hindernisse Bahn brechen und den Völkern als hehrstes, wenn auch langsam reifendes Kriegsziel eine Zukunft in Gerechtigkeit und Glück bringen wird.

In dieser Ueberzeugung reichen wir jedem Gleichgesinnten die Hand. Weiter arbeiten und nicht müde werden!

Pastor Bartels-Bordenau; Pastor Berkenbusch-Hannover; Pastor Bingmann-Celle; Pastor D. Chappuzeau-Hannover; Missionsdirektor

D. Haccius-Herrmannsburg; Pastor Harms-Herrmannsburg; Pastor Heintze-Lintorf; Pastor Holscher-Barterode; Pastor Köhler-Hannover; Pastor sen. min. Kranold-Hannover; Pastor Lemmermann-Hildesheim; Superintendent i. R. Mehliß-Hildesheim; Pastor Palandt-Banteln; Pastor Lic. Pommerien-Landringhausen; Pastor Lic. Rolffs-Osnabrück; Pastor Semler-Eickeloh; Pastor Uhden-Hannover.

Die wahre ethische Begeisterung liegt darin, daß man aus äußerstem Vermögen will, aber zugleich in göttlichem Schmerz erhaben nie daran denkt, ob man damit etwas ausrichte oder nicht. Sobald der Wille danach zu schielen anfängt, fängt das Individuum an, unsittlich zu werden.

Nicht das macht mich groß, was mir begegnet, sondern das, was ich tue.

Es sind nur die niederen Naturen, welche das Gesetz, die Prämission für ihre Handlungen in Anderen außer sich selbst haben.

Wer keine Leidenschaft hat, der kommt in der Wüste um und erreicht nicht das gelobte Land.

Wer Gott dadurch näher kommen will, daß er das Simple verschmäht, treibt ihn eben dadurch von sich weg in eine Vornehmheit hinein, die Gott selbst auch gegen den elendesten Menschen nicht einnehmen will.

Bei sich selbst zu sein ist Freiheit.

Es gehört mehr Mut zum Leiden, als zum Handeln, mehr Mut zum Vergessen als zum Sicherinnern und es ist vielleicht das Wunderbarste an Gott, daß er die Sünden der Menschen vergessen kann.

Kierkegaard.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Begegnung.

Ich hab dich gesehen, Christus, mein Herr,
als ein Leuchtender wandeln über das Meer,
als ein Leuchtender schreiten durch Sturmesnacht, —
ganz lichtüberwältigt bin ich erwacht!

Du hast mich berührt. Dort am steinigen Feld
hat sich dein Schreiten dem meinen gesellt.
„Sag, Schwester, — wohin? Uebers harte Gestein
erfaß meine Hand!“ — Da schlug ich dir ein.

Ich hab dich gehört! — Deine Stimme, mein Herr,
bricht wie ein Rauschen sich Bahn in mir her;
reißt wie ein Strom mich in seine Kraft,
daß mich ein Neues bauet und schafft.

Du hast mich erlöst. Aus der Kälte, vom Tod!
Nun leb ich. Du bist des Lebendigen Brot.
Du Leuchtender, Reiner, durchläutre mein Sein,
Verbrenne mich, Feuer! Nimm, — alles ist dein!

Julie Weidenmann.

Von Gott verlassen.

„Von der sechsten Stunde an[1]) aber senkte sich Finsternis auf das ganze Land bis zur neunten. Um die neunte aber schrie Jesus mit gewaltiger Stimme auf und rief: „Eli, Eli, lema sabachthani, das heißt: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Damit ist der Höhepunkt der Passion erreicht; denn tiefere Finsternis kann an keine Seele kommen, als wenn sie sich

[1]) Das heißt: von 12 Uhr bis 3 Uhr mittags.

von Gott verlassen fühlt. Auch schon sich von den Menschen verlassen fühlen, ist nicht leicht, namentlich, wenn auch solche dabei sind, auf die man sich glaubte verlassen zu dürfen; es ist nicht leicht, die Skala der Erfahrungen durchzumachen, die Freunde und Jünger von der Feigheit, die sich bloß versteckt, über die offene Verleugnung zum Verrat führt; nicht leicht, das „Kreuzige ihn“ zu hören, besonders derer, die kurz zuvor das „Hosianna“ gerufen haben; nicht leicht, sich von der gleichgiltigen Roheit mißhandelt und angespeit und von dem triumphierenden Hohn der Feinde getroffen zu fühlen. Aber das alles läßt sich ertragen, wenn noch ein Ausweg bleibt: der Rückzug zu Gott, die Flucht in jene Burg, wo die Seele spricht: „Ich bin nicht allein, sondern der Vater ist mit mir.“ Ja, die Seele kann, von der Welt verstoßen, Augenblicke der Gottesgemeinschaft erleben, deren Seligkeit alles, was die Welt an Gemeinheit aufbringen kann, bei weitem überwiegt. Aber wenn auch Gott sie verläßt oder zu verlassen scheint (was die gleiche Wirkung hat), dann ist Finsternis, völlige, sternenlose Finsternis, wo nur die Dämonen heulen oder Todesschweigen brütet.

Auch durch diese Finsternis ist Jesus geschritten. Es gehört wohl zum Werk des Menschensohnes, daß er auch dieses allerschwerste Stück des Menschenloses erfahre. Auch er, den wir immer voll tiefster Ruhe in seinem Vater leben sehen; der zwar in Gethsemane mit Gott hat kämpfen müssen, aber zu dem: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“, vorgedrungen ist; er, in dem nach dem alten Urteil der Christenheit Gott den Menschen gegenwärtig ist, sodaß ihm das Wort in den Mund gelegt wird: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ — auch er wird, wie wir, an Gott irre, er zweifelt nicht nur, er verzweifelt; er hat auch dies erlebt, wie wir. Sollen wir uns darüber freuen, oder soll es uns erst recht verdüstern?

Wir dürfen uns jedenfalls nicht wundern, daß die scheue Neugier der Menschen je und je um das Geheimnis dieser Stunde der Gottverlassenheit des Herrn mit fragenden Gedanken gekreist ist. Dabei heben sich die ältere und die neuere Erklärung stark von einander ab. Die neuere ist der ganzen modernen Art entsprechend, subjektiv und nervös. Jesus, sagt sie, ist einen Augenblick selbst an seiner Sache irre geworden. Und nicht nur an seiner Sache, sondern wohl auch an seinem Gott. Er hat ihn nicht mehr verstanden. Er hat sich gefragt, ob er denn einen falschen Weg gegangen sei, ob das, was er für Gottes Werk und Auftrag hielt, sich als bloßer Traum und Selbsttrug erweise. Er ist einen Augenblick innerlich zusammengebrochen. Freilich nur einen Augenblick, können dann diese Neueren hinzufügen. Denn er hat sich ja wieder aufgerichtet. Die Finsternis hat sich wieder erhellt. Sein letztes Wort heißt: „Es ist vollbracht.“ Und auch das: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ist ja der

Anfang jenes zweiundzwanzigsten Psalms, der in einem Triumphgesang ohne Gleichen über den Sieg Gottes endigt.

Etwas anders ist die ältere Auslegung. Sie ist mehr objektiv. Nicht Jesus selbst ist in zweifelnde Gedanken geraten und hat so gleichsam Finsternis in sich erzeugt; auch hat er sich nicht bloß von Gott verlassen gefühlt, sondern ist „einen Augenblick" — einen langen Augenblick, denn diese drei Stunden sind eine Ewigkeit! — in Wirklichkeit von Gott verlassen gewesen. Denn jene Gottverlassenheit der ganzen Menschheit, die die natürliche Folge und damit die Strafe für ihren Abfall ist, fällt auch auf ihn, der ja stellvertretend die Schuld und Strafe der Menschheit trägt, und zwar fällt sie auf ihn gleichsam in konzentrierter Form, in ihrer ganzen Unendlichkeitswucht. Er ist „einen Augenblick" der Verdammte, seine Seele leidet „einen Augenblick" die Hölle — für die Andern, für uns, damit er sie für uns zerbreche und der Ruf über die erlöste Erde kommen könne: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!"

Welche von den beiden Auffassungen hat Recht? Vielleicht beide?

Eine Stätte der Gottverlassenheit ist Golgatha ja sicher, wie keine zweite in der Geschichte unseres Geschlechtes. Es ist der Schauplatz einer vernichtenden Niederlage. Jesus ist geschlagen. Seine Sache ist verloren. Das Reich Gottes, das er bringen wollte, hat sich als ein Traum erwiesen, so wie alle klugen Weltleute und alle religiösen Verehrer der „Wirklichkeit" es vorausgesagt. Auch sein Gott hat sich als Einbildung erwiesen. Der Gott, der lebendig in der Gegenwart schafft, wie er in der Vergangenheit geschafft hat, und sein Reich der Erlösung aufrichten will, das in geistigen Kräften kommt, in Liebe und Heiligkeit, um die Welt zu überwinden und zu erneuern, sie sind nicht Wirklichkeiten. Eine Wirklichkeit ist vor allem Pilatus, der Vertreter der harten Staatsallmacht und ihres weltlichen Unglaubens, und neben ihm eine konkurrierende Wirklichkeit allfällig noch Barrabas, der jener herrschenden Römermacht eine andere gegenüberstellen will mit Mitteln der Gewalt. Eine Wirklichkeit, wenn auch schon eine zweiten Ranges, sind ferner die Sadduzäer mit ihrer Religion der Kirchlichkeit, die im Wesentlichen auf eine religiöse Weihe bestehender Mächte hinausläuft und die Pharisäer, deren Frömmigkeit zwar einen revolutionären Kern einschließt, der aber fast vergessen ist in einem religiösen Wesen, dem die fromme Form als Hauptsache gilt. Gott, der lebendige Gott, der Gott des Reiches, verleugnet sich und Sieger sind die reine Welt und eine Religion, die zu ihr gehört. Sie erheben einen großen Jubel, daß dieser beunruhigende Jesus-Traum nun vorüber und die soliden alten Ordnungen der Welt und der Religion und Kirche wieder befestigt sind — vielleicht für immer.

Es ist der schrecklichste, herzzerreißendste Zusammenbruch der Geschichte, eine Katastrophe des Reiches Gottes, ja Gottes selbst, eine Stunde der Gottverlassenheit ohne Gleichen. Wir tun gerade in den Tagen, die wir gegenwärtig erleben, gut, uns in ihre ganze Tiefe zu versenken.

Aber dies ist ja nur die eine Seite der Sache. Es ist die ungeheuerste Paradoxie der Geschichte, daß die Stätte der größten Gottesferne und Gottverlassenheit zugleich die der größten Gottesnähe und Gottesgemeinschaft ist, die größte Finsternis der Geschichte das hellste Licht der Menschheit, die tiefste Verzweiflung die sicherste Zuflucht, der Abgrund der Seelenqual, die Quelle der wunderbarsten Freude des Gemütes. Denn nun ist es gerade dies Golgatha, das ein Bollwerk gegen die stärksten Anstürme der Verzweiflung bildet, wie kein zweites mehr auf Erden steht. Nun braucht die Schuld für uns keine Gottverlassenheit mehr zu bedeuten. Nun können wir in Todesnot zu dieser Liebe flüchten, deren Licht keine Macht auslöschen kann, gewiß, daß darin das Herz Gottes offenbar ist, von dem nichts uns mehr zu scheiden vermag. Nun hebt sich diese Burg desto höher und heller, je wilder die Stürme aufbrausen. Nun ist hier wirklich das Reich der Hölle zerbrochen und der Lärm der Dämonen zum Schweigen gebracht. Ja, keine Stätte auf Erden gibt es nun mehr, wo Gott uns so nahe wäre, wie dieser Ort der tiefsten Gottverlassenheit. Und zwar bezieht sich dies nicht nur auf unser inneres Leben. Auch der Sieg Gottes über die Welt wird gerade an dieser Stelle, die den Triumph der Welt und die Niederlage Gottes zu bedeuten schien, herrlicher kund, als sonst irgendwo. Gerade hier ist die große Weltwende geschehen, die auch der Weltkrieg nicht aufhebt. Gerade das Kreuz ist es, durch die sie herbeigeführt wird. Nur „drei Tage" sind es zwischen Charfreitag und Ostern, und zwischen dem Kreuz und dem offenen Grab besteht ein tiefer und notwendiger Zusammenhang. Hier, gerade hier, sind in ihrer Niederlage die Kräfte und Mächte einer neuen Welt so befestigt worden, daß sie fürder nicht mehr besiegt werden können; hier, gerade hier, ist in seiner Verhüllung der Gott, der die Welt richtet und erneuert in seiner Macht und Liebe, so deutlich als Gott, als die Macht der Mächte, offenbar geworden, daß alle vereinigten Höllenfinsternisse ihn nicht mehr zu verbergen vermögen. Gerade hier, wo die Welt und eine ihr verbündete Religion triumphieren, sind sie ewig und unaufhebbar geschlagen und gerichtet. Sie haben sich zu Tode gesiegt. Sie haben sich am Kreuzesholz verfangen und müssen an ihm verbluten.

So stehen wir vor dem wunderbaren Gegensatz von Golgatha: Gottverlassenheit ohne Gleichen — Gottesnähe ohne Gleichen! Sollte es eine Verbindung zwischen beiden geben?

Es gibt eine. Damit erschließt sich uns etwas von der Tiefe dieses Geheimnisses: der Fortschritt von der Gottverlassenheit zur Gottesnähe geschieht dadurch, daß dort ein Gott verlassen und ein anderer gefunden wird. Es wird verlassen der Gott, an den auch die wirklich Frommen zu glauben geneigt sind, der Gott, der Macht hat und siegt nach der Weise der Welt, nämlich dadurch, daß er die Welt vergewaltigt. An ihn haben auch die Jünger Jesu geglaubt, wie die Frommen des alten Bundes an ihn geglaubt haben, soweit sie sich nicht bis zu der Höhe erhoben, von wo auch sie das Kreuz erblickten. Gott ist gerecht, er muß darum seine Sache durchsetzen, sein Gerechtigkeit auch in der Welt zum Siege führen. Er ist mächtig, ja allmächtig, er kann es also tun. Er muß daher die Mächte des Widergöttlichen niederwerfen, muß im Gericht einherfahren und zeigen, daß Er der Herr ist.

So glauben auch wir. So dürsten wir nach der Gerechtigkeit Gottes wie ein Hirsch nach Wasserbächen. so schreien wir beim Anblick all der Triumphe des Bösen, die wir besonders in diesen Zeiten schauen müssen, zu Gott auf: „Gott, unser Gott, warum hast du uns verlassen?“ So haben die Jünger geschrieen, als sie Christus, ihn, mit dessen Namen ja schon der Gedanke an Ehre und Sieg verbunden war, am Kreuze sahen; so hat Jesus selbst (in irgend einem Sinn) aus Höllenfinsternis zu ihm gerufen.

Aber wir müssen uns fragen, ob ein solcher Gott wirklich — Gott wäre. Wäre er nicht vielmehr genau wie die Welt, nur auf eine gesteigerte Weise? Der Unterschied wäre nur, daß er mehr Macht besäße als die Welt. Dazu freilich auch, daß er gerecht wäre, während die Welt ungerecht ist. Aber wäre nicht auch diese Gerechtigkeit von der Art, daß sie sich nicht wesentlich von derjenigen unterschiede, die die Welt auch heute hervorzubringen vermag? Und kann diese mächtige und strenge strafende Gerechtigkeit die Welt retten? Beugt sich die Seele unter irgend eine bloße Macht, auch wenn sie noch so erhaben ist? Bleiben wir — noch einmal — mit alledem nicht doch bei der Welt und ihren Ordnungen stehen?

Dieser Gott ist auf Golgatha wirklich zunichte geworden. Darob senkte sich Finsternis in die Seele der Jünger und Finsternis über die Welt „von der sechsten bis zur neunten Stunde“, so daß sie Alle von Gott verlassen schienen. Auf diese Weise wollte Gott nicht erscheinen. Wenn die Jünger, wenn (wir wollen es einen Augenblick annehmen!) Jesus selbst es erwartet hätte, dann hätten sie sich wirklich getäuscht. Und die Feinde hätten recht! Dieser Gott war nicht mit Jesus und den Seinen, er war mit ihren Gegnern!

Aber am Kreuze wird Gott gefunden, ein anderer Gott, der wirkliche Gott. Es ist der Gott, der, eben weil er Gott ist,

nicht mit den Mitteln der Welt arbeitet, der die Mittel der Welt gründlich und hartnäckig verschmäht. Nicht mit seiner überlegenen Macht arbeitet er, sondern — erstaunliche Paradoxie! — seine Allmacht ist seine Ohnmacht. Nicht verfügt er über überlegene Waffen nach der Weise der Welt, seine eigentümliche göttliche Waffe ist vielmehr seine Wehrlosigkeit. Seine Gerechtigkeit besteht nicht nach menschlicher Art darin, daß er Andern Schuld und Strafe auflegt, sondern darin, daß er sie in der Gestalt des leidenden „Gottesknechtes" auf sich selbst nimmt. Seine Hoheit ist darum auch nicht eine die irdischen Herrlichkeiten überbietende Majestät, sondern die Niedrigkeit und Verachtung. Gott stirbt am Schandpfahl als Verbrecher, von den Weltmenschen und den Frommen gleichmäßig geschlagen und bespieen, von Staat und Kirche verworfen. Seine Liebe ist seine Allmacht, Gerechtigkeit und Majestät.

So erscheint am Kreuze Gott. Nun erst ist er wirklich Gott, ganz anders als die Welt.

Damit aber ist der Sieg über die Welt vollendet. Jetzt erst ist sie gerichtet, da eine Macht erscheint, die ganz anders ist als sie und ihre Macht. Jetzt strahlt Gottes Herrlichkeit auf, wesentlich, das heißt: der Art, nicht bloß dem Grade nach, größer als aller Glanz der Erde. Jetzt können wir das erfassen, was uns weitaus das Wichtigste ist: seine Liebe. In ihr haben wir seine Gerechtigkeit, Heiligkeit und Macht. Jetzt kann uns Gott gerade darum durch die Welt nicht genommen werden, weil er so ganz anders ist, als die Welt. Jetzt kann keine Finsternis uns mehr von ihm trennen, weil er in Jesus als Mensch wie wir durch sie alle siegreich geschritten ist, so daß sie alle von seinem Glanze leuchten. Jetzt ist Gott unser Bruder geworden. Das Kreuz erst ist die volle Menschwerdung Gottes. Im Kreuze nur konnte und kann Gott sich als Gott kundtun. Nur im Zeichen des Kreuzes ist das Ostern Christi möglich. Der aus dem Grab steigende Christus trägt darum auf den alten Bildern die Kreuzesfahne in der Rechten. Von Golgatha steigt die wahre Macht Gottes empor, die die Welt besiegt.

Auf diese Weise geht es auf Golgatha von der Gottesferne zur Gottesnähe. Gott zieht sich zurück, um näher zu kommen; Gott verhüllt sich, um sich zu offenbaren. Jesus aber hängt am Kreuze in diesen Stunden der Finsternis und erlebt die tiefste Verzweiflung der Geschichte. „O große Not, Gott selbst ist todt", singt das alte Lied. Jesus nimmt diese Hölle in seine Seele auf. Er streitet auch diesen schwersten Kampf der Menschheit. Auch darin leistet er, wie das Dogma sagt, „stellvertretende Genugtuung". Es wird in ihm wahr jenes tiefste Schauen aller religiösen Geschichtsphilosophie, das im dreiundfünfzigsten Kapitel des Propheten Jesaja ausgesprochen ist. Das Reich Gottes in der Geschichte wird nicht vorwärts gebracht durch Gewalten, die denen der Welt ähnlich

sind. Es wird nicht getragen von einer triumphierenden Mehrheit, sondern lebt in einer verachteten Minderheit; es verkörpert sich nicht einmal in einer siegreichen Religion, sondern kommt in Menschen und Bewegungen, die von Gott nicht weniger verstoßen scheinen, als von den Menschen. Es tritt nicht auf im Gewand anerkannter bürgerlicher Tugend und Ehrbarkeit, sondern so, daß es Vielen als verbrecherisch erscheint. Aber diese kleine, verfolgte und verhöhnte Schar, manchmal vielleicht auch ein einziger Mensch, in dem diese Sache sich verkörpert, rettet die Zukunft. Sie leiden unschuldig für die Andern. Sie nehmen durch ihr Glauben und Kämpfen die Last auf sich, die eigentlich die Andern zu tragen hätten, die, von denen sie mißhandelt werden. Aber durch ihren Glauben, ihre Treue, ihre Seufzer und Qualen werden die Andern gerettet. Nicht Sanherib und Nebukadnezar bringen die Welt Gottes vorwärts, aber auch nicht einmal Kyrus, der strahlende Held. Sie können nur Gottes Werkzeuge werden, seis zum Gericht, seis zu andern äußern Anstößen. Auf der innern Linie aber, da wo das Wesentliche geschieht, wo wirklich Gottes Schlachten gekämpft und Gottes Siege erfochten werden, da zieht voran der „Knecht Gottes", der nicht Andere leiden macht, um Ehre und Macht zu gewinnen, sondern selbst leidet und in die Tiefen der Schande steigt. Nicht der Löwe ist es, der das Reich Gottes erstreitet (auch nicht der „lachende Löwe" Nietzsches!), sondern „das Lamm, das die Sünde der Welt trägt."

Diese innerste Linie der Geschichte hat am Kreuze Jesu ihren Höhepunkt. Auf den Gekreuzigten hat darum die Christenheit jenes alte Wort angewandt: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott gemartert und zerschlagen wäre." Der Gipfel aber des Kreuzesleidens ist die Gottverlassenheit. Wir müssen in Verständnis dieses Geheimnisses wohl der älteren Auffassung recht geben: es handelt sich nicht bloß um eine vorübergehende Seelenschwäche Jesu, sondern um ein Uebermanntwerden und Verfinstertwerden von der objektiven Macht der Gottesferne der Welt. Je tiefer eine Seele ist, desto mehr hat sie Anteil an dem Loos des Gottesknechtes, auf sich nehmen und durchstreiten zu müssen als persönliches Erleben, was an Schuld und Qual der Welt zugeteilt ist; er aber ist der Gottesknecht! Er muß Gott selbst eine Weile vermissen, auf daß er ihn der Welt ewig wiederbringe. Gott mußte in ihm, für ihn sterben, um in ihm für uns aufzuerstehen. Auch die neuere Auffassung hat daneben recht: er hat dies alles, das mehr ist als ein subjektives Gefühl, doch auf menschliche Weise, in menschlicher Not und Qual durchlitten. Denn in ihm ist Gott Mensch geworden. O dieses tiefste und hellste der Geheimnisse! Aber als die Höhe von Golgatha erreicht war und die Höhe des Kreuzesleidens, da war der ewige Sieg

errungen. Da war das Siegeszeichen aufgepflanzt. Da war das Reich Gottes über alle Weltgewalten erhöht und durch alle Welthindernisse gebrochen. Mag es nun noch seinen Kampf kämpfen müssen um die volle Verwirklichung: das Kreuz kann nicht mehr ausgerissen werden — die Kreuze wohl, aber nicht das Kreuz! Alle Siegesfahnen der Welt müssen sich noch vor ihm senken. Es wird „die Starken zum Raube haben". Volgitur mundus, stat crux: die Welt bewegt sich, es steht das Kreuz!

Wir aber werden in diesen Zeiten gut tun, wenn wir uns wieder in diese alten großen Wahrheiten versenken, die doch zeitgemäßer sind als alle andern. Die Kämpfe und Katastrophen, die wir erleben, sind zu groß für unsere gewöhnlichen Gesichtspunkte, sie sind zu groß auch für unsere höher fliegenden Gedanken. Nur die höchsten Wahrheiten, die die Geschichte ans Licht gebracht hat, sind ihnen noch gewachsen. Dort allein, auf den Höhen, ist Trost und Licht. Nicht die Zeitung, die dem Tage dient, aber auch nicht das tiefste Buch über die heutigen Ereignisse geben uns im Entferntesten einen solchen Schlüssel zu dem Sinn dieses Geschehens wie die Geschichte, die von Golgatha zum Ostermorgen führt.

L. Ragaz.

Der russische Zusammenbruch.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Eine Bewertung der Ereignisse im Osten stellt an Schreiber und Leser schwere Zumutungen. Es kostet Selbstüberwindung, nach einem schweren Sturz, bei dem man Zuschauer war, in den Abgrund zu schauen, zunächst nur, um zu sehen, wie tief der Fall war, und was die Ursache davon gewesen ist. Doch verlangt es die Pflicht, die Pflicht der Aufrichtigkeit, die Pflicht, zu Ereignissen Stellung zu nehmen, die nicht nur mit der Politik und dem Krieg, nicht nur mit dem ganzen Wesen des Sozialismus und seiner Zukunft, sondern mit dem ganzen Weltgeschehen und der höchsten Bestimmung der Menschheit aufs engste zusammenhängen.

I. Der Sturz.

Daß es ein schwerer Sturz war, wird niemand bestreiten. Dies ist um so augenfälliger, als die Gestürzten auf der höchsten Höhe zu stehen wähnten. Der Versuch, von Rußland aus der ganzen Welt den Frieden zu geben, endet mit einem Frieden, der, wenn nicht ein Wunder geschieht, den internationalen Frieden auf lange hin kompromittiert. Man wollte den Militarismus überwinden, dem Imperialismus den Todesstoß versetzen. Das Ende

ist, daß der Militarismus vorläufig auf der ganzen Linie siegt, und daß die Sozialdemokratie ihn durch einen Frieden sanktioniert, der zu den tiefsten Erniedrigungen gehört, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Der diktatorische Wille, der Welt den Frieden aufzuzwingen, hat sich in platte Unterwürfigkeit dem unerhörten Zynismus des stärksten und rücksichtslosesten Imperialismus gegenüber verwandelt. Der Osten ist nun das Machtgebiet dieses Imperialismus. Im einzelnen lautet die Bilanz der Geschäftsführung der Bolschewiki[1]):

1. Ein verheertes und zersetztes Rußland, bei dem sich die Frage stellt, ob es einstweilen anders als diktatorisch regiert werden kann, und das darum der Reaktion willkommene Anknüpfungspunkte bietet. Der Sozialismus hat es verstanden, das Land, an dem sich der deutsche Imperialismus hätte brechen können, diesem Imperialismus auszuliefern, damit er neu aufleben — vielleicht sogar auf dieses Land, auf seine Reserven und Schätze gestützt — sich voll austoben könne.

2. Als erste Frucht davon die Möglichkeit für die deutsche Militärdiktatur, den Krieg im Westen mit neuer Heftigkeit und einer bis jetzt noch nicht dagewesenen Konzentration zu führen. Die nächste Folge des Friedens ist, daß die stärkste imperialistische Monarchie in Stand gesetzt wird, zu einem Schlag gegen die Demokratien des Westens auszuholen, der die größte Gefahr für diese bedeutet und nach menschlicher Voraussicht mit einem Sieg der düstersten Reaktion über alle freiheitlichen Ansätze enden kann. Indem er diesem imperialistischen Machtwillen zu neuer Kraft verhalf,[2]) hat der Friede Rußlands auch den demokratischen Militarismus mächtig gefördert und auch ihm eine Art Sanktion verliehen. Der Friede im Osten gab dem „Hindenburgfrieden" ganz neue Aussichten, und gegen den Hindenburgfrieden wird nun im Westen gekämpft. Das Ergebnis lautet: Krieg auf der ganzen Linie und die Gefahr, daß für die Menschheit eine neue, noch schlimmere Kriegsepoche anbreche. Wir sagen: die Gefahr, denn selbstverständlich rechnen wir damit, daß es anders kommen könne. Es handelt sich hier nicht um Weissagungen und Hoffnungen, sondern um die Konstatierung der Tatsachen. Bankrotterperten befassen sich nicht

---

[1]) Ich halte mich im Lauf meines Aufsatzes meistens an diesen Ausdruck, der sich nun bei uns eingebürgert hat. Sprachlich gleich bedeutend mit „Maximalisten", wird er nun, namentlich in Rußland, speziell auf die durch Theorie und Taktik schärfer umrissene Gruppe angewendet, die wir hier auch besonders im Auge haben, während „Maximalisten" im allgemeinen der weitere Begriff ist, der mehr Gruppierungen umfassen kann.

[2]) Deutsche, völlig zuverlässige Zeugnisse lassen es als ganz unzweifelhaft erscheinen, daß der russische Zusammenbruch ein ungeheures Erwachen des imperialistisch-militaristischen Machtwillens in Deutschland zur nächsten Folge gehabt hat.

mit der Eventualität, daß die Verluste später aufgewogen werden und daß Neugründungen stattfinden können, sondern mit der Feststellung des Defizits. Dies bringt uns auf den dritten Punkt.

3 Auch wenn alles anders herauskäme, als wir es fürchten und fürchten müssen, auch wenn die dem Imperialismus durch den Sozialismus geschaffene und gebotene Möglichkeit sich nicht verwirklichen, sondern sogar in ihr Gegenteil umschlagen sollte, so bliebe dennoch die Tatsache bestehen, daß der Sozialismus diese Möglichkeit geschaffen und geboten und sich damit aufs schwerste kompromittiert und selber gebrandmarkt hat.[1]) Es mag ja sein — und wir hoffen es — daß der politische und soziale Bankrott durch das Dazwischentreten neuer Faktoren andere Folgen hat. Der geistige Bankrott bleibt nicht weniger absolut. Es steht nun in der Weltgeschichte zu lesen, daß der Sozialismus den Imperialismus gerettet hat, und daß der sozialistische Friede den Krieg in schlimmster Form, in unerhörter Heftigkeit möglich gemacht hat. Damit für den Sozialismus selber die schwerste Notlage. Im Moment, da weite Kreise bereit wären, sich ihm zuzuwenden, weil sie in ihm die einzige Rettung erblicken, im Moment, da der Sozialismus mehr als je auf innerlich tief begründete Geschlossenheit angewiesen ist, hat er durch sein Fiasko zu den schwersten Bedenken und zu einem unausrottbaren Mißtrauen gegen sich selber Anlaß gegeben. Er hat nicht nur die Reaktion gefördert, indem er die Möglichkeit schuf, daß Rußland zum Hinterland Preußens, zu einer deutschen Kolonie wurde, und indem er über die demokratischen Freiheitsansätze die schwerste Gefahr heraufbeschwor. Er hat der Reaktion noch eine Art innerer Rechtfertigung, Legitimation gegeben, indem er durch seine ganze Haltung seine völlige Haltlosigkeit offenbarte. Ein Sozialismus, der nur zu zersetzen und zu zerstören weiß, weckt die Sehnsucht nach dem, was erhalten kann. Wo die rote Diktatur mit Chaos und Verwüstung endet, ist der Boden da für die reaktionäre Diktatur, die, freilich mit den gleichen Mitteln, etwas konserviert und eine äußere Scheinordnung aufrecht erhält.[2])

So lautet die Gesamtbilanz: Niederlage, Preisgabe, Mißtrauen, ein Anschwellen der dämonischen Mächte, die man besiegen wollte, und für den Sozialismus selber: Zwiespalt, Entfremdung und Haß.

---

[1]) Wobei sehr zu betonen ist, daß es sich nicht um einen beliebigen Sozialismus handelt, auch nicht um einen Ausschnitt des Sozialismus, sondern um den Sozialismus, der sich für den wahrhaft „internationalen" Sozialismus ausgab und als Beweis dieser Internationalität seine Vertretung in den verschiedenen Ländern anführen konnte.

[2]) Bis in die Schweiz hinein reichen nun die Wellen der reaktionären Bewegung; wir können jetzt schon feststellen und werden es wohl noch deutlicher erfahren, wie sie bei dem Gewaltfrieden im Osten weniger den Frieden sieht als die Gewalt und ihren Triumph, und sich daran neuen Kampfesmut holt.

II. Woher?

Das ist der Sturz. Wie ist es zu diesem Sturz gekommen? Mußte es dazu kommen? Fehlte es an der Ausrüstung? War der Tritt nicht sicher, der Fuß nicht fest genug? Oder sind sogar Verrat und Verbrechen im Spiel?

a. Der Boden.

Untersuchen wir zunächst die Stelle, wo der Sturz stattfand. Es mag sein, daß wir dort die Erklärung — wo nicht für alles, doch für wesentliche Momente — finden.

Den Anlaß zu dem Versuch, mit Hilfe der politischen Diktatur der Welt den Frieden zu geben, bot die russische Revolution. Das war der Boden, auf dem sich der internationale Sozialismus, der sich selber für den berufenen Träger des internationalen Gedankens hielt (es handelt sich wesentlich um die zimmerwaldische Richtung), für befähigt hielt, das ersehnte Ziel zu erreichen. Was in Paris und London nicht geschehen war, was man in Berlin und Wien nicht versuchen konnte, das konnte vielleicht in Petersburg möglich sein: Der Sturz der kapitalistischen Bourgeoisie und damit die Ueberwindung des Imperialismus.

Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß der Gedanke, die russische Revolution zu diesem Zwecke zu verwenden, und den Ausbruch durch Schüren des innern Feuers zu einer noch gewaltigeren Explosion werden zu lassen, nicht nur berechtigt war, sondern sich damals förmlich aufdrängte. Der Stein war dort ins Rollen gekommen; warum sollte er auf halbem Weg bleiben? Eine starke Gährung hatte sich einer jungen, noch unverbrauchten Volksmenge bemächtigt, in deren Seele der Sozialismus lebt als heiligster Besitz, als unveräußerliches Erbstück dieser Seele. Das russische Volk ist *das sozialistische Volk*, durch Charakter und Gemütsanlage, durch unbewußte Triebe und bewußten Kampf, durch einen primitiven, tief in der slavischen Seele lebenden Altruismus und durch das Martyrium der vielen Tausende, die für den Sozialismus ihre Freiheit und ihr Leben geopfert haben. Die Idee, Rußland bei Anlaß der russischen Revolution zum Herde der sozialen Revolution werden, und hier die Umwälzung beginnen zu lassen, die die ganze Welt von noch mehr als vom Zarismus zu befreien hatte, war damals eine Denknotwendigkeit. Sie hatte etwas Prophetisches, im höchsten Sinne des Wortes Weltgeschichtliches an sich.[1])

---

[1]) Seltsam berührt es freilich, daß man diesen Gedanken mit einer solchen Einseitigkeit erfaßte und nicht nur in Rußland, sondern *nur* in Rußland das probierte, was man anderswo unterlassen hatte. Die Sozialisten, die sich für den Umsturz der damaligen russischen Regierung so lebhaft interessierten und mit einer so eisernen Konsequenz einseitig, ohne zugleich auf die Ueberwindung der andern Regierungen bedacht zu sein, die Vernichtung dieser Regierung erstrebt und durchge-

Sie mußte sich schon darum einstellen, weil es gleich klar war, daß die russische Revolution sich nicht das Ziel steckte, das dem Sozialismus als Endziel vorschweben muß. Der Kampf gegen den Zarismus verlief vielfach in den Formen, welche der Kampf der Bourgeoisie gegen den Absolutismus annimmt, und welche sie bei der geschichtlichen Bedingtheit der menschlichen Revolutionen schwerlich ganz überspringen kann. (Es braucht schon einen völligen Mangel an historischem Sinn, um zu verlangen, daß ein Reich wie das russische Reich, von einem Tage zum anderen alles erreiche, was den andern Nationen erst in Jahrzehnten und Jahrhunderten zu erlangen möglich war.)

Klar war es auch, daß das Programm und die Ziele der russischen Demokratie nicht nur nicht mit unseren Zielen zusammenfielen, sondern daß darin auch Keime und Momente steckten, die zu schweren kapitalistischen und imperialistischen Verwicklungen führen konnten. Der Gedanke, an das Rußland zu appellieren, das noch weiter gehen wollte, als die ersten Träger der Revolution, und die Revolution noch weiter führen mußte, war damals nicht nur berechtigt, sondern geboten.

Zur Charakteristik der damaligen Lage muß immerhin bemerkt werden, daß das Rußland der Revolution nicht nur die am wenigsten reaktionäre Regierung Europas besaß, nicht nur das Land war, in dem Imperialismus und Militarismus die schwächste Grundlage hatten, sondern auch den Boden bildete, auf dem die Demokratie schon in starkem Gegensatz zu ihnen stand und schon von sich aus den Gegensatz verschärft hätte.

Als Zeugnis davon braucht man nicht einmal auf die damalige Haltung der russischen Presse und die Kundgebungen der demokratischen Parteien hinzuweisen, nicht einmal den nun beinahe banalen und widrigen Vergleich mit dem deutschen Imperialismus zu ziehen, der freilich damals eine recht bange Stunde durchmachte. Noch deutlicher redet die Haltung der damaligen Ententepresse. Es ist doch merkwürdig, wie wenig Jubel der Fall des Zarismus bei den noch nationalistisch und imperialistisch angehauchten Strömungen des Westens auslöste. Ein nicht zu verkennendes Mißtrauen, ein baldiges Herunterschrauben der Kriegsziele sind die deutlichsten Beweise, daß das Aufkommen der russischen Demokratie eine Gefährdung und prinzipielle Ueberwindung des Militarismus mit sich brachte, die nicht nur in Berlin, sondern auch in Paris und London als ein Faktor anerkannt wurde, dem man Rechnung zu tragen, und unter den man sich unter Umständen

---

führt haben, sind noch die Antwort schuldig, warum man sich damals mit so einseitiger, schematischer Wucht auf Rußland stürzte und sich in einen so ausschließlichen Gegensatz zur russischen Demokratie stellte, während man anderswo, sogar dem monarchischen Absolutismus gegenüber, eine viel lahmere, eine zuwartende Stellung einnahm.

zu beugen hatte. Es ist eine für uns internationalistische Sozialisten, die wir weit über die „Demokratie“ hinaus gehen wollen, tragische Erkenntnis, daß der demokratische Imperialismus von den demokratischen Revolutionären Rußlands schwer erschüttert worden ist, während die militaristische Steckköpfigkeit Clemenceaus und der englische Wille, „bis zum Schluß zu kämpfen“, zum guten Teil von Lenins und Trotzkys Gnaden leben.

Damit ist gesagt, in welchem Sinn ein wahrhaft internationaler Sozialismus in Rußland nicht nur den günstigsten Boden, sondern auch die höchste Mission hatte. Er durfte freilich nicht nur auf Sympathie und Wahlverwandtschaft rechnen, sondern mußte auch auf Widerstand und Gegnerschaft gefaßt sein. Aber es war hier schon ein starker Gegensatz vorhanden gegen die Mächte, die der Sozialismus selber bekämpft. Da konnte man einsetzen und auf wirklich internationalem Weg, im Zusammenhang mit allen Tendenzen, die auch in andern Ländern zum Schlag gegen diese Mächte ausholen wollten, den Kampf führen. Es kam darauf an, die gerade in Rußland so tief wurzelnden und stark vertretenen radikalen sozialistischen Tendenzen auf die Art wirken zu lassen, die die Rettung der damaligen Welt bedeutete.

Es kam somit auf die Gesinnung, das Ziel und die Methode an, mit denen man die russische Revolution ergänzte, weiter führte und, wo es not tat, sehr prinzipiell bekämpfte.

b. Das Ziel.

Das Ziel, das die russischen Bolschewiki den noch bürgerlich bedingten Zielen ihrer revolutionären Demokratie entgegenstellten, zeichnet sich zunächst durch große Klarheit und Bestimmtheit von den letzteren ab. Das Absolute des sozialen Ziels tritt auf gegen den Relativismus politischer Werte. Der Gegensatz gegen Militarismus und Imperialismus läßt an theoretischer Schärfe nichts zu wünschen übrig. Es geht auf das Ganze. In größter Schärfe tritt der Gedanke der Menschheit hervor, gänzlich gesäubert von den letzten Spuren nationalistischer Begrenztheit.

Und doch ist etwas an diesem Ziel, das bei aller scheinbaren Größe nicht ein unbedingtes Gefühl des Vertrauens aufkommen läßt. Die Größe ist eben hier etwas stark Formelles, Abstraktes. Die Einheit, die hier — im Sinn der dogmatisch-abstrakten, des lebendigen Idealismus baren Zimmerwaldischen Richtung — der Menschheit geschenkt werden soll, ist weniger etwas, zu dem sich die Menschheit durch den Zusammenschluß ihrer freiesten Energien aufraffen soll, als ein Schema, das von oben aufgedrängt wird. Es ist nicht ein Gesamtleben, das sich aus der Wechselwirkung der lebendigen einzelnen Existenzen ergibt. Die formelle Größe, die der Menschheitsgedanke hier angenommen hat, soll uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß in der

großen Form kein lebendiger Inhalt steckt, und daß darum die Form hier, weil sie des Inhaltes bar ist, sehr leicht zur Hauptsache werden und tyrannisch sein kann. Die Menschheitsidee hat etwas Physisches, Mathematisches an sich. Es fehlt absolut der Sinn — nicht nur für die Tiefen des Seelenlebens — sondern auch für die ganze Mannigfaltigkeit der kulturellen, sozialen und nationalen Probleme. Kein Sinn für Differenzierung, Nuance und Unterschied. Eine unglaublich armselige Psychologie, die nicht einmal zwischen Volk und Volk, geschweige denn zwischen Mensch und Mensch zu unterscheiden weiß. Eine noch armseligere Geschichtsphilosophie, die, einseitig am Gedanken der Einheit orientiert, jedes Sensorium für die Besonderheit und Eigenartigkeit der nationalen, sozialen und politischen Faktoren verloren hat und nur noch mit allmächtigen Schemen zu operieren weiß.[1]) Es herrscht die Einheit auf Kosten der Mannigfaltigkeit. Es ist darum etwas Eisiges, Frostiges in diesem Einheitsheiligtum. Die Seele muß sich hier als lästiges Anhängsel fühlen. Der Mensch wird addiert, subtrahiert; er tritt nicht in lebendige Wechselwirkung mit Seinesgleichen. Was die Menschen verbindet und trennt, unterliegt dem Fluch der abstrakten Gleichmacherei. Der Sinn für Gradunterschiede in der politischen und sozialen Entwicklung ist verschwunden, nicht vor der Absolutheit des Prinzips, sondern vor der Nüchternheit des Schemas. Man sieht nur noch den Verheerungsprozeß, der durch den Kapitalismus eintritt und die Regeneration, die durch den sehr mechanisch und äußerlich aufgefaßten Kampf gegen den Kapitalismus ermöglicht wird. So kommt man dazu, zwischen der schwarzen Reaktion und den freiheitlichen Ansätzen in den Demokratien gar keinen Unterschied mehr zu sehen, nicht einmal einen relativen. So übersieht man, daß Imperialismus und Militarismus je nach Rasse, Entwicklung und Vertretung besonders stark und gefährlich auftreten können. Man verkennt, daß das revolutionäre Moment je nach Rasse, Temperament und Anlage verschieden tief wurzelt und sich darum in verschiedener Form äußern muß. Man verkennt, daß das Gute und das Böse ihre Stufen,

---

[1]) Ich habe durch längeren Verkehr mit einigen russischen Vertretern dieser Gesinnung Gelegenheit gehabt, diese psychologische Eigenart genauer kennen zu lernen. Auffallend fand ich immer neben dem Zug aufs Ganze und der Fähigkeit, sich für sein Ziel zu begeistern und zu opfern, die unsägliche Borniertheit, das Unfreie, Kirchliche, Pfäffische der ganzen Richtung. Man bekehrt leichter einen römischen Priester zum Protestantismus als einen russischen Sozialorthodoxen zu etwas, was nicht seinen Theorien entspricht. Die Preisgabe an das Gesetz ist hier eine vollständige. Darum wird auch das Gesetz mit der größten Intoleranz vertreten und gestützt. Ihm haben sich nicht nur die einzelnen Ansichten und Individuen zu fügen, sondern die ganze Welt, und, was das Schlimmste ist, die Ideale, die ein höheres Leben verkörpern, als dieses ärmliche Schema. Das gleiche Schema verhindert, die lebendige Wirklichkeit und das schöpferische Ideal zu erfassen. Darum sind die zwei Grundpfeiler dieses Sozialismus Materialismus und Romantik.

ihre Besonderheit haben. Man sieht überall nur das allgemeine Verbrechen und bleibt darum dem Verbrechen gegenüber kalt und gefühllos. Man steht im Bann eines ungeheuren, abstrakten Gerechtigkeitsbegriffs und ist darum außer Stand, temperamentvoll auf die schlimmsten Ungerechtigkeiten zu reagieren. Wer Beweise will, suche sie in der Haltung der Bolschewiki zur belgischen, serbischen und armenischen Frage[1])

Es ist kalt in diesem Einheitsheiligtum. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Vertreter dieser Einheit nicht heftig und leidenschaftlich auftreten können. Im Gegenteil. Es gibt auf Erden keinen leidenschaftlicheren Fanatismus als den, der einer großen, aber inhaltsleeren Form dient. Gerade daß der Inhalt, das Leben fehlt, zwingt zu einer hartnäckigen Vertretung des Gedankens. Der schlimmste Fanatismus ist der intellektualistische. So müssen wir bei den Aposteln der bolschewikischen Einheitsidee auf die Methoden gefaßt sein, die von jeher dem Schema gegen das Leben, der abstrakten Idee gegen die ganze mannigfaltige Wirklichkeit gedient haben. Sie stehen selber in ihrer ganzen Charakteranlage und intellektuellen Art den Dogmatikern der päpstlichen Einheit, den Vertretern der imperialistischen Einheitsidee, den jakobinischen Gleichheitsfanatikern zu nah, als daß ihr Kampf nicht alle Methoden des abstrakten Einheitsfanatismus haben müßte, von der Intoleranz und der Inquisition bis zur gemeinsten Vergewaltigung der Minderheiten, bis zur Diktatur und zum Niedermetzeln der widerspengstigen Elemente, die sich gegen die allein selig machende Wahrheit sträuben. Der Schlüssel zum Verständnis der Bolschewiki-Theorie und der Taktik, die sich daraus ergeben muß, findet sich in Rom und im Paris des Terreur. Man muß Robespierre vor Augen haben, wie er mit seinem stereotypen Lächeln seine Gegner zur Guillotine schickt, man muß die heiligen Väter der Konzilien heraufbeschwören, wenn man Lenin und Trotzky verstehen will.

Sie haben übrigens selber dafür gesorgt, daß es uns nicht schwer fällt, die Parallele zu ziehen. Wir kennen das Ziel; vergegenwärtigen wir uns die Methode, die befolgt werden mußte.

c. Die Methode.

Jede Idee kann sich nur im Kampf verwirklichen. Nicht daß sie kämpften, auch nicht daß sie in ihrem eigenen Lande kämpften, ist den Bolschewiki zum Vorwurf zu machen, sondern **wie** sie gekämpft haben. Sie mußten, wie jeder, der für eine Idee eintritt, schroff, ohne Kompromisse für ihre Idee stehen. Nur war eben diese Idee derart, daß der Kampf für sie zu den schlimmsten Gefahren und Entartungen führen konnte. Wo die Idee nicht Leben, Kraft

---

[1]) Armenien ist nun dank den Bolschewiki völlig dem türkischen Henker ausgeliefert. Schon beginnt wieder das Gemetzel.

und Schöpfung ist, wo sie mehr formeller Art ist, kann der Kampf für sie nichts Schöpferisches an sich tragen; er kann nicht der Sieg des Lebens über den Tod sein. Es war nicht das Prinzip, vor dessen Absolutheit relative Unterschiede verschwinden, und das darum als Schöpfer eines neuen Lebens in die Wirklichkeit eingreift und das Relative über sich hinaushebt; es war das Schema, in dessen Nüchterheit sich alles einfügen mußte. Die maximalistische Einheitsidee war im Grunde eine ungeheure Negation des Bestehenden ohne die Position, die erlaubt hätte, das Bestehende wirklich zu überwinden. Darum ist auch ihr Kampf zu einer gewaltigen Negation geworden. Der Anschluß an das, was lebensfähig war und sich auf einem weiteren Boden als schöpferisch erweisen konnte, war ihnen nicht möglich. In dem, was anders schaffen wollte, als sie, sahen die Bolschewiki nur noch das „anders", nicht mehr das Schaffen. In dem „anders" lag schon das Todesurteil über die schöpferische Kraft, auch wenn der Tod die lebendigen Energien eines ganzen Volkes treffen sollte. Ihr Kampf ist das klassische Beispiel einer wesentlich auf das Zerstören gerichteten Revolution. Sie haben es verstanden, abzuschaffen, aufzuheben, niederzuwerfen, zu zerstören und zu verheeren. Sie haben weder gebaut noch geschaffen. Und von der ungeheuren Dynamik, die in der Revolution liegt, getrieben, sind sie immer weiter gerissen worden, den Weg des Verbrechens hinunter. Selber unfähig zu schaffen, mußten sie ihre Kraft und ihr Daseinsrecht daran erproben, daß sie alles niederwarfen, was sich ihnen entgegenstellte. Das Prinzip verlangte es, der dämonische Machtwille, der in ihnen steckte, forderte es noch lauter. Man kann es vom Tag ihres Auftretens bis zum Schluß genau verfolgen, wie der Machtwille der Bolschewiki in dem Maß, als er intoleranter, tyrannischer wurde und sich mehr auf die niedrigsten Instinkte der breiten Volksmassen stützte, sich auf diese angewiesen sah und sie darum sogar entfesseln mußte.[1]) So haben sie über ihr Volk und ihr Land die Katastrophe heraufbeschworen.

1. Der Bruder als Feind.

Es kam zunächst zum russischen Terreur. Es ist einer der schlimmsten Fälle, vielleicht der schlimmste Fall von Selbstmord und von Selbstzersetzung eines Volkes, den die Geschichte bis jetzt auf-

---

[1]) Es ist für uns Nichtrussen, die wir die russischen Verhältnisse nicht an Ort und Stelle studiert haben, schwer zu sagen, wie weit einzelne Personen und Ideen hier für das Ganze verantwortlich sind, oder nur zum Ausdruck bringen, was in weiten Kreisen steckt. Wenn ich in diesem Aufsatz die persönliche Verantwortung der Führer stark in den Vordergrund rücke, so geschieht es, weil mir — zum Teil im Gegensatz gegen die Auffassung, zu der ich persönlich hinneigte — sehr gut informierte, klar und objektiv urteilende Russen versicherten, daß im gegenwärtigen Rußland, bei dem noch chaotischen Zustand, dem Mangel an geistiger Selbständigkeit eine Idee, unter Umständen eine Person, sehr viel bedeuten, ganze Kreise infizieren, ganze Umwälzungen hervorbringen kann.

weist. Was der Sozialismus hier zustande gebracht hat, hält den Vergleich mit den schlimmsten Ausschreitungen der großen bürgerlichen Revolution aus. Die sozialistische Diktatur kann sich würdig neben oder über die jakobinische stellen. Im Namen der Freiheit hat man gemordet, eingesperrt, rechtmäßig gefaßte Beschlüsse kassiert, Wahlresultate, die dem tyrannischen Willen nicht entsprachen, zu nichte gemacht, Glaubens- und Redefreiheit unterdrückt! Die rote Diktatur hat es an keinem Zug der Diktatur fehlen lassen, weder an der Vergewaltigung der Minorität, noch an den maßlosen Ausschreitungen der persönlichen Herrschsucht und dem zynischen Darniederhalten der Gegner. Eine der ersten Maßregeln der russischen Demokratie war die Abschaffung der Todesstrafe und das Oeffnen der Gefängnisse. Es ging nicht lang, da hatte die sozialistische Diktatur die Gefängnisse wieder gefüllt und in Bezug auf die Todesstrafe einen Wiedererwägungsantrag gestellt. Die Guillotine ist nun einmal die Zwangsidee einer jeden Diktatur.[1])

*

Zu einer lebendigeren und anschaulicheren Charakteristik des russischen Terreur lasse ich hier einige Stellen folgen, die direkt aus Rußland stammen und mir von Russen zur Verfügung gestellt worden sind. Zu bemerken ist nur, daß Gorki starke Sympathien für die Bolschewiki hatte, und sogar oft mit ihnen identifiziert wurde. Korolenko ist der typische Vertreter des tiefen, innigen, human gesinnten russischen Gemüts. Die Verfasser der Privatbriefe sind entweder Sozialisten oder Leute, die dem sozialistischen Ideal das weiteste Verständnis entgegenbringen. Lunatscharski ist ein Führer der Bolschewiki, Volkskommissär für Volksbildung.

Aus einer von sozialistischen Mitgliedern in der Konstituante abgegebenen Erklärung.

Die konstituierende Versammlung beginnt im Augenblick zu leben, da im ganzen Land der Bürgerkrieg entbrennt. Es gibt keine Unverletzbarkeit der Person und der Wohnung. Es gibt keine Redefreiheit, keine Preßfreiheit, keine Vereinsfreiheit und keine Streikfreiheit mehr. Die Gefängnisse sind überfüllt mit Revolutionären, mit Sozialisten, die sich lange Jahre hindurch der Sache der Revolution geopfert haben, und die sogar Mitglieder der konstituierenden Versammlung sind.

---

[1]) Wenn man damals an Hand von echten, aus Rußland kommenden Zeugnissen genau verfolgt hat, was nicht *über die Revolution* gesagt wurde, sondern *in der Revolution selber*, mußte man staunen über die Weitherzigkeit, Kraft und Energie, mit denen das revolutionäre Ideal damals erfaßt und bis zu weitgehenden Konsequenzen geführt wurde. Es war ein Aufblühen echter Sehnsucht nach Freiheit, etwas so völlig anderes als unsere westeuropäischen Demokratien, daß nur bornierter Schematismus beides auf die gleiche Linie stellen konnte. Um so größer ist das Staunen und nachträglich, nachdem man diese Keime erstickt hat, die Wehmut, der Ekel, daß man dem, was damals, im Werden begriffen, sich so herrlich entfalten konnte, nur Gegensatz, Haß und intoleranten Dogmatismus

Es gibt keine Gerechtigkeit mehr; die Willkür, die durch die Februar-Revolution begraben zu sein schien, feiert ihre Auferstehung . . . Man zerstört die produktiven Kräfte des Landes, man vernichtet jegliche Möglichkeit eines ökonomischen Wiederauflebens. Millionen von Arbeitern, der Organisation und der demokratischen Freiheit beraubt, sind nun der Hungersnot, der Arbeitslosigkeit preisgegeben, wehrlos der Allmacht des Kapitals ausgeliefert.

Die mächtige Organisation der Kooperativen und der Arbeiterberufsverbände stürzt zusammen unter den Hieben der Gewalt.

Der Agrarreichtum des Landes wird von den wohlhabendsten Elementen der ländlichen Bevölkerung geplündert; er entzieht sich der Schicht der kleinen Bauern, denen doch die Revolution Land verheißen hat.

Unser Land zerfällt immer mehr in kleine, von einander unabhängige Staaten. In diesen Staaten wird sich die Bourgeoisie mühelos die Vernichtung jeglichen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Teilen des russischen Proletariats, und die gegen die demokratischen Einrichtungen geführten Schläge zu Nutze machen. Sie wird in den zukünftigen Kämpfen zwischen Arbeit und Kapital den Profit daraus ziehen . . . Jeder neue Tag, da diese verheerende Politik, die den Bürgerkrieg im Schoße der Demokratie schürt, weiter getrieben wird, treibt unvermeidlich die Revolution in einen ruhmlosen Untergang.

Gorki.

„Neues Leben“ vom 20. Nov. 1917.

„Ich wende mich an die bewußten Vertreter der Arbeiterklasse und ich sage: Fanatiker und leichtsinnige Phantasten haben bei den Massen Hoffnungen erweckt, deren Erfüllung unter den gegenwärtigen historischen Bedingungen unmöglich ist. Sie stoßen das russische Proletariat in Zerstörung und Untergang. Dieser Untergang des Proletariats wird in Rußland eine dauernde und finstere Reaktion hervorrufen.

Ich kann Tatsachen wie die Plünderung des Nationaleigentums im Winterpalast, im Palast von Gatschino und in anderen Palästen, nicht als „unvermeidlich“ betrachten. Ich begreife nicht, welchen Zusammenhang mit „der Umwälzung der tausendjährigen Staatsverfassung“ die Zerstörung des kleinen Theaters zu Moskau und der Diebstahl im Ankleidezimmer unserer berühmten Schauspielerin M. N. Jermolowa haben kann?

Ich behaupte, daß die Verantwortlichkeit für diese Schmach, die das Werk von Chuliganen (gewalttätiger Vagabund, Apache) ist, auf das Proletariat fällt, das offenbar unfähig ist, solche Erscheinungen zu vernichten.

Ferner: „der junge Held, der das neue Leben schafft“, macht den Bücherdruck immer unmöglicher.

Das Proletariat, welches die Minderheit unter den hundert Millionen der halbanalphabeten Dorfbevölkerung Rußlands bildet, sollte begreifen, wie wichtig ihm die mögliche Verbilligung des Buches und die Entwicklung des Buchdruckens ist. Es versteht dies zu seinem Unglück nicht.“

„Neues Leben“, 11. Nov. 1917.

„Lenin ist ein „Führer“ und ein russischer Barin, dem manche seelischen Eigenschaften dieses verschwundenen Standes nicht fremd sind; daher hält er sich für berechtigt, das russische Volk zu einem grausamen Versuch zu mißbrauchen, der von vornherein dem Mißerfolg preisgegeben ist. Das durch den Krieg ermüdete

---

entgegenzustellen wußte. Ein ganzes Volk war im Erwachen. Es war im Begriff, sich über seine Verantwortung und seine Mission bewußt zu werden. Der Prozeß, den man fördern und von Hemmungen befreien mußte, wurde erstickt, vergewaltigt. Man ließ nicht nur dem, was Zeit brauchte, keine Zeit, sich voll auszuwirken; man bekämpfte nicht nur, was Keime des Verderbens in sich trug; man bekämpfte sogar das, was lebensfähig war und, mit zarterer Hand angefaßt, sich als lebenschaffend erwiesen hätte.

und ruinierte Volk hat diesen Versuch bereits mit Tausenden menschlicher Existenzen bezahlt und wird noch mit zehntausend Existenzen das zahlen müssen, was es für lange des Hauptes, der Führung berauben wird. Diese unvermeidliche Tragödie beunruhigt Lenin, den Sklaven seines Dogmas, keineswegs, auch nicht seine Gehilfen — seine Sklaven."

Korolenko.

Rußkija Wjedomosti vom 3. Dezember 1917.

„. . . im Moment des Triumphes befürchtet ihr das freie Wort, wie es der Zarismus in den Epochen seiner größten Machtentfaltung befürchtet hat. Und darum strebt ihr nach der Vernichtung der unabhängigen Literatur. Ihr verbietet Zeitungen, ihr verhaftet die Redaktoren und Mitarbeiter wegen ihrer „Richtung"; ihr führt das verhaßteste und das dümmste von allen Werkzeugen des Zarischen Druckes — die Zensur wieder ein — und jetzt weiß ich nicht einmal, wohin ich diese Zeilen meines Protestes richten soll und ich richte sie an alle diejenigen, denen die Freiheit des russischen Gedankens, des russischen Wortes und des russischen Willens teuer ist. Ja, auch des russischen Willens! Denn ihr habt schon zynisch die Hand auf das allgemeine Wahlrecht gelegt, ihr treibt auseinander die durch allgemeines Wahlrecht ernannten Dumen, ihr schickt euch an, die Stimme der konstituierenden Versammlung gewalttätig zu unterdrücken. Und das ist auch begreiflich; eine Macht, die auf einer falschen Idee beruht, ist verurteilt, durch die eigene Gewalttätigkeit zu Grunde zu gehen.

Nehmt euch denn in Acht! Euer Sieg ist kein Sieg. Die gesamte russische Literatur die — wie ihr selber sagt — unbescholten ist, die marxistische, die volksparteiliche, die sozialistische, die demokratisch-radikale und die liberale, sie ist in ihrer Gesamtheit ohne Unterschied der Parteien, der Färbungen und Richtungen — *sie ist nicht mit euch, sondern gegen euch.*

Lunatscharski.

Iswestija (Nachrichten) des Zentralausschusses des Petrograder Sowiet der Arbeiter- und Soldatendelegierten, Nr. 215, 4. Nov. 1917.

Aus dem Aufruf von Lunatscharski, dem Volkskommissär für Volksbildung.

„. . . Genossen! in Moskau ist ein schreckliches, ein unheilbares Unglück geschehen.

Der Bürgerkrieg brachte das Bombardieren vieler Stadtteile mit sich. Es entstanden Feuersbrünste. Es gab Zerstörungen.

Abgebrannt ist die Kirche des Wassilij Blaschenni,[1]) ein Bau von bezaubernder Schönheit, vielleicht das schönste Werk des russischen Baugenius, der Stolz von Moskau. Zerstört ist die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä, ein historisches Denkmal, welches Jahrhunderte ehrfurchtsvoll geschont hatten, welches viele Mißgeschicke, Feuersbrünste und die Napoleonische Invasion überlebt hatte.

Stark beschädigt sind die schmucken Türme des Kreml. Genossen, dies ist schrecklich. Der junge Zar — das Volk — war gezwungen, die schönsten Edelsteine mit eigener Hand für immer auszureißen, bevor er sich die Krone aufsetzte. Im Kampfe für die Macht hat das Volk seine berühmte Hauptstadt — Moskau — entstellt . . .

Als ich, der Volkskommissär für Volksbildung, die Nachricht von der Moskauer Schlächterei und von der entsetzlichen Verwüstung des Volkseigentums erhielt, war ich vernichtet.

Unsäglich, entsetzlich ist es, in Tagen des grausamen, schonungslosen, vernichtenden Krieges und der Herrschaft zerstörender Elemente Kommissär für Volksbildung zu sein . . .

---

[1]) Die Nachricht, die Lunatscharski hier bringt, hat sich später als falsch erwiesen: die Kirche Wassilij Blaschenni ist nur wenig beschädigt worden. Der Kreml dagegen wurde tatsächlich durch die Beschießung der Bolschewiki stark beschädigt.

Aber mir kommt die Verantwortlichkeit für die Erhaltung des künstlerischen Volkseigentums zu, und ich bin hier völlig machtlos: Das große historische Erbe, brennt, zerfällt.

Man kann nicht auf dem Posten bleiben, auf dem man machtlos ist. Daher hab ich meine Demission eingereicht.“[1])

Privatbriefe.

2. Nov. 1917. „Heute haben wir eine militärische Hausdurchsuchung erlebt .. das Schicksal bewahre euch vor solchen Erlebnissen! Sie waren normal beim alten Regime, doch sind sie unerträglich schwer in der „freiesten Republik der Welt“.

3. Nov. 1917. (Aus Moskau). „Die ganze Woche waren wir wie belagert: Kanonen, Flinten, Mitrailleusen und Revolver schossen die ganze Zeit mit solcher Heftigkeit, daß man die Schwelle nicht übertreten konnte. Hinter dem Zaun des Nachbarhauses wurde fortwährend auf die Straße geschossen, vom Speicher auf unseren Hof, so daß es gefährlich war, in den Hof zu gehen. War es ein Provokator oder nicht — er hat uns jedenfalls eine Haussuchung der Bolschewiki zugezogen: sieben Mann mit Flinten durchsuchten das Haus.“

9. Nov. „Es wird ein ungeheuerer Versuch gemacht, uns in „das helle Reich des Sozialismus“ einzuführen. Leider sind die Massen so wenig gebildet und verstehen so primitiv die Wohltaten dieses Reiches. Und eine große Menge von Adepten des Sozialismus verfällt bei der leichtesten Versuchung in die Ketzerei des Kleinbürgertums.“

11. Nov. 1917. „Am schmerzlichsten ist, daß Brüder Brüder erschlagen haben, daß der Haß sich so entwickelt hat; nicht alle sind jedoch so tierisch; viele haben sich besonnen. Jetzt flieht alles aus Moskau: Soldaten, Dienstboten, alle, die sich von dieser Ansteckung des Fliehens ergreifen lassen. Soldaten fühlen Gewissensbisse, nachdem sie so viele Kirchen und friedliche Häuser zerstört haben. Die allgemeine Stimmung ist Ratlosigkeit und Reue . . . In den Tagen der Unruhen hatten wir uns an die Kanonnade gewöhnt, wir beachteten Kanonen und Mitrailleusen selbst dann nicht, wenn sie in unmittelbarer Nähe schossen; am scheußlichsten waren Provokationsschüsse aus Revolvern, die hinter den Zäunen abgefeuert wurden und alle schrecklich aufregten.“

25. Nov. (Aus Moskau). „Wir haben uns schon an die Stille in der Stadt gewöhnt, haben uns soweit als möglich an die Ueberreste verbrannter Häuser, an zerschlagene Fenster, an die Menge geschlossener Läden mit Fenstern und Türen, die mit Brettern bedeckt sind und kein Glas haben, auch gewöhnt. Wir gehen zum Mittelalter über . . . Was recht unangenehm ist, ist, daß die beunruhigten Einwohner des Hauses, in dem wir leben, abwechselnd eine nächtliche Bewachung der Eingänge eingerichtet haben, es ist qualvoll-langweilig dazusitzen, wenn auch in Gesellschaft. Ich hoffe, daß es bald aufhören wird.“

23. Dez. 1917. „Wie leben wir? schlecht. Ich habe ein Gefühl, als ob wir im Schmutze badeten . . . Doch man gewöhnt sich an jedes Uebel. Wie in der Bibel vor der Zerstörung von Ninive fahren die Menschen fort, zu essen, zu trinken und zu heiraten.“

Die materiellen, wirtschaftlichen und sozialen Schäden, die durch diese Selbstzersetzung verursacht worden sind, sollen ungeheuer sein.[2]) Da es uns an einer ganz genauen Kenntnis derselben

---

[1]) Herr Lunatscharski nahm zwar schon am nächsten Tag seine Demission zurück und blieb auch ferner in seinem Amt.

[2]) Man muß wenigstens die Frage aufwerfen, ob es bei einer Politik, die auf eine andere Art von Einheit bedacht gewesen wäre, die der Einheit einen freien, die Mannigfaltigkeit nicht ausschließenden Charakter verliehen hätte, zu der

fehlt, können wir uns auch kein definitives Urteil anmaßen. Gut orientierte, objektiv urteilende Russen reden von Schäden, die erst nach Jahrzehnten wieder gut gemacht werden können, sofern es überhaupt gelingt, den positiv schaffenden Kräften das Uebergewicht über die rein negativ orientierten zu verschaffen.

Noch schlimmer als der materielle Schaden dünkt uns der geistige. Es ist doch schrecklich, daß das russische Volk in der entscheidenden Stunde der Geschichte, da es hätte eingreifen und durch Mitteilung des Heiligsten, das in ihm wohnte, der Welt zur Erlösung hätte verhelfen können, durch seinen Sturz, die Trägödie noch verschärfen half und die Lösung in weitere Fernen rückte. Je echter und leidenschaftlicher die Liebe zum russischen Volk, je größer die Achtung vor dem Heiligtum ist, das es in sich trägt, desto stärker sind jetzt Ekel und Empörung über die Rolle, die man nun diesem Volke aufzwang. Rußland hätte das Land sein können, von dem, aus den Tiefen der Volksseele emporschäumend, eine Welle heiliger Gesinnung hätte kommen können. Vor dieser Welle hätte vielleicht die Flut des Krieges zurück müssen. Wenn das Volk Tolstojs für das, was Tolstoj wollte, eingetreten wäre, wer weiß? Aber man hat dafür gesorgt, daß Tolstoj nicht zum leitenden Prinzip der russischen Sache wurde. Man hat sich nicht an das Höchste im russischen Volk gewandt, damit es über das Niedrige den Sieg davon trage. Man hat sich auf das Niedrigste, auf die tierischen Instinkte, gestützt. Man hat einen seltsamen Typus geschaffen, der in Rußland wohl eher als sonstwo möglich ist, und gerade in Rußland die allerschlimmsten Verheerungen anrichten mußte. In der russischen Seele stecken die Bestie und der Heilige. Sie bilden dort einen viel schärferen Gegensatz als bei uns. Darum hätte dort einmal die Bestie durch den Heiligen überwunden werden können. Statt dessen hat man einen Typus geschaffen, der beides in sich trägt und nicht nur eine Verwüstung Rußlands, sondern eine Verseuchung der russischen Seele bedeutet. Unter dem Deckmantel eines scheinbar großen, heiligen Ideals läßt man die Bestie weiter toben und wüten. Man entfesselt den blutigsten Bürgerkrieg, um der Welt die Freiheit zu bringen. Gegen das Privateigentum hat man die Raubgier mobilisiert. Man will die Volksverbrüderung und mordet den Bruder. Der Apostel ist zugleich Henker. Das Volk, das uns Tolstoj geschenkt hat, hat durch eine blutige Ironie der Geschichte Apostolat und Schergentum in einer noch nie dagewesenen Art verbunden. Wie lange wird es gehen, bis der kranke, verseuchte Körper das Gift ausscheidet?

---

jammervollen Zergliederung Rußlands gekommen wäre. Der föderalistische Gedanke hätte — auch in Finnland und der Ukraine — nicht eine so schroffe, negative Form anzunehmen brauchen, wenn er nicht die Antwort auf eine wesentlich negativ orientierte Einheitspolitik gewesen wäre.

2. Der Feind als Bruder.

Wenn man den Bruder als Feind behandelt, läuft man Gefahr, im Feind nur noch den Bruder zu sehen. Die notwendige Kehrseite der aus Haß und Vergewaltigung bestehenden innern Politik war die völlige Preisgabe, das Sichwegwerfen an den äußeren Gegner. Hier ist zunächst eine prinzipielle Erklärung von nöten. So wenig ich gemeint habe, der russische Sozialismus hätte sich die Aufgabe und die Pflicht schenken können, sehr grundsätzlich gegen die noch bürgerliche Revolution aufzutreten, wo diese zurückblieb und sich mit Halbheiten begnügte, so wenig meine ich, der russische Sozialismus hätte den Krieg weiter führen müssen. Ich vertrete persönlich die Ansicht, daß die Gewalt sich letzten Endes nur am völligen Verzicht auf Gewalt brechen wird. Ich halte es für aussichtslos, die Maximalisten vom Standpunkte des Sozialpatriotismus aus zu bekämpfen. Unechter Internationalismus kann nur durch echten, radikalen Internationalismus überwunden werden.

Hier leidet die ganze Politik der Bolschewiki an dem Fluch, der ihr Wesen zeichnet, am Fluche des Widerspruchs, am Versuch, Tendenzen zu vereinigen, die sich aufs heftigste hiergegen sträuben. Sie haben im Innern wie im Aeußern ein hohes Ideal mit Mitteln zu verwirklichen suchen, die dieses Ideal früher oder später in den Untergang reißen müssen. Der Friede war ihnen das Problem der richtigen Anwendung der Gewalt. Ihre innere Politik ist darum ein Morden, darum ist auch ihre äußere Politik die Sanktion des Mordes — in diesem Fall bei den Gegnern. Wer das Recht auf Gewalt so schrankenlos für sich in Anspruch nimmt, wird es dem Gegner schwerlich entwinden können.

In diesem Sinn ist der Titel dieses Abschnitts zu verstehen. Nicht daß die Russen in den Deutschen Brüder erkannten und ihnen die Arme öffneten, war ihr Fehler. Hätten sie es nur konsequenter getan. Ich hege die volle Ueberzeugung, daß ein Rußland, das die Waffen weggeworfen hätte, das sich geweigert hätte, der Gewalt anders als durch Heiligkeit und Liebe entgegenzutreten, der Welt den Frieden gegeben hätte. Denn es wäre ein Friede der innern Ueberlegenheit und der heiligen Größe gewesen. In diesem Frieden lag der Sieg des Geistes, die Ueberwindung der Gewalt, nicht die Niederlage des Geistes und die Sanktion der Gewalt, wie in dem jetzt geschlossenen Frieden.

Aber man ließ sich mit der Gewalt ein. Damit erkannte man sie an, sanktionierte sie. Der Feind ward zum Bruder, der Feind, nicht das deutsche Volk, sondern die schlimmsten Mächte, die das deutsche Volk verseuchen und in den Untergang reißen.

Bei den Verhandlungen waren alle, Russen wie Deutsche, Diktatorennaturen mit dem Willen, nicht nur selber unumschränkt zu regieren, sondern auch der Welt ihre Pläne aufzudrängen, alle

darum bereit, zur Durchführung dieser Pläne alle Mittel anzuwenden, die der Gewalt von jeher gedient haben. Brest-Litowsk ist nur als Kampf zwischen feindlichen Brüdern zu verstehen. Und dabei war der Erfolg im Kampf a priori der Partei gesichert, die nicht nur über die größere Gewalt verfügte — es hätte ja auf der andern Seite einen großen geistigen Sieg geben können — sondern den Vorzug größerer Geschlossenheit und Einheitlichkeit besaß. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis dieser sonst unbegreiflichen Tragödie. Wie hätten sich sonst Sozialisten zu Verhandlungen hergegeben, die schon an sich die schwerste Gefährdung des internationalen Sozialismus bildeten, weil der Standpunkt, den man einnahm, den sozialistischen Grundsätzen und Forderungen keineswegs entsprach und weil man von vorneherein auf einen Frieden tendierte, der nichts anderes sein konnte, als ein Verrat an der internationalen Idee und am Heiligsten des Sozialismus.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man die Haltung im einzelnen betrachtet. Die „internationale" Haltung der Bolschewiki ist nicht wirklich international gewesen. Sie hat der Völkergruppe, mit der sie verhandelte, durch das Weglassen der selbstverständlichen sozialistischen Forderungen bei diesen Verhandlungen ein bedeutendes Uebergewicht verliehen. Sie hat es auch nicht verstanden, und schwerlich genügend probiert, alle Völker für den allgemeinen Frieden zu interessieren. Der Entente gegenüber war die Haltung recht seltsam, und schwerlich geeignet, den Willen zu stärken, sich an allgemeinen Friedensverhandlungen zu beteiligen. Man hatte sich von vorneherein sehr weit mit der andern Gruppe eingelassen. Es war nicht ein Appell an die Menschheit: Wollen wir nun mit gemeinsamen Kräften arbeiten? Es war Frankreich und England gegenüber mehr der Ton: So machen wir's; ihr könnt ja mit, wenn ihr wollt, und wenn ihr nicht wollt, wird man's euch schon zeigen. Wie sehr im einzelnen Maßregeln getroffen wurden, die für die Ententeländer verletzend waren, wie der ganze Ton nicht derart war, daß er im Westen Vertrauen erwecken konnte, ist zu bekannt, als daß man es in diesem Zusammenhang mehr als nur erwähnen müßte.

Hier muß freilich ein Punkt mit aller Klarheit hervorgehoben werden. In dem Sinn, in dem in gewissen Ententekreisen und in einem Teil der Ententepresse das Wort „Verrat" gebraucht wurde, kann von einem „Verrat" der Bolschewiki an der Entente nicht die Rede sein. Man kann einer Sozialistenregierung, die eine Monarchie gestürzt hat und entschlossen ist, mit den letzten Resten der bürgerlich-kapitalistischen Politik aufzuräumen, keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht ohne weiteres den Richtlinien ihrer Vorgänger folgt. Die Maximalisten hatten nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, in der äußern Politik ihres Landes den Ver-

bündeten ihres alten Regimes gegenüber einen ganz neuen Ton anzuschlagen. Auch hier mußten sie mit Forderungen auftreten, in echt sozialistisch-internationalem Sinn Revision der ganzen Politik, der ganzen Haltung verlangen. Erst nachdem man in diesem Sinne alles ernsthaft und konsequent, aber ohne Erfolg, probiert hätte, wäre das Sichlossagen von der Ententegruppe berechtigt gewesen. Auch hier war ein Appell an die Völker von nöten, ein Appell an das, was der Westen an Oppositionskräften gegen den Krieg besaß. Ein warmer Aufruf an die Gesinnungsgenossen im Westen, sich auf wirklich internationaler Grundlage an einer allgemeinen Friedensaktion zu beteiligen und, im Notfall, zu den Strömungen und Regierungen, die sie hemmen und verhindern wollten, in den schärfsten Gegensatz zu treten, war durchaus berechtigt und wurde durch die Lage gefordert.

So wenig es anging — wie es tatsächlich nachher geschah — allein auf die Zentralmächte gestützt, den Frieden zu erzwingen, so wenig ging es an, im Bund mit dem demokratischen Imperialismus die Zentralmächte zum Frieden zu zwingen. Der Fehler liegt anderswo. Er liegt auch hier in dem abstrakten, herzlosen Schematismus der Bolschewiki, der sie in der äußern wie in der innern Politik zur sittlichen Gleichgültigkeit ethischen Werten gegenüber führen mußte. Die Pflicht, sich nicht mit den Ententeregierungen solidarisch zu erklären, haben sie zum Recht auswachsen lassen, ihre kühle, herzlose Haltung auf alles auszudehnen, was im Westen an Ideen, an demokratischen Ansätzen, an sozialem Ferment vorhanden war. So haben sie auch hier zwischen sich und dem, was die Völker in schwerem Ringen „auch gegen die Regierung" erwirkt hatten, das Band zerschnitten. Für das, was in den Völkern des Westens an sozialen Energien, an schöpferisch verjüngenden Kräften vorhanden war, gab es in dieser kühl berechnenden, kalten Seele weder Verständnis noch Liebe. Es wurde für sie wie die oppositionellen Kräfte Deutschlands zum Posten eines großen Machtkalküls. Die Ententepolitik der Bolschewiki ist nicht Teil eines großen Strebens, die Welt von ihren tyrannischen Mächten zu befreien, sondern eine arithmetische Funktion ihres arithmetischen, seelenlosen Imperialismus.

In diesem Sinn haben die Bolschewiki die Entente im Stich gelassen, wie sie auch ihr eigenes Volk verleugnet und das deutsche Proletariat verraten haben. Der Verrat am Ideal brachte es mit sich, daß man allenthalben Treulosigkeit beging, wo man das Ideal hätte stärken und fördern sollen.

Der einen Seite machte man alles schwer, der andern wurde alles erleichtert. Der Entente gegenüber nahm man den Ton eines Diktators an, stellte Termine, gab Fristen an; mit den Zentralmächten ließ man sich ein, ohne ein Minimum von Garantien dafür zu verlangen, daß der Friede ein sozialistischer Friede sein müsse.

Der Mangel an Grundsätzen grenzt hier ans Abenteuerliche. Eine sozialistische Regierung, die in ihrem Land nicht nur die Monarchie, sondern die bürgerliche Demokratie gestürzt hat — und diese bürgerliche Demokratie war damals die liberalste in Europa — hat sich nun mit völliger Umgehung des deutschen Volkes an die deutsche Regierung, d. h. an die stärkste Vertretung des imperialistischen und militaristischen Machtgedankens gewendet. Es fand kein ernsthafter Versuch statt, das Volk bei den Friedensverhandlungen mitreden und mitspielen zu lassen. Es wurde nicht verlangt, daß die Minoritätssozialisten etwas dabei zu sagen hätten. Von der einzigen Gruppe in Deutschland, mit der man im Prinzip einig war, und die der eigenen Gruppe entsprach, nahm man Umgang. Man ließ Haase und Liebknecht im Hintergrund; es galt nur mit Czernin und Kühlmann zu verhandeln. Dies muß betont werden, da man gerade jetzt in Maximalistenkreisen und bei ihren flachen Verehrern und Apologeten in der Schweiz das deutsche Volk nicht genug mit Vorwürfen überhäufen kann. Es trage die Schuld, daß alles schief gegangen sei; es hätte sich wehren sollen. Was hat man denn getan, damit es sich damals wehre? Was wurde denn probiert, um es zu einer Stellungnahme zu veranlassen, in der sich sein Friedenswille und seine Bereitschaft, ihn auszudrücken, kundgeben konnten? Ueber seinen Kopf hinweg hat man mit der Regierung verhandelt, und nun wundert man sich, daß es sich nicht gegen die Regierung auflehnt, mit der man damals alles abkartete.[1])

Ein seltsamer Sozialismus! Und eine seltsame Internationale, die es schon während des Waffenstillstandes, und je länger je mehr zugibt, daß das ganze Schwergewicht des Krieges einfach auf eine andere Front verschoben werde und zwar ausgerechnet dorthin, wo der Krieg seine heftigste und grausigste Form annehmen muß, dorthin, wo der Kampf mit dem Sieg der Militärdiktatur enden kann.

Noch seltsamer als diese materiellen Folgen der Prinzipienlosigkeit bei den Verhandlungen berührt uns die Prinzipienlosigkeit selber. Hier ist der Ort, wo man von Verrat reden darf und schwerlich anders als von Verrat reden kann. Eine proletarische Diktatur hat mit einer Militärmacht verhandelt und sich bereit erklärt, den Frieden zu schließen, und dabei war von den Bedingungen, ohne welchen für einen Sozialisten der Friede nur eine Lüge und ein Greuel sein kann, nicht die Rede. Kein Wort von Abrüstung. Kein Wort von den Maßnahmen, die zu treffen wären,

---

[1]) Eine große Rolle spielte hier der Lieblingsgedanke der ärmlichen Geschichtsauffassung dieser Kreise, die Ueberzeugung, daß ein automatischer Prozeß die Entwicklung weiter führt und daß sich die Revolution, wie physische Ansteckung, weiter verbreitet. Das Schema, das in den Köpfen steckte, wurde ohne weiteres auf die ganze Welt und auf die Völker angewendet. Nur erwies sich damals die Welt als noch härter als die Schädel, die das Schema beherbergten.

damit der Krieg in Zukunft verunmöglicht würde. Kein weiter Gedanke an die Zukunft. Nur das ewig gleiche, abstrakte Schema: Keine Annexion und keine Entschädigung, das nur die vorläufige Negation des Imperialismus ist, ihn aber weder prinzipiell überwindet, noch auch praktisch lahm legt.

Um sich die Tiefe des Sturzes zu vergegenwärtigen, wolle man seinen Blick einen Augenblick auf die Höhe richten. Auf die Höhe, die man damals ersteigen konnte. Nehmen wir die Lage, wie sie damals tatsächlich war. Nehmen wir die Machtstellung des russischen Proletariats als etwas an, an dem wir nicht zu rütteln hätten, und aus dem wir das Beste zu machen hätten. Und nehmen wir nun an, dieses Proletariat benütze die Stellung, die es nun behauptet, und die Achtung, die es bei den radikalen revolutionären Strömungen aller Länder genießt, zu einem seiner selbst und seiner großen Mission würdigen Eingriff in die Geschichte. Nehmen wir an, es wende sich auf internationaler Grundlage an alle Völker, nicht über die Völker weg an die Regierungen, sondern gerade an das, was in den Völkern selber — auch gegen die Regierung — den Frieden durchführen kann. Die Lage war damals so, daß es in allen Ländern, in Frankreich und England nicht weniger als in Oesterreich und Deutschland, Strömungen gab, die sich für eine solche Friedensidee erwärmt hätten, und daß es den Regierungen äußerst schwer gewesen wäre, den Friedenswillen zu unterdrücken, der von dieser Grundlage ausgegangen wäre und sich an dieser Orientierung Kraft und Leidenschaft geholt hätte. Man muß gegen Verzweiflung ankämpfen, wenn man nachträglich bedenkt, was für eine Gärung in der ganzen Welt eine solche prinzipielle, unentwegte Aktion, die von der konkreten Grundlage der russischen Revolution ausgegangen wäre, verursacht hätte. Es wäre eine Lähmung des Imperialismus, des demokratischen wie des monarchischen, gewesen. Es wäre eine Galvanisierung aller Faktoren und Elemente gewesen, die auf einen wahrhaft menschlichen Frieden hinstrebten, der nicht nur die schematische Lösung einer momentanen Verlegenheit in sich schließt, sondern die ganze Zukunft der Menschheit ins Auge faßt.

Das war die Höhe, die man damals ersteigen konnte. Es wäre der Friede gewesen. Aber man ging den Weg der Tiefe, der nur mit dem Sturz enden konnte. Mit der gleichen Borniertheit, die in der innern Politik in allem, was sich dem Schema widersetzte, nur den Ketzer und den Feind erblickte und die zur schematischen Verheerung Rußlands führte, versteifte man sich auf die Form des Friedensgedankens, die man nun einmal erfaßt hatte und allen aufdrängen wollte. Und hier half die armselige Ausrüstung zu dem Sturz. Man stützte sich auf die ärmliche Psychologie, auf die dürftige materialistische Geschichtsphilosophie, die für die ganze Denkart charakteristisch sind. Ist nicht ein Volk wie das andere? Sind nicht

Kapitalismus und Militarismus überall die gleichen? Ohne Unterschiede, ohne Nuancen? Ist nicht das deutsche Proletariat wie das russische, und muß es nicht in treuer Befolgung des immanenten Gesetzes, das diese neuen Päpste an die Stelle der Allmacht Gottes gestellt haben, mit seiner Regierung dasselbe tun, was das russische mit der seinen vorgenommen hat? Wie der 4. August 1914 das Produkt des ökonomischen Materialismus ist, ist der russische Bankrott die Frucht der schematischen Auffassung, die im Menschen nur eine sich überall gleich bleibende ökonomische Kategorie, eine wirtschaftliche Größe sieht, und, ethischen Werten gegenüber kühl und gleichgültig, alles Qualitative sofort in Quantitatives umsetzt. In den verschiedenen Ländern warnte man; man bat, der Wirklichkeit mehr Rechnung zu tragen. Am eindringlichsten ersuchten deutsche Genossen aus den Reihen des Oppositionssozialismus, man möge nicht zu Deutschland eine Stellung einnehmen, die nur zu einer neuen Machtstellung des deutschen Imperialismus führen und damit den revolutionären Willen auch in Deutschland, gerade in Deutschland nur lähmen könne. Das wußten und das sagten Deutsche,[1] die ihr Volk kennen und die von der tragischen Erkenntnis durchdrungen sind, daß der äußere Erfolg jetzt für das deutsche Volk das ärgste Gift ist, und daß die russischen Verhältnisse nicht ohne weiteres auf Deutschland übertragen werden können. Der Papst weiß und versteht alles besser, als die Vertreter der einzelnen Nationen. So wußten die russischen Päpste besser, wie mit Deutschland zu verfahren sei, als die, die in Deutschland gelitten und gekämpft hatten und aus der tiefsten Verzweiflung heraus die einzig mögliche Rettung zu finden gelernt hatten.

Es feierte wieder einmal die Orthodoxie einen Sieg über das Ketzertum, das ultramontane Rom überwand die Nationen. Aber in diesem letzten Sieg des Dogmas über das Leben, der autoritären Orthodoxie über die Gegenströmungen liegt die furchtbarste Tragik, die je einem solchen Sieg innewohnte: Der Sieg der päpstlichen Sozialdemokratie ist die Rettung des Militarismus, es blieb der sozialistischen Diktatur vorbehalten, das Austoben ihrer älteren Schwester, der Militärdiktatur, zu ermöglichen. Es wäre nur ein sehr bescheidenes Zeichen des verdienten Dankes, wenn man in Berlin neben der Hindenburgstatue nun eine Statue Lenins aufstellen würde, und wie am „Retter Ostpreußens“, so auch am „Retter der russischen sozialen Republik“ das deutsche Volk vorbeidefilieren ließe.

III. Wohin.

Woher der Sturz kam, ist wohl klar. Dieser Sozialismus ging zu grunde, weil er in sich selber die Mächte trug, gegen

[1]) So sagt Bernstein, daß die Maximalisten nicht den Frieden für Rußland und die ganze unter dem Krieg zusammenbrechende Menschheit bereiten, sondern den wildesten Triumph des deutschen Militarismus.

die er ankämpfte. Er wollte ein hohes Ziel mit Methoden erreichen, die einen Verrat an diesem Ziel in sich schlossen. Der Diktatursozialismus war dazu verurteilt, vor einer Diktatur zu Kreuze zu kriechen, die nicht, wie er, an dem schweren Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit krankt, sondern geschlossen, mit Machtmitteln die Machtpolitik verfolgt und erzielt. Der mechanische, seelenlose, stark materialistisch fundierte, auf rohe Instinkte gestützte Sozialismus zog vor der Organisation den kürzeren, die es am besten verstanden hat, die Seele zu mechanisieren, die rohesten Instinkte äußerlich zu disziplinieren. Es war das Fatum eines fatalistischen, auf Negation versessenen, in Haß verrannten Sozialisumus, daß er an der Organisation der Verheerung, am systematischen Haß, am Militarismus, zu grunde ging.

Und nun? Haben wir noch etwas beizufügen? Lang hat unser Blick auf den Abgründen geweilt, die nun das Grab so vieler Hoffnungen, so vieler Möglichkeiten sind. Können wir ihn wieder auf Höhen schweifen lassen? Dürfen wir und können wir den Mut wieder dazu finden?

Eins ist hier außer Zweifel. Zu diesem Aufschauen genügt es nicht, uns vorzustellen, es könne auch alles anders herauskommen, als es gegenwärtig scheint. Es genügt nicht, die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit ins Feld zu führen, daß die imperialistischen Pläne im Osten früher oder später in sich zerfallen müssen, daß die deutsche Machtpolitik sich nun das Grab gräbt, das sie einmal verschlingen muß, und die Totengräber bestellt, die sie einmal hineinlegen werden. Es genügt nicht einmal, darauf hinzuweisen, daß die Bolschewiki auch in Deutschland eine starke Gärung hervorgebracht haben, und daß sie, so ungeschickt und unecht ihre Vertretung des Revolutionsgedankens auch war, der Revolution indirekt gedient haben mögen. Auch wenn es, rascher, als es jetzt den Anschein hat, in Deutschland zu einer Erhebung der Opposition käme, so wäre es nur ein Beweis dafür, daß der revolutionäre Gedanke sich trotz unechter Form und mangelhafter Vertretung weiterbewegen kann, kein Zeugnis dafür, daß die Form gut war. Wenn sich — wie wir immer noch hoffen wollen — die Opposition in Deutschland aufraffte, läge darin noch keine Legitimation der bolschewikischen Taktik. Es wäre vielmehr der Ausdruck eines unentwegten, auch angesichts der durch die Bolschewiki geschaffenen Notlage, nicht verzweifelnden revolutionären Willens.

Die Frage ist eine Prinzipienfrage. Es handelt sich nicht darum, ob die Geschichte nun tatsächlich den Weg gehen wird, den die Bolschewiki ihr eröffnet haben, oder ob sie — früher oder später (wovon ich persönlich vollständig überzeugt bin) — einen andern Verlauf nehmen wird. Es handelt sich bei prinzipiellen Fragen und bei grundsätzlichen Beurteilungen nicht um das, was

wirklich erfolgt, sondern um das, wozu man sich hergab und das, wozu man die Möglichkeit bot. Verrat bleibt Verrat, auch wenn er im letzten Augenblick verunmöglicht wird. Wir schätzen den Hieb, der dem Mordgedanken entspringt, nicht anders ein, wenn er pariert wird und abprallt.

So gibt es wohl nur eine Möglichkeit, den jetzigen Ereignissen einen höhern Sinn abzugewinnen und die Hoffnung lebendig zu erhalten. Nämlich in diesem Sturz den Fall von etwas zu sehen, das fallen mußte, nicht nur, weil es sich nicht halten konnte, sondern weil es dem Höhern den Weg versperrte.

Der Zusammenbruch des Bolschewiki-Sozialismus (es ist nicht der ganze russische Sozialismus) kann nur dann zur Hoffnung Anlaß geben, wenn er als Zerstörung einer Hemmung angesehen wird, bei deren Wegfall die Menschheit erst aufatmen konnte. Es gibt — menschlich gesprochen — Bewegungen, Faktoren, Scheinideale, die sich ausreifen, auswirken, austoben müssen, damit man von ihnen frei werde. Wie der Körper, wenn er einmal infiziert ist, nur nach dem Wüten der Bazillen diese Bazillen wieder ausscheiden kann. Nachdem einmal der unechte, auf Gewalt, äußere Autorität, falsche Diplomatie, auf Machtinstinkte, auf Kollektivegoismus gestützte Sozialismus, nachdem dieser Sozialismus, in dem alle Giftstoffe steckten, von denen er die Menschheit befreien wollte, die Menschheit infiziert hatte, mochte es notwendig sein, daß die Seuche in ihrer ganzen Stärke ausbrach. Es war nötig, daß die Abart, das Zerrbild des Sozialismus, dessen Ausdruck die Bolschewiki sind, die Menschheit an den Rand des Verderbens brachte und diese Möglichkeit der Erstarrung und Knechtung schuf; nur so offenbarte sich die Gefahr, die in ihm wohnte. Es ist schon viel, wenn dem Teufel das Lichtgewand entrissen wird, in das er sich zu hüllen pflegt. In diesem Sinn kann man vielleicht sagen, die Bedeutung des russischen Zusammenbruchs liege darin, daß er unverhüllt offenbart, wessen Geistes Kind die Abart des Sozialismus ist, von dem nun ganze Kreise die Rettung der Menschheit erwarten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Das gilt auch von der sozialistischen Strömung, die nun, ohne wirklich der russischen Seele, ohne überhaupt der wahren menschlichen Seele zu entsprechen, Rußland als ihr Experimentierfeld ausgesucht hat. Es gehört Glaube dazu, den Gedanken zu fassen, und es braucht Mut, ihn auszusprechen, aber wir müssen ihn doch ausdrücken: „Es kann sein, daß das Martyrium des russischen Volkes die Menschheit vor den unsäglichen Uebeln bewahrt, in die sie eine unechte Revolution, die noch die Reaktion in sich trägt, notwendig stürzen muß.“

So gehört Brest-Litowsk und die russische Katastrophe in die Kategorie der düstersten Tragödien der Menschengeschichte, unter die Rubrik der Selbstzersetzungen und Selbstmorde des Lebens-

unfähigen und Todbringenden. Die heutige Krise verhilft uns dazu, uns diese Betrachtungsweise anzueignen. Hat sich nicht ein paar Mal das Dämonische so gesteigert, daß das blödeste Auge den Teufel darin erblicken mußte? Hat uns der Krieg nicht schon den Sturz der durch die Kriegspfaffen bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Kriegstheologie gebracht? Verzeichnen wir nicht die geistigen Niederlagen des Militarismus, der Machtpolitik und des an ihr orientierten Staates, die in dem Maß als sie sich austoben, in den Untergang stürzen?

Und was den Sozialismus betrifft -- was sind der 4. August 1914 und die ganze erste Periode des Krieges anderes, als das mit eigener Hand unterschriebene Todesurteil eines des Kampfes entwöhnten Sozialismus? Hieran reiht sich Brest-Litowsk. Auch da sind die Unterschriften unter ein Todesurteil gesetzt. Indem die Sozialisten das Dokument unterschrieben, das die unumschränkte Gewalt des Imperialismus anerkennt, haben sie noch mehr als den Tod ihres Landes unterschrieben. Sie haben den Tod des Sozialismus unterschrieben, der im Gegensatz zum kampfunfähigen Sozialismus Revolution plant, will und durchführt, aber mit der Gesinnung und den Methoden, die die Revolution zum Werkzeug düsterer Reaktion machen müssen.

Wer aufmerksamen Auges den Kampf der zwei feindlichen Brüder verfolgt hat, ist ein gut Stück weiter gekommen. Er hat nicht nur die zynische Enthüllung der ganzen Perfidie und Gemeinheit des Imperialismus schauen können; er hat auch gesehen, daß der Sozialismus ganz unfähig ist, diesem Imperialismus die Spitze zu bieten, solange er bei seinen jetzigen Zielen und Methoden verbleibt und etwas Halbes, Unechtes ist. Die maximalistische Niederlage hat dem Imperialismus die Möglichkeit geboten, alle Hüllen und alle Rücksichten fallen zu lassen. So kann sie zu einem Appell gegen den Imperialismus werden — freilich sehr indirekt, auf einem Weg, den man weder ahnte, noch beabsichtigte. Wir gewahren schon deutliche Symptome davon, auch in Deutschland, wo man sich nicht nur der Gefahr bewußt wird, die der russische Friede für den äußeren Bestand des Imperialismus in sich schließt, sondern auch deutlich einsieht, daß der scheinbare Sieg eine geistige Niederlage ist. Es ist auch durchaus möglich, daß für Rußland selber die schlimme Zeit und das Martyrium nicht nur ein Opfer sind, das es für die übrige Welt bringt, sondern — so bescheiden und schüchtern wir auch jetzt dieser Hoffnung Ausdruck geben — den Keim eines neuen Erwachens in sich schließt. Was jetzt Rußland in den Untergang gerissen hat, ist nicht das wahre Rußland, geschweige denn der echte russische Sozialismus. Darum könnte auch hier das Austoben der unreinen Geister die Möglichkeit schaffen, daß der Geist siege. Auch dafür fehlt es nicht an Symptomen, selbst in Kreisen,

die lang unter dem Bann der dämonischen Kräfte standen, vielleicht sogar bei den Bolschewiki selber. (Vergleiche die oben zitierten Aussprüche von Gorki und Lunatscharsky.) Verzweifeln wir nicht an Rußland, weil es auf Bahnen getrieben worden ist, die weder seiner Seele, noch seiner Größe und Bestimmung entsprechen.

Ueber die Geschichte der russischen Vorgänge gehört der Titel: „Der größte Versuch, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben." Wie das Gottesreich in Münster, wie die Jakobinerherrschaft hat die Bolschewikidiktatur den Teufel entthronen wollen, indem sie an seine Stelle einen Götzen setzte, in welchem sich wieder der Teufel verbergen konnte. Sie ist die Offenbarung, wie man mit dem Teufel nicht fertig wird, und damit zugleich der deutlichste Hinweis, wie man es machen muß, um ihn zu überwinden. Die Niederlage dieses halb materialistischen, halb romantischen Sozialismus ist die größte Aufforderung, dem Sozialismus die unumschränkte Richtung auf den echten, schöpferischen Idealismus zu geben. Der Sozialismus soll sich auf das Prinzip stützen, nicht auf das Schema, auf Seele, Charakter, Persönlichkeit und Freiheit, nicht auf Autorität, Diktatur, auf die lebendige, freiheitliche Wechselwirkung der höchsten menschlichen Energien, nicht auf ihre Lähmung und Unterdrückung. Aus einer Machtfrage und einem Machtkalkül soll er eine Frage der Entscheidung und des persönlichen Opfers werden. Der Tod der unechten, noch die ganze Reaktion in sich tragenden Revolution soll der Sieg der echten Revolution sein. Es muß hier ein Idealismus leben, der sich an seinem eigenen Ziel die Leidenschaft holt, dieses Ziel auf dem Wege des Geistes, der Heiligkeit und des Opfers zu erreichen. Es ist der Weg, den wir Christen den Weg des Glaubens nennen.

So kann durch den Glauben die vielleicht schwerste Niederlage, die der Geist von der rohen Gewalt erlitten hat, letzten Endes zum Sieg des Geistes über die Gewalt werden.

* *
*

Der Glaube ist aber nur dann ein Recht, wenn man die Pflichten nicht versäumt, die er in sich schließt. Das Recht, die Maximalistenepisode ins Zentrum der großen Welttragödie zu rücken, in ihrem Sturz den Sieg eines höheren sozialistischen Prinzips zu erblicken, erringt man sich nur, wenn man den Mut hat, unumwunden zuzugeben, wie schwer und tief der Fall gewesen ist. Noch schlimmer vielleicht als der Fall sind die Verhüllungen, Lügen, Entstellungen des Tatbestandes, die Verschiebungen der Verantwortung, mit denen nun — namentlich in der Schweiz — die Kreise, die sich mit der Bolschewikitheorie und -Taktik solidarisch erklärt hatten und die ihr dazu verholfen haben, von Rußland aus

„die Welt zu erlösen“, den Bankrott zu verdecken suchen.[1]) Die Niederlage wäre ihre Niederlage, darum ist sie keine Niederlage. In irgend einer Form muß sie doch eine Rettung sein. Die jämmerliche Preisgabe des internationalen Völkerbundes wird mit der Rettung der russischen sozialen Republik gerechtfertigt, der man durch den Frieden die Möglichkeit des innern Aufbaus verschafft. Oder da, wo man, freilich weniger von Schamgefühl getrieben, als von den Tatsachen überwältigt, zugeben muß, daß ein Bankrott vorliegt, ist der Bankrott wenigstens nicht selbstverschuldet. Schuld daran sind Alle, nur nicht die Schuldigen. Sie allein haben bis zur letzten Stunde ihre Pflicht getan. In päpstlicher Unfehlbarkeit stehen sie da, heilig und unantastbar, und wehe dem, der sich an der päpstlichen Unfehlbarkeit vergreift. Schuld an der Katastrophe ist der Zarismus, schuld die russische Bourgeoisie, schuld sind die Ententeregierungen, die nicht einlenkten, als man sie im Ton und Stil des Ultimatums zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen aufforderte. Schuld sind die Ententevölker, welche die Regierungen nicht zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen gezwungen haben, als dieselben in einer Art eröffnet worden waren, die kein gerecht urteilender Mensch als neutral und international ansehen wird.[2]) Schuld ist vor allem das deutsche Volk, auf dem die ganze Schwere der Verantwortung lastet. Schuld ist es, weil es die Regierung nicht stürzte, mit der man sich selber bis zur völligen Preisgabe der sozialistischen Grundsätze einließ. In treuer Befolgung des ersten Grundsatzes dieser Art von Sozialismus, die Verantwortung, die Fehler und Verbrechen durch das großartigste Verschiebungs- und Delegationssystem von sich selbst auf alle anderen abzuladen, gibt man nun der ganzen Welt die Schuld. Darum haben wir nun die Pflicht, darauf hinzuwirken, daß das Schuldgefühl anders gefaßt werde, und daß mit diesem Wust von Lügen und Verzerrungen aufgeräumt werde. Zur Sühne ist das Schuldbewußtsein nötig. Aus dem Tod kann es Leben geben. Aber nur dann, wenn man nicht mehr im Tod das Leben sieht. So schließt der Glaube an das Leben, das sich aus dem russischen Sterben erheben kann, die Pflicht in sich, rück-

---

[1]) Auch abgesehen von der direkt mit den Bolschewiki solidarischen Gruppe findet sich in der Schweiz — besonders in der französischen Schweiz bei jüngeren Intellektuellen — eine fast unglaublich naive Auffassung nicht nur über die Vorgänge in Rußland, sondern über ihre tieferen Ursachen. Weil die Maximalisten den Frieden wollten, kann man sie entschuldigen, wenn sie im Dienste dieses Friedens nicht nur ihr Land dem Imperialismus ausgeliefert haben, sondern auch den Imperialismus sanktioniert haben, dazu die sozialistischen Grundsätze preisgegeben, die Internationale zerrissen, ganze Völker — namentlich kleine Völker — der Autonomie zu berauben geholfen haben.

[2]) Es sei übrigens bemerkt, daß der Schreiber dieser Zeilen den Standpunkt vertreten und verfochten hat, daß man von den Ententevölkern aus eine ganz andere Haltung zu den Ereignissen hätte einnehmen sollen, und dies auch noch, als eine Beteiligung durch die einseitige Haltung der Bolschewiki zu einer psychologischen Unmöglichkeit geworden war.

sichtslos, ohne Schonung und Angst gegen alle Unwahrheit und Verzerrung aufzutreten, die nun nicht davon lassen will, in den todbringenden Kräften lebensfähige Mächte zu sehen, und damit im Dienste des Todes wirkt.

An der Entstehung und Verbreitung dieser Lügen hat die Schweiz den hervorragendsten Anteil genommen. Man hat von der Schweiz aus Rußland mit dem Bolschewiki'schen Ferment versehen; man sucht nun in der Schweiz die theoretische Rechtfertigung der ganzen Bewegung zu geben, ihr zum Weiterleben zu verhelfen. Ich habe es darum für meine Pflicht gehalten, nicht nur im Namen eines echten, konsequenten Internationalismus gegen diesen Verrat an der Internationale zu protestieren, sondern es auch als Angehöriger des Landes zu tun, in welchem man sich so warm für den Verrat zu begeistern wußte und ihn jetzt noch mit dem Glorienschein des Apostolats und des Martyriums umgeben möchte.

J. Matthieu.

Laiengedanken

zum Thema eines neuen Erziehungsprinzips.

Motto: Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung. Ueber dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele. Nietzsche: Zarathustra.

Wie halten wir es mit der Anschauung, daß unsere Schulen auch wirkliche Menschenbildungsstätten sind? — Nun — es gehört viel Kunst (Kunst, nicht Künstelei!) dazu, ein wahrhafter Bildner jungen Lebens zu sein. Aber wie? Rechnen alle die Erzieher und Zöglinge mit dem Philosophen Lubbock die Erziehung zu den Freuden dieses Lebens? Gedenken nicht ihrer allzuviele wie einer Qual?

Sind wir nicht wirklich manchmal in unsern nicht lebendig erfaßten Daseinsgründen die Ertrinkenden, trotz Schul- und Lebensregeln, die doch zum Zwecke hatten, uns Wegeweiser zu sein — aber, weil sie die dynamischen Kräfte des Lebens nicht im tiefsten, innersten Wesen unseres Selbst entdeckten — erfolglos blieben. Und symptomatisch für die Unzulänglichkeiten einer jeden Halbbildung sind jene innerlich haltlosen, morschen Existenzen, mit einem Beruf, dem sie unbefriedigt nachkommen. — Nur hie und da trifft man

noch Menschen und im ungebildeten (oder soll man sagen: unverbildeten) Volk sind sie daheim, und wie in tiefer Sehnsucht nach Erfüllung und Vollendung blühen und entfalten sie sich organisch und harmonisch aus dem ureigensten Besitz ihres besseren Selbst heraus zu Zucht und Reife des Lebens.

Man hätte sich endlich einmal klar zu werden, wie unendlich viele (und unsere Besten darunter!) sich bei ihrer Erziehung mehr denn nur übel befunden haben, sei es, weil man ihr natürliches Wachstum auf ein Prokrustes-Bett der Systeme gelegt und dort schablonenhaft beliebig gestutzt oder auseinandergestreckt hat, sei es, weil sie sich selber in dieser Tretmühle anempfundener, aufoktroyierter Lehr- und Grundsätze unausstehlich vorkommen, und sich mehr gehemmt als gefördert, mehr vergewaltigt als zu höhern Zielen entflammt fühlen. Jedenfalls glaubt man sich später dieser Art genossener Erziehung nicht eben stark verpflichtet — wenn man nicht vollends von der Ueberflüssigkeit überhaupt aller Erziehung herzlich überzeugt wird und den Menschen dann am liebsten wachsen sähe, wie ein Kraut auf der Heide, aller Forderungen des geschichtlichen Werdeganges entblößt. Das wäre dann das andere Extrem. Aber auch ohne Pflege und Kultivierung unserer natürlich vorhandenen Persönlichkeitskeime muß das Wachstum der Persönlichkeit verkümmern.

*

Mit der Erziehung steigt und fällt der Daseinswert eines Lebens. Aber heute, wo die Wissenschaft beizeiten in die natürliche Entwicklung und Entfaltung des Fühlens und Denkens mit Begriffen und Ideen eingreift, da eben wird die durch leeres Wissen konventionell propagierte Einseitigkeit der praktischen Vernünftigkeit zum Feind aller lebendigen Innenentwicklung.

Man treibt Kunst, Religion, Philosophie, aber nicht um davon individuell zu profitieren, sondern um darüber zu wissen: geschichtlich, begrifflich, systematisch, um gebildet zu scheinen, um zu „imponieren", um Erfolg zu haben: — um ein Kaufmann, ein Mediziner, ein Theolog, ein Jurist, ein Techniker zu werden — um auf dieser Stufe stehen (oder liegen?) zu bleiben, als ein Fertiger mit Fertigkeiten, die sich nicht bestreiten lassen, und fertigen Meinungen, die alle gäng und gäbe Menschen teilen und gegen welche Zweifel zu äußern nicht einmal commentfähig ist.

Offenbar gibt die Erziehungsmethode von heute unserm Schüler Mittel an die Hand: zu begrifflichem Wissen, zu präzisem Denken, zu existenziellem Fortkommen — aber wenn dazu die Vollgültigkeit des innern Menschen nicht gleichen Schritt hält? Dann ist dieses Leben leer und hohl. Diese Art Erziehung aber hat keine Berührungspunkte mehr mit der Stärkung unseres Willes zu Zucht und Reife des Lebens in der jahrhundertealten Kontinuität des

geistigen Lebens, in der Erhaltung der erlangten Menschenwürde, in der Steigerung vorhandener Energien auf lebendige Ziele der Lebenskunst und Formung unserer Zukunft hin.

Auf was es hier ankommt, das ist die Art und Weise, wie diese Erziehung den Bildungswert des Lebens einseitig in ausgebildeten Fertigkeiten und angesammeltem Wissen oder in der Vollwertigkeit der innerlich kultivierten Individualität erblickt. Außer Zweifel aber steht es, daß mit den Triebkräften und Entwicklungsfähigkeiten der Schüler nicht ökonomisch umgegangen wird, so zwar, daß in 99 von 100 Fällen, die Existenz einer mehr als sogenannten „Innerlichkeit" überhaupt in Frage gestellt ist. Und verwundern wir uns da noch, wenn dem Reichtum und der Höhe dessen, was unsere äußerliche, zivilisatorische Arbeitskultur ist, nicht auch das, was wir innerlich sind — eine Innenkultur — entspricht? Und läßt das namenlos Bemühende, Fragwürdige und der kulturvergessene Gang der Ereignisse, in deren Zeichen eine Welt der hoffnungsvollen Zuversichten katastrophal zusammenbrach, nicht bald einmal das uns tiefer zum Bewußtsein kommen, was man die Tyrannei unseres entstellten, irregeleiteten Ich nennen könnte?

Und um hier mit der sogenannten vaterländischen oder wie man sie auch nennt: die staatsbürgerliche Erziehung in Auseinandersetzung zu treten: genügt es etwa durch politische Glaubenslehren, patriotische Gewissensermahnungen und Unterweisung in Wirtschaftsdingen etwas zu erzwingen, was doch nur der sich selbst und seiner inneren Verantwortung bewußte, vollwertige Staatsbürger halten kann?

Wenn wir bei Kriegsbeginn unser Volk auf einer beschämenden Stufe patriotischer Gesinnung ertappen konnten, wo da jeder zuerst an sich selber dachte, Bankschalter nach Bargeld erstürmte und, unbekümmert um das Bedürfnis seines Miteidgenossen, Waren einhamsterte und — verderben ließ und dem Spekulanten und Preistreiber in die Hände arbeitete, so ist das ein beklagenswerter Beweis für wenig staatsbürgerliche Haltung und noch viel weniger vaterländische Gesinnung. Und wenn die große Mehrheit dieses Volkes nicht einmal im Stande war, einen Schweizerstandpunkt einzunehmen, ehe ihm Spitteler den Weg dazu zeigte, so zeugt auch dies für eine kurzsichtige Verständnislosigkeit in Fragen unserer politischen Bestimmung. Nicht patriotische Unterweisungen und die Strohfeuer enthusiastischer Schützenfesttiraden verpflichten, sondern die Belastungsproben unserer gutvaterländischen Gesinnung und unserer wahrhaft demokratischen Erziehung in Stunden tatsächlicher Erfüllung. Dafür besaßen wir die Reife nicht. Doppelt bedenklich aber wirkt solche Schwäche in einem demokratischen Staatswesen, das den sittlichen Willen und den Wert seiner politischen Vorrechte in

der Selbstdisziplin und dem Selbstverantwortlichkeitsgefühl der Volksmassen erblicken soll.

Mit der verlockenden Aussicht auf einen staatsbürgerlich geschulten Nachwuchs, bei dem früher Versäumtes nachgeholt werden könnte, stellt man nun die Forderung der staatsbürgerlichen Erziehung auf, und es gibt Utopisten, die einen jeden Fortschritt — auch auf ethischem Gebiet — durch unterrichtliche Belehrung und Aufklärung zu erreichen vermeinen. Wie nun aber, wenn, um staatsbürgerliche Gesinnung in des Gemeinwesens Massen heranzureifen, der Untergrund und Boden dafür bereits kultiviert sein muß, ehe der Jüngling 18—20 Jahre alt ist und damit die größte Bildungsfähigkeit seiner erzieherischen Qualitäten hinter sich hat ohne dabei in der Regel innerlich selbstständig genug geworden zu sein, um die echt vaterländische Gesinnung aus sich heraus, gleichsam wie eine Pflanze ihre Blüte zu treiben.

Oder gibt es ein patentiertes Erziehungsverfahren: aus einem innerlich minderwertigen Menschen einen vollgültigen Staatsbürger zu machen? Ist das Ideal des Charaktermenschen vom Ideal des rechtschaffenen und mustergültigen Staatsbürgers verschieden?

Keine Vaterlandsliebe kann uns hindern im Postulate der staatsbürgerlichen Erziehung k e i n Allheilmittel zu erblicken, weil kein junger Bürger, den die Fortbildungsschulen mit dem Wissen des Referendums, der Initiative und der gesetzgebenden Organe der Eidgenossenschaft ausrüstet, dadurch wirklich auch ein i n n e r e s Verhältnis zu seiner Demokratie gewinnt!

Eine Gesinnung, die den heranwachsenden Menschen vom einseitig materialistischen Standpunkte zum selbstloseren des innerlich vollwertigen Lebens emporführt, müßte vielmehr der Inhalt und das Erziehungsresultat einer früh einsetzenden Volksschulbildung sein. zu der allerdings unsere gemeiniglich verbreiteten, kurzsichtig, extensiven Bestrebungen wenig beitragen. Vielmehr hat man in Anbetung vor dem Ideal des Gelderwerbens aus allerhand „Nützlichkeits“-Perspektiven des Lebens heraus die Volksschule zu einer Art vernunftspraktischem „Sprungbrett“ in das Land der goldgeränderten Seligpreisungen degradiert — und so ist in unsern Schulen jener „Handwerkergeist“ möglich geworden, von dem Konrad Falke spricht. Das Verständnis für Charakterbildung hat demjenigen für einseitige Verstandesbildung Platz machen müssen. —

Seien wir uns der Verantwortlichkeit vollbewußt, die uns zu Trägern der staatsbürgerlichen Gesinnung ehrenvoll qualifiziert, wenn wir sie auch in Zeiten ihrer Prüfung zu manifestieren vermögen und nicht in unserer Ohnmacht beim Staat nach Erziehungs-Krücken zu rufen brauchen, die allerdings, wie alle Versuche, unser vaterländisches Empfinden zu stärken, eine raison d'être haben, aber das Kennzeichen innern Ungenügens nicht umsonst an der Stirne tragen. Mißverstehe man deshalb unsere Kritik nicht, die das Postulat

der staatsbürgerlichen Erziehung, ohne es etwa aus der Welt disputieren zu wollen, auf seine Tauglichkeit erst wertzuschätzen vermag, wenn man sich in ähnlich untersuchungslustiger Weise bald auch an ihre Stiefmutter: die allgemeine Volksschulbildung, heranmachen wollte.

*

Es gilt das Wesen der Erziehung in der innern Vervollkommnung des Menschen zu innerer Stärke, innerer Widerspruchslosigkeit und innerem Gleichgewicht zu erfassen und so unter Hingabe an Zwecke und Ziele höherer Selbstbestimmung im Geiste der Kulturwerte den neuen Menschen einer neuen Zeit zu mobilisieren.

Und da ergeht an jeden Menschen als Träger und Mitgestalter heranreifender sozialer Wohlfahrt der heilige Beruf: ein eigener, innerer Bildner seiner selbst zu sein, nicht so sehr moralisch untertan einem vom Himmel heruntergedonnerten oder von Magistratsstühlen herab dekretierten, kategorischen: „Du sollst!" als vielmehr einem innerlichen „Du mußt!" einem aus uns allen immer wieder spontan Entscheidenden: „Wenn du nicht . . . wirst du nicht . . . !" Diese innere, diese Selbst-Disziplin ist eines jeden Menschen, aber Insonderheit des demokratischen Staatsbürgers unerläßlichste Pflicht. Denn so räsoniert doch der politisch überzeugte Demokrat: Es gibt keine Autorität der absoluten Gewalt und der Ueberlieferung! Es gibt keine Magnifizenz eines irgendwie standesmäßig privilegierten (und mit P. de Mathies zu reden) vererbbaren „Gottesgnadentum" gesalbter oder gekrönter Herrscher! Denn „das Gottesgnadentum der Rechtschaffenheit ist der Adel jedes guten Menschen. Man erkennt es an der wahrhaft sozialen Gesinnung des Einzelnen und wird es immer achten müssen, einerlei ob der Einzelne auf einer hohen oder niedern Sprosse der sozialen Leiter steht. Auf diese Weise mag es geschehen, daß der einst wertvolle[1]), dann aber zur hohlen Phrase gewordene Begriff (eben des k. k. privilegierten „Gottesgnadentums") nun wieder vollwertig wird, also keinem Kenner der Welt- und Menschengeschichte mehr die Mundwinkel zucken macht."

Es ist das neue Gottesgnadentum einer demokratisch orientierten, überzeugungstreuen Gesinnung und eines Willens, dessen persönlicher Bekenntnisdrang sich weitet zur Forderung an die Welt, und die Menschheit. Es ist die Tat selbständig freier, aus sich heraus impulsiv tätiger Individuen, denen es gilt, demokratischen Ideen Sinn und Gestalt zu geben und dem Glauben an eine

---

[1]) P. de Mathies schrieb in „Wissen und Leben". Heft 16, X., den kurzen Werdegang und die Charakteristik dieses seltsamen, aber zeitgemäß umdeutbaren Requisits einer guten alten Zeit, das wir im alten Chronik- und Manifeststil besonders einprägsam kennen gelernt haben, wo es halb würdevoll, halb komisch immer wieder auftaucht: „Wir — von Gottes Gnaden . ."

Besserung der Zustände zum Sieg zu verhelfen. Es ist die Demokratie ernstzunehmender, vollgültiger Staatsbürger — und ihre Antipoden sind die Herdenmenschen.

Und weil der Geist des demokratischen Staatswesens auch der Stärkung von innen heraus bedarf, sollen die Instinkte und Triebe, bei Kant „an sich Pöbel" genannt nicht blind unterdrückt und vergewaltigt, sondern — weil von der Natur nicht umsonst in lebendige Geschöpfe hineingepflanzt — durch die Erleuchtung auch des innern Menschen und seine Erziehung durch Selbstzucht, kultiviert und erzogen werden.

Ist es übrigens in den meisten Fällen eine Unwahrheit vom Menschen zu behaupten: er ist frei! so ist es andererseits ein Unding der Forderung Ausdruck zu geben: der Mensch soll frei sein — solange die innere Entwicklung fehlt und das Bewußtsein der Freiheit im Menschen nicht erworben ist. Erst diese Freiheit ist immer auch eine Tat des individuellen Menschen und als solche höherer Entschließungen fähig, sofern sie sich im höchsten Gedanken moralischer Selbstgesetzgebung auswirkt. — Die Demokratie ist ja ein Reich der Freiheit, nicht im Sinne der Zügel- und Schrankenlosigkeit, sondern einer moralischen Freiheit durch vernünftige Selbstbestimmung der Individuen.

So verstanden ist die Freiheit nirgends ein Besitz, der dem Dutzendmenschen ohne eigenes Zutun fertig in den Schoß fällt. Sie ist ein zu erringendes Lebensziel, dem der Mensch nah und näher geführt werden soll. — Geführt?! Das ruft die falsche Auffassung einer Erziehung (denn um diese handelt es sich) hervor, die mehr führt (und sei's an einem Gängelbande!), als zu selbstständigem Streben nach Wahrhaftigkeit und Freiheit anleitet, die nicht die Ursprünglichkeit des Lebens zu kultivieren versteht, die in der Sackgasse jener Voraussetzung stecken bleibt: man müsse dieses Leben an Fremdes binden, und von ihm abhängig machen, statt im sichern Besitz der Ursprünglichkeit des Lebens die eigene Bewegung hervorzubringen.

Freilich, vom Dutzendmenschen haben wir hier keinen Aufschluß zu erwarten. In seinen Augen braucht es ja die Fertigkeiten in den Zweckfächern: Rechnen, Schreiben, Lesen; diese allein zu vermitteln ist die Schule da; was übrigens die Erlangung von „einigen" Charaktereigenschaften anbelangt, dazu sei der „kategorische Imperativ" und in Sonderheit die Prügelstrafe auch noch da! Und wer verlernt hat, aus sich selbst heraus produktiv zu schöpfen, der glaubt sich nachgerade auf den Krücken autoritativer Begriffe und Modemeinungen vorwärts bewegen zu dürfen. Dafür nennt er sich wohl auch vom sogenannten Berufs- und Utilitätsstandpunkt aus: den Vertreter und Verfechter der „gesunden Vernünftigkeit". Denn was „nützlich" ist, soll der Schüler lernen. Darüber hinaus dominieren Gebote und Satzungen sein

Leben bestenfalls wie eine Art notwendiger Zwangsvorstellungen. Nicht der tiefere Sinn der Dinge und des Lebens haben zu ihm in der Schule geredet, sondern Schulbücher und Schulmeister..

Wenn also unsere gäng und gäbe Pädagogik noch immer nicht jene Erziehungsresultate ans Licht fördert, die sie auf der Höhe ihrer Aufgabe zeigt und ihres Namens würdig erweist — wenn sie den psychologischen Faktoren dabei ganz besonders nicht genügend Rechnung trägt — soll es fortan bei der Kritik an der Methodik und der Erziehungstechnik allein nicht mehr sein Bewenden haben: denn das eigentliche Erziehungsprinzip liegt ja im Argen!

Wie vielen Lehrern hat denn eigentlich schon der Ausspruch Fichtes tiefer zu denken gegeben: „Alle Kultur soll sein Uebung aller Kräfte auf den einen Zweck der völligen Freiheit d. h. der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist, denn nur dies ist unser."

Wenn die moralische Freiheit der individuellen Selbstbestimmung den Menschen adelt und die ferne Kraft dieser Idee konsequenterweise nicht bloß Individuen, sondern auch ein Volksganzes, einen Idealstaat adeln müßte — wo stehen Menschen innerlich wirklich in einem lebendigen Verhältnis zu ihrer Sehnsucht, zu ihrem Glauben, zu ihrer Forderung an die Welt — an die Menschheit? Hat nicht Goethe schon das Wort vom „incompleten Menschen" geprägt d. h. von Menschen, deren Sehnsucht und Streben ihrem Tun und Lassen nicht proportioniert sei?

Wie viele sind auf der Suche, wie alle großen Menschen, auf der Suche nach ihrem besseren Selbst, ihrer ureigenen Funktion? Und wenn schon die Individualität unser kostbarster und eigenster Besitz ist — wie Vielen ist die Höchstentfaltung ihrer Funktion eine wichtige Aufgabe ihres Lebens?

Wie Vielen gab die Schule wohl ein sogenanntes Reifezeugnis mit ins Leben; aber die Quellen ihres innersten und tiefsten Wesens, und damit das Mysterium ihres Lebens ist verschüttet.

Wer denn glaubt noch an das unaussprechliche Etwas, an den individuellen Charme des Kindes, als an einen tiefwurzelnden Persönlichkeitkeim, der Styl und Rhytmus eines Lebens hätte werden sollen? Wer aber hat als Kind diese seine Echtheit gegenüber der Schule, wie sie heute ist und nicht sein sollte, behaupten können? Von wem hat nicht im Laufe der Jahre das Fremde, Uebernommene Besitz ergriffen, sodaß in ihm sein Bestes an Wurf und Schwung des Lebens und Erlebens, des Fühlens und Liebens einbüßte:

Eine derartige Erziehung belastet — sie befreit nicht von der Macht der Schwere des Daseins.

Worauf es aber ankommt in allen großen Situationen unseres Lebens und der Weltgeschichte, das ist der innere Mensch — der psychologische Bereitschaftsgrad von Individuen, die sich mehr oder

weniger selber Norm und Gesetz sind. Denn die Welt und das Leben bedeuten einem Jeden stets nur soviel, als er sich mit ihnen auseinanderzusetzen weiß; dem einen sind sie eigenes Streben und Vollbringen — dem andern eine Plattform zu entfaltender Krämergelüste — dem dritten Hekuba!

Wir hören von kommenden Dingen — und begreifen sie nicht. Der reiche Kosmos liegt ausgebreitet vor uns — und wir durchschreiten ihn blindlings. Bedeutsame Ereignisse holen uns ein — wir bleiben zurück. Die großen Denker reden zu uns — wir verstehen sie nicht. Und in dem Dämmerzustand nicht impulsiv erfaßter Zeitbewegungen verspielen ganze Völker die Zukunft ihres Geschlechts. So hängt die Tragweite und der lebendige Wert eines Gedankens, einer Tat oder Begebenheit ganz von dem Aufnahmevermögen, von der Fortgeschrittenheit des individuellen Menschen und seiner Entschlußfähigkeit ab.

Und je selbstverständlicher es der Mensch nun für sich findet, daß eine Erkenntnis, eine Entdeckung, eine Entwicklung, ein Tatbestand bereits fertig an ihn herantritt, um dann höchstenfalls noch sein Gedächtnis einer kleinen Belastungsprobe zu unterziehen — umso daseinsfremder stellt er sich dem Leben gegenüber. Erst, was im Werden unsere Entwicklung von innen her bestimmt, davon wissen wir, daß es subjektives Motiv, daß es bewußtes Streben, daß es Erlebnis ist.

Wo die schöpferische Unmittelbarkeit eigener Kräfte versagt, da bleibt alle Gnade erbarmungslos aus: — da verwirklichen wir praktisch unsere Sehnsucht nicht mehr in der Erscheinungswelt und stellen unsere Forderungen aussichtslos an die Menschheit.

Es bedarf daher in der Erziehung vorallererst einer Entfaltung von innen heraus.

Dazu verlangt J. J. Rousseau kein anderes Buch, als die Welt, keinen anderen Unterricht, als Tatsachen — was deshalb nicht pedantische Regel einer Erziehungsmethode zu sein braucht, sondern ein Streben, welches bewußt darauf ausgeht, das Tun und Denken des Kindes allmählich von der äußeren Autorität des Erziehers loszulösen und auf sein eigenes Gewissen zu stellen. Also eine Erziehungskunst, die darauf ausgeht, eigentlich nicht zu erziehen, die nicht mehr den Traugottzustand als Erziehungsideal hinstellt, sondern die sittliche Selbständigkeit des Zöglings! Er soll sein Wachsen und Werden, als ein ureigenstes Werk seiner selbst, wie ein Künstler seine Kunsttat, liebgewinnen. Dazu leitet ihn der Erzieher an, indem er ihn zur Selbsterziehung erzieht.

Erst hier, wo mit der Halbbildung und dem Bildungsdünkel aufgeräumt wird, befreien wir den Menschen von konventioneller Bildungs-„Zierart“, wie man in unseren Wohnungen mit den Staubfängern und dem alten Plunder aufräumt und an ihren

Platz den edlen Schmuck frischer Blumen setzt. Es wird dem Lehrer zum Grundsatz: nicht Moralpredigen zu halten und unerreichbare Ideale hinzustellen, sondern Anleitung zum Nachdenken über Lebensfragen, zur Freude an der Selbstbezwingung und zum edlen, charaktervollen Handeln zu geben und dem Kinde durch praktische Beispiele, Dichterwort und psychologische Analyse Einblick zu gewähren in die sittliche Ordnung der Welt, in den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen der Tat und den Folgen, auch in den kleinen Dingen des Tages, im Handel und Wandel. Dabei wird alle Wahrheit nicht einfach theoretisch hingestellt, vielmehr lebendig illustriert durch die Menschheitsentwicklung und das Wesen in unmittelbare Beziehung zum Leben gebracht, nicht indem fertige Begriffe dem Geist eingeprägt werden, sondern dadurch, daß das Kind das Bedürfnis zu den Begriffen und ihrem Inhalt selbst entwickelt. — Die Erziehung soll ein Wachsen des innern Menschen werden. Erst muß sich das Kind in der physischen Welt der Dinge zurechtgefunden haben bevor es sich in der moralischen orientieren kann. Dann aber muß eine Erziehung zur Freiheit einsetzen, die in geistigem Werden und Erfahren die Vorstellung des moralischen Gesetzes selbst hervorbringt und durch die sich der Mensch in der Abhängigkeit von den Dingen selbst erzieht: in der moralischen Gesinnung zur Freiheit der Selbstgesetzgebung.

Ist etwa die Tatsache nicht bezeichnend für sich, daß große Charaktere der Weltgeschichte, wie Sokrates, Buddha, Jesus, Schiller durch die Widerstände des Lebens nicht geschwächt und gebeugt, sondern gekräftigt und veredelt worden sind. — Einwand: Schiller war aber ein Großer, ein Genie! Ist das Phänomen damit abgetan? Oder ist nicht etwas von dem, was diese Großen groß machte, in allen von uns, wenn wir es nur erst zu entwickeln und zu vollenden wüßten.

*

Erfreulich nun zu konstatieren ist es, wenn sich eine Einsicht die die Reformierung unseres Erziehungsprinzipes anstrebt, langsam durchsetzt. So zum Beispiel, wenn das J. J. Rousseau-Institut in Genf mit Herrn Dr. E. Claparède[1]) an der Spitze, sich zum Ziele setzt: Lehrer und Personen, die sich sonstwie der Erziehung und dem Unterricht widmen wollen, mit den Ergebnissen einer psychologischen Forschung vertraut zu machen, die er der „funktionellen Auffassung der Erziehung" unterstellt wissen will. Sie lautet kurz zusammengefaßt:

---

[1]) „Die funktionelle Auffassung der Erziehung" im „Schweizerland" — „Un Institut des sciences de l'Education et les besoins auxquelles il repond." Broschüre (Genf, Kündig 1912).

„Die Erziehung des Kindes muß sich von innen heraus, nicht von außen her vollziehen, sie darf nicht in einem äußeren Einwirken auf den Schüler durch den Lehrer bestehen, sondern muß einen Akt des Kindes selbst darstellen, der sich von innen heraus ergibt."

Hier nun besteht die Rolle des Erziehers darin, die im Kinde schlummernde Funktion seiner Persönlichkeit zu wecken: Was als Wahrheit und Leben aus dem schöpferischen Grund unseres unverbildeten Wesens lebendig hervorwachsen will, soll durch Besitzergreifung unseres innersten Ich in einem neuen individuellen Leben zu Ausdruck und Wirkung gelangen. Wie vieles, das im mangelnden Willen zur Form, in der Trägheit unserer bildenden Kräfte, im Erstickungstode des aufgestappelten Vielwissens unserem Leben und Erleben rettungslos entgleitete, soll hier unserem selbstschöpferischen Willen wieder dienstbar gemacht werden. Oder, wie Dr. E. Claparède es formuliert:

„Die funktionelle Erziehungsweise nimmt sich vor, die geistige Spannkraft des Kindes auf ihr Maximum zu steigern, indem sie in ihm die Lust zum Lernen und Arbeiten erweckt. Denn die alltägliche Beobachtung zeigt uns, daß man nur in so weit sich anstrengt, als man w ü n s c h t, als man etwas wissen oder erzeugen will. Die funktionelle Erziehung ist daher im Wesentlichen eine Erziehung zum Wollen und des Wollens. An Stelle der äußern Disziplin sucht sie die innere Zucht zu setzen."

Schauplatz einer so sprungbereiten Jugend wird der schöpferische Urgrund ihres innern Wesens und in starker, schöner Beziehung zur Wirklichkeit: das Leben!

Aus diesem Drang zu persönlicher Leistung, der den Strom eigener Kräfte stärker kreisen fühlt, erwächst dieser Jugend eine Selbstbefreiung d. h. jene Einsicht ins eigenschöpferische Selbst, das sich von Werk zu Werk wachsen fühlt und das mit den wachsenden Kräften größeren Aufgaben sich zuwendet. Was hilft sonst alle Gescheitheit, wenn nicht auch die Tiefen in uns lebendig werden und jene Kräfte über uns kommen, die dem Leben lebenswerten Gehalt geben. Daß der Mensch zur innern Selbsterziehung erzogen werde und aus sich heraus zum Bedürfnis und zur Tat der innern Befreiung fortschreite — daß im Menschen die S e e l e und im Bürger der M e n s ch frei werde — das sind Zielpunkte dieses neuen Erziehungsprinzips. Durch fortschreitende Selbsterkenntnis schützt man die eigene Stärke vor irritierenden Gegenwirkungen: — aus solchen Erwägungen heraus sind alle erzieherischen Kultivierungsversuche einer individuell selbstregulativen Erziehungskunst zu begrüßen, die eine Revision gewisser Dogmen unseres pädagogischen Credo praktisch in die Wege zu leiten versuchen.

Wir sehen auf dieser gesunden Basis eines in vollgültig-kultivierten Persönlichkeiten verankerten Selbstverantwortlichkeitsgefühles dem demokratischen Volksganzen jene Macht eines werte-

schaffenden Bewußtseins erstehen, die dem Innenwachstum seines manchmal armselig-schläfrigen oder blutleer-erstarrten Körpers neue Kräfte zuführt und Impulse verleiht.

Denn eine solche Jugend wünschen wir uns wieder, die den Begriff Mensch lebendig erfaßt in seiner ganzen Totalität und erschöpft in seinen Tiefen — die nicht müde wird, große Möglichkeiten zu erwägen und die Zukunft ihres Vaterlandes auch im Herzen zu umspannen — eine Jugend, die weiß, was sie will und kann, und die genug Lebensrythmus besitzt, um nicht mit Profanmenschen einst schwunglos in der Grube zu verschwinden.

Diese Triebkräfte des Lebens im Menschen zu entdecken, zu kultivieren und zu adeln, statt sie zu ignorieren, zu verbilden oder zu vergewaltigen — aus dem Individuum eine Persönlichkeit (= per se sonans!) und keinen Herdenmenschen zu machen, das sind zielsetzende Erkenntnisse, die einer jeden Erziehung heute Richtung geben sollten. Und ihr neues Erziehungsprinzip „das ist die kopernikanische Revolution, zu welcher die Psychologie den Erzieher auffordert."

R. Ad. Galliker.

Für Max Dätwyler,

der in keiner Weise etwas unterstützen wollte, das dem Kriege dient.

Wie ich höre, ist Max Dätwyler in die kantonale Irrenanstalt Burghölzli (Zürich) verbracht worden. So viel ich weiß, hat niemand öffentlich sich seiner angenommen. Seinetwegen hat niemand eine Protestversammlung einberufen, die Genossen, die hundertmal protestierten in vielen Dingen, seit die Polizei ihn fing, haben ihn nie erwähnt, es wäre denn mit mitleidigem Lächeln.

Max Dätwyler hat aus Gewissensnot und in Erfüllung von Gewissenspflicht bei Ausbruch des Krieges den Fahneneid nicht geleistet und den Dienst verweigert. Er war damals schon einige Monate in einer Irrenanstalt seines Heimatkantons (Thurgau) untergebracht, da er „nicht normal sein könne", sonst hätte er doch wie alle das Gewehr ergriffen und gehandhabt.

Dann ließ man ihn frei, er verbreitete unter dem Namen der „Friedensarmee" gute Bücher, anerkannt hervorragende Werke der pazifistischen Literatur, wie Bertha von Suttners Schriften, Kants Abhandlung „Zum ewigen Frieden", Werke Novikows u. s. w. Vor allem war er bemüht, die Gedanken Tolstois und des Evangeliums (nicht in „kirchlicher" Anwendung, sondern wie auch Tolstoi es aufgefaßt hatte) auszusäen. Das hieß für ihn: „Liebet eure Feinde!"

Also: schießt nicht auf sie, unter keinen Umständen! Bereitet euch nie vor, auf sie zu schießen, übt nicht Gewalt gegen die Mitmenschen. Dätwyler veranstaltete Versammlungen, er vertrat darin den Standpunkt, daß Dienstverweigerung sittlich reifer und höher sei, als Waffendienst. Im allgemeinen ließ man ihn seitens der Obrigkeit gewähren, wenn auch die Freiheit auf öffentlichen Plätzen und Straßen seine Ueberzeugung zu verkünden, ihm genommen wurde.

Als in Rußland Trotzky und Lenin siegten und sofortigen Waffenstillstand wünschten, glaubte er, daß ein großer Schritt näher zum Frieden der Menschheit getan sei. Es bedrückte sein Gewissen, daß die Schweizer Munition fabrizieren und am Mord sich mitbeteiligen. Er wollte etwas tun, daß dies gebessert werde. Zum Anstoß berief er am 15. November 1917 mit andern zusammen eine Versammlung ins Zürcher Volkshaus ein, im Verlauf derselben zog die Menge nach einer Munitionsfabrik, um die Einstellung der Arbeit zu fordern. Dätwyler selbst soll dabei seine Mappe durch ein Fenster geworfen und dies zertrümmert haben. Die Stimmung der Masse hat er nicht erzeugt, im Gegenteil, diese hat ihn gestoßen. Am folgenden Tag, 16. November, stieg die Menge wieder auf die Straße, Dätwyler, der reden wollte, wurde von der Polizei abgeführt. Die Menge fordert, daß man ihn herausgebe. Am 17. November 1917 kam es dann zu noch viel stärkerer Erregung der Masse, Dätwyler war nicht anwesend, sondern in Untersuchungshaft. Er ist dem Verkehr mit seinen Freunden, Bekannten bis heute entzogen, nur wer genügende geschäftliche Gründe nachweist, kann ihn sehen und sprechen.

Dätwyler lebte ein einfaches, bescheidenes Leben. Er sammelte Beiträge für seine „Friedensarmee", für den Vertrieb von guten Schriften also, für die Abhaltung von Vorträgen. Aus den gesammelten Beiträgen bezog er monatlich 150 Fr. für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Wem hat Dätwyler Schlechtes getan? Er war nicht bewaffnet, seine Gegner aber gingen bewaffnet vor.

Sein ganzes Bestreben war aufs Wohl der Mitmenschen gerichtet, ihr Gewissen zu wecken. Durch seine Handlungen hat er erreicht, daß viele stärker nachdachten über das Wesen der Gewalt, ob sie gut, ob sie schlecht sei? Er hat zuletzt erreicht, daß viele über die Munitionsfabrikation nachdachten, ferner, daß die Behörden in dieser Sache unruhig wurden. Er hat das Recht der öffentlichen Rede, eines der höchsten Rechte einer Demokratie, benutzt, um zu selbständigem Menschentum aufzufordern, er hat sich als freier Bürger erwiesen.

Seine Akte, die gegen das Gesetz verstoßen, ziehen ihm Gewaltakte des Staates zu. Dätwyler wußte, daß er sich diesen Gewaltmaßregeln aussetzte und sie zu erdulden haben werde, aber wir müssen den Staat verurteilen, der Handlungen für strafbar erklärt, die eine höhere, sittliche Beschaffenheit bezeugen, wie Leben und Handeln Dätwylers wirklich eine solche höhere sittliche Beschaffenheit darstellen

gegenüber dem, was der Staat tut: Der Staat sanktioniert den Krieg, die Kriegsindustrie, die öffentliche Unzucht u. s. w

Dätwyler bekannte sich zu den Lehren Christi — diese zielen in Wirklichkeit darauf ab, die Menschen zu befreien, damit sie nicht Untaten wie Kriegshandlungen begehen. Christus hat es aber gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Nein, denn hier herrscht Selbstsucht, Blödsinn, die Vergewaltigung. Der Menschliche muß dulden. Viele Worte, viel Klugheit hat diese Welt, aber — sie ist überall ein Mörderfeld. Viele, viele schreiben und reden gegen den Krieg, aber wer steht zu den wenigen, die ernst machen und wirklich „Christen“ sein wollen? Ueberschwemmt mit Gerede ist die Menschheit, aber „freie Menschen“ werden wie einst für verrückt gehalten und für verrückt erklärt. Dennoch, wer in der Wahrheit ist, fürchtet sich nicht.

Otto Volkart.

Rundschau.

Die Vorgänge im Osten. Die Tragödie ist zu Ende. Ungefähr das Schlimmste, was zu fürchten war, ist geschehen. Ausgerechnet in dem Osten, von dem in der neuesten Zeit die stärkste Opposition gegen das Prinzip der Gewalt ausgegangen ist, die die Welt seit den Tagen von George Fox und William Penn erlebt, hat nun dieses Prinzip einen unerhörten Triumph gefeiert. Dabei haben der Sozialismus und der deutsche Militarismus zusammengewirkt, der erste, ohne es zu wollen, zum Helfershelfer des zweiten werdend. Die Rolle des Ersten wird an anderer Stelle dargestellt, wie wir ihr ja auch schon früher davon geredet haben; hier liegt uns ob, bloß in Kürze noch auf die des Zweiten einzugehen und die neue Sachlage zu beleuchten.

Die Führer der Bolschewiki hatten ausdrücklich erklärt, daß sie den Krieg als beendigt betrachteten und ihre Armee demobilisieren wollten; die deutschen Politiker und Heerführer aber wußten gut genug, daß Rußland als militärische Macht nicht mehr in Betracht komme. Wäre es ihnen nun ernstlich um einen „Verständigungsfrieden“ mit Rußland zu tun gewesen, so hätten sie diese Sachlage anerkannt und das Uebrige dem künftigen Friedensvertrag überlassen. Aber das fiel ihnen nicht ein. Sie, die gegen Westen hin, um Elsaß-Lothringens willen, gern die russische Formel: „Keine Annexionen und keine Kriegsentschädigungen“ benutzten, wenn auch nur so, „wie sie es verstanden“, d. h. für den Fall, daß nichts Besseres zu haben war, machten sich auf, um einmal so viel Kriegsmaterial in ihre Hand zu bringen, als in Eile möglich war. Man nennt dies im gewöhnlichen Leben Räubertum. Noch wichtiger ja das Allerwichtigste, aber war ihnen, die russische

Revolution niederzuschlagen. Sie brachten dabei ein Gebiet, das größer als Deutschland ist, in eine Abhängigkeit von diesem, die eine verschleierte Annexion ist. Sie warfen zwischen den Völkern, die dieser „Friedensvertrag“ trifft, Keime der Zwietracht, um sie desto sicherer beherrschen zu können, getreu dem alten: Divide et impera! Sie schufen damit ein „Mitteleuropa“ (besser „Osteuropa“) das, wenn es Bestand hätte, die stärkste Bedrohung des Weltfriedens wäre, die man sich denken könnte und zur nächsten Folge einen militärischen und wirtschaftlichen Block der Westmächte hätte. Sie streuten eine Drachensaat aus, die in neuen furchtbaren Kriegen aufgehen müßte. Und über all dies Teufelswesen machten sie etwas Dunst von „Frieden und Ordnung“, der die Augen vieler Deutschen nicht betrügt, aber für eine große Zahl von „Neutralen“ genügen wird.

Es ist alles so arg, daß nur die stärksten Worte der Sache nahe kommen. Wir gehen nun einem neuen Aufflammen des Weltbrandes und seiner schlimmsten Phase entgegen — ganz so, wie wir es stets gefürchtet und für diesen Fall vorausgesagt haben. Der Friedensgedanke hat durch diesen „Frieden“ einen beinahe tödlichen Schlag erhalten. Der Schweiz möge Gott gnädig sein. Wir können das Verhängnis nicht wenden; aber Eins tun wir: solange noch eine Ader in uns lebt, werden wir gegen diese gehäufte Schändlichkeit protestieren. Und wenn die moralische Rückgratserweichung auch noch so Vielen, die reden müßten, die Zunge gelähmt hat, so wollen wir uns doch nicht abhalten lassen, zu rufen: „Es ist nicht recht! Es ist Sünde und Schande!“

Dabei haben wir Einen Trost: Diese Dinge werden nicht endgültig sein. Noch ist das große Ringen nicht zu Ende. Die Welt ist in zu starker Bewegung als daß schon jetzt irgendwo etwas Definitives zustande kommen könnte. Die Zeit ist vorbei, wo Gewaltwerke, wie die vom „deutschen Schwert“ im Osten gebauten, bestehen könnten. Endgültig ist nur Eins: die Macht, die das deutsche Volk (wie auch andere) beherrscht und verführt und Europa verwüstet, ist entlarvt. Wer noch zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, muß sie nun sehen, wie sie ist. Die letzten Reste des sie umgebenden Scheins der Unschuld und Idealität sind verweht. In ihrer ganzen Nacktheit steht sie da. Das ist Gewinn. Nun wird sich innerhalb und außerhalb Deutschlands alles, was noch Adel und Anstand kennt, was die Freiheit liebt und die Ehrlichkeit, sich gegen diesen Moloch verbünden. Es müssen alle demokratischen und sozialistischen Kräfte der Welt sich gegen ihn zusammentun. Und gerade weil er sich nun als Prinzip der gemeinen Gewalt endgültig enthüllt hat, müssen sie ihn im Namen des Geistes bekämpfen. Mögen die Regierungen der Entente (Wilson ausgenommen) in greisenhafter Unfähigkeit nicht dazu kommen, das Wort zu finden, das jetzt gesprochen werden muß und sich mit jeder neuen Enthüllung als immer unfähiger und der großen Sache unwürdiger erweisen, so werden die Völker es finden. Der Bund

der Nationen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Ausreißen der Grenzpfähle, die Abrüstung, die politische und soziale Demokratie im inneren und äußeren Leben der Völker, das müssen nun die Losungen sein, die sich aus der gemarterten, mit physischem und seelischem Tod bedrohten Welt erheben. Vor ihnen muß der Moloch stürzen. Dieser Kampf muß mitten durch die Lager der Kriegführenden und Neutralen gehen. Das ist der „Bürgerkrieg“, den wir wünschen, der unblutige, geistige, um eine neue Welt. Und vor allem müssen die höchsten Kräfte des Geistes aufgeboten werden, die aus Glauben und Liebe stammenden. In diesen dunklen Monaten ist dem Schreibenden immer wieder eine Stelle aus Miltons „verlorenem Paradies“ in den Sinn gekommen. Dort wird der Kampf der guten Geister mit den bösen geschildert. Lange tobt er hin und her. Aller Heldenmut der guten bringt ihn nicht zur Entscheidung. Immer neue Listen ersinnt die Schar der Höllengeister. Da erhebt sich der Messias. Ganz allein und ohne Waffen geht er ihnen entgegen und sie stürzen vor ihm zusammen. So wird alles Aufgebot unserer menschlichen Kräfte den Kampf dieser Tage nicht siegreich beendigen, bis das Höchste erscheint und siegt. Dieses Höchste muß nun freilich wieder von Menschen getragen und vertreten werden. Daß dies immer mehr und immer besser geschehe, wird also die Aufgabe der Aufgaben sein.

Noch ein Zweites möchten wir bei diesem Anlaß ins Licht stellen. Der russische Zusammenbruch hat den Verteidigern des heutigen politisch-sozialen Systems in aller Welt Anlaß zu dem triumphierenden Hinweis gegeben: „Sehet, so geht es, wenn man eure Träume verwirklichen will. So geht es mit dem Sozialismus, so mit dem Verzicht auf Landesverteidigung, so mit Tolstoi!“ Das hat nun einen Schein der Wahrheit für sich, aber nur einen Schein. Wir könnten im Hinblick auf die Weltkatastrophe, die doch wohl noch größer ist als die russische und von der diese nur eine Folgeerscheinung ist, mit dem Ruf antworten: „Seht, so geht es, wenn eure Träume sich verwirklichen. So geht es mit dem Kapitalismus, so mit der Landesverteidigung, so mit Bismark!“ Aber wir haben dies nicht nötig. Denn das, was die Bolschewiki getan haben, ist weit davon entfernt gewesen, eine Verwirklichung unserer Ideale zu sein. Es ist Unwissenheit oder böser Wille, wenn man sie mit „Tolstoianern“ verwechselt. Weder Lenin noch Trotzky sind grundsätzlich gegen den Krieg. Sie wollten nur für Rußland Frieden gegen Außen, weil sie dies ihren Anhängern versprochen hatten und um desto ruhiger die Revolution im Innern vollenden zu können. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich der rohesten Gewalt. Daß dies nicht unser Sozialismus und unser Antimilitarismus ist, brauchen wir hier nicht zu sagen. Wir haben den Bolschewismus von Anfang an abgelehnt. Was uns so scharf gegen ihn macht, ist gerade der Umstand, daß er die Karrikatur einer großen Wahrheit ist. Hätten die Russen im Geiste Tolstois, in einem heldenhaften Entschluß und hohen Geiste, dem Prinzip der Gewalt ab-

sagend, die Waffen niedergelegt und dann auch im Innern auf alle Waffengewalt verzichtet, dann sind wir gewiß, daß daraus unendlicher Segen für die Welt geflossen wäre und daß daran der Weltkrieg sich gebrochen hätte. Das haben sie aber nicht getan. Sie haben Tolstoi mit Ludendorf verbunden und sind daran zu Fall gekommen. Nicht unser Ideal, sondern sein Gegenteil ist in Rußland zusammengebrochen. Das sei ein für allemal festgestellt.

In all diesen Entwicklungen tritt das Spiel dämonischer Gewalten deutlicher zu Tage, als sonst. Sie sind darum mehr als eine Tragödie. Die Art und Weise, wie die Deutschland beherrschende Macht mit Hilfe der Sozialisten die russische Revolution ruiniert hat, ist entschieden ein Meisterstück, aber nicht eins, worauf ein Volk stolz zu sein Ursache hätte oder wovon es Segen erwarten dürfte. Und das letzte Wort ist das alles in keiner Beziehung. L. R.

Reaktion und Revolution im Schweizerland. Jenes verhängnisvolle Wechselspiel von Reaktion und Revolution, das wir schon so oft geschildert haben, geht weiter. Für das Verbot der „Freien Jugend" und der „Forderung" sowie die Ausweisung Münzenbergs gibt es kein anderes Wort als: reaktionäre Dummheit. Denn es wird damit natürlich das genaue Gegenteil von dem erreicht, was man zunächst will: Münzenberg und die „Freie Jugend" bekommen einen Märtyrerglanz und die „Forderung" ebenso. Wir sind, wie man weiß, ganz und gar gegen den Geist und die Methoden Münzenbergs und seines Organs und werden von ihm reichlich bekämpft und auf seine Weise, aber deswegen müssen wir doch erklären, daß seine Ausweisung ein Unrecht ist.[1]) Denn er hat in diesen Zeiten nichts getan, womit man sie begründen könnte. Ja, wenn man alle Leute aus der Schweiz wegweisen wollte, die ihr in den Augen der Einen oder der Andern gefährlich sind! Das gäbe einen wackern Schub. Daß doch die Menschen nichts lernen wollen! Es ist ja eine Weisheit, die jedes Schulkind kennt, daß man durch ungerechte Verfolgung jede Sache und Person, sogar schlechte oder doch halbschlechte, stärkt.

Aber so dumm dieses Vorgehen auch ist, soweit die vermutlichen Gedanken der Reaktion in Betracht kommen, so verteufelt gescheidt ist es an sich. Denn die Arbeiterschaft verhält sich erfahrungsgemäß so, daß sie sich auf diese reaktionären Dummheiten stürzt, sie zum Gegenstand der Agitation macht und vielleicht gar mit irgend welchen mißglückten Demonstrationen antwortet, die dann ungefähr ebenso gescheidt sind, wie die Streiche der Reaktion, nur so, daß sie dieser den größten Nutzen bringen. Denn die Arbeiterschaft wird dadurch von den wahren Aufgaben abgelenkt, die sie jetzt zu lösen hätte, wenn sie zu einem echten und dauernden Erfolg gelangen will. Sie wird veranlaßt, ihrerseits von dem Tun der Reaktion zu leben, statt sich aus sich selbst

---

[1]) Ganz besonders, wenn man an den Fall Schöller denkt!

heraus ihre Taktik zu bestimmen. Dabei ist alle Wahrscheinlichkeit, daß die Reaktion das Spiel gewinnt.

Wir möchten unsere Warnung an die Sozialdemokratie wiederholen. Sie muß sich wohl überlegen, was eine größere revolutionäre Bewegung gegenwärtig für Aussichten hätte. Sie darf sich nicht durch Nebensachen oder gar Provokationen dazu fortreißen lassen. Sie muß namentlich Eins mit dem höchsten Ernst bedenken: Von allen Seiten sind Argusaugen auf die Schweiz gerichtet. Eine wirkliche oder scheinbare Störung der Ordnung und die Gefahr einer fremden Intervention ist ganz nahe. Eine Bitte darum aus der Schweiz wird schon zu erhalten sein. Wir können dann die Vorgänge im Osten auf unsere Weise erleben. Nichts wäre verkehrter, als solche Warnung in den Wind zu schlagen.

Wir wissen gut genug, was heute alles zur Revolution drängt. Aber wir wissen auch, welch ein zweischneidiges Schwert sie ist. Dies vor allem muß uns Rußland lehren. Wenn eine Revolution kommen soll, dann soll sie nicht mit der Schweiz auch die schweizerische Arbeiterbewegung vernichten.

Aber auch die Reaktion möchten wir warnen. Die Pläne, die sie schmiedet, sind uns nicht unbekannt. Wir wissen wohl, wie sie auf Schläge gegen Personen und Bewegungen sinnt, die ihr unbequem sind. Sie mögen geführt werden, aber die Leute, die dahinter stehen, mögen bedenken, daß schon manchmal ein Schlag auf den Urheber zurückgefallen ist. Wenn es unter uns zu Katastrophen kommt, dann wird man in erster Linie die Reaktion dafür behaften müssen. Es ist immer die Reaktion, die die Revolution erzeugt. Die Reaktion soll sich nicht zu stark auf die Konjunktur verlassen; diese könnte sich wieder ändern und dann würde sie die Kosten ihres Spiels teuer bezahlen müssen.

Alle guten und reinen Geister auf Deck! Denn es ist Gefahr im Verzug! L. R.

Maskierte Propaganda. Die Kriegspropaganda in ihrer Aufdringlichkeit, ja Frechheit, ihrer Plumpheit und Raffiniertheit gehört zum Gemeinsten, was der Weltkrieg ans Licht gebracht hat. Daß die deutsche darin alle anderen bei weitem übertriffi, dürfte schwer zu leugnen sein. Freilich kennen nur wenige dieses System in all seiner Ausdehnung und in der ganzen Fülle seiner Schlechtigkeit, aber die es kennen, sind davon erschüttert. Wir lassen uns diese Propaganda immerhin noch am ehesten gefallen, wenn sie mit offenem Visir auftritt und sich als das gibt, was sie ist. Verächtlich aber wird sie uns, wo sie auf Schleichwegen ihr Ziel sucht und ekelhaft vollends, wo sie ideale Masken aufsetzt, um ihr wahres Gesicht zu verbergen. Davon ist ein Beispiel die Tätigkeit des Professors der Theologie Adolf Deißmann an der Universität Berlin. Dieser Mann, der als Gelehrter seine unbestreitbaren Verdienste hat, läßt seit langer Zeit soge-

nannte „Evangelische Wochenbriefe“ ausgehen, die sich besonders an die Neutralen wenden und zahlreichen unter diesen zugestellt werden. Ihr Verfasser gibt als Zweck dieser „Wochenbriefe“ aus, eine „Verständigung mit den Neutralen und wenn möglich darüber hinaus, zu versuchen. Da er einem Komite für den geplanten Freundschaftsbund der Kirchen angehört, so scheint er dafür eine gewisse Berechtigung zu besitzen. Ein solcher Verständigungsversuch wäre an sich auch sehr verdienstlich. Es käme nur darauf an, wie er angestellt würde. Es gehörte dazu jedenfalls, daß der Urheber auch von seiner Seite aus gewisse Zugeständnisse machte, die deutsche Mitschuld am Kriege kräftig unterstriche, gewisse Taten der deutschen Politik und des deutschen Heeres mißbilligte u. s. w. Davon hat aber der Schreiber dieses in den „Wochenbriefen“ nichts angetroffen. Diese verteidigen vielmehr den offiziellen deutschen Standpunkt und greifen, soweit die Maske es erlaubt, den gegnerischen an. Sie treiben ganz einfach Propaganda, und dies nun eben in einer verdeckten Form. Das ist es, was wir als ungehörig empfinden und besonders dann, wenn die Maske religiöse Farbe hat.

Der Verfasser dieser famosen „Verständigungsbriefe“ schreitet aber auch dazu fort, Neutralen, die sich seine Ungnade zugezogen haben, ihren Mitbürgern gegenüber Zensuren auszustellen. So hat der Schreiber dieses durch die Unterzeichnung des Telegramms an Lenin und Trotzky seinen Unmut erregt. Er begreift nicht, daß man ein solches Telegramm unterzeichnen kann, er, der gerade die Glocken hört, die dem Frieden mit der Ukraine zu Ehren läuten, und fragt zum Schlusse, ob ich wohl nach all den Taten der Bolschewiki-Regierung noch auf „mein“ Telegramm stolz sein werde. Ein naives Gemüt! Ja, wenn ein Kaiser- und Hindenburggläubiger Berliner Professor sich über das Läuten der Glocken freut, muß die ganze Welt es tun, auch wenn sie weiß, daß es sich um einen „Frieden“ handelt, dessen Väter Gewalt und Gemeinheit gewesen sind; auch wenn sie weiß, daß dieser „Friede“ in Wirklichkeit eine Drachensaat bedeutet, aus der lauter Krieg hervorgehen wird; auch wenn sie weiß, daß dieser „Friede“ nur eine unabsehbare Verlängerung des Weltkrieges und eine furchtbare Erschwerung des von uns gewollten Weltfriedens bedeutet. Wir sollen als ideale Errungenschaft anstaunen, was einem deutschen theologischen Imperialisten in den Kram paßt, sonst gibt es eine schlechte Note!

Was aber die moralischen Vorwürfe betrifft, so machen uns diese am wenigsten Eindruck, wenn sie von einem Manne kommen, der bei Anlaß der Bismarckfeier auf diesen Gewaltmenschen einen Hymnus gesungen hat, wie er glühender nicht leicht gehört worden ist; von einem Manne, der nach Belgien geht und heimkehrt voll Schauer — etwa über das an diesem Lande begangene deutsche Riesenverbrechen? — nein, bloß über die Heldengröße des deutschen Heeres. Und wir könnten seiner Frage, ob wir auf „unser“ Telegramm noch stolz seien,

die andere entgegenhalten, ob er wohl weiterhin voll andächtiger Freude den Glocken zuhöre, die verkündigen, daß das deutsche Heer bei bestehendem Friedenszustand in ein wehrloses Land einen Raubzug gemacht hat, wie die Geschichte ihrer wenige kennt, und daß die deutsche Regierung mit Friedensbeteuerungen auf den Lippen gewalttätig Landstrecken an sich reißt, deren Bewohner von einigen der Zahl nach ganz unbedeutenden Teilen der Bevölkerung abgesehen alles lieber wollen, als unter deutsche Herrschaft kommen? Wird der Herr Kollege stolz darauf sein, daß nicht nur das neuerdings den Krallen der Türken entrissene Armenien, sondern auch das schon lange zu Rußland gehörige von seinem frommen Kaiser seinen jungtürkischen Freunden zu weiteren Abschlachtungen ausgeliefert wird? Wird er in seinem nächsten „Wochenbrief“ etwas von den neuesten Enthüllungen Pichons sagen, die ein so merkwürdiges Licht auf die Unschuld der deutschen Regierung werfen? Das alles muß er ja sagen, denn dergleichen gehört zu einer „Verständigung“. Wenn die Deutschen in allem recht haben, dann gibt es ja keine Verständigung, sondern bloß — Propaganda.

Der Verfasser der „Wochenbriefe“ wird nichts davon sagen. Dessen dürfen wir leider sicher sein. Und ebenso sicher leider, daß unsere schweizerischen „Neutralen“ sich's weiterhin gefallen lassen, daß sie weiterhin über ihre Landsleute von Berlin her Zensuren austeilen lassen. Wozu träte man denn mit solcher Begeisterung für die „Landesverteidigung“ ein? Freilich, wären wir ein Volk von Ehre, so wüßten wir, wie wir es mit solchen Aposteln der „Verständigung“ zu halten hätten, so wagten diese sich gar nicht an uns. Es ist darum nicht persönliches Beleidigtsein, was uns zu dieser Abwehr veranlaßt — wir sind an Schlimmeres gewöhnt — sondern ein berechtigter schweizerischer Stolz.

Wir haben das letzte Mal Deutsche vorgeführt, die geeignet sind, die Welt mit ihrem Volke zu versöhnen, und haben uns gefreut, es tun zu dürfen. Auch werden wir es wieder tun. Die Methode Deißmanns aber hat die Welt gegen Deutschland aufgebracht. Sie ist typisch und darum haben wir sie als Beispiel gewählt. L. R.

Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt so viel ewige Seligkeit, als die mit Christo in der größten Bitterkeit stehen. Nichts ist so gallebitter wie Leiden und nichts so honigsüß, wie Gelittenhaben. Eckhardt.

Wer sich an Gott hängt, dem hängt Gott sich an und alles Tüchtige. Und was du zuvor suchtest, das sucht nun dich; welchem du zuvor nachjagtest, das jagt nun dir nach und was du zuvor fliehen mußtest, das flieht nun dich. Eckhardt.

So Einer um sich nicht sorgt, um den muß Gott sorgen genau so wie für sich. Wenn ich mich meines Willens begeben habe in die Hand meines Obern, und für mich nicht sorge, das verpflichtet Gott, für mich zu sorgen. So aber ganz allgemein: wo ich für mich nicht will, da will statt meiner Gott. Eckhardt.

Büchertisch.

Vom Glauben des Alten Testaments. Von Max Gerber, Pfarrer in Feldis, Graubünden. Verlag von G. A. Bäschlin, Bern. Fr. 1. 25.

Vielleicht ist es manchem Leser der Neuen Wege lieb, zu erfahren, daß dieser Vortrag, der vor etwas mehr als Jahresfrist hier erschien, jetzt auch in etwas erweiterter Form als Broschüre zu haben ist. Die sozialen Forderungen des Alten Testaments und seine Hoffnungen für die Völkerwelt, die uns da so anschaulich und kraftvoll dargelegt werden, sind ja dem Wesen nach die Forderungen und Hoffnungen der Bibel überhaupt — denn das Evangelium wird darin doch wohl nicht hinter dem Alten Testament zurückstehen! — und so haben wir hier einen wichtigen Beitrag zur Frage, ob soziale und politische Forderungen etwas mit Gott zu tun haben; diese Frage erhält hier im Anschluß ans Alte Testament eine wuchtige Antwort. Zugleich möge das Schriftchen die Aufgabe erfüllen, die theologische Diskussion über das Alte Testament auf ein etwas höheres Niveau zu heben, wo die ganz aktuelle Bedeutung dieses alten Buches erfaßt werden kann. Ch. H.

Redaktionelle Bemerkungen.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Osterfest und dem letzten! Damals eine Auferstehung der Völker, ein Brausen des Frühlingswindes vom Osten her, ein Aufquellen aller demokratischen uud sozialistischen Zukunftshoffnungen; jetzt die gewaltigste Niederlage, die diese je erlitten, ein Sieg aller Mächte der alten Welt, ein Triumph aller Reaktion. Dennoch! Wie die Welle jetzt nach rechts flutet, so kann sie wieder nach links zurückschlagen. Die Welt ist nun einmal im Fluß und wird es noch lange sein. Darum können die Dinge nach einiger Zeit ein ganz anderes Gesicht haben, als heute. Die Welt liegt in furchtbaren Geburtswehen; wir dürfen ruhig den Glauben festhalten, daß es die „Geburtswehen Christi" sind. Excelsior — trotz alledem!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Wie aus der alten Welt eine neue wird.[1]

Vor wenigen Jahren noch hat man die Frage nach einer neuen Welt für überspannt und unpraktisch gehalten, heute ist sie zur zentralen Tagesfrage geworden. Das Interesse an den einzelnen Ereignissen, welche die Zeitungen uns täglich melden, wird je länger, je mehr beherrscht von der Spannung, ob wir wohl und wie bald wir der Zeit näher rücken, da sich aus den alten, zerrütteten und zertrümmerten Zuständen etwas Neues anbahnt; die Ueberzeugung bricht sich Bahn, es müßten noch gewaltige Umwälzungen eintreten, bis die Menschheit wieder einigermaßen zur Ruhe komme, und die Einzelheiten hüben und drüben können uns nur noch insofern interessieren, als sie dieser großen Wandlung dienen oder im Wege stehen. Es ist im Grunde eine alte Frage, welche sich durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes hindurchzieht und wenn wir sie uns heute vorlegen, so könnte sie eigentlich Anlaß geben, einem Längsschnitte durch die Menschheit zu folgen und durch alle Jahrhunderte zu beobachten, wie Neues mit Altem gerungen hat unter den verschiedensten Namen und Formen, Revolutionen und Reformen. Aber ist es nicht am Ende immer dasselbe Leben, das sich unter alten Schalen und Krusten regt, immer im Grunde derselbe Kampf, der nun in unseren Tagen in eine besonders ernste, entscheidungsvolle Phase getreten ist? Wir wollen uns daher sozusagen auf einen Querschnitt der Gegenwart beschränken und dabei aber gegenwärtig halten, daß das Neue eigentlich der Zeit nach etwas sehr Altes ist, nur immer noch nicht die rechte Geltung gefunden hat. Es ist das, was vor dem Richterstuhl der Vernunft sich als das unbedingt Gute und allein Wahre erweist, was sich dem freien Gewissen als das Richtige aufdrängt.

Es ist darum nicht irgend *eine* neue Welt, sondern *die neue Welt im Gegensatz zu der alten Welt*, zu der alles gehört, was wegen seiner Unvollkommenheit wert ist, daß es zu

---

[1]) Vortrag gehalten am 24. Februar 1918 im Kirchgemeindehaus Winterthur.

Grunde geht und was in noch nie dagewesenen Katastrophen eben jetzt im Begriffe ist, zu Grunde zu gehen, so daß wir mit ganz außergewöhnlicher Spannung in die Zukunft schauen, was wohl werden wird.

Oder sollten wir für den Wandel unserer Zeit keine Augen haben und erst jammern wie Jonas, wenn die eigene Kürbishütte zu Grunde geht? Es gibt genug solche Philister, solche unverbesserliche Egoisten, kluge Leute, die sich ihr Plätzchen behaglich ausgewählt haben in einem geschützten Winkel des Schiffes und dann sich nicht weiter kümmern um Wind und Wellen. Sie hören wohl von Weitem etwas tosen und rollen, es überläuft sie gelegentlich ein geheimer Schauer; aber dann nur schnell die Decke über die Ohren gezogen und weiter geschlafen! Oder vielmehr weiter geschimpft über alles, was Unruhe macht! Man schimpft über die Unzufriedenheit der Arbeiter, über die Verrücktheit der Dienstverweigerer, über die Jugendorganisation und die Schar der Refraktäre, kurz über alles, was Unruhe und Angst bereitet. Frieden wollen sie nur, damit man Ruhe haben kann, auch wenn dabei ganze Völker unterjocht werden und eine Saat von Ungerechtigkeit in den Frieden eingestreut wird. Dann mag es wieder einmal losgehen in ein paar Jahrzehnten, sonst gäbe es keine Weltgeschichte und es wäre langweilig. Aber trotz dem bischen Abwechslung ist es immer die gleiche Welt — es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Die so denken, sehen mit mitleidigem blasiertem Lächeln auf die kindlichen Seelen, die etwas Neues von der Zukunft erwarten und sich darüber ereifern.

Nun dann wollen wir lieber zu diesen erwartungsvollen Seelen gehören, als zu den trostlosen, auf sich selbst beschränkten Ueberklugen, die nichts lernen und nichts vergessen, nur schimpfen, aber nichts hoffen. Ist es nicht unmenschlich grausam, uns vorzutäuschen, der ganze Weltkrieg mit seinem namenlosen Leid sei nur ein Regentag auf der Vergnügungsreise der Weltgeschichte, wo man für eine Zeit lang stoppt? Nein, was wir jetzt erleben, ist zum mindesten eine gewaltige Krisis in der Entwicklung der Menschheit, wo allerhand längst aufgespeicherte Giftstoffe virulent geworden sich austoben, um abzusterben und den Lebenskräften Platz zu machen; krankhaft wuchernde Gewebe am Menschheitskörper sind im Zerfall begriffen und es muß statt derselben wieder neues Fleisch wachsen. Die Krisis mag recht verhängnisvoll werden, und je länger sie dauert, auch viel Gutes mit in den Zerfall hineinreißen und zerstören, doch glauben wir an ein gottgewolltes Werden, ohne das für uns die Welt und das eigene Leben allen Sinn verlieren würde. Es ist ein unverwüstliches, dem gesunden Menschen innewohnendes Hoffen und Wollen, das oft gerade in den schwersten Zeiten am stärksten auflebt und durchbricht. Wir glauben an die neue Welt, an die Zukunft des Reiches Gottes; wir glauben daran

im Namen all derer, die als Opfer der gegenwärtigen Katastrophe das Leiden haben auskosten müssen, und sind gewiß, daß es viele gibt, die gerade durch die eigenen und fremden Leiden zu neuen Hoffnungen aufgerüttelt werden. Und es wird uns Niemand diese Hoffnung rauben können, weil sie nicht von außen kommt, sondern von innen, sie ist das Göttliche in uns, gerade in dieser Hoffnung kommt uns Gott selbst zum Bewußtsein.

Wir wollen uns aber deswegen nicht in übergeistige oder übersinnliche Sphären versteigen, sondern von Dingen reden, die zwar in dem Zusammenhang göttlichen Werdens oder Schaffens stehen, aber als recht greifbare, erkennbare Dinge unserer Erde angehören. Was wir zur alten, für den Untergang reifen Welt rechnen, das ist das, was der Krieg zeitigte, nennen wir einmal das Nächstliegende: das sinnlose Zerstören der wertvollsten und unentbehrlichsten Güter im Bereich der Kultur wie der Natur selbst, vor allem das grausame Abschlachten von jungen gesunden, mit viel Mühe großgezogenen Menschenleben; mit andern Worten: das schrankenlose Regiment der Gewalt, das vor keiner sittlichen Ordnung im Völkerleben und in der Familie mehr Halt macht. Wir wissen, daß nicht alle Sünde auf einmal schwindet, wir verzichten auch darauf, das ganze Sündenregister der Gegenwart herunterzuleiern; wir möchten nur feststellen, daß, was für ein Uebel auch genannt mag werden, von der Revolverkugel, die Jaurès traf, bis zum Zertrümmern wehrloser Schiffe und Städte, was an Unheil von Krankheiten, Straßenkämpfen und Bürgerkriegen aufgetreten ist und noch folgen mag, was an Verlogenheit und raffiniertester Hinterlist alles schon geleistet wurde, aus einer einzigen Wurzel, der Pfahlwurzel der allem Anderen übergeordneten Gewalt herausgewachsen ist. Unser Geschlecht ist vom Glauben an die materielle Macht wie hypnotisiert und hat darüberhin allen sittlichen Maßstab und die Wertschätzung idealer Güter verloren. Daß aber diese schrankenlose Anwendung der Gewalt, gestützt auf ein durch Jahrhunderte geheiligtes Herkommen und gesteigert durch die moderne Technik die Welt zur Hölle gemacht hat, das ist unser aller Erlebnis; diesen Herd so vieler Leiden in seiner ganzen höllentiefen Verderblichkeit erkannt zu haben, ist eine, wenn auch überaus traurige, doch ebenso wichtige Erkenntnis.

Und wenn wir nun noch einen Schritt weiter gehen und uns fragen, wer hat denn diese Gewalttätigkeit angeordnet, so finden wir nicht wie in früheren Zeiten einen Einzelnen, einen Briganten oder Tyrannen, sondern ein Collectivum, Staat genannt; er ist's, der alles so inszeniert und befohlen hat, allerdings, wie er sagt, zu seiner Selbsterhaltung. Sei dem, wie ihm wolle, der Staat steht mit einem Mal auf einer der individuellen Moral schnurstracks entgegengesetzten Richtung. Dessen ungeachtet wird der Zustand und das ihm zu Grunde liegende System von der im

Staate herrschenden Klasse auf alle mögliche Weise gerechtfertigt und verteidigt. Man sieht zwar nun allgemein das Uebel in seiner ganzen erdrückenden Größe, aber lieber als an dem sie schützenden Staat zu rütteln, sagt man, das ist nun eben ein naturnotwendiges Uebel, das nicht zu beseitigen ist. Gewalt muß sein, man muß nur dafür sorgen, daß man der Stärkere ist. Das sagt mit dürren Worten sogar ein ehemaliger Theologieprofessor unserer Landeskirche.

Und wir sagen nun mit allem Nachdruck: das ist eben die alte Welt, die versinken muß. Gewalt, auch wenn sie der Staat gebraucht, ist ein falsches Prinzip. Er muß sich auf einen anderen Boden stellen, muß das, was er dem Einzelnen im Verkehr mit den anderen an Rücksicht und Rechtlichkeit zumutet, auch seinesgleichen gegenüber hochhalten, er muß, statt einem falschen Grundsatz weiter zu huldigen, versuchen, andere Grundsätze zur Geltung zu bringen, er wird, anstatt an das eigene kalte Schwert zu greifen, an das viel ältere warme Herz, das Herz des Gegners appellieren und auf das, was dem Menschenherzen von jeher heilig war, auf das Recht, auf das gegebene Wort, auf die Ehre, auf die Wahrheit, auf die Treue sich berufen müssen. Das ist die neue Welt, an die wir glauben. Entweder-oder: die alte oder die neue Welt! Entweder nimmt der Staat immer wieder zur Gewalt seine Zuflucht, stürzt sich damit in endlose Rüstungen und unaufhörliche und aufreibende Kriege und setzt sich damit in direkten Widerspruch mit dem Gewissen des Einzelnen und mit sich selbst, indem er am einen Ort, eben beim Einzelnen straft, was er am andern Ort selbst tut, und erstickt so allmählich alles Gefühl von Recht und Verantwortung, die Elemente der sittlichen Weltordnung — oder er anerkennt diese Gefühle in ihrer Absolutheit und entschließt sich, sich selbst darunter zu beugen. Das war ja auch die Quintessenz jenes Vortrags[1]) über „Politik und Moral": der Staat müsse sich immer mehr dem Gewissen des Einzelnen anpassen.

Da ein moderner Staatsrechtslehrer in wohl erwogenen Worten diesen Standpunkt kürzlich hier vertreten hat, kann ich mir eine weitere Auseinandersetzung hierüber ersparen.

Nun kommt aber für uns die Hauptfrage: wie kann das geschehen, wie soll das praktisch zugehen, daß der Staat sich dem Gewissen des Einzelnen anpasse und sich damit eben auf einen ganz anderen Boden stelle? Wie soll in der alten durch alle Verhältnisse ausgeprägten und festgelegten Struktur des öffentlichen Lebens eine ganz anders gerichtete, anders orientierte Praxis aufkommen, wie aus der alten eine neue Welt hervorgehen?

Es liegt auf der Hand, daß die im Staate nicht herrschende,

---

[1]) Vortrag von Professor Max Huber: „Politik und Moral".

aber unter dem Krieg am meisten leidende Klasse, nämlich das Proletariat am ehesten geneigt ist, die Mängel des alten Systems zu erkennen und zu bekämpfen, und sich am meisten nach einer neuen Ordnung der Dinge, nach einer neuen Welt sehnt.

Was hat diese unterste Volksschicht zur Herbeiführung derselben getan, welchen Weg hat sie eingeschlagen?

Die Geschichte der Gegenwart präsentiert uns zwei, in sich prinzipiell verschiedene, direkt entgegengesetzte Wege, die letzten Endes zu demselben Ziel führen sollen. Das eine Beispiel finden wir in Deutschland:

Das deutsche Proletariat ließ sich zunächst unter der Wucht der Ereignisse vom August 1914 (die näheren Umstände übergehen wir) bei dem alten System behaften und ging Hand in Hand mit dem Staat, Schulter an Schulter mit den begeistersten Kriegern, aber immerhin mit einem geheimen Protest. Diesen Widerspruch begruben die meisten vorläufig wohl oder übel (wie noch viele andere auch in andern Ländern es taten) in der eigenen Brust, in der Hoffnung, einmal bei Gelegenheit, vielleicht in ruhigeren Zeiten, damit hervorzutreten und dann nach und nach dem Schiff, auf dem sie mit eingeschlossen waren, einen anderen Kurs zu geben. Sie wollen, mehr der Not gehorchend als aus eigenem Trieb, kämpfen in der Hoffnung, das siegreiche Vaterland werde dann schon einmal mit sich reden lassen, und dann könne man so ein Stück um das andere ohne großes Aufsehen durch entsprechende Teile einer neuen Ordnung ersetzen, so z. B. ein neues Wahlrecht, später einen humanen Frieden und endlich auch allmählich Abrüstung. Es ist, wenn man der Sache einen allgemeinen Namen geben will, der Weg des sogenannten Revisionismus. Es sind die gemäßigten, besonnen vorsichtigen Menschen, die denselben benützen und wir benützen ihn wohl auch, wenn immer möglich. Es ist der loyale Weg des Stimmzeddels und der Propaganda und er ist auch nicht ohne Erfolg. Es läßt sich, wenn auch langsam und mühsam, da und dort etwas abmarkten bei Gesetzgebung und Wahlen. Das ist nicht zu verachten und die Länge des Weges könnte uns schließlich nicht irre machen an der Erreichung des Ziels. Es ist aber inzwischen eine große Gefahr vorhanden, nämlich die, daß bis dahin die, welche das Neue wollen, sich unvermerkt dem alten anpassen und trotz gelegentlichen kleinen Erfolgen nichts wesentlich Neues bringen; gerade in entscheidenden Augenblicken versagt die Durchschlagskraft und es bleibt beim Alten.

Es ist doch recht bezeichnend, daß Jesus, der auch, ja er vor allem in der alten Welt für die neue kämpfte, das Wort sprach: Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißen die Schläuche und der Wein wird verschüttet; man flickt auch nicht ein altes Kleid mit einem Lappen von einem neuen Kleid, der Riß wird desto ärger. — Das heißt doch: Altes und Neues ver-

trägt sich nicht so friedlich in und neben einander. Es fällt uns da auch das Wort des Jeremia ein: „Pflüget ein Neues (einen Neubruch) und säet nicht unter die Hecken.“

Wie verhält es sich wohl mit dem anderen Beispiel? Es ist Rußland! Da gab es einen Riß, einen Bruch, das alte mußte ganz weichen, der Zarismus wurde begraben, und auch die gemäßigte Demokratie, die den nationalen Krieg weiterführen wollte, wurde von den Maximalisten über den Haufen geworfen und eines schönen Tages erklärten die leitenden Staatsmänner: Wir führen keinen Krieg mehr, mag werden, was will, wir erklären Schluß.

Eine ganz erhebende unerhörte Tatsache in der Weltgeschichte, nicht der Laune und Willkür von einigen Wenigen entsprungen, sondern dem Willen eines großen, ja des größten Volkes von Europa.

Ein großzügiger Radikalismus! Aber die Radix, deutsch: die Wurzel wurde offenbar doch nicht ganz ausgerissen, jene Pfahlwurzel der Gewalt blieb zum Teil stecken und zeitigte das schlimmste Uebel, den Bürgerkrieg. Gerade um die großen Forderungen einer neuen Zeit durchzusetzen, griff man — welche Tragik — zu dem alten Mittel, dem Urheber alles Unheils, zur blutigen Waffe. Man will den Teufel austreiben durch Beelzebub, den obersten Teufel. Die Kirche hatte das in früheren Jahrhunderten auch getan, als sie zur größeren Ehre Gottes, zur Wahrung seines Reiches die Ketzer verbrannte und die französische Revolution verfiel in denselben Fehler, als sie die Menschenrechte mit der Guillotine einführen wollte. Gewalt bleibt eben Gewalt, ob sie zur Knechtung oder zur Befreiung der Menschen gebraucht wird. Der Zweck heiligt nicht die Mittel. Gerade diese Mischung von göttlichen Zielen und teuflischen Mitteln schafft diese Ausgeburten der Hölle und davon zeugt fast jedes Blatt in der Weltgeschichte. Angesichts dessen verstehen wir vielleicht die Größe Jesu, der sich nie in den Mitteln vergriffen hatte, sondern die Stimme des Versuchers: Bete mich an, so sollst du alle Reiche der Welt haben, mit den Worten zurückwies: Weiche von mir Satan. Er weist uns darum auch einen andern Weg als den des paktierenden Revisionismus und den des gewalttätigen Radikalismus.

Welchen?

Jesus spricht einmal das kühne Wort: „Ich bin der Weg.“ Wir wollen einmal versuchen, denselben wenigstens in Gedanken zu verfolgen. Wir sehen: am Anfang steht nicht eine Theorie, eine Parole, ein Dogma, ein Wahlspruch, sondern eine Person: der einzelne Mensch.

Man hat oft genug dieses „Ich“ in eine Idee verwandelt, den Menschensohn Jesu als Christusidee geprägt und in Kurs gebracht, die Persönlichkeit in eine allgemeine Theorie abstrahiert in der

Meinung, so allein könne das Bleibende daran ausgeschöpft und weitergegeben und zu einem fruchtbringenden Quell für die Folgezeit gemacht werden, und hat in Wirklichkeit so ziemlich — das Gegenteil davon erreicht, eine Erstarrung des ursprünglichen Lebens. Gewiß ist Jesus der Inbegriff all der hohen, einer alten Welt überlegenen Gedanken, die zur Grundlage einer neuen Welt dienen; aber dieselben herauszufühlen und anzuerkennen, schafft noch nicht die neue Welt, sie sind gleichsam nur die Nullen, die erst einen Wert erhalten, wenn die Zahl 1 eben das „Ich", der Träger dieser Gedanken davor steht. Was Jesus sagte, ist darum so keimkräftig und lebensfähig geworden, weil seine Person dahinter stund; und seine Worte werden immer dann wieder Leben bekommen und Leben schaffen, wenn wieder eine Person, ein Mensch mit seinem persönlichen Leben dafür einsteht. Wir haben vorhin einmal gesagt: Der Staat müsse dem Gewissen des Einzelnen sich anpassen, weil eben das Seinsollende im Einzelnen sich meldet und bewußt wird. „Jeder gehorche dieser seiner innern Forderung!" Dann muß folgerichtig der Einzelne auch eine maßgebende Bedeutung haben, er ist der Ausgangspunkt. Das Gute wächst nicht in der Luft, sondern es braucht den realen Boden von Menschenherzen, um aufgehen zu können. „Im Herzen kündet es laut sich an." Eine Schulreform hat keinen Sinn und keinen Bestand, wenn nicht Lehrkräfte, Personen da sind, die diese Reform verkörpern; nachher mag sie auch die Gestalt von Gesetz und Reglement annehmen, aber die Einstellung daraufhin muß vom Einzelnen ausgehen, sie sind die eigentlichen Bahnbrecher. Auch eine Gesellschaftsordnung kommt nicht allein durch Umsturz zu Stande von außen her, wenn nicht Menschen sie gleichsam in sich getragen und geboren haben. Der Revolutionierung der Verhältnisse geht eine „Revolution des Herzens" voraus, die allerdings durch die Notlage beim Proletariat befördert oder geradezu erzeugt werden kann. Lange vor der russischen Revolution wirkten russische Schriftsteller revolutionierend und eine neue Welt hat sich ihres Geistes bemächtigt.

So gären, keimen auch jetzt unter der alten Kruste des altgewohnten Daseins allerhand Ideen im geheimen Schoß von vielen tausenden von Menschenherzen, vielleicht mehr als man ahnt. Nach außen hin mögen Militarismus und Machttrieb eine scheinbar unbegrenzte Herrschaft ausüben und die Völker in atemloser Spannung erhalten, noch mögen Gewalt und Habsucht sich breit machen, als ob sie auf ewig Existenzrecht hätten, aber es ist damit wie mit der Natur im Vorfrühlung, sie scheint hart und starr und ist doch voll Leben und die tausend Millionen Wurzelfasern unserer Gedanken bohren sich in die harte widerspengstige Kruste einer alten Welt; unsere Zeit ist geschwängert mit der neuen Welt. Und weil diese Gedanken aus dem Innern, aus dem Geiste kommen, ist auch eine Gewähr dafür vorhanden, daß das, was daraus hervorgeht, etwas Ganzes, Einheitliches, d. h. eben eine neue Welt ist, und nicht etwa

nur Klugheitsmaßregeln, Opportunitätsreformen und der Not des Augenblicks abgerungene Kompromisse.

Soweit allerdings kommt mancher noch nach, wohl jeder einigermaßen innerlich wachbare Mensch.

Die große Schwierigkeit aber beginnt da, wo dieses geheime Leben an's Tageslicht sich wagen soll. Die Dinge liegen eben doch einstweilen noch so ganz anders, als wir denken und wollen: wir meinen es vielleicht gut, aber die Welt zwingt uns hart und rücksichtslos zu sein; man will vielleicht selbst nicht geizen und nicht mit dem Lohn kargen, aber die Konkurrenz oder der Verband, die Aktionäre gebieten Vorsicht; man will nicht hamstern, aber die Notlage erfordert es; man will nicht töten, aber der Krieg drückt auch dem Friedliebenden die Waffe in die Hand; man will nicht hassen, aber man hat Feinde, welche keine Liebe begehren; man will Frieden, aber der Staat verbietet unter Umständen die Friedenspropaganda. Wie soll das, was sich in Herzen als neue Welt ankündet, in der rauhen Wirklichkeit sich behaupten?

Und, was das Verhängnisvollste ist, es sind nicht nur ganz anders geartete Verhältnisse da, die sich dem Neuen hindernd in den Weg stellen, sondern wir stoßen auf den Widerstand einer alten Generation, die krampfhaft die alten Verhältnisse aufrecht erhält, als ob das Leben davon abhinge, und viele andere sind da, die zwar keine Seele mehr, wohl aber ein großes materielles Interesse an jenen Zuständen haben, weil sie tatsächlich davon leben und diese Leute sind hartnäckig und unbelehrbar.

Wie geht da der Weg weiter?

Jesus sagt ganz schlicht: Jeder nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Jeder! Die Persönlichkeit wird jetzt erst recht in die Schranken gerufen. Der persönliche Wille muß die unerschütterliche Klippe bilden, an der die daherflutenden Wogen brandend zerschellen. Man möchte in dieser kritischen Situation so gern die Verantwortung auf die Führer abwälzen. Es braucht solche und wir wollen ihnen die Verantwortung keineswegs abnehmen, aber auch nicht vergessen, daß ihre Kraft, in der entscheidenden Stunde auszuharren, oft von der treuen Gefolgschaft abhängt. Die Verantwortung ist beidseitig und wechselwirkend und der Kampf bleibt keinem erspart.

Nun aber geht uns in demselben gewöhnlich die Geduld aus, wir krebsen zurück und paktieren oder stürmen ungeduldig vorwärts und wollen das Ziel mit Gewalt erobern. Die Sozialisten werden entweder Sozialpatrioten oder bilden eine rote Garde. Die Reihen der Idealisten lichten sich, wo das wahre Heldentum zäher Ausdauer unter Widerwärtigkeiten anfängt, wo man zunächst nichts von Erfolg sieht, sondern eher noch allerhand aufs Spiel setzen soll, und nur noch der Glaube an die gute Sache bleibt. Wenn nur dieses dornenvolle Stück Leidensweg nicht wäre, das sich zwischen

Hoffnung und Erfüllung hineinschiebt, die Welt wäre längst neugeboren.

Und doch ist das, was um der neuen Welt willen gelitten werden müßte, nicht der zehnte Teil von dem, was jetzt die Menschheit unter dem Bann und Fluch der alten Welt zu leiden hat. Warum denn nicht um des Guten willen etwas riskieren, das werden soll, da doch das Alte uns vielmehr quält? Ganz einfach darum, weil wir vielleicht doch nicht so ganz unentwegt an das Kommende glauben können, noch nicht so ganz und gar davon durchdrungen und überzeugt sind. Wir stecken eben oft trotz allem Sehnen und Seufzen nach neuen Zeiten und Zielen mit beiden Füßen praktisch im Bann der alten Welt. Wir glauben auch als „Christen“ an den Vorteil der Kriegsgewinne, wenn wir schon damit offenbar das Volk verbittern und die Sicherheit des Lebens unterminieren. Wir glauben an die Macht der Gewehre und Kanonen, wenn schon jeder Schuß zehn, ja hundert feindliche Schüsse auslöst. Wir Sozialisten glauben an die Alleinherrschaft der Materie, wenn schon der Mensch sich damit zum Sklaven seiner Maschine macht und ohne Geist kein Fortschritt denkbar ist. Erst wenn wir wieder an höhere sittliche Mächte glauben, wenn uns Gerechtigkeit und Liebe keine bloßen hergebrachten Worte mehr sind, sondern die Angelpunkte, in denen die gottgeschaffene Welt sich drehen muß, um bestehen zu können, wenn wir wieder der Ehrlichkeit mehr Erfolg zutrauen als der List und der Lüge, weil wir jene als die gottgeordnete Grundlage alles Seienden erkennen, dann bringen wir auch den nötigen Mut auf, an diese Mächte unser Leben, unsere Zukunft zu binden und im Bund mit ihnen die Fahrt durch's Leben zu riskieren. Unterdessen möge die Revolutionierung des Herzens vorwärts schreiten, bis das Leben durchbricht.

Die Gegenwart gibt uns, wie kaum je eine Zeit, die beste Gelegenheit, ja sie zwingt uns geradezu, uns zu entscheiden, entweder im alten Fahrwasser zu Grunde zu gehen und zu Grunde zu richten, oder mit neuem Wind in den Segeln auf die Höhe zu fahren. Riskieren wir das letztere, bevor eine trübe, brandende Sturzflut der Verzweiflung alles in den Strudel chaotischer Verwirrung reißt.

L. Stückelberger.

Um die Revolution.

Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß die Zustände bei uns immer mehr revolutionäre Stimmung erzeugen und der Revolution Vorschub leisten. Schlimm ist die Not, und noch schlimmer der Mangel an Gerechtigkeit im wirtschaftlichen und sozialen

Leben. Es fehlt uns nicht nur an einem tiefen Verständnis für die wahren Interessen des Volkes, sondern noch mehr am Willen, diese Interessen kräftig zu vertreten. In unserer Politik haben wir ein Gewirr von kurzsichtigen, kleinlichen Maßnahmen, die die Not nur notdürftig verdecken, von Parteilichkeit, von einseitiger Bevorzugung der einen, von Vernachlässigung der andern. Es ist mehr als begreiflich, wenn im Volk die Ueberzeugung herrscht, daß ihm in der Zeit der größten Not die Mittel und Kräfte nicht gesichert werden, die ihm aus seinem eigenen Lande zufließen und die ihm über diese Zeit der Not hinweghelfen könnten.

Je reicher an Widersprüchen, je ärmer an großer Orientierung diese Politik ist, desto autoritärer tritt sie auf. Scheinbare Geschlossenheit soll über die innere Zerfahrenheit hinwegtäuschen; der Machtgedanke soll die Gedanken an das Zerfahrene, Haltlose, Hin- und Herschwankende verscheuchen. Es scheint manchmal, als ob die Schweiz den Zufall ihrer geographischen Lage — wir liegen zwischen Rom und Berlin — in ihrem geistigen Leben zum bewußten Ausdruck bringen wollte. Die innere Haltlosigkeit treibt immer mehr zur Vergötterung der Autorität, zur Intoleranz. Päpstliche und militärische Allmachtsbestrebungen begegnen sich bei uns. Sie haben sich in vielen Schweizerseelen, gerade in leitenden Kreisen, zur Einheit verbunden. Damit wird die Schweiz innerlich vernichtet und an das Ausland verkauft.

Die revolutionäre Stimmung in breiten Volksschichten — wir denken vor allem an die Vertreter des sozialistischen Ideals — ist die Antwort darauf. Auch hier muß man blind sein, um gewisse Dinge nicht zu sehen, nämlich daß die revolutionäre Stimmung nicht nur „psychologisch verständlich" und als Reaktion gegen den Druck und die Provokation von oben „entschuldbar" ist, sondern daß sie eine Antwort ist, deren Ausbleiben unsern Sozialismus Würde und Existenzrecht kosten würde. Es stünde schlimm mit einer Arbeiterbewegung, die sich den Kurs gefallen ließe, den man bei uns steuert. Mit dem Aufgeben der revolutionären Stimmung in ihrer Seele gäbe sie die Seele selber auf.

Damit ist aber zugleich gesagt, daß die revolutionäre Strömung, wenn sie das, was sie überwinden soll, erfolgreich bekämpfen will, sehr klar, bestimmt, innerlich gefestigt und prinzipiell sein muß. Wie soll sie der Haltlosigkeit, dem Opportunismus, der Kurzsichtigkeit unserer Politik erfolgreich entgegentreten, wenn sie sich nicht durch große Orientierung, durch geistige Ueberlegenheit die Ausrüstung verschafft hat, mittels der sie diesen Kampf siegreich bestehen kann. Wo in der Seele des Sozialismus die Dämonen des rohen, impulsiven Machtdranges, des Opportunismus toben, wo er im Bann eines groben Materialismus und einer unklaren Gefühlsromantik steht, wird der Sozialismus niemals mit den Teufeln der Reaktion fertig werden.

Diese Dämonen sind noch unter uns vorhanden. Sie sind nicht allein da, aber sie bedeuten eine ernste Gefahr für unsere Bewegung,

indem sie das, was in der schweizerischen Arbeiterbewegungan gesunder, kräftiger revolutionärer Energie, an Opferfreude im Dienste der Revolution lebt, verseuchen und zu einem Werkzeug der Reaktion zu machen drohen.

Eine echte Revolution ist eine Schöpfung. Sie ist der Durchbruch eines neuen Lebens, das sich auf allen Gebieten als lebensfähiger zeigt, denn die düstere Realität, in die es einbricht.

Diese Ueberlegenheit erweist das revolutionäre Prinzip zunächst an der unbedingten Herrschaft über seine Träger und Vertreter. Der Revolutionär ist der Mann, dem die Sache alles, die eigene Person nichts gilt.

Die Revolution ist nicht allein die Herrschaft des Ueberpersönlichen über das Persönliche; sie ist die Ueberlegenheit des höheren Lebens über das Bestehende. Das soll sie daran erweisen, daß sie am Punkte, wo sie eingreift, wirklich zu herrschen, zu überwinden, die Richtung anzugeben und den Kurs zu bestimmen fähig ist. Sie bricht natürlich in einem gegebenen Moment aus, kann beschleunigt, durch äußere Umstände veranlaßt, unausbleiblich gemacht werden. Damit ist sie aber keineswegs nur das Produkt äußerer materieller Umstände. Wenn sie eine wirkliche neue Schöpfung ist, ist dieser Anlaß, dieser Moment nur der Augenblick, da das höhere Leben, das sie verkörpert, in die Wirklichkeit eingreift, um sie zu verwandeln und sich untertan zu machen.

Wie steht es nun bei uns in Bezug auf diese verschiedenen Punkte, die das Abc der revolutionären Wahrheit sind?

Die Revolution soll die Herrschaft des Ueberpersönlichen über das Persönliche sein. Auch hier müßte man mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu sehen, wie sehr sich in unserer revolutionären Welt das Persönliche in den Vordergrund zu drängen und das hohe, überpersönliche revolutionäre Ideal zu überwuchern droht. Was der Menschheit die Befreiung bringen sollte, wird dazu mißbraucht, sich selber aufzuschwingen und über die andern zu herrschen. Was Abstimmungen und Wahlen nicht mehr verleihen — das Vertrauen in unser Vertretungssystem ist doch gar zu sehr erschüttert —; was Manifestationen, Resolutionen, Protestationen nicht mehr geben können — auch diese Waffe ist nun abgenützt und macht den, der sie schwingt, nur lächerlich — das soll nun die Revolution geben! Man lebt von ihr, wie man vom Parlamentarismus, wie man von der Demonstration gelebt hat.

Es ist erschreckend, wie stark in unserer revolutionären Welt das catilinarische Moment auftritt, und wie gegenwärtig gerade solche Existenzen zur Revolution treiben, die es am wenigsten tun dürften, weil es ihnen ganz an den Grundeigenschaften des revolutionären Charakters fehlt, an der Ueberlegenheit des Ueberpersönlichen über das Persönliche, an der Selbstlosigkeit, an der Unabhängigkeit von eigennützigen Interessen und Rücksichten, von der Aermlichkeit des Denkens, der Unfähigkeit, groß zu schauen und damit groß zu handeln, gar nicht

zu reden. Revolutionäre Demagogen sind das Gegenteil von revolutionären Führern, im Diktator wird immer die Reaktion den Sieg über die Revolution davontragen.

Um es mit einem Wort zu sagen: das Pfaffentum sucht sich der Revolution zu bemächtigen, wie es sich bis jetzt in jede Bewegung eingeschlichen hat, die neues Leben und Erlösung bedeuten sollte. Wie die Kirchenpfaffen das Christentum in Beschlag genommen und verpachtet haben, möchten unsere Revolutionspfaffen die Revolution für sich in Beschlag nehmen. Wie der Pfaff, auf die Kirche gestützt, heilig und unantastbar ist, leben sie von der Revolution, entnehmen ihr ihre Machtstellung, die Möglichkeit, sich zu behaupten und der Masse ihr Joch aufzudrängen. Das Handhaben der hl. Sakramente verleiht dem katholischen Priester in den Augen mancher Gläubigen nicht mehr Ansehen, als das Handhaben der revolutionären Amtsfunktionen unsern Revolutionspfaffen. Die Aehnlichkeit geht sogar so weit, daß der Revolutionspfaff, auch wo sein Charakter und seine Person nichts mehr gelten, noch kraft seines revolutionären Ansehens etwas gilt, wie der Priester, den man persönlich verachtet, nicht beseitigt wird, weil er die Sakramente administriert.

Pfaffentum, Dogma und Kirche hängen zusammen, stehen in engster Wechselwirkung. Der Pfaff stützt das Dogma, weil er von ihm lebt, und das Dogma verhilft ihm, sich zu behaupten. So können wir ohne weiteres annehmen, daß da, wo die Revolutionspfaffen so auftreten können und eine solche Bedeutung haben, die Revolution auf bedenkliche Weise zum Dogma geworden ist. Dogma ist ein sehr gelehrtes Wort, aber ein sehr einfaches Ding. Es heißt, daß unter dem Einfluß einer verknöcherten Kirche etwas Lebloses, etwas Halbes, nur ein Teil der Wirklichkeit, etwas Unfreies, sich an die Stelle des ganzen, echten Lebens zu drängen sucht.

Die Revolution sollte die kräftigste Entfaltung des Lebens sein. Sie sollte der Sieg der Freiheit über die Unfreiheit, der Sieg des Geistes über den Stoff, der Triumph des Ganzen über das Halbe sein. Wir haben aber mit Tendenzen zu kämpfen, die sie zu etwas Halbem, Unechtem, Schematischem, innerlich Unfreiem, Gebundenem machen und ihr damit jegliche Möglichkeit nehmen, in lebendige Wechselwirkung mit der ganzen Wirklichkeit zu treten.

Innerlich unfrei, gebunden, wie eine Kirchenlehre, wie ein priesterlicher Katechismus. Was Jahrtausende menschlicher Entwicklung, was alle revolutionären Experimente der Menschheit, was revolutionäre Erfolge und noch deutlicher revolutionäre Mißerfolge uns gelehrt haben sollten, das wird immer noch nicht erkannt. Die Revolution bleibt noch etwas Unfreies, ein mechanischer Vorgang, der nicht in die Sphäre der bewußten, persönlichen Entscheidung, der vollen Darangabe der Persönlichkeit erhoben wird. Sie bleibt vielfach ein mathematischer, physischer Prozeß, bei dem rein äußerliche Momente, Zahl, Konjunktur, Vorwand, Anlaß die Hauptrolle spielen. Sie ist nicht die bewußte Tat, die aus

der geistigen Ueberlegenheit entspringt, und die in dem Moment verrichtet wird, da man diese Entscheidung verantworten kann. Sie wird nicht zu etwas, das man aus freien Stücken mit Begeisterung und Opferfreudigkeit tut, um damit eine neue Welt zu schaffen. Darum wird sie auch so leicht zu etwas, das „gemacht“ werden muß, weil sie als richtige Zwangsidee Denken und Tun tyrannisch bestimmt, weil man den unechten Revolutionsbegriff so lang genährt und gefördert hat, daß man nur noch sein Sklave ist.

Wo die Revolution unter einem solchen Banne steht, kann sie nicht wirklich erlösen. Nur was innerlich frei ist, befreit. Nur was durch Zucht, geistige Ueberlegenheit, weiten Blick und Prinzip, eine beherrschende Stellung einnimmt, kann die Realität beherrschen. Eine Revolution, die gemacht wird, die im Zeichen des materialistischen Fatalismus oder einer unklaren Gefühlsromantik steht, die nur als Produkt der Umstände losbricht, eine Revolution, in die man sich nur schieben und stoßen läßt, wird niemals die Welt befreien. Sie wird wieder das Opfer der äußeren Umstände werden, und die Bewegung, die sich ihr verschrieben hat, der Herrschaft des Bestehenden ausliefern. Das ist die ungeheure Gefahr, welcher diejenigen unsere Arbeiterbewegung aussetzen, die nun die lebendige Revolution durch die dogmatisch-schematische Revolution verdrängen. Was nur etwas Halbes ist, was an dem Fluch des Unechten, Gemachten leidet, was im Dienste persönlicher Machtgelüste steht, wird nicht nur nie der Sache der Freiheit dienen, sondern stets nur der Freiheit schaden.

Wir sehen es um so genauer, je schärfer wir die eigentümliche Lage der Schweiz, ihre eigentümliche internationale Stellung und ihre besondern Aufgaben ins Auge fassen. Es ist ganz klar, daß das schweizerische Proletariat die Aufgabe hat, im Zusammenhang mit einer großen internationalen Aktion am Kampf gegen die teuflischen Mächte teilzunehmen, die aus unserer Welt eine Kultur der Unfreiheit und des Todes machen. Aber es ist ebenso klar, daß es durch eine Aktion, die, durch innere Unklarheit getrübt, durch Mangel an Prinzip, an innerer Festigkeit, an großer Orientierung der Durchschlagskraft beraubt wäre, nicht nur seiner Mission untreu würde, sondern die Sache der Internationale schwer kompromittieren könnte. Je mehr es dem Bann des fatalistischen, mechanistischen Revolutionsbegriffs anheim fällt, je mehr es die Revolution ins Zeichen des Opportunismus und Relativismus stellt, je mehr es sich von der Lage beherrschen läßt, statt sie zu beherrschen, je mehr es aus der Revolution etwas macht, das nur gemacht wird, damit etwas gemacht werde, desto mehr beraubt es sich der Möglichkeit, am Tag, da es ein entscheidendes Wort zu sagen hätte, dieses Wort wirklich zu sagen. Es muß betont werden, daß der Revolutionsbegriff, der sich in gewissen Kreisen dank seiner dürftigen, unmittelbar einleuchtenden Einfachheit einer großen Beliebtheit erfreut, wenn man die innere und äußere Lage der Schweiz ins Auge faßt, nicht nur für das Schweizer Proletariat, sondern für die

gesamte Internationale zu schweren Schäden führen und einen Sieg der Reaktion ermöglichen könnte.

Es ist nur folgerichtig, wenn die Revolution da, wo sie im Zeichen des Pfaffentums steht, etwas Physisches, Magisches an sich trägt. Man übersieht, daß die Revolution nicht ein physischer Prozeß ist, der mit Naturnotwendigkeit zum ersehnten Ziel führt, sondern ein Wagnis, eine Entscheidung, die nur der wagen darf, der sich aus Treue zum Ideal genau geprüft hat, ob er über die geistige Energie und Ueberlegenheit verfügt, die zur Verwirklichung des Ideals führen können, und ob die ganze Lage derart ist, daß das Wagnis gerechtfertigt ist und etwas anderes auslösen kann als Chaos und Reaktion. Es gibt eine revolutionäre Verantwortung, ohne welche das revolutionäre Wagnis nicht nur zur Phrase, sondern zum Unheil wird. Sie muß die Lage kennen und beherrschen; sie muß wissen, welchen Gefahren sie sich aussetzt, in welche Verwicklungen sie sich stürzen kann; sie muß auch überlegt haben, was das Scheitern bedeuten würde.

Zur Stunde, da die Pflicht, ihre Ehre zu wahren und sich selber treu zu bleiben, von der schweizerischen Arbeiterschaft das tatkräftige Eintreten für ihr Ideal erfordern wird, wird sie ihre Pflicht in dem Maß erfüllen, als sie sich gegen alle Versuche gewehrt hat, ihre revolutionäre Aktion zu erniedrigen, zu mißbrauchen, damit zu tändeln und zu spielen und sie als bloße Machtprobe zu verwerten.

Dies gilt namentlich vom Generalstreik. Der Gedanke, daß der Arbeiter seine schöpferische Energie dem sozialen System, das er verurteilt, der Politik, die er verwirft, restlos verweigern kann, ist etwas ungeheuer Großes. Er muß bei allen, die fähig sind, revolutionär zu empfinden, nicht nur prinzipielle Zustimmung, sondern lebhafte Begeisterung wachrufen. Gerade darum muß dieser Gedanke vor allem bewahrt werden, was ihn trübt und entwertet. Die Waffe, mit der das Proletariat, ohne sich der blinden Gewalt zu verschreiben, durch stolze Weigerung, an einem System mitzuwirken, das die Menschheit in den Tod führt, soll nur dann gebraucht werden, wenn der Boden für diesen Kampf vorhanden ist, die Lage es erfordert, eine weite Orientierung es rechtfertigt und das Proletariat über die sittliche Kraft verfügt, die zur Handhabung dieser Waffe nötig ist.

In einer Lage, da, wie jetzt, die düstersten reaktionären Kräfte lauern, und auf die Gelegenheit harren, den fortschrittlich orientierten Bewegungen einen tötlichen Hieb zu versetzen, da sie jeden Fehlgriff, jedes Entgleisen benützen werden, nicht nur um sie physisch zu schwächen, sondern auch, um sie moralisch zu vernichten, ist der Generalstreik nur dann zu verantworten, wenn er die Waffe des Proletariats ist, seine Ehre zu wahren und die Prinzipien festzuhalten, mit deren Aufgabe es sich selber aufgäbe. Wer ihn anders handhabt, treibt ein frevles Spiel und verrät das Proletariat an die Reaktion, die, wie die Sachen gerade in der Schweiz liegen, gegenwärtig aus dem Generalstreik den größten Profit ziehen könnte.

Aehnlich verhält es sich mit der äußern Politik. Auch hier ist das revolutionäre Denken durch die mechanistische, magische Revolutionsauffassung getrübt. Wie man sich einbildet, daß die Machtprobe des Generalstreiks in der innern Politik für das Proletariat naturnotwendig einen günstigen Verlauf nehmen müsse, so gibt man sich in blinder Naivität dem Gedanken hin, daß die Schweizer Revolution zum allgemeinen, weltgeschichtlichen Sieg des Proletariats über Militarismus und Kapitalismus ein bedeutendes beitragen könne. Auch hier läßt die naiv-mechanistische Geschichtsauffassung übersehen, daß eine unechte Revolution, wie im Innern, auch in der äußern Politik den reaktionären Mächten Vorschub leisten kann. Wie im Lande selber reaktionäre Kreise am Putschismus, an der Revolutionsromantik im Proletariat das größte Interesse haben und sie darum fördern, pflegen und provozieren, so hat auch außerhalb unseres Landes die Reaktion das größte Interesse an einer chaotischen Lage, wie sie durch eine unklare Revolutionsaktion in der Schweiz geschaffen würde. Vergessen wir nicht, daß es nicht nur eine Internationale der Revolution, sondern auch eine Internationale der Reaktion gibt, und daß die einzelnen Gruppen nur zu sehr bereit sind, einander zu Hilfe zu rufen oder den Appell als willkommenen Anlaß zu verwenden, zu Hilfe zu eilen und wieder „Ordnung zu schaffen". Erfordert nicht auch hier das revolutionäre Verantwortungsgefühl, daß man sich über die internationalen Verwicklungen, die ein Revolutionschaos in der Schweiz zur Folge haben kann, Klarheit verschaffe und sich genau orientiere über die Gruppen und Tendenzen, die an diesen Verwicklungen Interesse haben und sie darum auch provozieren mögen.

Zeigt uns nicht der russische Zusammenbruch, wie ein Land, das durch die mechanische, dogmatische, rein negativ orientierte Revolutionsaktion verheert ist, wehrlos dem Imperialismus des Auslandes preisgegeben wird? Und das ist der Moment, da man in gewissen Kreisen meint, eine Revolution in der Schweiz könne dazu beitragen, den Imperialismus zu stürzen! Was in Rußland mißlungen ist, soll offenbar in der Schweiz gelingen! Der Selbstmord Rußlands ist die Auferstehung des deutschen Imperialismus gewesen. Und da soll die Zersetzung der Schweiz der Sieg der deutschen Opposition sein? Schweizerische Soviets, schweizerische Diktatoren sollen die Mission vollbringen können, die den russischen roten Pfaffen mißlang?

Es versteht sich von selbst, daß von denen, die in getreuer mechanischer Anlehnung an die russischen Vorgänge „in der Schweiz eine russische Befreiung" inszenieren wollen, die russischen Vorgänge so dargestellt werden, daß ein leuchtendes Vorbild aus ihnen wird. Auf Fälschung des Tatbestandes, auf Unterschlagung des Materials, das ihre Tendenzen in das richtige Licht rückt und durch große Parallelen zeigen kann, wie verkehrt ihr eigenes Treiben ist, ist es dem Pfaffentum nie angekommen, am allerwenigsten dem roten. So kommt es jetzt in der Schweiz nicht darauf an, aus dem russischen Fiasko einen

Triumph zu machen und damit die Schweiz in die Gefahr zu bringen, der das arme Rußland erlag, nämlich zum Werkzeug des brutalsten und perfidsten Imperialismus zu werden.

Die Lage ist ernst. Sie dünkt uns ernster, in dem Maß als wir den beschränkten nationalistischen Boden verlassen und uns auf proletarisch internationalen Boden begeben. In der proletarischen Revolutionswelt toben die gleichen Geister, die gegenwärtig durch Krieg und Verheerung die Welt in den Untergang reißen. Wenn das Proletariat nicht — gerade durch seine Revolution — den Sturz noch tiefer, den Untergang noch schlimmer gestalten will, muß es seine Revolution von der Herrschaft dieser Geister befreien. Darum die Pflicht, dafür einzutreten, daß die gesunde revolutionäre Energie, die in unserer Arbeiterschaft steckt, vor allem bewahrt werde, was durch unechten Revolutionarismus diese Energie verseucht. Die revolutionäre Leidenschaft muß über den revolutionären Mechanismus siegen. Die revolutionäre Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit über das revolutionäre Strebertum und Demagogentum. Der revolutionäre Idealismus über Revolutionsmaterialismus und über Revolutionsromantik. Eine unechte Revolution ist nie eine halbe Revolution, sondern immer nur der schlimmste Sieg der Reaktion. Sie ist nie ein halbes Leben, sondern immer nur der Tod. So kämpfen wir für das Leben gegen den Tod, wenn wir aus Treue und Liebe zum heiligen absoluten revolutionären Ideal gegen allen unechten Revolutionarismus kämpfen.

J. Matthieu.

Ueber bürgerlichen und sozialistischen Sozialismus.[1]

Es ist Tragik, daß die vorwärtsstrebende Energie jeder neuen, aufkeimenden Idee an den Menschen zu Grunde geht, die sie tragen. Sie stirbt an ihrer Verallgemeinerung. So wurde der Humanismus durch die Humanisten, der Liberalismus durch

---

[1]) Diese Veröffentlichung will nicht für die „Majoritäten" oder die „Minoritäten", nicht für die „Zimmerwalder" oder sonst eine der Spaltungen eintreten. Das Verhalten der Sozialisten im Kriege kann nicht detailiert werden. Die Wurzeln des Zusammenbruches lagen tiefer als in Programmverrat und als in Parteidisziplinbrüchen, und der Ausweg aus dem Heute liegt höher als in dem bloßen Wiederaufbau der Internationale.

Es handelt sich darum, dem Sozialismus als Idee breiteres Fundament und exaktere Ausmaße zu geben; verwirklichende Arbeit in seinem Sinne aber zu verinhaltlichen. Ihre realere Zukunft ist in diesem Sinne keine Frage. Nicht Opportunismus, sondern geistige Durchwirkung!

die Liberalen in sich vernichtet. Die geistigen Grundlagen erlitten eine Ausdeutung und Verwirklichung, die nicht ihren Inhalten entsprach, und sie darum in ihrer Makellosigkeit befleckte.

Auch die Wissenschaft und der wissenschaftliche Sozialismus scheinen gegen diesen toten Punkt ihrer Entwicklung nicht gefeit zu sein. Was ist aus jenem stürmenden, forschenden, irrenden und ungläubigen Wollen geworden? Was aus den Revolutionen, die ein Kepler und ein Humboldt und alle jene der sträubenden Welt ins Gesicht schleuderten?

Teure Lehrbücher.

Was aus jenen Streitern, die mit der Bannbulle über dem Arbeitstisch Kreise zogen und die Welt in Zahlen zerlegten? Die verschimmelte Systeme stürzten und umwälzende Erkenntnismethoden schufen?

Staatsbeamte. Schlechtbezahlte Professoren.

Denn die Wissenschaft hat eine Geschichte bekommen, an der sie krankt. Sie hat sich selbst aufgegeben, indem sie inkonseqent zu der ihr inhärenten Idee wurde, und zur Doktrin erstarrte. Es kam ein Tag, da wurde der Wissenschaftler zum Philister, die Wissenschaft unwissenschaftlich. Die energetische Schwungkraft schwand dahin, es blieb die materielle Form, die Methode. Es gebar sich ein Dogma, nicht viel weniger tödlich als das kirchliche. Und das Debacle begann. In dem bezeichnenden Augenblicke, als die nur im Materiellen festgelegte Wissenschaft darauf hingestoßen wurde Erscheinungen und Phänomene zu erklären, die scheinbar über das bisher sinnlich Erkennbare hinausgingen. Um nicht Verlegenheiten zu erleiden, negierte man das Faktum. Nach erwiesener Unleugbarkeit schwieg man auf gemeinsamen Akkord tot. Das war aber im Gegenteil die Todeserklärung für die innere Freiheit der Wissenschaft.

Ihre Verfachlichung tat das Nötige hinzu. Praktisch, nicht fatal. Man verließ die Zusammenhänge und begann gedankliche Minaretts zu bauen, auf die man dünkelhaft stolz wurde. Die Beziehungen zur Philosophie — d. h. geistigen Richtunggebung — fanden sich abgebrochen, und man degradierte sich selbst vom freien Architekten zum handwerksmäßigen Maurer. So verwirklichte sich Strindbergs Verspottung: Der Naturwissenschaftler, der Historiker, der Mediziner, der Oekonom, der Soziologe bekriegen, bestreiten und widerlegen sich, durch-, in- und übereinander. Und was bleibt ist das Chaos.

Der Sozialismus, in seinen Prinzipien heute sich ausschließlich aus den Kelchen der Wissenschaft nährend, erlitt den erschütterndsten Rückschlag. Er, der bislang nur auf harmlose und unbedeutende Anfänge seiner Verwirklichung zurückblicken kann, droht schon unterwegs zu erstarren. Der glühende Lawastrom fließt träge, seit etlichen

Zeiten stockt er hier und dort schon vollständig. Man wird doktrinär.

Welcher Unterschied ist aber zwischen einem bürgerlichen und einem sozialistischen Philister?

Jeder lebt einem geistigen Epigonentum, das am einmal Richtigen oder zu Recht Vertretenen hangen bleibt, ohne mit der Zeit zu gehen und ihrem Gesetze, daß selbst die neuerungswilligste Idee schon nach kurzer Frist jeweils ins Neugewordene hinein umgegossen werden muß. Man denkt geschichtlich zu dreidimensional, nach rückwärts und vorwärts. Weil man sie selbst noch nicht mit den Händen gefaßt hat, so glaubt man auch die heute schon fühlbaren Wirkungen all der unerkannten Dimensionen der Lebensentwicklung unbeachtet lassen zu können. Aus Unkenntnis folgt die Nichtwertung des irrationalen Index, der jeder geschichtlichen Entwicklung eigen ist.

Die sozialistische Lehre spiegelte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts prägnant und dem Augenblick der Zeit entsprechend unwiederholt richtig in Marx's Sozialistischem Manifest wieder. Was aber die Stellung allzuvieler Marxschüler und Marxnachbeter — wie auch jedes anderen Epigonen — so unhaltbar und unlebendig gestaltet, ist das Haftenbleiben an dem Buchstaben dieser für ihre Zeit vorbildlichen Gedankenprägung, ohne dabei der Idee gerecht zu werden. Ja, unter Preisgabe und Vernichtung eben jener lebendigen Idee, die den Meister geleitet, werden sie in der Formel starr. Nichts kann doch, was der Zeit und ihrem irrationalen Werden unterworfen ist, Anspruch auf Absolutheit machen, und es wird nie einen sozialistischen Meister geben — wie es auch keinen gegeben hat — dessen Formulierung Unfehlbarkeit und Dauergültigkeit besäße. Kein Sozialismus (der immer nur der Sozialismus einer Periode ist) kann bestehen bleiben. Ewig gleich ist nur der Wechsel, und nur die bedingungslose Anerkennung der Relativität aller Arbeit kann zum Erfolge führen. Man kann immer nur an den Umrahmungen formen, in denen die sozialistische Idee soll wirksam werden können. Niemals wird man diese selbst in die Wirklichkeit versteinern können, denn im selben Augenblicke schon wäre sie überlebt. Nicht die Phänomene machen das Leben aus, wie auch nicht Blüten, Blätter und Früchte des Baumes das Lebendige an sich sind, sondern nur saisonäre Erscheinungen. Die Fähigkeit des stets wieder Neukeimens und Neusprießens ist das wahrhaftige Charakteristikum. Aber die Menschen in ihrer brutalen Wut zu materialisieren — was sie fälschlicherweise mit verwirklichen bezeichnen — wollen weiter hinaus über die natürlichen Grenzen jeder Realisierung, und schreiten dabei in Wirklichkeit rückwärts. Indem sie das Unsterbliche einer Idee als Augenblickstrumpf ausspielen, es dementsprechend nützen und werten, und es passiv mit

dem Begriff der Zeit in Beziehung setzen, vernichten sie es. Idee wird Doktrin, und das Unsterbliche verdorrt.

Aus einer solchen Auffassung des Sozialismus heraus, seine heutige Stagnierung.

Was ist aber Sozialismus?

Professoren, Arbeiter, Journalisten, Bürgerliche oder Sozialisten, Frauen oder Männer, Gläubige oder „Heiden", es gab jeder seine eigene Definition. Unkenntnis, Eigeninteressen mochten mitwirken, im Grundsätzlichen war es die Unfähigkeit in Kategorien zu denken, die zum unentwirrbaren Chaos der Ausdeutungen führte. Jeder fröhnte wohllüstig seinem Fachhandwerke und orientierte daran seine Auffassung. So begab man sich auf zusammenhanglose Teilgebiete und erreichte wiederum nichts, als sich täglich von einer anderen Seite wiederlegt zu sehen. Es wäre sicherlich jedem belassen geblieben, zu erklären, von *seinem* Standpunkt aus bedeute Sozialismus dies oder jenes, das Verderbliche aber war: *jeder* generalisierte. Erst als in allerletzter Zeit Philosophie und Soziologie Ansätze einer Näherung machten, definierte man den Sozialismus auf breiterer Basis. Negativ als Beseitigung jedes angeeigneten Rechtsmonopoles, positiv als die Forderung der harmonischen Aequivalenz auf allen Gebieten menschlichen Gesellschaftslebens.

Ist die Summe der Konsequenzen, die sich selbstableitend aus dieser Auffassung ergeben in irgendwelchem Zusammenhang mit heutiger sozialistischer Arbeit? Zweifellos; nur hat diese Arbeit Wege eingeschlagen, Formen und selbst Inhalte angenommen, die der Breite und Tiefe dieser Basis nicht entsprechen. Man ermißt das Feld nicht, über das man verfügt, und sieht nicht die Ausmaße, in die man sich zu ergießen hat. Man ist so ungewachsen der Form, der man sich gegenüber befindet! Man fühlt so instinktiv die Qual des Hineinfindens, und daraus folgend, daß man sich durch die Weite der Ausdehnung beengt fühlt. Aus diesem Zwiespalt gebiert sich schreiende Disharmonie.

Zu bürgerlichen Ideen und Formen gehören bürgerliche Menschen; zu sozialistischen Ideen und Formen gehören sozialistische Menschen. Man kann sich nicht ungestraft mit bürgerlichen Manieren und Bräuchen in den Sozialismus hineinschmuggeln. Einerseits, weil es eine grobe Inkonsequenz ist, zum zweiten aber, weil man damit den Sozialismus und sein Eigenstes herunterwertet. Das aber ist der Fluch allzureicher heutiger sozialistischer Parteien und Einrichtungen, daß sie „bürgerlich" (Bürger hier nicht citoyen, sondern bourgeois im wenigst rühmlichen Sinne) bis zur Unerträglichkeit sind. Im Urteil, in den realen Grundformen ihrer Ideen, in ihren Wünschen und Absichten, in großen Teilen ihrer Arbeit, in der Auffassung alles Umgebenden, in Lebensform, in der Kampfesweise. Das Erschwerende: einem Bourgeois nimmt man es nicht

übel, wenn er bürgerlich ist, umso mehr einem Sozialisten. Und das Tragische: daß man anders sein will, ja ehrlich glaubt auch wirklich anders zu sein, und in Wirklichkeit doch befangen, gefangen und geknebelt bleibt. Es sind nur zwei verschiedene Pole einer und derselben Energie, obgleich sich abstoßend, bleiben sie in der Wirkung dieselben. Man glaubt mit einer peinlichen Angst sich vor allem äußerlich Bürgerlichen bewahren zu müssen und wird dabei innerlich bürgerlicher als bürgerlich. Das Groteske dieser Lage kommt nur den Allzuwenigen zum Bewußtsein. Nuditätenschnüffler auf der einen, Bürgerlichkeitsschnüffler auf der anderen Seite, im Prinzipe halten sie sich die Wage.

In diesem Sinne die Exklusivität unserer heutigen Sozialisten.

Von dem breiten Sinne des Wortes „Arbeiter" ist wenig verblieben. Arbeiter war einmal – und müßte im Sinne des Sozialismus bleiben – jeder, der arbeitete, und der mit Arbeit sein Brot verdiente. Jeder war es, der nicht durch arbeitsloses Einkommen auf Kosten anderer lebte. Der wirtschaftliche Zweck des Sozialismus war, dieses arbeitslose Einkommen zugleich mit der Macht zu brechen, die es übt. Der Begriff war breit, offen und segensreich. Jeder konnte sich hinzurechnen wollen.

Aber man verengerte immer mehr und mehr, teils von außen, teils von innen, und heute ist man auf einem Punkte angekommen, wo als Arbeiter nur mehr der Fabrik-, kaum noch der Landarbeiter zählt. Alle übrigen Klassen herauf bis zum Beamten und höheren Angestellten wurden schrittweise ausgeschlossen.

Gewiß gibt es dafür eine geschichtliche Begründung. Alle über dem vierten Stande stehenden Klassen gehörten bereits vor Erwachen der sozialistischen Organisationsarbeit irgend einer Partei an, und so mußte kommen, daß sich sofort bei Entstehen der Sozialdemokratie eine ausgesprochene Gegnerschaft zwischen ihr und ihnen bildete, andererseits, zwangsweise die ganze Fülle des bisher unorganisierten Fabrikproletariats in diese neue, ihr entsprechende Partei sich ergoß. So waren Bauern, Kleinunternehmer, Angestellte, Beamte u. s. w. verhindert, sich der Tatsache bewußt zu werden, daß sie selbst, nur in etwas anderem Grade, selbst Proletarier sind. Daß sie also logischerweise dieselben Forderungen haben müßten. Aber das entging ihnen, dank ihrer früheren Verparteiung, und sie wurden obendrein, gekitzelt in ihrem sozialen Eitelkeitsgefühl von den Kreisen der Exploitierenden — zu Gegnern derer, denen sie sich sinngemäß hätten anschließen müssen. Aber auch die Sozialisten selbst trugen daran ihr Schuldteil. Auch sie verengerten die Begriffe, schlossen aus, und sich ab, spezialisierten das Wort Proletariat und erklärten es kongruent mit unmittelbarer Verelendung. Sie erkannten nicht die verderblichen Konsequenzen dieser Handlung, voraus, sonst hätten sie sicher in den damaligen Anfangsstadien ihr Alles getan, um diesem sektorischen Abschluß auszuweichen. Heute

rächt er sich tausendfach im Zwang zur Parteiwirtschaft und kleinlichen Wahlkampagne.

Man verdrehte nun die Anschauungspunkte. Man ließ eine Auffassung groß werden, als wäre die Tatsache dieses verelendeten, in der Misere schmachtenden Standes das Charakteristikum des Sozialismus. Man konstruierte gewissermaßen einen Normaltypus von Sozialist, indem man das äußere Aussehen mit dem innerlich Wesentlichen verwechselte. Ins Groteske verstärkt: man hielt den nicht mehr für einen richtigen Sozialisten, der sauberen Kragen und unzerrissene Hosen trug, der in einem guten Hotel wohnte oder Eisenbahn zweiter Klasse fuhr. Der Augenblick als das zum ersten Male geschah, war für den Sozialismus jener Moment, wo er am Aeußerlichen haftend die Idee vergaß und erstarrte. Denn nicht deshalb ist einer Sozialist, weil er ungewaschen lebt, und der andere nicht Bürgerlicher, weil er am Tische in guten Formen die Gabel führt.

Aus solcher Veräußerlichung des Urteils aber erwuchsen alle jene Ungeheuerlichkeiten, die fortschreitend den Sozialismus unwirksamer werden ließen. Jenes Mißtrauen vor allem, das jedem entgegengrinst, der aus einer anderen als der vierten Klasse kommend sich ihm zuwendet, jener Zwang, gewissermaßen sein Niveau zu verlassen und sich dem des Ueberzahlsozialisten anzubequemen. Denn wie überall bei stagnierenden Erscheinungen, begann man, anstatt selbst heraufzusteigen, auf das eigene Niveau herunterzuziehen. Freilich, ohne sich dessen wahrhaft bewußt zu werden. So wurde denn immer mehr der Eintritt in die sozialistischen Organisationen gleichbedeutend mit einem kritiklosen Sich-Verschreiben an eine gegenwärtige Parteianschauung, an gegenwärtige Formen, gegenwärtige Ausprägungen. Der innere Revolutionär des Sozialismus wurde in den Verbänden immer weniger gerne gesehen. Kam er „von oben“, so war seine Stellung nahezu unhaltbar.

Man prägte den Satz: Das soziale Heil kann nur vom Proletariat kommen. Der Satz war richtig, aber seine Ausdeutung wurde einseitig. Denn wiederum verstand man dabei nicht die ganze Gesamtheit derer, die von Löhnung und Gehältern leben, sondern ausschließlich den Fabrikarbeiter. Vom Fabrikarbeiter allein kann aber nicht das Letzte erwartet werden. Besonders nicht von dem, wie wir ihn heute finden.

Dies wurde zum zweiten Stein des Anstoßes. Man interpretierte Proletariat als Heut-Tatsache, nicht als prinzipiellen Begriff. Man nahm es, wie es durch die Straßen lief. Das aber gerade ist eine der schwerwiegendsten und den Sozialismus in seiner Wirksamkeit am meisten schädigende Unterlassung, daß die verantwortlichen Führer den Massen bisher nicht mit der unumgänglichen Klarheit zum Bewußtsein zu bringen pflegen, daß sie *so, wie sie heute sind*, noch ganz und gar nicht zur „Diktatur

des Proletariats" reif sind.[1]) Diese Unreifheit wird allein durch die Art der Forderung der sozialistischen Parteien bewiesen. Sie wird täglich durch die Tatsache zugestanden, daß die Massen — berechtigterweise — behaupten, man enthalte ihnen Bildung und Möglichkeit inneren und äußeren Emporkommens vor. Man müßte daraus ihr Geständnis hören lernen, daß ihnen etwas zu wertvollem Leben Unumgängliches fehlt. Jeder Mensch ist nun einmal in gewissem Sinne Ergebnis seines Milieus. Gerade das aber sollte man bei Sozialisten nie vergessen, um nicht zu übersehen, daß das triste, traurige Milieu des Durchschnittsproletariers auf diesen nur zurückhaltende, verderbende, vernichtende Einflüsse ausübt. Und schon ausgeübt hat. Dem heutigen Proletariat fehlt etwas. Fehlt viel. Fehlt nahezu alles. Vor allem, daß es Masse ist. Zu Verwirklichungen aber brauchen wir zweierlei: Ein sozialistisches Milieu und — sozialistische Menschen.

Es ist ein tragischer Kreis. Denn um das heutige Milieu zu stürzen und ein neues zu schaffen braucht es Persönlichkeiten. Um aber Eersönlichkeiten zu besitzen braucht es neues Milieu. So schließt eines das andere aus. So ergibt sich aber auch die Kurzsichtigkeit aller, die durch das eine oder andere alles erreichen wollen. Die Arbeit will an beiden Zipfeln begonnen sein um zum Ziele zu führen.

Mancher nasenrümpfende Intellektuelle aber täte gut, um zu besserem Verstehen zu gelangen, einmal ein Jahr seines Lebens unter proletarischen Verhältnissen zu leben. Er verstände manche ihm so unbegreifliche Psychologie besser. Er würde dann wohl den passiven Zustand des Proletariers mehr begreifen, und er würde vielleicht sogar begreifen lernen, daß augenblickliche Existenz einseitiger Anschauungen nur für den Jetztpunkt, nicht für die Zukunft beweist. Nicht weil es heute so oder so sich zeigt, muß das Proletariat auch morgen noch so denken, so bleiben. Alles sind nur Werdephasen.

Dadurch aber, daß der verwirklichende Sozialismus sich mehr und mehr von ideenmäßiger Orientierung ablöste, sich zum Aeußerlichen wandte, verlor er seine sinngemäß erste Eigenschaft, seine Universalität. Anstatt den notwendigen Standpunkt zu bewahren, System gegen System zu bilden, wurde man Sektor eines Kreises. Man mengte sich in alles, und verlor die Umfassung. Die Sektoreigenschaft der Sozialisten führte aber unabwendbar dazu, daß wir heute so viel sozialdemokratische, und so wenig sozialistische Politik sehen. Alles ist so verkleinlicht. Beim Einzelsozialisten wie bei ganzen Parteien; man lebt sich in eine Gedankenwelt hinein, als wäre Sozialismus etwas ähnliches wie Klerikale oder Konservative.

[1]) Abgesehen davon, daß der bloße Begriff „Diktatur" schon innerlicher Gegensatz zu Sozialismus ist.

Man graduiert den Sozialismus, und arbeitet damit unmittelbar auf die Katastrophe hin, den Geist des „Ote-toi que je m'y mette“ aufzurufen.

Für die Massen selbst ist diese Auffassung psychologisch allzu verständlich. Im Gegenteil, das Unverständliche wäre, herrschte sie unter der Masse nicht. Das beweist nichts gegen die Masse an sich. Wohl aber zitiert es die größte Verantwortlichkeit der Führer.

Da sich somit sozialistische und bürgerliche Parteien auf gleichem Kampffelde befinden, nützen diese die innere Schwäche ihrer Gegner stets von neuem aus. Sie setzen Machtwillen gegen Machtwillen, Besitzwillen gegen Besitzwillen. Und in der Tat, bis heute erstreben „Sozialisten“ weiter Kreise, wenig anders, als zu besitzen, was bisher andere besessen: um des materiellen Innehabens willen. Weil man bei ihnen die tieferen Bedeutungen preisgegeben hat und man sich auf das Unmittelbare beschränkt. Aber nicht die Macht, und nicht der Besitz allein garantieren den sozialistischen Staat.

Der Glaube an diesen hat sich vielfach zu einem steif konstruierten Schema kristallisiert und wirkt in der heutigen Vorbereitungszeit moralisch brutalisierend auf den Einzelnen ein. Man verjesuitet in gewissem Sinne. Indem der Einzelsozialist erkannte, diesen Staat einer für ihn besseren Zukunft nicht mehr zu erleben, gebiert sich der Wunsch, möglichst schnell und viel zu genießen. Das ist bestialischer Instinkt, aber die Schuld ihrer Tierhaftigkeit tragen ja nicht sie. Diese niedergehaltenen, ausgebeuteten, getretenen Tiere aber wollen genießen, primitiv, nahezu brutal. Das Aeußerlichste ist gut genug dazu. Man strebt nach Flitter und nach Tand, nicht nach dem Wesentlichen. Man sehnt nach den Exzessen, nicht den Schöpfungen der Zeit. Mißverstandener Nietzscheanismus trug dazu bei, und es kam, daß wir so oft in dem aufsteigenden Sozialisten plötzlich nicht mehr einen wirtschaftlich und bildungsmäßig gehobenen Sozialisten haben, sondern einen — Kleinbürger. Diese Tatsache ist das schwerste Urteil über das „Ote-toi que je m'y mette“ Prinzip. Solange Proletarier nur darnach streben schön langsam Kleinbürger, Bürger, Beamter und Regierungsrat zu werden, solange haben wir vielleicht eine sozialdemokratische Partei, keine Spur aber von verwirklichtem und lebendigem Sozialismus. Der Ungeist des Auch-gutessens, des Auch-gutangezogenseins, des Auch-kinogehens ist höchst bürgerlich und hat mit Sozialismus als solchem nichts zu tun. Alles das darf niemals Selbstzweck werden. Nicht dafür arbeitet der Sozialismus, Bequemlichkeit und Vergnügen suchenden Leuten das Gewünschte ohne weiteres in den Schoß zu werfen. Wir sind keine Schlaraffenlandkönige. Sondern darum geht es, jedem Arbeitwilligen alle ihm zukommenden Rekompensationen und weiterhin dadurch alle individuellen Möglichkeiten zu erschließen.

Was für den Einzelnen psychologisch erklärbar war, wird peinlich dort, wo es sich um Führer oder ganze Parteien handelt.

Aber was sehen wir heute während des Krieges, bei der vielfachen Spaltung? Die einzelnen Gruppen haben begonnen sich aufs Blutigste zu bekämpfen, und das in Formen, die an bürgerlichste Manieren erinnern. An allerbürgerlichste Unmanieren. Das aber könnten wir allen, nur allein der sozialistischen Partei niemals verzeihen.

Aus diesem selben Gedankengange heraus aber auch entspringt das unselige Ungeheuer des Klassenhasses, der wahllos jeden Außenstehenden trifft. Viel höher und durchwirkender als Haß ist überlegene Bewußtheit. Ist Liebe. Denn auch Europa wird noch einsehen lernen, daß das Weichste auf Erden das Härteste auf Erden besiegt. Gewiß soll man nicht verlangen, daß der Proletarier der Misere mit gedanklicher Ueberlegenheit oder tolstojanischer Güte handle — das zu können sind ihm alle Voraussetzungen vorenthalten — und gewiß soll man nicht über einen brutalen Aufschrei einer geknechteten Seele Zeter und Mordio schreien (zum Vorwand): im Ziele ist darauf zu wirken, jeden Einzelnen zur Eigendisziplin und zur Menschenwürde zu bringen. Ein sich Vergreifen und Austoben im Materiellen schadet dem Geist und der Sache. So führte der Klassenhaß (der hier aktiv, von der bürgerlichen Seite passiv ist) zu den unerträglichen Erscheinungen — wie sie bei anderer Gelegenheit sich im Völkerhasse zeigten: Blindheit, Urteilslosigkeit, kritikloses Verurteilen oder prüfungslose Anerkennung. Sozialist sein heißt noch lange nicht, alles willenlos für richtig zu erklären, was eine Parteiregierung für gut fand, es heißt aber auch nicht in Bausch und Bogen zu verwerfen, was außerhalb der eigenen Kreise geschieht. Ein Bürgerlicher ist nicht von vorneherein ein charakterloser Mensch, weil er bürgerlich ist, ein Adeliger nicht deshalb zu verdammen, weil er ein Von vor seinem Namen trägt, was ein Kaiser sagt noch nicht allein deshalb dumm, weil es ein Kaiser sagt. Die Wertmaßstäbe müssen tiefer und am Sachlichen angelegt werden. Es gibt noch andere Qualitätskriteria als Titulatur. Positiv und negativ.

Weit entfernt aber von dieser Erkenntnis, lehnt man vielfach Wertvolles und Erstrebenswertes darum ab, weil es von bürgerlicher Seite kommt: Ja nicht einmal das: nur weil es — zufällig unter heutigen Umständen — bürgerlichen Kreisen eignet und man in der Beurteilung zufällige Begleiterscheinung mit charakteristischem Merkmal verwechselt. Nicht daß dies Widerspruch wäre; aber es ist tragische Tatsache, daß es sich hierbei gerade um alle wertvollen Erscheinungen handelt, die bisher aus zufälligen Coincidenzgründen sich im bürgerlichen Hause fanden. So ergeht es der Kunst, der Bohemie, so ergeht es nahezu allem, was Schönheit bedeutet. Es ist eine wahrhafte Umkehrung des sozialistischen Grundprinzipes, das jeden zu Schönheit und Harmonie führen will. Daß man Sozialist sein und stilvolle Eleganz vertreten, Sozialist sein

und gediegene Lebensformen wollen, Sozialist sein und schöne Frauenkleider schätzen kann, dagegen sperrt man sich. Und trotzdem sollte man doch gerade das begreifen. Man muß Milieu nicht immer im schlechten Sinne seines Einflusses nehmen. Es wird eine Zeit kommen, wo wir bewußtermaßen Erzeugnis eines schönen Milieus sein wollen. Und sein werden.

Das wird dann lebendiger Sozialismus sein.

Auch sollte und dürfte man die Erreichnisse der Technik nicht mißverstehen. Ein Automobil ist nicht deshalb eine verwerfliche Institution, weil es heute meist in Händen von Profitmachern ist. Eine Telegraphenagentur nicht deshalb, weil sie bis heute für bürgerliche Zwecke arbeitet.

Die Summa aller dieser Erscheinungen aber leitet sich aus dem Einen ab, das mit anderen Worten schon gesagt war: aus dem Aufgeben alles Geistigen.

Man fürchtet das Wort Geist, als bedeutete es Verrat und Kirchgang. Daß geistige Interessen Lebensberechtigung besitzen zwischen den Fragen des Greifbaren, daß ohne sie das Leben plump und blöde, jede Politik und jede Handlung aber ihrer wertvolleren Hälfte beraubt wäre, kommt allzuwenig ins Bewußtsein. So ausgeprägt hat sich die materialisierende Lehre der Entwicklung, daß man in der Tat nach und nach dem Menschen Recht und Notwendigkeit abspricht, eigenschöpferisch Ideen zu bilden, um mit ihnen das Außen zu durchdringen. Man hat Angst vor Menschen bekommen, die erklären, entsprechend ihren geistigen Erkenntnissen leben zu wollen. Man glaubt dahinter ein Metaphysisches entdecken zu müssen, denn man verwechselt Theologie und Geist, geistig und geistlich. Man spöttelt — wie ungerecht weh tut das — über die Träger von „Ideologien" . . .

Allzubillig wird also geistiger Sozialismus verworfen. Man hat das Wort Kultursozialismus, Salonsozialismus dafür geschaffen und glaubt damit überlegen abweisen zu können. Nichts ist aber so kurzsichtig und so wenig sozialistisch; die Geschichte des Sozialismus zurückverfolgend gelangen wir zu anfänglich rein geistigen Ausprägungen. Woher auch sollte das Unsterbliche des Sozialismus kommen, wenn es nicht ideenmäßig wäre? Wohin sollten alle jene Sozialisten gehen, die auf Grund erkenntnismäßiger oder moralischer Entscheidungen zu ihrer Weltanschauung gekommen sind? Sind sie nicht eben die wichtigsten und wertvollsten, die tapfersten und schöpferischten, die unabhängig von äußerer Misere zur Erkenntnis gelangt sind? Denn sie sind diejenigen, die um ihres Sozialismus willen sich peitschen lassen und hungern würden.

Und, ist das nicht auch gerade der tiefste Beweis sozialistischer Notwendigkeit an sich, daß nicht nur der körperlich Miserable, sondern auch der geistig Suchende zum gleichen Ziele gelangt?

Der Wille zu sozialistischem Sozialismus muß erwachen. Sozialistische Bürgerlichkeit hat lange genug jedes äußere und innere Können hintangehalten. Von der Sekte zur Partei geworden darf der Sozialismus nicht mehr zaudern über die Partei hinauszugehen, um sich als Weltanschauung zu konstituieren. Sozialismus ist materiell Frage der Intensität, er ist aber auch Frage der Gesinnung. Als Partei mußte er Sektor sein, als Weltanschauung kann er es nicht. Er muß zum Eigensystem werden. Der Flankenkampf muß ein Ende finden und die wuchtigeren Angriff wird er in Phalanxstellung aus einer anderen Ebene zu gewinnen vermögen. Die Heterogenität seiner Charakteristika gegenüber dem heute Allgemeinen muß bewußt geschehen und in den Kampf geführt werden.

Nicht weltfern oder brutal soll der Sozialismus damit werden, sondern durchwirkend und lebendig. Befreit soll er sich entwickeln können von den Ellenbogendimensionen, die ihm bisher gelassen waren. Er soll aus seiner doktrinären Periode heraustreten und wieder zum Fließen gelangen. Weitere Auffassungen werden weitere Ebenen der Verwirklichung öffnen. Wenn wir umfassender gebildete Menschen besitzen werden, wird es an Sozialisten nicht fehlen. Heutige Verhältnisse halten die Ueberzahl ab zu solch umfassender Bildung zu gelangen; so müssen denn diese Verhältnisse gestürzt werden, und die Pflicht der Neuschöpfer ist es nur, die ganzen riesigen Ausmaße dieses Wechselspiels in allen Tiefen und Breiten zu erfassen. Dann wird man über seine Veräußerlichung hinwegkommen und das Verhältnis zur Idee wiederfinden.

Dann auch wird man langsam erkennen lernen, was ich das Unsterbliche des Sozialismus nannte, das ewige Leben in ihm, seine weiterwirkende Energie. Und man wird dies als das Wesentliche erkennen lernen, ohne mehr allein vom Aeußerlichen deduzierend, die Idee zu vermaterialisieren. Erscheinungen werden als Erscheinungen gewertet, und werden unterschieden werden von dem Inhaltlichen und Charakteristischen, das ihnen innewohnt. Man wird das Paradoxon verstehen und verwirklichen lernen, das Kapital durch Geld bekämpfen, den Krieg durch den Kampf, den Nationalismus durch das reinste Volksempfinden. Denn was ist der Unterschied dieser Kategorien? der Geist oder Ungeist, der sie beseelt. Die Richtunggebung, in der sie wirken. Nicht indem man diese Kategorien unter Verkennung dieser Tatsache in ihrer Berechtigung negiert — das würde zum Widernatürlichen führen — sondern indem man sie in die harmonische Form überführt, dient man dem Sozialismus. Denn Sozialismus ist die Lehre und Forderung der harmonischen Aequivalenz. Er widerspricht der absoluten Negierung ebensosehr als der spekulativen Verdrehung der Zwecke.

Hier auch erst beginnt man die Berechtigung des äußersten Radikalen zu verstehen, denn nun erst wird er wirksam und lebendig. Bis heute war er Feind alles Bestehenden, morgen ist

er sein Gott. Bis heute negierte er, morgen durchwirkt er. Und je willentlicher seine innere Verantwortlichkeit, desto größer die unmittelbare Faßbarkeit seiner Arbeit.

So kann es denn keinen realistischeren, keinen wirklichkeitswertigeren Sozialismus geben als diesen, der sich zu seinem Selbst hinbezieht, durch seine Idee geleitet wird. Erst der Zukunftsstaat dieser Auffassung wird sich in die Welt hereinfinden können. Jeder andere wäre innere Unmöglichkeit, denn man kann nicht auf bürgerliche Weise und in bürgerlichem Geiste einen sozialistischen Staat gründen, der sich morgen selbst verraten müßte, indem er zur Monarchie einiger sozialistischer Leaders führen würde. Solange Sozialisten Terroristen sind kämpfen sie nur gegen ihre eigene Idee. Sie sind wie Irrsinnige, die in eine Wagschale springen und darauf warten, bis die andere sich neige. Nur der Sozialist, der nicht mehr die Libertinage der Zeit, sondern nach innen und außen die Freiheit erkämpft, wird schaffensberufen sein. Denn was ist schließlich der Unterschied zwischen einem sozialistischen und einem bürgerlichen Philister. Doch nur der der Farbe, der Gehalt ist derselbe. Der Gehalt aber ist die Unfreiheit, ist die Verknechtung an eine Doktrin. Erst das Losgekettetsein kann zu Vorurteilslosigkeit, zu Gerechtigkeit und umfassender Weitwirkung führen.

Dahin zu leiten, die Massen zu Menschen und die Menschen zu Schöpfern werden zu lassen, das ist Zielweg der Führer. Ein steiniger Weg . . . . .

Zu Leben und zu Durchwirkung wird der Sozialismus aber erst kommen, wenn er durch innere Revolution sich der eigenen Bürgerlichkeit wird entledigt haben. Und dann auch nur wird er die Fassungsform einer Harmonie sein, die notwendig ist, wiederum jenes Letzte in sich zu begreifen, das man tastend das Glück der Menschen nennen könnte.

Jacob Feldner.

Zur Erinnerung an Franz Brentano.

In diesen schweren Zeitläuften, wo durch die Welt der Wahnsinn des furchtbarsten aller Kriege tobt, wo Europa sich zerfleischt und seinem Untergange entgegentreibt, wo „Zivilisation, Kultur, Moral, Religion, Treue, Ehrenhaftigkeit, Wahrheit" leere Worte geworden sind, die den Kriegführenden nur als Deckmantel ihrer egoistischen Ziele dienen; in diesen Zeiten, wo das Leben täglich mehr zu einer Qual wird, sucht sich der von der Wucht der Ereignisse niedergedrückte Mensch aufzurichten an Gestalten, die im Gegensatz zu den diese Zeit beherrschenden Tendenzen, die wahren

Menschheitswerte in sich verkörpern. Der Gedanke richtet sich auf die großen Heiligen, die Religionsstifter und auf die großen Denker. Wie viel höher als die durch Machtgier verführten „Helden" dieser Zeit stehen doch diejenigen, die als Heilige lebten, ein Buddha, ein Jesus von Nazareth, ein St. Augustin, ein Franz von Assisi, oder die großen Philosophen, ein Heraklit, ein Parmenides, ein Plato, ein Aristoteles, ein Descartes, ein Spinoza, ein Leibniz, ein Kant! Während jene mit der Menschheit litten, Mitleid fühlten mit allem Lebendigen, mit jeder geschaffenen Kreatur, und dieses empirische Leben mit seinen Abgründen und Wirrnissen überwanden durch Abkehr von ihm, durch Hinaufsteigen in eine höhere metaphysische Sphäre, suchten diese die Vernunftprinzipien alles Seins, den Sinn des scheinbar so wirren Daseins durch die Erkenntnis aufzudecken und durch die Vernunft die Menschheit zu neuen Zielen zu führen.

Einer, der sich diesen Menschheitsführern anreihte, der das Leben eines Heiligen führte und zugleich ein ganz großer Denker war, ist mit dem am 17. März letzten Jahres in Zürich verstorbenen Philosophen Franz Brentano dahingegangen.

In dieser trüben Zeit richtet sich mein Blick immer wieder auf seine edle Gestalt, auf die Güte und Reinheit seines Herzens, auf seine tiefe, zu den letzten Grenzen des Erkennens vordringende Weisheit. Ich durfte ihm im letzten Jahre seines Lebens nähertreten, und es wird gewiß manche erheben, wenn ich ihnen aus meinen Erinnerungen an Franz Brentano mitteile. Doch ehe ich nach ihnen ein Bild des edlen Denkers zu zeichnen versuche, will ich kurz über sein äußeres Leben und von seiner Bedeutung für die Philosophie berichten.

Franz Brentano war am 16. Januar 1838 in Marienberg bei Boppard geboren; sein Oheim war der Dichter Clemens Brentano, seine Tante Bettina von Arnim geb. Brentano. Franz Brentano wuchs in Aschaffenburg heran und widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums dem Studium der Philosophie an den Universitäten von Berlin und München. In Berlin war Trendelenburg sein Lehrer, der ihn auf Aristoteles hinwies. Nach Vollendung der philosophischen Studien trieb ihn innerer Drang, den Beruf des Priesters zu ergreifen; nachdem er die theologischen Studien absolviert hatte, wurde er zum Priester geweiht, war kurze Zeit im Dominikanerkloster in Graz und wurde dann Privatdozent und bald Professor der Philosophie in Würzburg. Seine anregende und tiefdringende Lehrweise führte ihm bald begabte Schüler zu. Unter seinen Würzburger Schülern zeichneten sich besonders Carl Stumpf, der bekannte Tonpsychologe und Professor der Philosophie an der Berliner Universität und der kürzlich verstorbene, langjährige Vertreter der Philosophie an der deutschen Universität in Prag, Anton Marty, gebürtig aus Schwyz, durch eigene bedeutsame Forschungen aus. Die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, die Brentano mit

seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, machte dieser ersprießlichen Würzburger Lehrtätigkeit ein vorzeitiges Ende. Nach schweren Seelenkämpfen trat Franz Brentano aus dem Priesterstande und der katholischen Kirche aus und mußte in Folge davon seine vom Bischof von Würzburg abhängende Professur niederlegen. Nach einigen Jahren wurde er nach Wien auf den Lehrstuhl für Philosophie berufen; dieses Amt bekleidete er sechs Jahre, um dann auch diese Professur niederzulegen, weil er sich verheiratete, was man in dem klerikalen Oesterreich einem ehemaligen Priester nicht verzeihen konnte. Er lehrte dann noch eine Reihe von Jahren als Privatdozent in Wien, um sich dann 1895 nach Italien zurückzuziehen, wo er bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg meist in Florenz lebte, um dann die beiden letzten Jahre seines Lebens in Zürich zuzubringen.

Franz Brentanos Stellung in der Geschichte der Philosophie ist dadurch bestimmt, daß er seine entscheidenden Anregungen von Aristoteles empfing, den er immer als seinen „genialen Lehrer" bezeichnete. Damit verband sich eine scharfe Gegnerschaft gegen Kant, dessen Lehren er von ihren Fundamenten an für gänzlich verfehlt hielt. In den synthetischen Urteilen a priori konnte er nur eine absurde, jeder Evidenz entbehrende Fiktion sehen; ihm entsprang alle Erkenntnis mit Einschluß der Kategorieen analytisch aus der Erfahrung. Wenn Kant die theoretische Vernunft für unfähig der metaphysischen Erkenntnis ansah und für diese auf die praktische Vernunft zurückging, so konnte Brentano darin ebenfalls nur einen verhängnisvollen Irrtum sehen; ging doch sein ganzes Bestreben dahin, eine Metaphysik, die in einer Gotteslehre gipfelte, als strenge theoretische Erkenntnis zu begründen. So sehr Brentano Aristoteles verehrte, so war er doch kein blinder Anhänger des griechischen Denkers; er war nicht der Mann, sich mit dem Nachdenken der Gedanken anderer zu begnügen; er ging vielmehr den Dingen in ununterbrochenem, scharf bohrendem Denken auf den Grund, machte vor keiner Autorität Halt und eröffnete der Forschung überall, wo er sie in Angriff nahm, neue Bahnen.

Als Empirist geht Brentano von der Psychologie aus; aber diese Psychologie ist nicht die kausal-genetische, sondern die deskriptive, die die psychischen Phänomene, das unmittelbar im Bewußtsein Gegebene auf Grund der Erfahrung erst beschreiben und analysieren will, ehe sie zur kausal-genetischen Erklärung sich wenden kann.

Um die psychischen Phänomene von den physischen abzugrenzen, führt Brentano als das Psychische charakterisierend den Begriff des „Intentionalen" ein. Die psychischen Phänomene sind im Unterschied von den physischen intentionaler Natur. Jedes psychische Phänomen ist charakterisiert durch das, was die mittelalterlichen Scholastiker die intentionale Inexistenz des Gegenstandes nannten; diese ist ein Gerichtetsein auf den Inhalt, auf das Objekt. Intention

ist die Repräsentation eines Objektes im Bewußtsein; durch dieses Gerichtetsein, diese innerliche Bezogenheit auf ein Objekt unterscheiden sich die psychischen Phänomene von den physischen. Im Vorstellen stellen wir stets etwas vor, im Urteil urteilen wir über etwas, im Wollen ist unser Wille auf etwas gerichtet, unser Gefühl ist stets auf etwas bezogen.

Neben dieser Definition ist für die Lehre Brentanos bedeutsam die Klassifikation der psychischen Phänomene. Während die gewöhnliche Anschauung die Bewußtseinserscheinungen einteilt in Phänomene des Denkens, Fühlens und Wollens, wobei Vorstellungen und Urteile unterschiedslos dem Denken zugerechnet werden, sind für Brentano Vorstellungen und Urteile zwei wesentlich verschiedene psychische Phänomene, während er anderseits das Fühlen und Wollen zu einer einzigen Klasse, den Phänomenen des Liebens und Hassens zusammenfaßt. Die Vorstellung ist von dem Urteil scharf unterschieden. Im Urteil werden Vorstellungen anerkannt oder verworfen; dieses etwas als wahr Anerkennen oder als falsch Verwerfen unterscheidet das Urteilen vom bloßen Vorstellen und charakterisiert es als eine besondere Verhaltungsweise des Bewußtseins. Dem logischen Urteil ist es daher nicht wesentlich, aus zwei Gliedern, aus Subjekt und Prädikat zu bestehen; denn anerkennen oder verwerfen kann ich ebensowohl auch eine einfache Vorstellung wie einen aus mehreren Vorstellungen zusammengesetzten Inhalt. Die „Impersonalien", die „subjektlosen Sätze" sind solche eingliedrigen Urteile, in denen eine einfache Vorstellung als wahr anerkannt oder als falsch verworfen wird. Für Brentano sind alle Urteile im Grunde Existentialurteile. Wenn wir urteilen, anerkennen oder verwerfen wir etwas; die logischen Aequivalente dieses Anerkennens oder Verwerfens sind die Existenz (A ist) oder Nichtexistenz (A ist nicht). Ist so das Existentialurteil die Grundform aller Urteile, so muß scharf unterschieden werden zwischen Existenz im Sinne der Wahrheit und Realität im Sinne des realen Daseins.

Mit diesen Lehren, durch die er die traditionelle Logik von Grund aus reformiert hat, hat Brentano auf eine Reihe von jüngeren Forschern anregend und befruchtend gewirkt. Husserls Phänomenologie und Meinongs Gegenstandstheorie sind Abkömmlinge Brentanoscher Lehren. Wenn die genannten Denker aber von „Wahrheiten an sich", die unabhängig von einem denkenden Subjekte ihrer Geltung nach bestehen, sprechen und auf diesem von Bolzano herrührenden Grundgedanken ihre Lehren aufführen, so wollte Brentano freilich von einer solchen Umgestaltung seiner Ansichten nichts wissen. Für Brentano gab es nur Denkende und Dinge, die von Denkenden gedacht werden. „Wahrheiten an sich", „allgemeine Gegenstände" mit einer vom denkenden Subjekt unabhängigen Gültigkeit wurde er nicht müde, als absurde Fiktionen zu bekämpfen.

Der Begründung der Ethik hat Brentano seine Schrift „vom Ursprung der sittlichen Erkenntnis“ gewidmet. Das Kriterium des sittlich Guten findet er darin, daß „die darauf gerichtete Liebe als richtig charakterisiert ist.“ Der logischen Evidenz, die die wahren Urteile auszeichnet, tritt als Analogon zur Seite die Evidenz des Fühlens und Wollens. Auch hier handelt es sich wie beim wahren Urteilen um keinen blinden Drang, sondern um einsichtiges Vorziehen und Verwerfen, um evidentes Billigen und Mißbilligen; in diesem als richtig charakterisierten Lieben werden wir des Liebens**werten**, des Erstrebens**werten** inne und haben die natürliche Sanktion für Gut und Sittlich. So ziehen wir in evidenter Weise die Erkenntnis dem Irrtum, die Wahrheit der Lüge, die Lust dem Schmerz, die höhere geistige Lust der niederen sinnlichen vor und erleben so in diesen Akten die Evidenz auf dem Gebiete des Fühlens und Wollens. Als höchstes praktisches Gut wird so das größtmögliche Wohl der Gesamtheit abgeleitet. Den utilitaristischen Lehren eines Bentham und Mill, nach welchen das sittlich Gute im größtmöglichen Glück der größten Zahl besteht, hat Brentano eine originelle, scharfsinnige Begründung gegeben und sie in einer Bewußtseinstatsache, der Evidenz des Billigens und Mißbilligens, aufgezeigt. „Das Gute in diesem weiten Ganzen nach Möglichkeit zu fördern, das ist offenbar der richtige Lebenszweck, zu welchem jede Handlung geordnet werden soll; das ist das eine und höchste Gebot, von dem alle übrigen abhängen.“ In diesen letzten Worten zeigt sich der ganze edle Sinn des Verstorbenen, von dessen Persönlichkeit ich nun aus meinen Erinnerungen ein Bild zu zeichnen versuchen will.

Brentanos Persönlichkeit wurzelte ganz im Geistigen. Seine hohe, edelgeformte Stirn, umwallt von grauen Locken, war der Sitz reinster und größter Gedanken; das sprechende und so geistvolle Antlitz mit dem feingeschnittenen Munde entbehrte des Augenlichtes, denn Franz Brentano war seit dreizehn Jahren fast völlig erblindet; aber sein Angesicht glühte und leuchtete von innerem Licht, von überirdischem Feuer. Dieser Geist, ganz auf sich konzentriert, war stets dem Höchsten zugewandt. Wie sein Antlitz nach Oben gewandt war, so waren seine Gedanken und seine philosophischen Bemühungen dem Göttlichen zugekehrt. In Franz Brentano waren die ganze eigentümliche Wärme des Katholizismus, die überkirchlichen, der Dogmen entkleideten Lebenswerte desselben lebendig, so sehr er sich von den kirchlichen Lehren und Institutionen abgewandt hatte. Die wahre, tiefinnerliche Religiosität, wie sie einen Augustin, einen Franz von Assisi durchglühte, erfüllte auch Franz Brentano. Alles Niedrige, alles Allzu-Menschliche war in ihm ausgetilgt. Eine unendliche Harmonie erfüllte seine Seele und er fand diese Harmonie in der Welt wieder. Es war ihm die größte Genugtuung, daß er überzeugt war, auf streng wissenschaftlichem Wege das Dasein

Gottes als eines in sich notwendigen, allmächtigen und zugleich allweisen und allgütigen Wesens beweisen zu können. Wie er in seiner Wiener Zeit fast jeden Winter eine Vorlesung über die Beweise für das Dasein Gottes gehalten hatte, so wurde er nicht müde, bis in seine letzten Lebenstage sie immer wieder von Neuem zu durchdenken, die Einwürfe gegen sie zu widerlegen und seine Gedanken über sie seinen Freunden mitzuteilen. Den ontologischen Beweis gab er preis; seine Kritik desselben zeugte von höchstem Scharfsinn und größter Originalität; wie er sich denn überhaupt als Meister der kritischen Dialektik und damit als Denker ersten Ranges erwies. Den kosmologischen und physikoterlogischen Beweis hielt er aufrecht und entwickelte sie in origineller und scharfsinniger Weise, wobei er sich mit den neuesten und wichtigsten naturwissenschaftlichen Forschungen auseinandersetzte. Seine Kritik der Entwicklungslehre z. B. war äußerst lichtvoll und belehrend. So sehr an diesen Fragen sein Herz hing, so machte er doch vor keiner Autorität Halt, sondern betonte immer wieder, daß auch in diesen letzten und höchsten Fragen, an die der Menschengeist herantreten könne, die Ergebnisse nicht auf die Bedürfnisse des Gemütes gestützt werden, sondern allein durch streng wissenschaftliches Forschen gewonnen werden dürften, wobei er als vorbildlich immer die Methode der Naturwissenschaft bezeichnete. Kant bekämpfte er aufs Schärfste, weil dieser die Möglichkeit der Erkenntnis auf dem Gebiete der Metaphysik leugnete und die metaphysischen Bedürfnisse der praktischen Vernunft überlassen wollte. Von einer solchen „doppelten Buchführung", die das Wissen aufhob, um dem Glauben Platz zu machen, wollte Brentano nichts wissen. Er war durch und durch Denker; nur, was vor dem Richterstuhle strengster Erkenntnis sich behaupten könne, dürfe als wahr anerkannt werden. Seine tiefinnerliche Religiosität ging so zusammen mit scharfbohrender, vor keiner Schranke zurückweichender Erkenntnis.

Brentanos Theismus ruhte auf einem System der Metaphysik, an dessen Aufbau und streng begrifflicher Begründung er bis zu seinem Tode arbeitete. Seine metaphysischen Lehren sind gegründet auf einen scharfsinnigen, erkenntnistheoretischen Unterbau. Da finden sich neben einer bis ins Einzelne ausgeführten Kritik Kants subtile Untersuchungen über die difficilsten philosophischen Fragen, so über die Universalien, die Kategorienlehre, über Raum und Zeit, über das Kontinuitätsproblem u. a. m.[1]) In diesen philosophisch-mathematischen Untersuchungen zeigte sich Brentanos ganze Meisterschaft. Probleme, mit denen die größten Denker seit

[1]) Brentano hat zu seinen Lebzeiten verhältnismäßig wenig publiziert. Er glich darin den griechischen Denkern, daß er die mündliche Unterweisung, in der er ein Meister war, aufs Höchste schätzte. Brentanos ganze philosophische Bedeutung wird sich erst ermessen lassen, wenn sein reicher philosophischer Nachlaß einmal der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht sein wird. Man darf hoffen, daß dies in absehbarer Zeit

den Eleaten gerungen haben, brachte er der Lösung nahe. Raum und Zeit sind nach ihm nicht dem Subjekte angehörende Anschauungsformen des Verstandes, sondern reale Eigenschaften der Dinge. Der räumliche Ort kommt dem Körper in ebenderselben Weise als reale Eigenschaft zu, wie seine Härte oder Undurchdringlichkeit. Wo kein Körper ist, da ist auch kein Raum; einen leeren Raum gibt es nicht. Da Brentano die Endlichkeit und Begrenztheit der Welt erweisen zu können glaubte, so hört mit der Grenze der Körperwelt auch die Räumlichkeit auf. Um dieses Ende der Räumlichkeit, um die Endlichkeit des realen Raumes begreiflicher zu machen, wies er gerne auf eine Analogie aus dem Reiche der Farben hin. Die Schwarz-Weißreihe geht von einem tiefsten Schwarz durch alle dazwischenliegenden Töne von Grau zu einem reinsten Weiß über. Jenseits des tiefsten Schwarz und des reinsten Weiß gibt es keinen weiteren, der Schwarz-Weißreihe angehörenden Farbenton; vielmehr hat die Reihe an beiden Seiten ein Ende, über das ein Hinausgehen unmöglich ist. Analog verhält es sich mit der räumlichen Körperwelt, die endlich und begrenzt ist; ist ihre Grenze erreicht, so ist ein weiteres räumliches Hinausgehen über die Grenze unausführbar: mit dem Ende der Körperwelt ist auch das Ende des Raumes erreicht.

In seinen Untersuchungen über das Continuum zeigte Brentano, daß die Versuche der Mathematiker (eines Vedekind, eines Poincaré) das Continuum durch Konstruktion (durch fortschreitende Interkalation von Brüchen) zu gewinnen, anstatt es aus der Anschauung zu abstrahieren, notwendig scheitern müßten; daß sie den für das Continuum wesentlichsten Charakter, nämlich den, daß es Grenzen unterscheiden läßt, welche für sich nichts sind, aber dennoch in Vereinigung mit anderen einen Beitrag zum Continuum liefern, auf ihrem Wege nicht erreichen können.

So führten seine mathematisch-philosophischen Forschungen unseren Denker vielfach in Gegensatz zu der modernen Mathematik. Wenn diese mit dem Begriffe des „aktuell Unendlichen" operiert oder die Axiome für „Konventionen" oder „Uebereinkommen" oder für „Ordnungsprinzipien" im Sinne des Pragmatismus ansieht, so erschien Brentano alles das absurd, in sich widerspruchsvoll und der logischen Evidenz entbehrend.

Die Frage der Gottesbeweise, die sich auf Analogieschlüsse und Wahrscheinlichkeitserwägungen gründen, führte ihn zu den Problemen der Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Prinzipien und logische Grundlagen er zu durchdenken nicht müde ward. Seinen

---

der Fall sein wird. Seine „Enkelschüler" Oskar Kraus, Schüler und Nachfolger Martys in Prag, und Alfred Kastil, Professor in Innsbruck, bereiten die Herausgabe von Brentanos philosophischem Nachlaß vor. Liegt dieser einmal vor, so wird man sehen, daß Brentano den allergrößten Denkern, einem Aristoteles, einem Descartes, einem Leibniz sich würdig anreiht.

ganzen Scharfsinn verwandte er auf das Bertrandsche Problem, dessen vollkommene Lösung zu finden, ihm vergönnt war. Seine mathematische Begabung war wie bei Leibniz seinem philosophischen Genie ebenbürtig. Verfolgte er die neuesten Forschungen der Mathematiker mit größtem Interesse, so kehrte er doch immer wieder zu Gauß zurück, den er unter den Mathematikern so hoch stellte wie unter den Philosophen Aristoteles. Auch Euler schätzte er hoch. Die Forschungen der Naturwissenschaft verfolgte er gleichfalls mit regstem Interesse.

Diese mathematisch-philosophischen Untersuchungen, wie seine erkenntnistheoretischen Forschungen, so sehr er ihnen sich mit unermüdlichem Eifer und nie erlahmenden Scharfsinne widmete, erhielten doch für ihn ihre letzte Dignität erst von dem großen Zwecke seines Lebens, dem sie als Mittel dienten, seinem Streben, eine theistische Weltanschauung zu begründen. So sehr er die metaphysischen Fragen auf strengste Wissenschaft gegründet sehen wollte, so konnte er sich doch unendlich freuen, wenn er sah, wie bedeutende Naturforscher Theisten gewesen waren. Mit welcher Freude berichtete er dies von Helmholtz, von Pflüger, von Liebig und Lord Kelvin. Er wurde nicht müde, davon zu sprechen, wie der berühmte deutsche Chemiker einst den großen englischen Physiker in England besucht habe und wie beide einen Spaziergang übers Feld gemacht hätten. Da habe Liebig ein Blümchen gepflückt und habe es Lord Kelvin gereicht und habe ihn gefragt, was er meine, ob diese wundersame Organisation und der Farbenreichtum der Blüte dem Walten einer blinden Naturkraft ihr Dasein verdankten, oder der zweckvollen, klarbewußten Tätigkeit eines göttlichen Schöpfers. Kelvin habe dann die letztere Annahme bejaht.

Auch die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele suchte Brentano mit den Mitteln der Wissenschaft zu lösen. Ein Fortleben nach dem Tode war ihm wie das Dasein Gottes Lebensbedürfnis und seine größte Freude war es, anderen seine Ueberzeugungen darzutun. Immer wieder sagte er, diese Fragen seien ja die einzig menschenwürdigen; so wichtig auch die logischen und erkenntnistheoretischen Probleme seien, gegenüber den metaphysischen seien es doch nur Vorfragen. Im Zusammenhang mit den Fragen nach dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele berührte er in seinen Gesprächen oft das Problem des Uebels in der Welt, das ja der theistischen Deutung des Weltproblems die größten Schwierigkeiten zu machen scheint. Hier führte Brentano oft das Wort von Hume an, wenn es möglich wäre, das Dasein Gottes zu erweisen, dann seien alle Uebel der Welt kein Gegenargument; denn menschliches Erkennen reiche nicht hin, die göttlichen Absichten zu durchschauen. Wenn ihre Erkenntnis im Einzelnen unserem menschlichen Verstande auch versagt sei, so dürften wir, sei einmal das Dasein Gottes erwiesen, an eine zweckvolle

Ordnung alles Seienden vertrauensvoll glauben. Wir könnten der tröstlichen Gewißheit leben, daß von dem allmächtigen, allgütigen und allweisen Gotte alles zum Besten bestellt sei. Brentanos Denken gipfelte in einem universellen Optimismus, wie ihn schon sein großer Lehrer Aristoteles geahnt und Leibniz entwickelt hatte. Der Pessimismus eines Schopenhauer erschien ihm unwissenschaftlich, oberflächlich und eng anthropozentrisch. Auch auf die Schrecken und Greuel dieses Krieges, unter denen er wie einer litt, wandte er diesen Gesichtspunkt an: Gott habe ihn zugelassen, er wisse, wozu er gut sei. Denen, die Gott liebten, müßten alle Dinge zum Besten dienen.

In der Beurteilung menschlicher Fehler und Vergehen war er von größter Milde. Gott habe die psychologischen Gesetze geschaffen, nach denen sich die menschlichen Handlungen vollzögen, Gott habe sie zugelassen, so zieme es dem Menschen nicht, fehlbare Mitmenschen zu verdammen, so sehr man das Verbrechen und seine Ursachen bekämpfen müsse. Wie Franz von Assisi zu dem Wolfe sprach: „Deine Handlungen kann ich nicht billigen, aber ich weiß, daß Dich der Hunger zu ihnen trieb,“ so wußte Brentano, daß alle Handlungen der Menschen determiniert seien; und dieser Determinismus stimmte ihn zur Milde, zu verzeihender Güte. Nach dieser Seite seines Wesens glich er dem Bischof Myriel, dieser wunderbar erhabenen Gestalt, die die dichterische Phantasie Victor Hugos an die Spitze seines Romancyklus „Les misérables“ gestellt hat. Oft zitierte Brentano auch das Wort Pascals, daß die menschlichen Seelen ihrer uns unbekannten Substanz nach, weil von Gott geschaffen, alle gleich wertvoll seien, und ihre Unterschiede nach Begabung und sittlicher Mitgift nur die Peripherie, die Akzidenzien beträfen. So vertrat er voll edler Demut die christliche Grundüberzeugung von dem unendlichen Werte einer jeden Menschenseele. — Diese seine Ueberzeugungen vertrat er in seinem Leben. Als man ihm einst riet, sich eine Waffe anzuschaffen, da sein Landhaus in Schönbühl an der Donau etwas einsam gelegen sei, lehnte er dieses ab. Er wolle niemanden töten oder verletzen, und wenn es Gottes Wille sei, daß ihn jemand überfalle, dann wolle er es in Demut hinnehmen. Brentano wären die Worte, die Victor Hugo dem Bischof Myriel in den Mund legt, aus dem Herzen gesprochen gewesen: „Jamais de précaution contre le prochain. Ce que le prochain fait, Dieu le permet. Bornons-nous à prier Dieu quand nous croyons qu'un danger arrive sur nous. Prions-le, non pour nous, mais pour que notre frère ne tombe pas en faute à notre occasion.“

Ich habe schon gesagt, daß Brentano in Aristoteles seinen Meister verehrte. Das noch heute Gültige und Bleibende der Aristotelischen Anschauungen hat er in seinem Buche „die Weltanschauung des Aristoteles“ dargestellt. Unter den neueren Philo-

sophen schätzte er besonders Descartes und die englischen Philosophen, einen Locke, aber auch Hume, dessen skeptische Konsequenzen er freilich ablehnte. John Stuart Mill war ihm als Forscher wie als Mensch besonders wert: die Verbindung wissenschaftlicher Nüchternheit mit dem edlen Enthusiasmus für die großen Menschheitsziele in Mill begleitete er mit warmer Sympathie. Mill war Brentano in seiner Urteilstheorie vorausgegangen, mit Mill hatte er einen lebhaften wissenschaftlichen Briefwechsel geführt und er war auf der Reise zu ihm nach Avignon begriffen, als ihn in Paris die Kunde vom Tode Mills erreichte und so die persönliche Zusammenkunft der beiden großen Denker vereitelte. In seinem letzten Lebensjahre beschäftigte sich Brentano mit den Schriften des Thomas Reid, des Begründers der schottischen Schule. So wenig zufriedenstellend auch die Lösungen sind, die dieser Denker für die philosophischen Probleme gefunden hat, so gefiel ihm die Klarheit und Nüchternheit und die unbestechliche Wahrheitsliebe, mit denen Reid an die philosophischen Fragen herantritt und sie entwickelt. Die einfache, gerade, altruistische Persönlichkeit Reids, wie sie Dugald Stewart in seinem Berichte über das Leben Reids schildert, fand Brentanos ganze Sympathie. Unter den deutschen Philosophen galt ihm Leibniz als der weitaus bedeutendste; zu dessen Schriften, namentlich zu seiner Theodicee er immer wieder zurückkehrte. In der kantischen Philosophie und gar in den nachkantischen idealistischen Systemen konnte Brentano nur einen bedauerlichen Irrweg sehen. Trotzdem hörte er nicht auf, sich immer wieder mit der Kritik der reinen Vernunft zu beschäftigen und sich mit ihr kritisch auseinanderzusetzen.

Den modernen Strömungen in der Philosophie vermochte Brentano keinen Geschmack abzugewinnen. Für ihn stand es als unerschütterliche Grundüberzeugung fest, daß die Philosophie nur als strenge Wissenschaft Existenzberechtigung habe, daß sie an dem strengen Wahrheitsbegriffe der Uebereinstimmung des Gedankens mit einem an sich bestehenden Seienden, das sie, wie es an sich und unabhängig von dem erkennenden Subjekt sei, zu erkennen strebe, festhalten müsse. So konnte er in der pragmatistischen Zersetzung des Wahrheitsbegriffes und seiner Ersetzung durch den der Nützlichkeit oder in dem Intuitionismus Bergson's nur beklagenswerte Irrtümer sehen. Ganz besonders zuwider war ihm Nietzsches Bestreben, die logischen, ethischen und ästhetischen Begriffe aus dem „Willen zur Macht“ abzuleiten.

So war Brentanos Leben bis zum letzten Atemzuge der philosophischen Forschung gewidmet, mit nie ermüdendem Eifer und tiefbohrendem Scharfsinne widmete er sich seinen Forschungen. Es war ihm eine große Freude, die Resultate derselben seinen Freunden und Jüngern mitzuteilen; der Verkehr mit Gleichgesinnten und für die Philosophie Begeisterten war ihm Lebensbedürfnis. Immer be-

tonte er, wie sich auf die gemeinsame Liebe zur Weisheit die wahre Freundschaft gründe!

Doch, wie Nietzsche sagt: „In jedem wahren Manne ist ein Kind, das will spielen," so war in diesem wahrhaft großen Geiste der Sinn für das Spiel, für das Schöne, für die Kunst lebendig. Die Heiterkeit des Genies äußerte sich in seinen Gesprächen in einem wahrhaft güldenen Humor. Sein Sinn für das Spiel zeigt sich in seiner Rätselsammlung „Aenigmatias" (bei Beck in München verlegt). In diesem kleinen Buche hat der große Denker eine Fülle geistvoller Rätsel vereinigt, voll Anmut und Witz und in vollkommener dichterischer Form. Wer den Menschen Brentano mit seiner Liebe auch für das Kleine und Unbedeutende, mit seinem anmutigen, lieblichen Humor kennen lernen will, der greife zu diesem Rätselbuche.

Brentano besaß ein großes dichterisches Talent. In seinem Nachlasse findet sich eine große Anzahl von Gedichten, die gleich bedeutsam sind durch ihren tiefsittlichen Gehalt wie die Schönheit ihrer Form. Er wollte diesen seinen Gedichten, wenn er sie einmal herausgeben würde, den Titel geben: „Mittelalter und Neuzeit" oder „Himmlische und irdische Liebe." Der erste der beiden Titel zeigt an, daß die Gedichte von seiner religiösen Wandlung handeln, wie er sich aus mittelalterlicher Gebundenheit zur Freiheit des modernen Geistes hindurchgerungen hat. Der andere Titel ist nicht minder charakteristisch. Brentanos Geist war dem Himmlischen zugewandt, aber er liebte wie jeder Künstler auch die Erde, den Schauplatz unserer Freuden und Leiden. Er liebte die Kreaturen, die Pflanzen und die Tiere, das Meer und die Alpen, und die Erhabenheit der Sternenwelt. Solange er noch sehen konnte, liebte er die sichtbaren Dinge mit wahrem Enthusiasmus. Die Natur hatte ihn, wie er mir erzählte, in einen Rausch des Entzückens versetzen können. So habe er einst im Frühling auf dem Altan seines am Steilufer der Donau in der Wachau gelegenen Landhauses „Schönbühl" gestanden. Um ihn herum und unter ihm bis zum Spiegel des Flußes habe alles in Blüte gestanden. Da habe er an sich halten müssen, um sich nicht in dieses Meer blühender Schönheit hinabzustürzen. Er sah die natürlichen Dinge nicht in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrem sinnvollen Zusammenhang mit dem Göttlichen. Davon geben folgende Verse Zeugnis:

**„Bunt ist die Welt, doch hab ich wohl erkannt,
Wie jedes jeglichem verwandt;
Daß sie nicht Gott, das zeigt ihr Vielerlei,
Die Einheit, daß sie ohne Gott nicht sei."**

Das Wort seiner Tante Bettina von Arnim machte Brentano wahr: „Die Schönheit erkennen in allem Geschaffenen, und sich ihrer freuen, das ist Weisheit und fromm." Wie er die Natur dichterisch verklärte, so war sie ihm ein Symbol für die höchsten

ethischen Werte. So gibt es in seinem Nachlasse ein Gedicht, das er auf den Höhen über Lausanne schrieb, im Angesicht des weithin blauenden Sees und der zum Himmel aufragenden savoyischen Alpen. Hier wandte sich sein Gedanke von der sichtbaren Natur, so erhaben sie sein mochte, zu der noch größeren Erhabenheit der menschlichen Seele und ihrer Unsterblichkeit.

Wie er selbst ein Dichter war, so erfreute er sich in seinen Mußestunden an den großen Dichtungen der Weltliteratur. Hier fand er Erholung von der philosophischen Forschung. So sehr Brentano die dichterische Form schätzte, so machte ihm die wahre Größe eines Dichters doch dessen Ethos, dessen sittliche Persönlichkeit und die durch sie bedingte Wahl großer und bedeutender Gegenstände aus. Eine noch so große dichterische Begabung, wenn sie nicht auf wahrhaft edle und sittlich bedeutsame Stoffe sich richtete, galt ihm nichts. Die Kunst sollte den Menschen über sich selbst herausheben, ihn besser und edler machen, ihm große, erhabene Gefühle in die Seele legen und zu edlem Wollen begeistern. Zu Homer und Aeschylos kehrte unser Denker immer wieder zurück. Schiller schätzte er seines sittlichen Pathos halber. Sah man Brentano zum ersten Male, so dachte man unwillkürlich an Goethe: aber Goethe mochte er im Grunde nicht, so unausgesetzt er sich mit ihm beschäftigt hatte und das meiste von ihm auswendig wußte. Bei Goethe fehlten ihm im Grunde das Ethos, die wirklich ethisch bedeutsamen Gegenstände. Die fand er bei Dante und bei Shakespeare; diesem letzteren gehörte seine ganze Liebe. Shakespeare war für ihn der größte Dichter der Fülle der Gesichte wie der sittlichen Bedeutung der gewählten Stoffe nach. Auch Cervantes schätzte er sehr; den „Don Quixote“, diese „Bibel der Idealisten“ ließ er sich noch in seinen letzten Lebenstagen vorlesen. Auch mit Byron beschäftigte er sich, ohne ihm viel Geschmack abgewinnen zu können. Die undisziplinierte, dämonisch zügellose Persönlichkeit Byrons war ihm unsympatisch, in seinen Dichtungen vermißte er die wahre Größe und den sittlichen Gehalt. Als ich auf die bedeutenden Naturschilderungen in Byrons Dichtungen hinwies, meinte er, der wahre Gegenstand der Dichtkunst sei der Mensch, und zwar der große, heroische, erhabene und wahrhaft gute Mensch. Und diesen kämpfenden und leidenden, aber immer erhabenen Menschen fand er bei Shakespeare, zu dem er deshalb immer zurückkehrte. Wie sehr für Brentanos Urteil über Dichterwerke der dargestellte Gegenstand bestimmend war, beweist seine Vorliebe für den Roman des Cardinal Wyseman „Fabiola“, der von den Christenverfolgungen erzählt, oder für „Onkel Toms Hütte“. Daß eine solche Beurteilung von Dichterwerken nicht der Einseitigkeit entbehrt, ist offenbar. So war ihm die dichterische Größe sowohl eines Flaubert, dessen Madame Bovary er sich vorlesen ließ, wie die eines Jeremias Gotthelf verschlossen. Die Moderne in der Literatur lehnte er gänz-

lich ab. Er fand zu ihr keinen Zugang. Von den großen Russen stellte er Tolstoy über Dostojewsky, dessen Mystik ihn abstieß. Auch Lermontoff las er mit Vergnügen und ging den Einflüssen Byrons auf die russischen Romantiker nach. Von den Werken Schweizer Dichter liebte er besonders die Gedichte Gottfried Kellers; sonst vermißte er bei diesem häufig den sittlichen Gehalt, aus welchem Grunde er die Novelle Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" abscheulich fand.

In der Musik, der er gern lauschte, liebte er Beethoven über alles; aber auch Bach und Mozart mochte er immer gerne hören. Chopin mochte er dagegen nicht. So wie sich Brentano der Musik Beethovens, in der die titanische Größe und Erhabenheit des kämpfenden und sich zur Seeligkeit durchringenden Menschen ihren ergreifenden Ausdruck findet, mit ganzer Seele hingab, so vermochte er doch auch voll Andacht dem melodischen Rauschen eines Brünnleins zu lauschen. Sein Geist dem Größten zugewandt, fand doch auch im Kleinsten das Göttliche wieder.

Dieses Durchdrungensein von dem Göttlichen, diese tiefinnerliche Frömmigkeit im Verein mit der Größe und Schärfe seines Intellektes machte das Bedeutende in Franz Brentano aus. Er war ein wahrhaft freier Geist, der vor keiner überkommenen Autorität Halt machte. Das Wort Renans in dessen „Souvenirs d'enfance et de jeunesse," die ich ihm eines Tages brachte und die er sich mit wachsender Sympathie vorlesen ließ, fand seine volle Billigung: „Or Descartes m'avait enseigné que la première condition pour trouver la vérité est de n'avoir aucun parti pris. L'oeil complètement achromatique est seul fait pour apercevoir la vérité dans l'ordre philosophique, politique et moral."

Die Autonomie seines Denkens, die Freiheit seines Geistes ließ ihn vor keinen nationalen Schranken Halt machen; Brentano war ein „guter Europäer" im Sinne Nietzsches, ein „Weltbürger" im Sinne der deutschen Klassiker; so setzte er die großen Traditionen eines Wilhelm von Humboldt, eines Goethe, eines Schiller fort. In der nationalen Unduldsamkeit, dem „sacro egoismo", dem Machtstreben, dem Mammonismus und Imperialismus sah er die eigentlichen Sünden dieser unserer Zeit. Er glaubte, daß die verschiedenen Nationen einander gegenseitig ergänzen sollten, daß die wahre Kultur und Zivilisation auf der friedlichen Zusammenarbeit aller Nationen beruhen müßten. Wie sehr er unter dem Weltkriege mit seinem Gefolge von gegenseitigem Haß und Rachsucht litt, brauche ich nicht zu sagen. Vernahm er aber eine Stimme der Versöhnung, aus welchem Lager sie immer kommen mochte, so hatte er eine große Freude. Die Bestrebungen eines Fr. W. Förster, die versöhnlichen Worte eines Russel, eines Romain Rolland fanden seine wärmste Billigung. Den wirtschaftlichen Egoismus, die durch keine sittlichen Bedenken gebändigten Expansionsbestrebungen der Völker, die

Ueberspannung des Staatsgedankens konnte er nicht genug geißeln. Mit Aristoteles betonte er, wie der Staat niemals Selbstzweck sein dürfe, wie vielmehr der Zweck des Staates in der Wohlfahrt der Individuen bestehe und wie im Glücke der Individuen der Maßstab für die Ausdehnung und die Grenzen der Staatsgewalt liegen müsse. Daß er den Militarismus ablehnte, daß er in der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland einen schweren sittlichen wie politischen Fehler sah, war die natürliche Konsequenz seiner ethischen Grundüberzeugungen und Brentano war nicht der Mann, der die Konsequenzen seiner Prämissen nicht gezogen hätte. So entfernte er sich weit von den die Gegenwart beherrschenden Tendenzen, um den wahren Idealen der Menschheit treu zu bleiben. Wie oft zitierte er das Wort des heiligen Augustin: „Quid sit civitas sine jure nisi societas latronum“. Stets betonte er, wie auch die Beziehungen der Nationen untereinander sich auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit gründen müßten, wie auch die kleinen Nationen das Recht zu ungehinderter Entwicklung hätten. Kein Volk sei das auserwählte, ein jeder trage zu der Kultur bei, deren Fortschritt auf der Gesamtheit der Nationen beruhe.

Franz Brentano war ein Denker im eminenten Sinne des Wortes, und wie bei Sokrates waren bei ihm Leben und Lehre eins. Sein Leben war durch die Vernunft geregelt; er lebte, was er lehrte. Er war ein Heiliger und sein Leben war vorbildlich. Er starb, wie er gelebt hatte, im Vertrauen, die Herrlichkeit Gottes in seiner ganzen Erhabenheit schauen zu dürfen. Seinen Schülern und allen, die das Glück hatten, diesem großen und wahrhaft guten Menschen nahezutreten, wird er unvergeßlich bleiben; in ihren Herzen lebt er fort als Lehrer der Weisheit und Führer zu allem Edlen und Guten.

Dr. Johannes Voeste.

Christentum und Krieg[1]

In der letzten Zeit sind uns zahlreiche Zuschriften von Geistlichen zugegangen, in denen gegen den Mißbrauch des Christentums zu alldeutschen Zwecken entrüsteter Widerspruch erhoben wird. Das heutige Fest, das die christliche Kirche so deutlich an ihre international-humanitäre Grundlage erinnert, scheint uns passende Gelegenheit, eine dieser Zuschriften wiederzugeben. Denn der Pfingstgeist, der aus ihr spricht, dünkt uns seinem geschichtlichen Ursprung näher als das meiste, was sonst am heutigen Tage von Geistlichen auf Holzpapier gepredigt werden wird.

Redaktion des „Vorwärts“.

Der Unfug, den viele Geistliche, und leider auch solche in leitender Stellung, durch ihre Empfehlung eines Krieges bis zur Vernichtung

[1]) Aus dem Berliner „Vorwarts“ (27. Mai 1917).

der Gegner und eines sogenannten deutschen Friedens treiben, darf nicht auf das Schuldkonto der christlichen Kirche oder gar der Religion gesetzt werden.

Wenn die Washingtoner Parlamentssitzung, welche den Krieg gegen Deutschland erklärt, mit dem Gebet eines Geistlichen eingeleitet wird, wenn der Bischof von Manchester jeden Krieg als Gottesordnung und den gegenwärtigen als heilig und gottgewollt bezeichnet, wenn der Erzbischof von Paris den Revanchekrieg sanktioniert und Pastor Soulier die Vernichtung unseres Volkes für den einzig möglichen Weg zum ewigen Frieden hält, wenn ein preußisches Konsistorium eine Gemeinde jahrelang ohne Pastor und am ersten Ostertag ohne jegliche Andacht läßt aus Furcht, das Vaterland könne ins Wanken geraten und adlige Eisenfresser im Weiberrock könnten Migräne bekommen, weil ein Geistlicher amtierte, der sich in dem europäischen Narrenhause vom Eroberungskoller frei gehalten hat, wenn deutsche katholische Bischöfe mit Annexionisten und Länderverschluckern Hand in Hand gehen, wenn Liz. Mumm den Alldeutschen im Zirkus Busch präsidiert und D. Seeberg oder die von ihm angeregte „Arbeiterversammlung" Friedensgarantien und Erweiterung der Landesgrenzen als Lohn der blutigen Opfer verlangt, so sind das betrübliche und im Reformationsjubeljahr doppelt beklagenswerte Erscheinungen.

Man verstehe mich recht. Ich halte es für unklug, nach vollendeter Vernichtung des Gegners fremdvölkisches Gebiet und gegen dessen Willen zu annektieren, aber für schmachvoll, die eigenen Brüder und Landeskinder zu opfern und den Krieg fortzusetzen, nicht um der Freiheit und Selbständigkeit willen, sondern zur Vernichtung des Feindes und zur Vergrößerung des Vaterlandes. Wenn nun einzelne sich zu solchen Wünschen, wie sie ja auch unsere westlichen Feinde hegen, versteigen, so ist damit nicht erwiesen, daß die christliche Religion Lüge sei, sondern nur, daß Gott mit dem Amt nicht immer den Verstand und durch die Handauflegung nicht immer den Geist der Weisheit und der Erkenntnis gibt.

Diese Berserker im Priesterkleid haben unbedingt ihren Beruf verfehlt. Sie stehen, wenigstens in Kriegsläuften, an falscher Stelle. Sie gehören in den Schützengraben, an das Maschinengewehr, neben die Kanonen, jedenfalls an die Front, wo sie diejenigen Soldaten ermuntern und anfeuern mögen, welche noch nicht genug Mut und Kraft zum Kriegshandwerk spüren. Wir im Lande brauchen keine Schwätzer und Hetzer, sondern Arbeiter. Maul- und Federhelden sollen in den Krieg ziehen, hier aber ihr unnötiges, ja schädliches Bramarbasieren einstellen. Nach drei Jahren eines Krieges und solch eines Krieges wirkt das nicht mehr erhebend, sondern kläglich (wenigstens vor vernünftigen Menschen). Unbedingt gehören solche Leute nicht auf Kanzel und Katheder, sondern auf die Schüler-, Konfirmanden- und Laienbänke. Diese Meister in Israel und Säulen der Kirche haben

sich als Kinder am Verständnis entpuppt und müssen beim Abc der christlichen Katechismusfibel wieder anfangen.

Daß jeder Krieg ein Gottversuchen und darum das letzte, ungewisseste, verzweifeltste, schlechteste, unchristlichste Mittel ist, Recht und Gerechtigkeit und Freiheit zu erlangen, daß das Pochen auf die eigene Macht Gotteslästerung, Einverleibung fremder widerstrebender Völker der Grund zu neuen Kriegen ist, daß nur jenes Land und Volk den Ehrennamen des Vaterlandes verdient, in welchem alle das gleiche Recht haben, daß nur jene Obrigkeit eine gottverordnete ist, die den sogenannten Untertanen dient, welche sie bestellt und bezahlt haben, daß alle Stände an und für sich und im Urteil der Menschen vollkommen gleich sind und gleich sein müssen, weil einer des andern bedarf, daß körperliche Arbeit und Geschicklichkeit ebenso wichtig ist wie geistige Arbeit, ja in Zeiten der Not und des Krieges wohl noch wichtiger, daß es männlich und christlich ist, sein Recht zu verlangen und seine persönliche Ehre zu verteidigen, wie es kläglich und jämmerlich ist, auf Bevorzugung und Vorrecht zu pochen, daß weder am deutschen, noch am englischen, noch am Hottentottenwesen, sondern am christlichen Wesen die Welt genesen werde, daß das Erwarten einer zukünftigen Welt, in welcher Gerechtigkeit wohnt, nicht nur nicht verbietet, sondern sogar verpflichtet, auch in der gegenwärtigen Welt aller Ungerechtigkeit zu widerstehen, daß Geburt, Reichtum, Stand, Name, Ruf, Kleid, Gesetz, Dogma, Zeremonie, Hurrarufen, Fahnenschwenken, Stimmung nichts ist und Ueberzeugung, Gesinnung, Tüchtigkeit, Tugend, Absicht, Wille, Opfer, Werk, Tat alles — das sind ja keine Mysterien, sondern religiös-sittliche Binsenwahrheiten, elementa und rudimenta der christlichen Ethik und Dogmatik, die in der Bibel auf jeder Seite stehen, die im Konfirmandenunterricht wohl noch gelehrt, in den Kirchen nur selten und teilweise und unklar gepredigt werden, von denen man aber seit den Tagen des Kaisers Konstantin und nach der lutherischen Reformation im öffentlichen Leben nichts mehr gehört hat.

So sieht denn auch das Christentum in der Praxis und im Staatsleben recht eigenartig aus, und unsere Konservativen und Zentrumsleute, die Stützen des Altars, sind recht wunderliche Heilige. Sie sind jetzt in ihrer ganzen Glorie erkannt. Als sie, die Vertreter von Pietät, Ordnung und Gesittung, den Krieg mit Freuden begrüßten und Kraft und Macht über die Gerechtigkeit stellten, als Adlige (das Gegenteil von edel, menschlich, hilfreich und gut) sich in den Allüren des Raubrittertums gefielen und Aestheten und Gebildete das Geheul der Gasse und Gosse überschrien, als die Hochmoralischen ein Gezeter anstimmten, weil eine Regierung und der Leiter der Politik ethische Grundsätze und Begriffe in eine Welt und eine Zeit einführen wollten, in welcher der Triumph des Vaterlandes und die Zerschmetterung der Feinde die einzige Moral ist, als man ein Wort der Aufrichtigkeit und Billigkeit als eine zehnfache Niederlage einschätzte, haben

wir Christen uns ja zunächst entsetzt. Heute aber wundern wir uns über nichts mehr und versehen uns alles möglichen Dummen und Schlechten von diesen eigenartigen Gläubigen.

Der Kaiser wollte gewiß diesen Krieg nicht. Er sträubte sich nach Kräften und zögerte, den ersten Schlag zu tun. So kam der Feind ins Land und verwüstete die Ostmark. Keinem vernünftigen Menschen fiel es ein, der Regierung einen Vorwurf zu machen, die Christen dankten es ihr, aber unsere Thron- und Altarstützen haben schließlich doch den Landesverrat und die Blutschuld der Regierung entdeckt. Der Kaiser bietet die Hand zum Frieden. Vielleicht hätte er ein Jahr früher es tun sollen und können, aber auch so freuen sich alle Freunde der Gerechtigkeit, sie aber wümern und wüten. Der Wahnsinn und die Wut der geschlagenen Feinde erwählt die Fortsetzung der Menschenschlächterei: Alle Welt trauert, sie aber atmen auf und frohlocken. Sie träumen von einem deutschen Frieden und von deutscher Weltherrschaft und haben den Mut, diesem Traum die Blüte und die Kraft der Nation zu opfern.

Im Osten ist die Nacht der Tyrannei und der wüste Traum von Macht und Verknechtung vergangen, und die Morgenröte des Tages der Gerechtigkeit und Freiheit bricht an. Der Kaiser will dem Volke geben, was des Volkes ist, sie aber scheuen das Licht und möchten der kommenden Sonne wie Josua, doch in gegenteiliger Absicht, gebieten.

Sie wollen nicht das gleiche Recht für alle, welche die gleiche Arbeit, nämlich ihr Pflicht erfüllen, wahrhaftig: äußerst kläglich und kleinlich und wenig vornehm von denen, welche so manches Jahrhundert so manches Vorrecht genossen haben. Aber das Schämenswerteste ist, daß die sogenannten Geistlichen mit diesen Dunkelmännern und Kriegshetzern gehen, mit ihnen dasselbe Horn blasen, Traktate, Predigten und Sonntagsblätter ganz im Stil der alldeutschen, konservativen und nationalen Zeitungen schreiben. Es ist immer das alte Lied von der Zermalmung der Feinde, von dem Lohn der Opfer, von den Garantien des Friedens oder anders und vernünftig ausgedrückt: von der Verwendung der ungelegten Eier, von der Geringschätzung der Menschenseele, von der Verkennung des Naturgesetzes der Weltgeschichte, daß nur Gerechtigkeit ein Volk erhöht und erhält, und wer das Schwert nimmt, auch durchs Schwert umkommt. Mir kommen diese kriegs- und eroberungssüchtigen Pfaffen immer vor wie jene vierhundert falschen Propheten, welche Sieg schreien und Fürsten und Volk der Israeliten durch ihre Lügen ins Verderben stürzen, und wie ihr Führer, der, ein richtiger Faustpatriot, den Propheten Micha ohrfeigt und der sich zwei eisernerne Hörner an der Stirn befestigt, gewiß nicht bloß als Zeichen der Kraft und der Gewißheit des Sieges, sondern auch als Symbol der eigenen unentwegten ochsenmäßigen Dummheit. Zedekia, Knaenas Sohn, ist der Name des Maul- und Faustgewaltigen.

Kurz und gut: Wir Christen und Geistliche protestieren im Namen der christlichen Religion gegen ihre Verfälscher und Verhöhner, gegen

die Kriegshetzer im Priesterrock, gegen alle die Lüge verbreitenden und die Wahrheit unterdrückenden Zedekias der Christenheit.

Es ist eigenartig, daß ein Christ gerade im „Vorwärts“ seine Religion gegen ihre Verächter verteidigt oder vielleicht ganz selbstverständlich. Die konservativen und klerikalen Blätter haben ja regelmäßige Verzeichnisse der Gottesdienste und eine biblische Sonntagsbetrachtung, sprechen aber, wenn es sich um Krieg und Friedensziele, um das Recht der Völker und der Könige handelt, die Sprache der reinsten Unvernunft und des brutalsten Heidentums. Ich verarge es ihnen nicht, wenn sie einen Prediger bitterer Wahrheiten nicht hören wollen. Der „Vorwärts“ ist ja nun zwar kein Freund der Schwarzröcke und hat keinen biblischen Sonntagstraktat, aber in seinen Veröffentlichungen so viel wahrhaft Christliches, daß ich den Mut faßte, ihn um die Verbreitung meines Protestes zu bitten, eine Erwartung, welche mich nun auch nicht getäuscht hat.

Die Orthodoxie des Verfassers dieser Zeilen wird niemand in Zweifel ziehen, hoffentlich auch nicht seinen Patriotismus!

Pastor Hermann Tech.

Rundschau.

Nochmals Propaganda. Prof. Deißmann stellt nun in seinen „Wochenbriefen“ eine förmliche Enquete darüber an, was ich wohl für ein wunderliches Tier sei. Man bedenke: er tut dies in einem Organ, das ausdrücklich für die Neutralen bestimmt ist und sehr vielen Schweizern zugestellt wird und fordert also Schweizer auf, mit ihm über ihren Landsmann zu Gericht zu sitzen. Das ist ein Mangel an jedem Gefühl des Taktes und Anstandes, ja eine Frechheit, wie sie nur einem solchen Propagandisten einfallen kann. Wenn sie draußen in ihren Blättern abschlachten (in contumaciam!), wer ihnen in neutralen Ländern unbequem ist, habeant sibi, aber vom Ausland her in einem für die Schweiz bestimmten Blatte vor Schweizern eine solche Verhandlung vorzunehmen, empfinde ich als Gipfel der Unverschämtheit. Man stelle sich einmal vor, das Umgekehrte geschähe. Das gäbe einen Lärm! Statt dessen ist eingetreten, was ich bestimmt erwartet hatte: während ein Deutscher für mich eintritt, meldet sich ein Schweizer als Gutgesinnter und Ex-Anhänger von mir. O du ehrloser Tropf!

Die ganze Sache berührt mich persönlich gar nicht, ist mir aber als Illustration lehrreich.

Inzwischen ist über „Die deutsche Propaganda in der Schweizer Presse“ von Karl Hänggi eine ganz ausgezeichnete Darstellung erschienen (Polygraphische Gesellschaft in Laupen, Bern). Es ist die Schrift, die wir schon lange wünschten. Mit größter Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit, dazu in vornehmem Stil, wird hier

dieses furchtbare Uebel aufgedeckt, das so viele unter uns — mit sehenden Augen blind — nicht sehen oder nicht sehen wollen. Es wird noch nicht Alles gesagt, aber es wird gesagt, was man heute sagen kann. Solche Schriften helfen unser Land aus tödlicher Gefahr retten. Könnten sie doch in die Hand jedes Schweizers kommen, der etwas zu den Geschicken unseres Volkes zu sagen hat! Denn sobald sehr Viele die Gefahr kennen, ist ihre schlimmste Drohung schon gebrochen. Wem freilich solche Nachweise nicht die Augen öffnen, dem ist nicht zu helfen.

L. R.

Neues Leben blüht aus den Ruinen. Wir bringen davon einige Aeußerungen, die für sich selbst sprechen.

1. Leitsätze für den internationalen Studentenbund (J. S. B.). 1. Der internationale Studentenbund vereingt Studierende und dem akademischen Leben nahestehende Freunde, die, im Erlebnis der freien Aktivität des Geisteslebens, der zunehmenden Mechanisierung, Materialisierung und Militarisierung des gesamten Lebens in tätiger Gegnerschaft gegenüberstehen. Hier weiß sich der I. S. B. allen verwandten Bestrebungen verbunden.

2. Seine eigentliche Aufgabe erkennt er auf dem Gebiete der Hochschulpolitik. Er tritt ein: für die Neubelebung des studentischen Gemeinschaftsgeistes; für die Hochschule im Sinne eines auf reine Erkenntnis gerichteten Bildungs- und Forschungsinstitutes und gegen die fortschreitende Herabsetzung der Hochschulen zu Fachschulen und ihre Inanspruchnahme für Sonderzwecke von Interessengruppen; für die Unabhängigkeit der Hochschule vom Staate in geistiger Hinsicht; für die Verwirklichung der Lehr- und Lernfreiheit; für das Mitbestimmungsrecht der Studierenden in Hochschulangelegenheiten; für die Zulassung von Studierenden und Dozenten zur Hochschule ohne Rücksicht auf Geschlecht, Staatszugehörigkeit und Konfession; gegen die disziplinarische Verfolgung von Studierenden oder Dozenten wegen Aeußerung ihrer religiösen, sittlichen, politischen und rechtlichen Ueberzeugung in Wort oder Tat.

3. Der Kampf für die neue Freiheits- und Gemeinschaftsgesinnung, der Kampf für die freie Hochschule ist verflochten in den Kampf für den freien Volksstaat im freien Völkerbunde. Ohne von seinen Mitgliedern die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei oder die völlige Uebereinstimmung in allen folgenden Punkten zu verlangen, ergeben sich deshalb für den I. S. B. diese weiteren Ziele: a) In innerpolitischer Hinsicht tritt der I. S. B. ein für völlige politische Gleichstellung aller Staatsangehörigen, für uneingeschränktes Versammlungsrecht, für absolute Vereins- und Preßfreiheit. Es leitet ihn der Gedanke des wahrhaft freien Volksstaates. b) In der äußeren Politik tritt der I. S. B. ein für ihre Demokratisierung und Oeffentlichkeit, für die Selbstbestimmung der Völker und Nationen, für die Errichtung obligatorischer Schiedsgerichte und für die allgemeine Abrüstung als Mindestforderungen. Leitender Gedanke ist hier die Schaffung des freien Bundes der Völker. c) Da die Schäden der bestehenden Ordnung der Dinge wesentlich aus der Mechanisierung und Materialisierung des Lebens stammen, und diese wiederum ihren Ursprung in der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung haben, tritt der I. S. B für eine genossenschaftliche Wirtschaftsverfassung ein.

4. Seine Ziele sucht der I. S. B. zu erreichen: a) durch Schaffung einer Weltorganisation auf förderalistischer Grundlage, b) durch Errichtung eines Zentralsekretariates mit den Aufgaben 1. der Sammlung und Bekanntgabe von Berichten über die Tätigkeit der Mitglieder sowie über Ereignisse, die das Interesse des Bundes berühren, 2. der Vermittlung zweckdienlicher Auskünfte (Adressen, Literaturangaben 2c.), c) durch gegenseitige Unterstützung in Wort und Schrift sowie durch finanzielle Beiträge, d) durch Herausgabe von Druckschriften, e) durch Veranstaltung persönlicher Zusammenkünfte.

2. Jung-christliche Allianz in Basel (J. C. A.). In der Zeit, in der sich alle vereinzelten Kräfte zusammenschließen, um als geschlossene Macht eine größere Wirkung zu haben, haben sich der Stadtverband der Jünglings- und Männervereine

von Basel, die Jünglingsbünde des blauen Kreuzes, die methodistischen Jünglingsvereine, die Jugendorganisation der Brüdersozietät, die Christliche Studentenvereinigung und das Schülerbibelkränzchen zur „Jung-Christlichen Allianz“ zusammengetan, um als solche der jung-christlichen Welt von Basel nach außen und innen mehr Wirkung und Einfluß zu verschaffen. Die J. C. A. ist nichts „Mechanisch Gemachtes“, sondern etwas „Historisch Gewordenes“, denn sie ist hervorgegangen aus den Ferienlagern auf Sämisweid (1916) und Rotmatt (1917), sowie aus den „Stillen Sonntagen“ auf St. Chrischona (1916/17). Die junge christliche Welt Basels ist sich der Aufgaben, die der jungen Generation harren, voll und ganz bewußt. Sie will als geschlossenes Ganzes hineintreten in die Prinzipienkämpfe, die entbrannt sind, und auch ihrer Stimme Geltung verschaffen; denn die christliche Welt hat Stellung zu nehmen zu all den akuten Fragen und darf nicht wieder stillschweigend an all den wichtigen Problemen vorübergehen und sie ohne weiteres gutheißen, sondern sie muß heraustreten aus ihrer Abgeschlossenheit und tatkräftig an der Umgestaltung des bisherigen Lebens mitwirken. Dies sucht die J. C. A. in die Tat umzusetzen durch Veranstaltung solcher Anlässe, die bestimmt sind, das religiöse und sittliche Leben der Mitglieder zu stärken und zu vertiefen und das Gemeinschaftsbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl unter der männlichen Jugend in Basel zu fördern, sowie für die Reichsgottessache unter der gesamten Basler Jugend zu wirken, wo immer ein geschlossenes Herantreten an diese wünschbar oder erforderlich ist. Von dieser Grundlage aus wird die christliche baslerische Jungmannschaft an all die Fragen und Forderungen, die das Leben stellt, herantreten, sie prüfen und entsprechend durchzuführen suchen.

Das Arbeitsprogramm der J. C. A. für das laufende Jahr ist die Veranstaltnng von zwei „Stillen Sonntagen“ (April und September), eines Feriestudienlagers im Sommer und eines Vortragszyklus im Mai oder Juni über die Themen „Bankerott des Christentums“ und „Zukunftsaufgaben der christlichen Jugend“ und eventuell eines Kursus für praktische Jugendarbeit. Die Durchführung dieser Aufgaben liegt in den Händen des Allianzausschusses, der zur Zeit zusammengesetzt ist aus den Herren Dr. Walter Gottsched, Präsident, Wilhelm Erhardt, Vicepräsident, Hermann Buser, stud. phil., Aktuar, Karl Preiswerk, stud. jur., Kassier, und Prediger Kempf, Beisitzer. Die Geschäftsstelle befindet sich im Sekretariat Nadelberg 6, woselbst, wie auch von den einzelnen Herren des Allianzausschusses gerne weitere Auskunft erteilt wird. H. Buser.

3. Evangelische Jugend. „Im Zeitraume der eifrigen, aber dennoch ungenügenden jugendfürsorglichen Heimtätigkeit der christlichen Jugendvereine wird ein Blatt der Menschheitsgeschichte mit herrlicher und einzigartiger Kunde überschrieben. Im Ausgange des letzten Jahrhunderts erhebt sich die Jugend aus allen Ständen und nimmt aus eigener Kraft den Kampf auf gegen alle Feinde, die die Jugend in ihrer Entwicklung an Körper und Geist zu gesunden, freien und tüchtigen Menschen hindern und fortwährend bedrohen. Nicht sich von andern, selbst untätig, durch allerlei Behaglichkeit in schönen Heimen, für einige Stunden in der Woche schützen lassen, sondern selber sich schützen durch eigene Arbeit, durch eigene eiserne, unermüdliche Wehr gegen die Gefahren, Versuchungen und faulen Zustände in der menschlichen Gesellschaft durch begeisterte Hingabe an große, unverwelkliche Ideale, das bleibt das Geheimnis jener herrlichen geschichtlichen Tatsache, daß die Jugend, ohne jede Bevormundung durch die bankerotte ältere Generation, durch eigene Tatkraft in verblüffend kurzer Zeit große nationale und internationale Organisationen geschaffen hat. Das ist die Geburtsstunde der Jugendbewegung, die ihre Wogen immer noch ansteigend über alle Völker hinwirft und die Jugend aller Nationen, aller Stände und Religionen aus der dumpfen Ergebung und Gleichgültigkeit herausreißt zur Teilnahme und Vorbereitung an allen geistigen, politischen und sozialen Aufgaben der Menschheit. Denn immer ist es die Jugend, die der lebendige, vorwärtsschaffende Gott in der Geschichte zur Trägerin des Fortschrittes berufen hat, um die Menschheit dem Endziele der Welt, dem ewigen Gottesreiche,

zuzuführen, vor hundert Jahren war es die studentische, heute ist es die allgemeine Jugend ohne Klassen- und Bildungsunterschiede. Groß an der Vergangenheit der Jünglingsvereine bleibt die ernste körperlich-geistige Jugendpflege, aber weil diese Pflege nicht von der Jugend selber geleistet wurde, ergänzt, wo es immer nötig bleibt, durch die freundschaftliche Beratung der Erfahrungen der älteren Generation, dadurch wurde die Jugend zu sehr zum bloßen Empfangen und zur Passivität verurteilt, diese Passivität aber bildet das schleichende, tötende Gift aller Jugendvereinigungen, die jugendvertreibende Seuche besonders auch in den christlichen Jünglingsvereinen. Die Jugend will nicht nur, oder überhaupt nicht „Erbauung", sie bleibt unbefriedigt bei bloßer sogenannter christlicher Geselligkeit, Vorträgen und Körperpflege, die leben- und tatengeladene, vorwärtsdrängende Jugend dürstet vielmehr nach großen Idealen, nach starken Führerpersönlichkeiten, die das Ideal lebendig verkörpern, sie hungert nach großen praktischen Aufgaben, nach fruchtbarer Arbeit und Mannheit und Fortschritt bringenden Kämpfen. Darum bildet den besten Jugendschutz der Jugendkampf, die beste Jugendpflege die Jugendbewegung, den Zustand, wo die Jugend von innen heraus selber stößt und bewegt und nicht der, wo sie von außen fein oder unfein gestoßen und bewegt werden muß. Große Jugendorganisationen, mächtige Jugendbewegungen mit einer bezaubernden Agitationskraft und fast beispiellosem Werbeeifer umtoben wie Frühlingsstürme die kleinen, in Wirklichkeit unzusammenhängenden, lebensschwachen Häuflein jugendlicher, ganzer oder halber evangelischer Bekenner Christi, dazu in einem Augenblick der Geschichte, wo die Arbeit, die Denk- und Gesinnungsart von Jahrhunderten durch das Schwert des entlarvenden Krieges zerschlagen werden, wo auf allen Gebieten die weitgehendsten Umwälzungen, die größte Revolution der bisherigen Menschheitsgeschichte vollzogen wird, wo die ältere materialistisch-mammonistische Generation entlarvt und bankerott, mit der ganzen Blöße ihrer Verirrungen und Torheiten gerichtet vor der Jugend dastehen muß und durch ihre Unzulänglichkeit der heranwachsenden Generation das Vertrauen geraubt und allgemeine, alles auflösende Verwirrung in die Welt der Jugend getragen hat. Das ist, liebe Freunde, unsere große Not der Gegenwart: Das Erstarren in einer lebensunfähigen Vereinstradition, der Bankerott der voraufgegangenen und der jetzt herrschenden Christus entfremdeten Generation, die allgemeine Auflösung aller übermenschlichen, ewigen Gesetze und Ideale, die Frivolität des oberflächlichen materialistischen Dahinlebens, der völlig ungenügende gesetzliche und öffentlich-moralische Schutz gegen die körperlich und geistige Ausbeutung von Seiten gewissenloser und materialistisch denkender Gewerbe- und Handelstreibender, endlich, und vielleicht das Schlimmste, das Zuschauenmüssen, wie andere Jugendorganisationen, und was noch viel schlimmer ist, wie da die althergebrachten Bier-, Bummel- und Philistervereine und die einseitigen, verrohenden Sportklubs Eroberung um Eroberung in dem Jugendlande machen und die Jugendlichen von unsern ewigen Idealen, von Christus und dem Gottesreiche, wegführen, der Verdummung, der Verhetzung und vergänglichen Lebenszielen entgegen. Wollen wir, evangelische Jugendfreunde, vor dieser Jugendnot kapitulieren oder den stahlfesten Kampf aufnehmen? Kapitulieren hieße unsere nach Leben und Tat dürstende Jugend feige und selbstmörderisch wegwerfen, darum wollen wir den Kampf aufnehmen, weil wir Jugendliche nach Mannheit ringen und alle kampfscheue Schlappheit tief verachten, wir können es, weil wir mit dem großen evangelischen Kämpen Luther unsern Gegnern mit dem siegesgewissen Ruf entgegenziehen dürften: Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen. Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen, wir müssen es, weil nur unser Ideal, Christus, die Sehnsucht der Jugend nach einem unvergänglichen Leben in Kraft, Schönheit, Reinheit und Größe zu stillen vermag, weil er der alleinige Führer zur ewigen Jugend bleibt, wir müssen den Kampf aufnehmen, weil nur das Gottesreich allen Kriegen, politischen und sozialen Ungerechtigkeiten ein endgültiges Ende bereiten kann, weil nur die Gottesherrschaft aller Fehd und jedem Erdenjammer, der aus menschlicher Lieblosigkeit und Sündenknechtschaft herausgeboren wird, das Ende sprechen und dauernden Frieden, Freude und selbstlose Brudergesinnung auf die Erde wird herabsenken lassen, wir müssen es, weil allein Christus den ewigen Menschheitsfrühling heraufzuführen vermag. Noch

nie gehörte Donner und die satanischen Greuel des ungezügelten Tieres menschlicher Leidenschaften wecken jetzt die Völker aus dem materialistischen Taumel auf, und dieser Ruf des lebendigen Gottes bildet zugleich den über alle Lande hinbrausenden, weckenden Morgenruf des heiligen Weltenherrns an die evangelische Jugend, daß sie sich besinne auf ihre weltgeschichtliche Mission an der Weltjugendgemeinde, ohne Unterschied der Konfession, der Nation und des Standes.

Die Gerichtstrompete, die jetzt über den Völkern geblasen wird, ruft uns, nach Welterlösung uns ausstreckende Junge, zur Sammlung um den König der Wahrheit. Droben im hochgelegenen Bauerndorfe Brütten wird Heerschau, Arbeits- und Kampfesrat gehalten. In dieser so großen Weltenstunde rufen wir mit der ganzen Glut unseres Herzen jeden Jugendlichen vom 15. bis 20. Altersjahre, der ein Streiter im Lichtheere des weltbefreienden Christus sein will, auf, hinauf zur Landsgemeinde der evangelischen Jugend zu ziehen und mit den anderen Jugendfreunden aus allen Landesgauen Aug in Aug, in vollster Redefreiheit, feststehend auf dem galliläischen Granitboden, der jetzigen Jugendnot in die Augen zu schauen, die jugendliche seelische Qual vor Freunden auszuschütten, in gemeinsamem Erlebnis sich zu verbinden zu einer lebensstarken Einheit des Geistes, der Arbeit und des Kampfes, sich zu organisieren, uns vom vorwärtsschaffenden Gotte im Pfingststurme hinreißen zu lassen zu einer Jugendbewegung, die den bestehenden evangelischen Jugendvereinen fehlt und sie dadurch zum Stillstand gebracht hat. Jeder Stillstand aber bildet nach einem Naturgesetze den Rückschritt. Gott aber bleibt stets auf dem Vormarsche. An der Spitze dieses Vormarsches muß die Jugend marschieren und vor allem *die* Jugendschar, die der Welt das Höchste bringt, die das Christusbanner voranträgt, die evangelische Jugend. Darum evangelische Jugendfreunde, frisch auf, frisch auf, macht unsere Laufbahn breit, zum Ziel, nach dem euch dürstet, wohlan, brecht auf zur Zeit. Auf nach Brütten. Dort wollen wir im mächtig lodernden Pfingstfeuer, mit dem Hammer der Wahrheit, auf dem Amboß der Jugendnot die wuchtigen Geisteswaffen schmieden, mit denen wir uns emporfechten wollen in heißem Kampf und Streit durch Nacht zum Licht empor, Waffen der Wahrheit und des Lichtes, mit denen die evangelische Jugend hindurchbrechen wird zu einer schöneren Zukunft, zur Freiheit und zum ewigen Frühling der Jugend.

Mit evangelischem Jugendgruß!

Roland Schweingruber, V. D. M. Emanuel Hafner, Bautechniker.
Gustav Schwarz, Dr. phil.

4. Programm der Jung-Reformierten.[1]) In der Kraft unseres Gottes, vereint mit Christus, als Glieder seiner Kirche, setzen wir uns zum Ziel:

1. Förderung der Gemeinschaft unter den Gliedern der Landeskirche durch Sammlung der Glieder der Landeskirche zur gemeinsamen Besprechung kirchlicher Aufgaben; durch Heranziehung der Laien zur Gemeindetätigkeit.

2. Weckung des christlichen Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber der Oeffentlichkeit, durch rücksichtslose Bekämpfung der Volksschäden, durch Mitarbeit an der Gesetzgebung, soweit sie das sittliche und religiöse Leben des Volkes betrifft.

3. Aufbau und Umgestaltung der Lebensverhältnisse im Sinne wahrhaftiger Bruderliebe.

Als Wege zum Ziel schlagen wir vor:

1. Schaffung einer Zentralstelle zur Arbeitsverteilung auf dem Gebiet der Gemeindetätigkeit (in beständiger Fühlung mit den kirchlichen Organen und freien Organisationen).

2. Beeinflussung der Oeffentlichkeit durch die Presse und Vorträge.

Allgemeines: Die jung-reformierte Vereinigung läßt ihren Mitgliedern volle Freiheit an der Teilnahme irgend einer politischen Partei.

[1]) Es handelt sich um eine noch nicht vollzogene, sondern erst geplante Gründung. Die Red.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — *Manuskripte* und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — *Druck und Expedition* von **R. G. Zbinden** in Basel.



Pfingsten.

Unsre armen, heißzerquälten
Unruhherzen sind wie Länder
ohne tiefe, klare Quellen,
ohne starker Ströme Meerfahrt, —
Dunkelländer ohne Hellen.

Sieh, wir sind voll banger Dürre!
Gottesstrom, dein helles Fließen
rauscht von fern durch unsre Nächte.
Vater, tausend Herzen flehen
daß dein Strom Erlösung brächte.

Daß er rausche, daß er fließe,
tote Lande überschütte,
glüht das pfingstliche Erwarten.
Gottesgeist, Erfüllung spende!
Schaff aus Wüste uns zum Garten.

Julie Weidenmann.

Pfingstgedanken.

Pfingsten, heiliger Geist, Geisteskraft! Ist nicht jedes Wort und jeder Gedanke, der damit zusammenhängt, ein Vorwurf für uns Christen von heutzutage? Klingt es nicht wie lauter Hohn auf unsere Zeit? Die Christenheit von heute bietet das direkt entgegengesetzte Bild der Jüngergemeinde von Jerusalem: dort frohe Erwartung der kommenden Dinge, heute niederdrückende aussichtslose Rat- und Ziellosigkeit, dort völkerumspannende Einigung und Gemeinschaft

in allen Dingen, selbst im Essen und Trinken, heute abgrundtiefe Klüfte, tötliche Feindschaft, kein Verstehen und kein Vergeben; dort heilige, mitreißende Begeisterung, heute im besten Fall eine lähmende Beschämung. Dort wurde alles hineingezogen und hineingestellt in eine sündentilgende, alle Uebel überwindende Bruderschaft des Reiches Gottes; heute wird alles Gute, was uns noch geblieben ist an frommem Sinn, Kraft der Ueberzeugung, Treue und Fleiß in der Arbeit, an Gewissenhaftigkeit und Erfindungsgeist, an Zartgefühl und Gesundheit selbst bei Frauen und Kindern, kurz, alle positiven Werte des Menschentums — alles wird hineingezogen in die menschenmordende, zersetzende Herrschaft des Krieges. Was früher gut hieß, gilt jetzt als schlecht, und was schlecht war, gilt als gut. Unter dem unausgesetzten Druck der Tatsachen läßt man sich zu solcher Umstellung aller Begriffe verleiten, oft, ohne es zu merken. In Tat und Wahrheit ist an Stelle der Geistesmacht die Herrschaft der Materie getreten. Man zählt und rechnet nur noch, ohne nach sittlichen Maßstäben zu fragen, zu urteilen oder gar zu handeln. Ausschlaggebend ist nur noch Größe des Kalibers nnd Tragweite der Geschütze, Zahl der versenkten Tonnage und der eroberten Quadratkilometer, der Kurs und die Höhe der Kriegsanleihen, und bei diesen Zahlen auch die Zahl der Menschen in den verschiedenen Stadien vom Rekruten bis zum Invaliden und Gefallenen. Rücksichtslos wirft jede der beiden Parteien in ihre Wagschale, was sie an materiellen Kräften aufzubieten vermag, um das Zünglein der Wage zu ihren Gunsten zur Neigung zu bringen und in eben demselben Maß werden ausgeschaltet alle Regungen menschlichen Empfindens, sittlichen Denkens und göttlichen Geistes. Das ist unser Pfingsten! —

Wir wollen uns nun aber nicht dazu verleiten lassen, aus der Not eine Tugend zu machen, in dem wir die Herrschaft der Materie sanktionieren und auf Grund der gegenwärtigen Sachlage ein Dogma von der Autokratie des Stoffes konstruieren. Wir bleiben bei der Superiorität des Geistes:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.“

Soweit die Materie den Menschenhänden anheim gestellt ist, muß der Sinn des Menschen ordnend nnd gestaltend eingreifen, sonst verliert im rohen Spiel der Kräfte das Leben seinen Sinn, wie das jetzt beim schrankenlosen Ausspielen materieller Kräfte als notwendige Folge einzutreten im Begriff ist. Die ethischen Grundsätze und Ideale ausschalten und die nackte Gewalt entscheiden lassen, bedeutet neben dem Blutbad einen geistigen Selbstmord. Diesen zu vollziehen, ist die Menschheit nicht im Stande. Auch trotz der schwersten Niederlagen des Geisteslebens hat sich das sittliche Bewußtsein immer wieder Bahn gebrochen. Als das religiös empfindende Volk Israel eine Beute assyrischer und babylonischer Gewaltherrschaft geworden und

ganz entwurzelt und wehrlos der Gewalt der Feinde preisgegeben war, da regte sich selbst im Exil der Glaube, daß die Heiden und ihre Machthaber nur wie ein Tropfen am Eimer seien und daß Gott das Recht unter die Völker bringen werde, und die fernen Inseln werden auf sein Gesetz warten. In dem armen Häuflein Israel, dem beraubten und ausgeplünderten Volk wachten die kühnsten Hoffnungen auf, die je Menschenmund auszusprechen im Stande ist; und sie fingen an in Erfüllung zu gehen zu einer Zeit, da die Macht römischer Zäsaren über die halbe Welt triumphierte und in Jerusalem Scheusale schlimmster Sorte thronten. In grauenhaften Orgien der Menschenschlächterei tobte die Gewalt aus, aber schließlich behauptete sich die Geistesmacht des Galiläers; diese ist es, die im Chaos immer wieder siegreich durchbricht.

Das Christusideal läßt sich auch in der dunkeln Gegenwart nicht auslöschen. In vielen bis zur Verzweiflung kämpfenden armen Menschen steckt das Bewußtsein, daß das Gegenteil dessen, das wir tun, ihre Bestimmung ist; sie empfinden das ihnen auferlegte Los des Krieges als eine Unnatur, als die totale Verdrehung alles Menschentums. Nun, da die Völker einmal die ganze Wucht des Krieges zu kosten bekommen, erkennen sie mit aller Schärfe, daß dies ein Element ist, in dem sie nicht leben können, sondern elend sterben müssen. In dieser Nacht fangen die Sterne wieder an zu leuchten, die den Weg zu höheren Zielen weisen. Der Geist Gottes schwebt über den Wassern der Trübsal und die Menschen werden sich sehnsuchtsvoll ausstrecken nach einer Erlösung von aller Gewalt. Der Geist wird wieder zu seinem Recht kommen, als heiliger gereifter Wille zum Frieden und zum Recht.

Wann und wie? Das sind Fragen, auf die kein Mensch eine richtige Antwort zu geben vermag. Es kann mit einem Mal auf die brandende Flut die befreiende Ebbe folgen; es können auch noch neue Sturmfluten kommen und manches, was uns lieb ist, zerstören. Die Hauptsache ist, daß sie unsere Hoffnungen nicht hinwegfegen. Und wäre die Zukunft auch noch so dunkel und stünde sie vor uns wie eine unüberwindliche feindliche Front, wir müssen sie durchstoßen, im Bewußtsein, nicht nur für eine heilige, sondern für die heiligste Sache zu kämpfen. Da gibt es kein wehmütiges Rückwärtsschauen und kein zaghaftes Stillestehen, sondern nur ein mutiges Vorwärtsschreiten an den schwärzesten Abgründen vorbei. Je schwärzer die Schatten, desto heller muß das Licht sein, das jenseits strahlt. „Siehe, der Herr kommt gewaltig, sein Arm wird herrschen.“

„Nicht durch Heer oder Macht, sondern durch meinen Geist soll es geschehen, spricht der Herr.“ L. Stückelberger.

Aufgaben der Kirche und Mitarbeit der Frau.

Vor kurzem war ich in einer Versammlung, wo auch von kirchlichen Dingen gesprochen wurde. Da fiel ein Wort, das mir zu denken gab. Ein Redner sagte, er habe einen Vortrag über die Zukunftsaufgaben der Kirche gehört und habe sich gefreut, zu vernehmen, daß zwischen den Aufgaben der Kirche in Vergangenheit und Zukunft kein Unterschied bestehe. Warum ließ mich das Wort nicht los? Nun einfach weil es, vielleicht ohne daß es der Redner beabsichtigte, ein Erlebnis verriet, das meinem eigenen innern Leben nicht fremd war, das bei mir nur ein anderes Ergebnis gezeitigt hatte. Dreierlei konnte ich aus dem Ausspruch des Redners herauslesen: dem Manne müssen unter dem Druck der gegenwärtigen Zeit Zweifel aufgestiegen sein darüber, ob die Kirche ihre Aufgabe erfülle. Etwas wie eine Ahnung von neuen, großen Aufgaben, die ihr bevorstehen möchten, muß sich in ihm geregt und ihn — wie es das Neue und Unsichere zu tun pflegt — mit Angst erfüllt haben. Da hört er einen Vortrag, der zu seiner Freude seine Zweifel zerstreut, ihm das Neue, Gefürchtete als Trugbild hinstellt und ihm seine Ruhe zurückgibt. Zweifel, Angst, Beruhigung. — Die Lösung des Konflikts ließe sich allerdings noch anders denken: Die Zweifel sind nicht zum Schweigen zu bringen; die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß etwas Neues werden muß; die Angst, die sich diesem Neuen, Ungewissen gegenüber regt, findet keine Beruhigung außer in dem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Macht und in der Hingabe an seinen Willen, auch da, wo sein Ratschluß uns umdenken heißt, wo es äußere und innere Bequemlichkeit zu überwinden gibt. Das ist der Weg, auf den ich geführt worden bin, und aus diesem Erlebnis heraus ist das Folgende zu verstehen.

Groß ist heute die Zahl derjenigen, die daran zweifeln, ob die Kirche ihre Aufgaben richtig erfasse und erfülle. Es wäre ein Irrtum, wollte man meinen, daß diese Zweifler nur eine Erscheinung der Gegenwart seien. Schon vor dem Krieg gab es viele ernstgesinnte Menschen, die sich in unserer Kirche nicht mehr zurechtfinden konnten, die in ihr ein der Erstarrung anheimgefallenes Gebilde sahen und die sich nach einem neuen gewaltigen Wehen des Geistes Gottes durch ihre Räume sehnten. Ja, manche gingen noch weiter: sie hielten diese Räume für so morsch, daß ein neues Wehen ihren Umsturz zur Folge haben müßte, und sie ersehnten diesen Umsturz, weil sie hofften, daß auf den Trümmern etwas Neues, Besseres entstehen könnte.

Und als das große Wetter über uns hereinbrach, da hat es den Zweiflern neue Scharen zugeführt. Vom Bankrott des offiziellen Christentums, d. h. der Kirche, konnte man unendlich

viel hören und lesen. Wenn das Wort aus dem Munde mancher auch wie eine unerträgliche Phrase klang, so drückte es doch bei einer großen Zahl von Christen eine schmerzliche Erkenntnis aus. Diese Erkenntnis ist wohl vielen von uns in den Tagen des Reformationsjubiläums noch stärker zum Bewußtsein gekommen. In einer Zeit, wo alle Höllengeister los zu sein schienen, da sollte man feiernd zurückblicken auf eine Zeit, wo der Geist Gottes so kräftig und sichtbar in unsern Ländern ein großes Werk vollbracht hatte; da sollte man sich als Erben jener Zeit fühlen. Manche evangelische Christen haben nicht mitjubeln können, sondern haben in Sack und Asche und großer innerer Not die Tage durchlebt, die der freudigen Erinnerung hätten sollen geweiht sein. Freilich haben schließlich doch gerade diese Tage ihrer Hoffnung wieder Nahrung geben. Die Beschäftigung mit den Ereignissen des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts drängte ja geradezu zu einem Vergleich mit unserer Zeit. „Wie Gott damals, als die Zeit erfüllet war, seine Knechte ausrüstete und durch sie seine Kirche erneute, so wird er sicher auch für unsere Not die rechte Hilfe haben,“ so trösteten sich die Hoffenden.

Wie diese Hilfe sein wird, wissen wir nicht. Ueberhaupt können wir bei der ganzen Sache so wenig tun, daß uns das Bewußtsein unserer Ohnmacht oft mutlos machen will. Etwas, das wir aber tun können und sollen, ist, daß wir den Ursachen nachspüren, die zum Zusammenbruch unseres offiziellen Christentums geführt haben und die Schäden aufzudecken suchen, die zu überwinden sind. Je mehr wir Christen diese Schäden empfinden, je mehr sie uns auf der Seele brennen, desto eher ist die Möglichkeit vorhanden, daß unsere Kirche sich von innen heraus erneuere. Weil mir diese Möglichkeit vorschwebt, konnte ich mich nicht zu denen gesellen, die sich abseits stellen und mit der Kirche nichts mehr zu tun haben wollen. Bis wir etwas Besseres haben, müssen wir über dem uns Gegebenen treu sein, dürfen wir unser Pfund, so kümmerlich es uns auch scheinen mag, nicht einfach vergraben. — Wenn wir aber auch Wünsche nach einer Erneuerung unserer Kirche und unsere Hoffnung darauf aussprechen, so wollen wir uns dabei demütig bewußt sein, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind. Vielleicht muß er doch zertrümmern, bevor er ein Neues schaffen kann. Darum darf es nicht unsere oberste Sorge sein, daß Gott unsere Wünsche erfülle, sondern daß er uns bereit mache, seinen Weg zu gehen.

Schäden aufzudecken, ihre Ueberwindung zu suchen, das scheint mir jetzt unsere doppelte Pflicht zu sein. Eine doppelte Pflicht ist es, und doch eine einheitliche; denn der eine Teil ist ohne den andern sinnlos. Wer nur Schäden aufdeckt, ohne ihre Ueberwindung zu suchen, gerät in unfruchtbare Anklagen; wer nach Besserem sucht, ohne das Gegebene zu kennen, baut in die Luft.

Wenn nun soviele gerade den Aufgaben der Kirche nachsinnen, so ist das wohl ein Beweis dafür, daß da etwas nicht stimmt. Wir werden deshalb gut tun, uns über die Aufgaben der Kirche auszusprechen. Da sind Sie vielleicht nach dem bisher Gesagten erstaunt, mich bekennen zu hören, daß auch ich den Inhalt unserer kirchlichen Aufgaben nicht für revisionsbedürftig halte. Da sich unsere Kirche nach Jesus Christus nennt, hat nur er das Recht, ihre Aufgaben zu bestimmen. Er hat es auch getan mit den Worten, die er an seine Jüngergemeinde richtete. „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur", so lautet sein Befehl an einer Stelle. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe," so lesen wir anderswo. Solange es eine christliche Kirche gibt, werden ihre Hauptaufgaben darin bestehen, daß sie die Botschaft verkündigt von der Gnade Gottes, deren er uns in Jesus Christus versichert hat, und daß sie lehrt, was Christus geboten hat, daß sie also seinem Geiste die Bahn bereitet. Wenn sich nun aber keine neuen Aufgaben ergeben, warum dann viel Worte machen über ein Neues, das da werden soll?

Für mich besteht das Unbefriedigende des gegenwärtigen Zustandes nicht darin, daß es der Kirche an zeitgemäßen Aufgaben mangelt, wohl aber darin, daß sie die ihr gestellten Aufgaben vielfach nicht erkennt. Denn wenn die Aufgaben auch dieselben bleiben, so nehmen sie je nach Zeiten und Verhältnissen ein neues Gesicht an, und es ist durchaus nicht leicht, zu erkennen, welches Verhalten ihre Aufgaben unter diesen oder jenen Umständen der Kirche zur Pflicht machen. Mir scheint nun, für die Kirche hätten ihre Aufgaben immer noch das Aussehen, das sie für die Reformatoren unter dem Eindruck der damaligen Zeit hatten; es ist mir, die Kirche habe ihre Arbeit nicht den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt. Damals galt es vor allem, die Menschen, von denen viele nur an das Halten dieser oder jener kirchlichen Gebote und an das Vollbringen dieses oder jenes verdienstlichen Werkes dachten, von dem Irrtum der Werkheiligkeit und der Angst, die ihm zu Grunde liegt, durch die Predigt von Gottes Gnade zu befreien. Heute scheint mir ein Anderes im Vordergrund stehen zu müssen. Es wird in unsern Tagen so oft geklagt, daß die Leute die frohe Botschaft von Gottes Gnade gar nicht mehr zu hören wünschen, daß das Wort Gnade für sie einen unangenehmen Klang habe, daß sie alles aus eigener Kraft tun wollten. Wenn dem so ist, liegt die Schuld nicht teilweise an der Kirche? Ist es nicht ein Zeichen dafür, daß die zweite Hälfte ihrer Aufgabe zu sehr im Hintergrund steht? Wenn die Kirche das, was Christus zu tun gebietet, wirklich lehrt, so kann es gar nicht anders sein, als daß in ihren Gliedern ein lebhaftes Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit entstehen und damit das Verlangen nach Gottes Gnade erwachen muß. Aber gerade an diesem Teil ihrer Aufgabe — so will mir

scheinen — hat es die Kirche fehlen lassen. Man wird fragen: „Kann man nicht immer und immer wieder in unseren Gottesdiensten Worte hören, wie: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon? Bilden nicht die Gebote Jesu sehr oft die Texte unserer Predigten?“ Gewiß, und dennoch scheint mir die Anklage nicht widerlegt zu sein; denn von der Wirkung dieser Predigt tritt uns in unserem Gesamtleben so wenig entgegen. Woher mag das kommen?

Was uns an unserer Lehre doch immer wieder auffällt, ist, daß sie sich meist in allgemeinen Sätzen, die hin und wieder durch konstruierte Beispiele erläutert werden, an die Zuhörerschaft wendet. Wer mit Kindern umgeht, weiß, daß man ihnen mit allgemeinen Ermahnungen gar keinen Eindruck macht, daß nur das haften bleibt, was an einen konkreten, von ihnen erlebten oder beobachteten Fall anknüpft. — In dieser Hinsicht bleiben die meisten Menschen Kinder ihr Leben lang, und darum lassen die allgemeinen Gebote sie so kühl. Wie oft werden die Zuhöhrer ermahnt, ihr Herz nicht an das Geld zu hängen! Wer aber spricht von den Fällen, wo dieser Mammonsdienst für alle sichtbar zu Tage tritt? Wer findet das richtige Wort über wahnsinnige Tantièmen, über sündhafte Dividenden, über das Unrecht der Geschäftsgewinne, die die Lebensbedürfnisse des Geschäftsmannes weit übersteigen? — Ich hörte einmal eine Predigt, wo nebenbei auch vom Hamstern die Rede war. Der Pfarrer gab den Zuhörern zu verstehen, ein Hamstern, das sich in anständigen Grenzen halte, sei wohl erlaubt, wenn der Gedanke dabei im Vordergrund stehe, daß man gerne etwas Rechtes abzuliefern habe, wenn es einmal ans Mitteilen gehe. Ich frage Sie: Wer hamstert aus diesem Beweggrund? Werden die Leute durch solche Reden nicht eingeschläfert, ja direkt zum Heucheln ermuntert? Sollte man den Hausfrauen nicht viel eher ins Gewissen schreiben, daß, wer sich ein Stück Butter oder einen Laib Brot auf unrechtmäßige Art verschafft oder sich Vorräte über den gewöhnlichen Bedarf hinaus anlegt, gegen das Gebot der Nächstenliebe sündigt? — Oder wie oft wird in Predigten über die sittliche Verderbins unserer Zeit geklagt! Wer weist aber darauf hin, wie sehr das Wohnungselend dieser Verderbnis Vorschub leistet und weckt das Gewissen derer, die in ihrem Hause ein halbes Dutzend und noch mehr unbenützte oder entbehrliche Räume haben?

Ich will die Beispiele nicht vermehren. Sie zeigen wohl zur Genüge, was ich mit den Ermahnungen allgemeinen Inhaltes meine. Woher diese Gewohnheit? Nun daher einmal, daß man möglichst wenig Anstoß erregen, niemandem zu nahe treten möchte. Jüngst erzählte mir ein Pfarrer aus seiner ersten Wirksamkeit und sagte dabei, er habe als junger Pfarrer in manches Wespennest gestochen. Er fügte bei, daß er es durchaus nicht bedaure;

aber im Unterton klang es doch: „Heute würde ich es nicht mehr tun.“ Man will sich keine Feinde machen; sie könnten vielleicht der Kirche ihre finanzielle Hilfe versagen und sie dadurch in ihrer Existenz gefährden; vielleicht fürchtet man gar, sie könnten einem persönlich schaden auf diese oder jene Weise.

Allerdings ist es vielfach nicht Menschenfurcht und Bequemlichkeit oder ängstliche Besorgnis um die Kirche, wenn man möglichst den Konflikten aus dem Weg geht. Die Sache hat noch einen andern Grund. Ob bewußt oder unbewußt, die Kirche bekennt sich im Großen und Ganzen zu dem Grundsatz, daß die Lehre Jesu Gültigkeit habe für unser persönliches, wohl auch noch für unser Familienleben, daß sie aber nie und nimmer auf unser wirtschaftliches, gesellschaftliches und politisches Leben könne angewendet werden. „Dort gelten andere Normen,“ so sagt man uns, „denen wir uns — soweit sich unser persönliches Leben auf jenen Gebieten abspielt — zu unterwerfen haben.“ Je mehr nun unser persönliches Leben tatsächlich jenen Gebieten angehört, desto beschränkter ist darin die Sphäre, wo Jesu Gebote gelten. Wir bringen es zu einer hochentwickelten Kunst, schmerzlos Kompromisse zu schließen, und die Kirche leistet dem Vorschub; denn sie steht nicht dafür ein, daß die gesamte Erde Gottes werden müsse.

Diese Unterlassungssünde scheint mir das schlimmste Uebel in unserer Kirche. Das unbedingte Einstehen für die Forderungen Jesu, das Bekenntnis in Wort und Tat dazu, daß Christi Geist unser *gesamtes* Dasein durchdringen müsse, scheint mir die Hauptaufgabe der Kirche in gegenwärtiger Zeit. Damit kann sie meines Erachtens dem Befehl Jesu gehorchen, der sagt: Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe.

Mit welch' erschreckender Deutlichkeit hat diese Zeit uns doch gezeigt, wohin das nach seinen eigenen, auf Selbstsucht beruhenden Normen orientierte Wirtschafts- und Politikleben führt. Wenn wir Christen uns damit entschuldigen, daß wir die Dinge zu wenig durchschaut hätten, so gilt die Entschuldigung von heute an nicht mehr. Gott hat uns die Augen geöffnet. Darum mußten wir doch wohl diese Zeit erleben, um sehend zu werden und uns zu geloben, alle Kraft einzusetzen, daß etwas Neues werde. Allerdings stellt sich auch da gleich wieder unsere Angst vor dem Neuen ein. Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen. Größere als wir haben sie empfunden. Wenn Moses seine Berufung ablehnen will, indem er zu Gott spricht: „Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge,“ was bedeuten diese Worte anders als Furcht vor dem Neuen, Angst vor Konflikten? Aber wir müssen uns klar sein, daß unsere Angst ihren Grund im Mangel an Gottvertrauen, letzten Endes aber vielfach in unserer Selbstsucht hat.

Wir betrachten das Neue nur unter dem Gesichtspunkt dessen, was es für uns persönlich bedeutet. Wenn sich neue Normen Bahn brächen, könnten wir vielleicht auf einen Teil unseres Besitzes, unter Umständen auf den ganzen, auf eine Reihe von Annehmlichkeiten und auf eine uns bequeme Ungebundenheit verzichten müssen. Wir rufen: „Das widerfahre uns nur nicht!" Wir wollen nichts vom Umlernen, nichts von neuen Grundsätzen wissen, weil ihre Konsequenzen uns persönlich unangenehm sein könnten. Und doch, was wäre nötiger, als daß gerade diejenigen, die sich zu Christus bekennen, jetzt nicht versagten. Die Gefahr ist sehr groß, daß das auf Selbstsucht der einen Klasse gegründete System mit einem auf die Selbstsucht einer andern Klasse gegründeten abwechsle, und daß das neue Uebel um nichts kleiner werde als das alte. Da kann Gott nur helfen, wenn wir Menschen uns ihm zur Verfügung stellen. In dieser Notlage sollte die Kirche allen voran die Menschen zubereiten, daß sie Gottes Stimme hören und ihr Gehorsam leisten. Die Weltkrisis ist auch die Krisis der Kirche geworden. Darauf, ob sie sich Gott zur Verfügung stelle, wird es wohl schließlich ankommen, wenn sich entscheiden soll, ob ihre letzte Stunde gekommen ist oder nicht.

Wie wenig hat sie sich doch im Anfang dieser Krisis bewährt! Da mußten wir es erleben, daß sie den Krieg rechtfertigte, wenn nicht gar verherrlichte, Fahnen weihte, die Feinde schmähte und das eigene Volk als dasjenige pries, das der Menschheit das Heil zu bringen berufen sei. Haben wir nicht in unserem Lande auch Beschämendes erlebt? Ich will nur an etwas erinnern, an die Stellung unserer Kirche zu den Dienstverweigern. Ich sage absichtlich nicht: zu der Dienstverweigerung. Durch manche Gespräche bin ich zur Einsicht gekommen, daß man auch als Christ in gutem Treuen über die Dienstverweigerung verschiedener Ansicht sein kann. Daher liegt es mir fern, von der Kirche als Ganzem zu verlangen, sie hätte für die Dienstverweigerung einstehen sollen. Aber abgesehen von der Veranlassung, die zum Martyrium der Dienstverweigerer führte, hätte die Kirche doch ihre Freude darüber hinausjubeln sollen, daß wir Menschen unter uns haben, die ihrem Gewissen äußere Freiheit, Ruf, Karriere, ja sogar die Familie opfern können. Das hat sie nicht getan, sondern sie hat vielfach in den Chorus derjenigen eingestimmt, die da schmähten, und hat viel weniger Verständnis für die Gewissenskämpfe jener Männer gezeigt als mancher derjenigen, die für die Kirche nichts übrig zu haben bekannten.

Auch hier ließen sich die Beispiele vermehren, die zeigen, daß die Kirche nicht merkte, wie ihre Schicksalstunde gekommen war. Jetzt allerdings regt sich neues Leben. Auf die Zeit des Versagens folgt eine Zeit, wo gewisse Anzeichen auf ein Erwachen und Sichzusammenraffen kirchlicher Kreise schließen lassen. Ich möchte

nur ein kleines Beispiel erwähnen, das mir dafür bezeichnend scheint. Es ist eine Notiz, die durch unsere Zeitungen ging und die vielleicht wenig Beachtung fand, die mir aber als Sympton Eindruck gemacht hat. Es wurde da berichtet von einer Versammlung der Baselbieter Pfarrer, bei der man sich über die Stiftung „Für das Alter" aussprach. Die Versammlung mißbilligte, daß man neuerdings in ungenügender Weise und als Almosen einigen alten Leuten wolle die Hilfe zuteil werden lassen, die man ihnen in Form einer Altersversicherung von Gottes und Rechts wegen schuldig sei. Sie fürchteten wohl, daß dieser unzulängliche Notbehelf auf geraume Zeit hinaus den Gewissen als Ruhekissen dienen werde, und dagegen nahmen sie öffentlich Stellung. Bei dieser Kundgebung darf es natürlich nicht sein Bewenden haben; jetzt muß eine zielbewußte Arbeit zu Gunsten der Altersfürsorge einsetzen. Aber ein erster Schritt ist getan, und der erste ist gemeiniglich der schwerste.

Wenn ich so die Hauptaufgabe der Kirche darin erblicke, daß sie für eine Neuordnung der Dinge nach Christi Sinn einsetzte, so kann man mir leicht vorwerfen, dadurch werde man in ihr Machtgelüste wecken, sie veranlassen, alle Gebiete des Lebens für sich zu beanspruchen. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich rede nicht der mittelalterlichen Machtpolitik der Kirche das Wort. Ich glaube sogar, daß sie noch heute zu viel von dem, was man Macht nennt, besitzt, sich jedenfalls zu sehr davon imponieren läßt. Nicht für sich soll sie irgend etwas beanspruchen, sondern für Gott. Es soll ihr gar nicht darauf ankommen, ob sie dabei genannt werde, ob sie Ruhm und Anerkennung ernte, nur darauf, daß sie helfe, Christi Geist bei uns Geltung zu verschaffen. Ich gehe sogar noch weiter und sage: es soll ihr letzten Endes nicht einmal darauf ankommen, ob sich die Umwälzungen, auf die wir hoffen, in Gottes oder Christi Namen vollziehen, wenn nur überhaupt etwas zum Durchbruch gelangt. Auf die Sache kommt es an, nicht auf Worte.

Nun wird man allerdings weiter einwenden: „Ihr wollt die Kirche zum Schauplatz politischer Kämpfe machen. Wenn wir am Sonntag zur Kirche kommen und gerne Mut für die Woche finden möchten, die vielleicht dunkel und schwer vor uns liegt; wenn unsere Seele Gott nicht zu fühlen vermag und wir seiner doch wieder gewiß werden möchten, so werden wir statt mit der Nahrung, die unsere Seele nötig hat, mit politischen Reden gespiesen werden. Steine für Brot, das ist es, was man uns bieten will; eine traurige Veräußerlichung, das ist, was für die Kirche dabei herauskommt." Es liegt da ohne Zweifel eine Gefahr, der wir ins Auge sehen müssen. Sie könnte uns große Sorge bereiten, wenn es nun so gemeint wäre, als ob jede Erscheinung des wirtschaftlichen und politischen Lebens in der Kirche müßte besprochen werden. Aber

das ist ja gar nicht unsere Ansicht. Es gibt doch so viele Fragen, über die man in ehrlicher Christengesinnung verschiedener Meinung sein kann; aber es gibt auch eine Reihe von Uebelständen, über die es nur ein Urteil geben kann für Menschen, die gegen sich selbst ehrlich sind und wirklich Christen sein wollen. Und gegen solche Uebelstände gilt es mit aller Furchtlosigkeit aufzutreten, da einer Erkenntnis des Uebels und dem Willen zu seiner Beseitigung den Weg zu ebenen. Wenn sich die Kirche solchermaßen darauf beschränkt, das öffentliche Gewissen darzustellen, so wird sie allen etwas zu bieten vermögen und zudem noch reichlich Zeit und Gelegenheit finden, auch auf die Sorgen und Kämpfe des Einzellebens liebevoll einzugehen. Sie umgeht damit auch die Gefahr der Veräußerlichung. Wer schon solche höchst unpopuläre Kämpfe gegen Uebelstände aufgenommen hat, der weiß wohl, wieviel Mut und Kraft sie erfordern, einen Mut und eine Kraft, die man nur in der Gemeinschaft und im Verkehr mit Gott gewinnt.

Wenn ich bisher von der Kirche sprach, so mochte es scheinen, als dächte ich dabei nur an die offiziellen Vertreter der Kirche, also an die Pfarrer. Und in der Tat liegt die Gefahr immer nahe, daß wir Kirche und Geistlichkeit als gleichbedeutend betrachten und uns persönlich für das Tun der Kirche nicht verantwortlich fühlen. Wir lassen die Kirche, d. h. die Geistlichen gewähren, zahlen wohl auch pünktlich unsere Steuern, solange man unsere Kreise nicht stört. Wir verlangen, daß sich die Kirche zu der Zweiteilung der Sphären bekenne, und wenn ihre offiziellen Vertreter einmal über die ihnen gezogenen Grenzen hinausgreifen, so bedeuten wir ihnen, sie möchten das nur fein bleiben lassen. Wir sind schuld daran, wenn ihnen die Lust dazu vergeht, in Wespennester zu stechen. — Auch da, wo einzelne Kirchgenossen zu direkter Mitarbeit in kirchlichen Dingen berufen sind, in der Synode, kann man beobachten, wie sie sich etwa erleichtert fühlen, wenn sie eine heikle und vielleicht unangenehme Aufgabe unter die Dinge einreihen können, die nicht in die Sphäre der Synode fallen. Jetzt, wo die Synodalwahlen vor der Türe stehen, wird häufig darauf aufmerksam gemacht, welch wichtige Aufgabe die neuzuwählende Behörde werde zu lösen haben, und man nennt die Erstellung von Gemeindehäusern, die Schaffung eines Ersatzes für den Religionsunterricht in der Schule. Wer möchte die Wichtigkeit dieser Aufgaben, besonders der letzteren leugnen! Aber täuschen wir uns darüber nicht! Ungleich wichtiger ist es für die Synode, daß sie im kommenden Kampfe, zu dessen Sprecher die Pfarrer als die offiziellen Vertreter der Kirche in erster Linie berufen sind, diesen den für eine große Aufgabe notwendigen Rückhalt bietet. Und das ist schließlich auch unser aller vornehmste Aufgabe. Daß auch davon eine Ahnung bei uns aufdämmert, dafür ist eine Bewegung der Beweis, die sich gegenwärtig bei uns bemerkbar macht. Sie geht nicht von der Kirche

aus. Es spricht zu Ungunsten der Kirche, daß sie solche Bewegungen nicht mehr zu erzeugen vermag. Die Bewegung nennt sich die Jung Christliche Allianz. Ihre Träger sind eine Anzahl von religiösen Jugendorganisationen, die die Ansicht vertreten, die christliche Welt dürfe nicht stillschweigend an den wichtigen Fragen der Gegenwart vorübergehen, sie müsse aus ihrer Abgeschlossenheit heraustreten und energisch an der Umgestaltung der bisherigen Lebensordnung mitarbeiten. Also findet die Kirche sicher ein Echo, wenn sie auch ihren Ruf erschallen läßt. Aber eben, sie muß auf uns rechnen können, auf diejenigen wenigstens, die nicht nur zufolge ihrer Geburt und der trägen Gewohnheit halber auf der Mitgliederliste stehen, sondern die sich aus Ueberzeugung und Bedürfnis zu ihr rechnen. Die sollten einen Kern von Menschen der Tat bilden, die in einem vom Geiste Gottes beeinflußten Aufbau der kommenden Zeit die Hauptaufgabe der Kirche sehen und sich für diesen Aufbau bereit halten. Daß in eine Gemeinschaft, die sich einer solchen Riesenaufgabe bewußt ist, für Richtungsunterschiede kein Platz mehr ist, braucht kaum gesagt zu werden. Damit meine ich durchaus nicht, daß nun plötzlich alle eines Sinnes sein werden. Meinungsunterschiede werden nach wie vor bestehen, nicht nur über dem, das man für wahr hält, sondern auch über den Mitteln, mit denen man seine Aufgaben am besten zu erfüllen glaubt, wohl auch über das Tempo, in dem man vorgehen soll. Wenn aber die große Aufgabe im Vordergrund steht, so wird das Trennende in seinen unbedeutenden Proportionen erscheinen und demgemäß gewertet werden. Ueber den Ansichten wird die Gesinnung stehen, und die wird so wichtig sein, daß man nicht mehr nach Ansichten sich zu organisieren für nötig findet. Wir freuen uns heute schon auf die Luft, die dann herrschen wird; denn daß in unsere Kirche mit ihren Richtungen manche von den bedauerlichen Seiten unseres politischen Parteilebens eingezogen sind, wird wohl niemand leugnen.

Wenn ich mich noch im besondern über die Mitarbeit der Frau bei den Aufgaben der Kirche aussprechen soll, so werden Sie begreifen, daß ich nach dem bisher Gesagten kurz sein kann. Die eine Aufgabe, die für mich so sehr im Vordergrund steht, daß daneben organisatorische Fragen verschwinden, sie stellt die gleichen Anforderungen an Männer und Frauen. Früher, da gab es in der Kirche Aufgaben, zu denen die Frau besonders berufen war, nämlich die gesamte Fürsorge für Arme und Kranke. Von diesen Aufgaben ist unserer Kirche als solcher aber nur noch ein kümmerlicher Rest geblieben; das meiste davon ist nach und nach an den Staat oder an konfessionslose Verbände übergegangen. Wenn die Kirche der Frau auch kein besonderes Wirkungsfeld zu bieten hat, so braucht sie unsere Mitarbeit deshalb nicht weniger. Allerdings ist es für uns nicht leicht, daß wir gerade in einer Zeit der Krisis zum sichtbarlicherem Mittun aufgefordert worden sind.

Schon das Neue unserer Inanspruchnahme macht uns zu schaffen, und nun gar noch der Wandel, der sich in den Dingen vollzieht. Wir sind im Ganzen dem Neuen eher abgeneigt, etwas ängstlich und zögernd. Bange fragen wir uns vielleicht, ob wir zur Mitarbeit im gegenwärtigen Moment, wo so manches im Fluß ist, befähigt sind. Ich glaube, wir brauchen uns nicht über Gebühr zu ängstigen. Wir bringen doch eine Anzahl Gaben mit, die gerade zur Lösung der heutigen Aufgaben nötig sind. Wir können uns verhältnismäßig leicht in die Lage anderer einfühlen, und das kommt uns zu statten, wenn es gilt, für die unter dem gegenwärtigen System Benachteiligten einzutreten. Sobald wir einmal den Bruch mit diesem System als unsere Pflicht erkannt haben, so werden wir auch mit der uns eigenen Zähigkeit helfen, die Arbeit durchzuführen. Und dabei wird uns eine Fähigkeit helfen, die man uns etwa zuschreibt, die Opferwilligkeit. Wenn wir diese Fähigkeit auch meist erst im engen Kreis und einzelnen Menschen gegenüber erprobt haben, so haben doch die letzten Jahre gezeigt, daß Frauen auch für eine Sache und für weitere unpersönliche Kreise Opfer zu bringen imstande sind. Freilich wird es nötig sein, daß wir uns in strenge Zucht nehmen, denn das Kleine, das Enge, das Persönliche liegt uns nach der bisherigen Entwicklung unseres Geschlechtes so viel näher. Wir müssen eine gewisse uns anerzogene Scheu überwinden, gegen innere Bequemlichkeit ankämpfen, bevor wir unsere Blicke über unsern engen Kreis hinausrichten. Heute aber, wenn je, braucht unsere Kirche Leute mit weitem Herzen, die die große Familie unseres Volkes, ja gar die Menschheitsfamilie mit Liebe umfassen; denn ohne Liebe wird die Riesenaufgabe, von der wir sprachen, nicht zu lösen sein. Wenn wir Frauen uns auch in die Reihen der Hilfsbereiten stellen, so haben wir eine starke Stütze an unserm Optimismus, wie man unsern Glauben an den Sieg des Guten zu nennen pflegt. Dieser Glaube ist manchen Männern bei ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben verloren gegangen. Wo er fehlt, da ist man schlaff und resigniert. Wir Frauen müssen uns als neue Truppen fühlen, deren unverbrauchte Glaubenskraft manchem Mutlosen aufhelfen soll. Unsern Glauben müssen wir mitbringen; er ist so nötig wie unsere Liebe und Opferwilligkeit.

Uebrigens haben wir dann doch auch noch eine ganz besondere Aufgabe, die uns zwar nicht von der Kirche gestellt ist, die wir direkt aus Gottes Hand nehmen: Wir sind die Erzieherinnen der Jugend. Ferne sei es mir, zu verlangen, daß wir bei unserer Erziehung die Kirche im Auge haben sollten. In einem Blatt, wo sich ein katholischer Geistlicher mit der Frauenbewegung auseinandersetzt, lese ich, die Frau könne die Gehilfin des Mannes sein, indem sie die Kinder erziehe zur Gottesfurcht, in der Liebe zum katholischen Glauben und zur Kirche, wodurch sie gute katholische Männer heranbilde.

Wir wollen nicht den reformierten, vielleicht gar positiv- oder fortschrittlich-reformierten Menschen erziehen, sondern den Menschen schlechthin, den Menschen, dem bei aller Unvollkommenheit doch Gott und sein Reich das Höchste sind. Wenn das unser Ziel und Bestreben ist, so leisten wir der Kirche den besten Dienst, den sie überhaupt von uns erwarten kann, wenn anders auch ihr Gott und nicht sie selbst das Wichtigste ist.

Verehrte Anwesende! Ich bin am Schluß und habe Sie wahrscheinlich enttäuscht. Sie erwarteten vielleicht ein Programm von mir mit Punkt A, B und C und einer reinlichen Scheidung zwischen Männer- und Frauenaufgaben. Anstatt dessen hören Sie nur von einer großen Aufgabe, an den sich jedermann beteiligen sollte. Wenn diese Aufgabe an sich auch bestimmt formuliert ist, so wurde doch nichts gesagt von Rezepten, nach denen man zu Werk gehen könnte. Abgesehen davon, daß sich solche Rezepte nur aus der Erfahrung ergeben und die Erfahrungen erst zu machen sind, glaube ich auch, daß wir uns noch im Stadium der Vorbereitung befinden, daß es gilt, die Atmosphäre zu schaffen, in der man das Werk anzupacken willens ist. Ist diese Bereitschaft da, so stellen sich die konkreten Arbeitsmöglichkeiten von selbst ein. Allerdings können wir uns diese Bereitschaft nicht geben. Sie setzt voraus, daß Gott selbst uns ergriffen habe. Aber wenn je ein Gebet Erhörung finden muß, so ist es die redliche Bitte: Gott mach mich bereit!

Georgine Gerhard.

Die Ethik des Zinses.

Sie werden Häuser bauen und sie bewohnen; sie werden Weingärten pflanzen und deren Früchte genießen. Sie sollen nicht bauen, daß ein anderer wohne, nicht pflanzen, daß ein anderer esse. Jesaias.

Wer sich in der heutigen christlichen Literatur umsieht, und dabei gewahr wird, in welchem Umfange Fragen sozialer Natur sich mehr und mehr dem christlichen Denken aufdrägen, dem muß es auffallen, daß von einem der wichtigsten sozialen Probleme, das Jahrtausende lang einen Zankapfel der Theologen und Ethiker bildete, dem Zinsproblem, so gut wie gar nicht mehr die Rede ist.

In altteſtamentlichen Zeiten waren es Priester und Leviten, die — allerdings ohne durchgreifenden Erfolg — immer wieder gegen das Zinsnehmen ankämpften. Ihr Kampf ist in spätern, christlichen Jahrhunderten — und zwar mit dem gleichen Mißerfolg — weitergeführt worden von Kirchenvätern, Konzilien und Päpsten. Als letzter Kirchenfürst hat noch vor 100 Jahren der Erzbischof von Bordeaux einen vergeblichen Vorstoß gegen den Zins gewagt.

Daß dieser jahrtausendealte Kampf zu nichts geführt hat, ist eine Tatsache, die wir zunächst einfach registrieren, ohne Kommentar. Daß aber dieser Kampf so lange Zeit nicht zur Ruhe kam, und daß dabei die Gegner des Zinses nicht etwa die ausgewucherten Zinszahler, sondern Theologen und Ethiker waren, daß es sich also nicht um einen materialistischen, sondern um einen idealistischen Kampf handelte, das sollte uns doch zu denken geben. Diese Tatsache beweist offenbar, daß sich im unverdorbenen Rechtsbewußtsein der Menschen etwas sträubt gegen die Anerkennung einer Berechtigung zum Zinsnehmen.

Bei genauerem Zusehen nehmen wir ferner wahr, daß der Kampf gegen das Zinsnehmen um so kräftiger auflebte, je weniger Handel getrieben wurde; daß er dagegen bei fortschreitender Entwicklung von Handel und Gewerbe hoffnungslos abflaute. Man hat daraus fälschlicherweise den Schluß gezogen, die Entwicklung der Zinswirtschaft sei eine unerläßliche Vorbedingung für das Aufblühen von Handel und Gewerbe, es müsse also die auf ethische Bedenken gestützte Verurteilung des Zinsnehmens ein Fehlgriff sein.

Was an dieser Denkweise sachlich unrichtig ist, werden wir später aufzeigen. Niederdrückend aber für unser ethisches Empfinden, wenngleich menschlich begreiflich, ist die Wahrnehmung, daß mit dem Aufblühen der Zinswirtschaft jeweils auch die Kritik ihrer sittlichen Berechtigung mehr und mehr verstummt. Und doch sollte die materielle Zweckmäßigkeit kein Maßstab für die ethische Berechtigung einer Sache sein!

Auch die Sklaverei war unter bestimmten wirtschaftlichen Voraussetzungen materiell zweckmäßig (wenigstens für die Grundeigentümer). Daß sie damals — um ihrer materiellen Zweckmäßigkeit willen — auch ethisch gerechtfertigt wurde, das verurteilen wir heute als eine Verirrung des sittlichen Denkens. Aber mit dem Zinsproblem verfahren wir selbst haargleich, wie die ethischen Verteidiger der Sklaverei[1]): Wir halten (zwar mit Unrecht, aber das tut nichts zur Sache) die Zinswirtschaft für materiell nützlich und flugs versehen wir es auch mit einer ethischen Schmucketiquette.

Zunächst die Hauptfrage: *Ist das Zinsnehmen ein Unrecht?* Wenn wir die Frage nicht vom engbegrenzten persönlichen, sondern vom weiten sozialen Standpunkt aus betrachten, so sehen wir, soweit sich die Geldwirtschaft über die Erde erstreckt, auf der einen Seite die Gesamtheit der Arbeitenden, die entweder Produkte hervorbringen oder Dienste leisten. Auf der andern Seite aber sehen wir, wie in den Genuß dieser Produkte und Dienstleistungen die Arbeitenden sich mit den Nichtarbeitenden teilen müssen. Und

---

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, die Zinswirtschaft sei im gleichen *Grade* unsittlich und unchristlich, wie die Sklaverei. Das tertium comparationis ist der betrübliche Kompromiß.

wenn man sich gläubig an das Bibelwort halten will „wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen", dann kann man nicht anders als zugeben, daß der Zins ein Raub am Ertrag der ehrlich Arbeitenden ist. Folgerichtig ist der Zins unsittlich und erst recht unchristlich.

Trotzdem wollen wir nicht versäumen, auf die Einwände derer einzugehen, die das Zinsnehmen vom ethischen Standpunkte für berechtigt erklären. Diese Verteidiger gehen von dem Gedanken aus, der Zins sei eine wohlverdiente Gegenleistung für den Dienst des Ausleihers, weil der Ausleiher nicht nur das Risiko trage, sein ausgeliehenes Geld zu verlieren, sondern außerdem während der Zeit des Ausleihens auf den Genuß seines Eigentumes Verzicht leiste. Ueberdies leiste der Ausleiher der Gesamtheit einen Dienst, indem das Kapital die Arbeit „befruchte". Prüfen wir alle drei Punkte, jeden für sich.

1. Das Risiko. Dem Ausleiher gebührt, so sagt man, eine Entschädigung dafür, daß er Gefahr läuft, das Ausgeliehene nicht wieder zurückzuerhalten. Dieser Einwand ist sehr bestechend, wenn man ihn nur qualitativ prüft; er fällt aber in ein klägliches Nichts zusammen, sobald er quantitativ beurteilt wird, d. h. sobald man die Größe des Risikos zahlenmäßig berechnet und mit der Höhe des Zinsfußes vergleicht.

Die meisten festverzinslichen Papiere (Staatsanleihen, Hypotheken, Obligationen) sind doch so sicher, daß von den angelegten Geldern sicher nicht ein Zehntausenstel jährlich verloren geht. Der Zins für solche sichere Anlagen ist aber nicht ein Zehntausentstel, d. h. 0,01 %, sondern durchschnittlich rund 4 %, also 40 mal so hoch!

Bei unsichern Hypotheken steigt der Zinsfuß, entsprechend dem vermehrten Risiko, über 4 % hinaus und bei Dividendenpapieren (Aktien), die ebenfalls eine weniger sichere Anlage sind, steigt der Zinfuß durchschnittlich weit über 4 %. Wenn Dividendenpapiere bloß 4 % abwerfen, so werden sie längst nicht mehr al pari gekauft.

Die Berufung auf das Risiko ist also nichts als ein plumper Täuschungsversuch.

2 Die Enthaltung. Der Ausleiher hat, so sagen Andere, Anspruch auf eine Entschädigung dafür, daß er während der Zeit des Ausleihens auf den Genuß seines Besitzes verzichtet.

Diese Ausrede ist schon deshalb faul, weil ja stets nur solche Dinge (Geld, Boden, Güter u. s. w.) ausgeliehen werden, die sowieso nicht für den Genuß, sondern als Spargut bestimmt sind. Wer mit solchen Dingen selbst etwas nützliches anfangen kann, leiht sie nicht aus. Worin könnte denn der Genuß bestehen? Etwa darin, daß man einen Berg von Metallmünzen aufhäuft und täglich einige Stunden darin wühlt?

Gut, wird man mir entgegnen, aber wenn kein Zins bezahlt würde, dann würden überhaupt keine Anleihen zustandekommen und

der Schaden wäre für die Schuldner weit größer als für die Gläubiger. Denn der Gläubiger würde bloß den Zins einbüßen, der Schuldner aber sähe sein Gewerbe ruiniert.

Gewiß, das ist richtig. Richtig nämlich unter den Voraussetzungen unserer heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, aber nur unter dieser. Doch hier machen wir halt und kommen noch einmal auf das ethische Problem zurück. Auch auf den dritten Einwand, daß das Kapital die Arbeit befruchte, können wir erst später eintreten.

Was ist Eigentum? Ist es das Recht auf Gebrauch und Mißbrauch oder bloß das Recht auf Gebrauch einer Sache? Vom ethischen Standpunkt kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: ein Recht auf Mißbrauch dürfen wir niemals anerkennen.

Wenn aber die Grundbesitzer guten Boden brach liegen lassen, dessen Anbau vielen Arbeitslosen lohnenden Verdienst und der Gesamtheit vermehrte Lebensmittel schaffen würde; wenn die Kapitalisten das kreisende Blut der Volkswirtschaft, das Geld, verschatzen und damit künstlich eine Anaemie der Volkswirtschaft mit fallenden Preisen und allgemeiner Arbeitslosigkeit[1]) heraufbeschwören, um die Schulner mürbe zu machen, so ist das zweifellos ein Mißbrauch.

Wer an einen ethischen Staatsgedanken oder gar an einen christlichen Staat glaubt, der muß sein Bestreben darauf richten, solchen Mißbrauch zu beseitigen, genau so, wie man seinerzeit die Raubritter beseitigt hat. Damals ging es mit Pulver und Blei; heute muß es irgendwie anders gehen. Wie, wissen leider noch die Wenigsten. Aber wo ein Wille ist, da ist ein Weg.

Daß weder jüdische noch christliche Lehren und Ermahnungen oder Verbote das Geringste ausrichten konnten, das darf uns nicht wundern. Warum das so ist, hat uns Jesus selbst deutlich genug gezeigt: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe..“ Und wenn irgend eine segensreiche wirtschaftliche Maßregel geeignet wäre, eine systematische und dauernde Senkung des Zinsfußes herbeizuführen, wodurch der Arme auf den Mittelstand gehoben und der Reiche auf den Mittelstand zurückgeschraubt würde, dann würde die Durchführung einer solchen Maßregel mit allen Mitteln, anständigen und unanständigen, verhindert. Denn die Herrschenden sind die Besitzenden. Und zwar in allen „christlichen“ Staaten.

Und wenn irgend eine wirtschaftliche Teufelei geeignet ist, den Zinsfuß in die Höhe zu schrauben, so wird sie mit allen Mitteln durchgeführt und — zum Zweck der Verschleierung — als hochpatriotische Tat gepriesen.

Ein schlagendes Beispiel hiefür sind die Kriegs- und Mobilisationsanleihen. Bleiben wir bei unserm schweizerischen Vaterland

---

[1]) Während der katastrophalen Baisse in Argentinien lagen im Jahre 1898 volle zwei Drittel sämtlicher argentinischer Banknoten in den Tresors der Banken.

mit seinen 500 Millionen[1]) Mobilisationsanleihen. Mit diesem Gelde haben wir seit Kriegsausbruch Kleidung, Beköstigung und Munition für unsere Grenzsoldaten bestritten.

Bestritten? Gott bewahre! Gepumpt, denn wir haben diese Summe nicht durch Steuern aufgebracht, sondern durch Anleihen, die zwar als volkswirtschaftliche Tat gefeiert werden, trotzdem aber nichts als eine privatwirtschaftliche Ausbeutung sind.

Beweis: Während die Soldaten draußen an der Grenze stehen und ihre eigenen Geschäfte vernachläßigen mußten, machten die Zurückgebliebenen zum Teil glänzende Kriegsgewinne. Sie sind auch die Zeichner der Mobilisationsanleihen und die Genießer der daraus fließenden Zinsen. Die andern aber, die jetzt als brave Wächter der Grenze in Regen und Schnee draußen stehen, dürfen dann nach dem Kriege, zum Dank für ihre Dienste, die Zinsen dieser Anleihen aufbringen, sei es in Form verteuerter Monopolprodukte, sei es in Form irgend welcher Steuern oder Zölle.

Und doch wäre die Sache so furchtbar einfach: Von dem schweizerischen Volksvermögen, das rund 20 Milliarden betragen mag, sind 500 Millionen[1]), d. h. 2½% dahin. Gut, ziehen wir eine einmalige Steuer von 2½% eines jeden Vermögens ein, so ist die ganze Angelegenheit ein für alle Mal erledigt. Das tut Keinem weh, denn wer eine Million besitzt, dem geht noch nichts ab, wenn er künftig nur noch über ein Vermögen von Fr. 975000 verfügt, und wer nur Fr. 100.— sein eigen nennt, der ist mit einer Verringerung seines Vermögens auf Fr. 97.50 auch noch nicht viel näher am Bettelstab.

Man sagt vielleicht, so viel Geld, um diese Riesensumme zu bezahlen, gebe es gar nicht in der Schweiz. Aber das ist ja auch nicht nötig: Der eine bezahlt durch Bankanweisung, der andere giebt von seinen 40 Mobilisationsanleihen dem Staate eine zurück, der dritte, Besitzer eines lastenfreien Hauses im Werte von Fr. 80,000.—, gibt dem Staat eine Hypothek von Fr. 2000.— auf dieses Haus u. s. w.

Aber man versuche einmal, mit diesem Vorschlag Ernst zu machen: man wird gleich sehen, ob das Kamel durch das Nadelöhr geht!

Und dabei will ich wetten, daß es nicht einmal in erster Linie die Einbuße des kleinen Vermögensteiles ist, was die Kapitalisten zum Widerstand stachelt. Aber die Anleihen hatten den Zinsfuß so wunderschön hinaufgetrieben und wenn der Staat seine 500 Millionen Schulden zurückzahlt und damit seine Mobilisationsschulden tilgt, da würde ja ein allgemeines Sinken des Zinsfußes eintreten!

---

[1]) Geschrieben im Frühsommer 1917.

Daß der Wiederaufbau der Volkswirtschaft in allen Ländern nach dem Kriege durch einen hohen Zinsfuß erschwert wird, ist selbstverständlich. Aber die Mobilisationsanleihen (und in den kriegführenden Staaten die Kriegsanleihen), die einzig und allein schuld sind an dem gegenwärtigen hohen Zinsfuß, die werden als hochpatriotische Tat gepriesen. Wenn das nicht Sand in die Augen gestreut ist!

3. Die „Befruchtung" der Arbeit durch das Kapital. Unsere Gegner sprachen von einer angeblichen Leistung des Ausleihers, die das Recht auf eine Entschädigung in Form von Zins bedinge. Wir haben gesehen, daß sich ein solcher Anspruch nur auf ein „Recht auf Mißbrauch" gründen ließe, daß also von einer sittlichen Berechtigung nicht die Rede sein kann.

Und nun wollen wir den Spieß umkehren und fragen, ob denn nicht am Ende der Borger dem Ausleiher einen Dienst leiste, wenn er ihn der Mühe überhebt, sein überflüßiges Gut aufzuheben, bis er es einmal brauchen will, und ihm Gewähr leistet, daß er es dann unvermindert zurückerhält.

Was kann denn der Kapitalist anderes mit seinem Kapital tun als es ausleihen? Er könnte es zwar in Form von Bodenbesitz brachliegen lassen oder in Form von Bargeld in einen Kassenschrank oder in eine Matratze vergraben. Aber in beiden Fällen könnte er sich nur auf ein „Recht auf Mißbrauch" berufen, denn sowohl das Brachliegenlassen von Boden als das Thesaurieren von Geld ist ein Mißbrauch, der die schädlichsten Folgen für die Gesamtheit hat. Er kann schließlich auch irgend welche irdischen Güter ansammeln, die ihm die Motten und der Rost fressen, und wo die Diebe nachgraben und stehlen. Befände er sich da nicht besser, wenn er sein Eigentum zinsfrei ausleihen wollte? Das geringe Risiko[1]), das er in unsern geordneten Verhältnissen läuft, würde weit mehr als ausgeglichen durch den Dienst, den ihm der Schuldner leistet, indem er ihn der Mühe des Aufbewahrens enthebt und ihm die Kosten der Wartung erspart. Von Rechtes wegen sollte also nicht der Schuldner dem Gläubiger, sondern der Gläubiger dem Schuldner für seine Dienste eine kleine Entschädigung zahlen.

Doch daran denkt natürlich kein Gläubiger, so offen auch sein ethisches Unrecht zutage liegt. Man werde sich doch einmal darüber klar, daß der Schuldner nicht deshalb Zins zahlt, weil er das ethische Recht des Gläubigers anerkennt, sondern weil er durch die Lage auf dem Anleihemarkt dazu gezwungen ist. Verweigert er den Zins, so verschließt der Gläubiger das Leihgeld in seinen

---

[1]) Die persönlichen Anleihen der guten alten Zeit zwischen Vetter und Schwager haben volkswirtschaftlich kaum mehr Bedeutung. Die Vermittler zwischen Gläubigern und Schuldnern sind die Banken, deren Zuverlässigkeit in einem geordneten Staatswesen sehr hoch zu bewerten ist.

Kassenschrank, unbekümmert darum, daß er damit von einem „Recht auf Mißbrauch" Gebrauch macht.

Die Gläubiger wissen, daß sie durch Rückziehen ihrer Guthaben vom Anleihemarkt die Volkswirtschaft erdrosseln können. Sie verzichten auf diesen Mißbrauch um den Preis des Zinses. Genau, wie der Raubritter, der den Weg frei gibt, nachdem der überfallene Kaufmann seinen Tribut entrichtet hat. Für die Volkswirtschaft als Ganzes ist der Zinsnehmer um kein Haar besser, als der Raubritter[1]). Er sieht nur harmloser und anständiger aus, weil er es nicht nötig hat, persönlich agressiv zu werden, und weil die ganz großen Zinsnehmer gar vorzüglich für viele kleine Mitschuldige gesorgt haben.

Und jetzt können wir endlich auf den letzten und raffiniertesten Sophismus der Zinsfreunde eintreten. „Das Kapital befruchtet die Arbeit", sagen sie, „deshalb gehört ihm als Lohn der Zins."

Um den vollen Hohn zu begreifen, der in diesem Satze liegt, müssen wir zuerst wissen, was überhaupt Kapital ist. Die beste Definition scheint mir folgende, die meines Wissens zuerst Michael Flürscheim[2]) gegeben hat: Kapital ist zinstragendes Eigentum.

Kapital ist — das wissen wir seit P. J. Proudhon[3]) — nicht eine Sache, sondern ein Zustand. Je höher der Zinsfuß, um so mehr ist jeder Besitz Kapital. Und wenn der Zinfuß bis auf Null herunterginge, so wäre der Kapitalcharakter jeglichen[4]) Besitzes verschwunden.

Und nun betrachte man unter diesem Gesichtspunkte die Behauptung, daß das Kapital die Arbeit befruchte! Das wollte ungefähr soviel sagen, wie: Je höhere Hypothekenzinsen der Bauer zahlen muß, um so besser entwickelt sich die Landwirtschaft. Oder: Je höher der Zinsfuß ist, zu dem die Passiven eines industriellen Unternehmens müssen verzinst werden, um so besser gedeiht es. Oder: Je höher der Zinsfuß ist, um so leichter wird es, neue Kanäle und Eisenbahnen (Lötschberg!) zu bauen. Genügt diese deductio ad absurdum?

„Ja, so war es nicht gemeint", werden die Verteidiger des Zinses entgegnen, „unsere Meinung ist vielmehr die: nicht den zehnten Teil des jetzigen Ertrages könnte die Arbeit einbringen, wenn sich ihr nicht das Kapital zur Verfügung stellte. Das Kapital verzehnfacht mindestens den Ertrag der Arbeit."

---

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, daß der moderne Kapitalist im gleichen Grade antisozial gesinnt sei, wie der Raubritter. Der Vergleichspunkt ist die Wirkung auf Handel und Wandel.

[2]) „Not aus Ueberfluß", Leipzig, Exelsiorverlag, 1911.

[3]) „Qu'est-ce que la propriété?", Paris, Flammarion, 1840, S. 234 ff.

[4]) Abgesehen vom Grundbesitz; doch das gehört in ein anderes Kapitel.

Einverstanden: Wenn das Kapital sich vom Anleihemarkt zurückzieht, wird das Erwerbsleben erdrosselt. Aehnliches aber steht auch der Arbeiterschaft zu Gebote: eine großzügig organisierte Sabotage könnte ebenfalls die ganze Volkswirtschaft lahmlegen. Darf man deshalb sagen, der Verzicht auf Sabotage befruchte die Volkswirtschaft? Der Rückzug aber des Kapitales vom Anleihemarkt ist eine weit schlimmere Sabotage, als sie jemals von Arbeitern geübt wurde. Sehen wir zu, wie es tatsächlich dabei zugeht:

In jeder ethisch empfindenden Gesellschaft fühlt sich der Starke zum Schutze des Schwachen berufen. Im Kampfe gegen eine Gefahr erkennt er es als seine Pflicht, dem Schwachen voranzugehen.

Droht also der Volkswirtschaft eine Gefahr, so sind die wirtschaftlich Starken in erster Linie verpflichtet, dieser Gefahr die Spitze zu bieten. Die größten und verheerendsten wirtschaftlichen Gefahren sind die allgemeinen Wirtschaftskrisen, die mit Panik beginnen, mit allgemeinem Preisfall fortfahren und mit Depression und allgemeiner Arbeitslosigkeit enden, eventuell auch Auswanderung oder Revolution im Gefolge haben.

Anstatt nun die Gefahr einer herannahenden Krisis zu beschwören, tun die Kapitalisten gerade in diesem Augenblick alles, was geeignet ist, die Krisis recht akut zu machen: Zuerst wird der Zinsfuß himmelhoch hinaufgeschraubt, weil die Ausleiher wissen, daß beim Ausbruch einer Krisis die Schuldner dringend Geld benötigen, also jeden geforderten Zins bewilligen werden (Angstzins). Dann werden alle kündbaren Ausstände gekündigt, das eingehende Geld verschatzt und dadurch der bereits eingetretene Preisfall noch verschärft.

Diese Sabotage der Kapitalisten vollführt ihre Zerstörungsarbeit auf der ganzen Linie, denn die allgemeinen Wirtschaftskrisen ziehen *alle* Gebiete des Erwerbslebens in Mitleidenschaft. Sie ist daher weit verderblicher und verheerender als die Einzelakte von Arbeiter-Sabotage, die höchstens einmal in Ausnahmefällen eine größere Zahl von Geschäften bedrohen. Zu einer Sabotage im Großen sind die Arbeiter zu anständig.

Die Kapitalisten aber, die wirtschaftlich Starken, besinnen sich bei herannahender Krisengefahr keinen Augenblick auf ihre Pflicht gegenüber den wirtschaftlich Schwachen, gegenüber der ganzen Volkswirtschaft. Feige und mit absolutem Egoismus lassen sie die Allgemeinheit im Stich, bringen ihre Guthaben in Sicherheit, *unbekümmert darum, daß sie dadurch den schlimmsten Sabotageakt begehen, den die Volkswirtschaft erleiden kann.*[1])

[1]) Am auffälligsten tritt dies im Baugewerbe hervor. Der wahre Sachverhalt wird aber durch Schlagwörter wie „Ueberproduktion", „Bauwut" und dergleichen übertüncht. *Ueber*produktion an Wohnungen in einem Land, dessen Wohnungsnot jährlich ungezählte Tuberkuloseopfer fordert!?

Es ist nicht viel anders, als die Geschichte von dem Landsknechthauptmann, der von den reisenden Kaufleuten bezahlt ist, um mit seiner Schar die Raubritter fern zu halten. Ertönt aber nur von weitem das Horn des Angreifers, so verraten die Beschützer ihre Schützlinge an den herannahenden Feind. Genau so handeln die Geldausleiher beim Herannahen einer Wirtschaftskrisis.

Und wenn dann, in ruhigern Zeiten, die Kapitalisten im eigenen, wohl erwogenen Interesse auf weitere Sabotage verzichten, so soll man sie dafür mit Zins belohnen.

Und nun denken wir uns einmal in die gegenteiligen Verhältnisse hinein: Es gelingt, durch eine weise Finanzpolitik, die, im Gegensatz zum bisherigen System, nicht privatwirtschaftlich, sondern volkswirtschaftlich orientiert ist, ein andauerndes Sinken des Zinsfußes zu erzwingen. Die Schuldenbauern können dann ihre vier- und fünfprozentigen Hypotheken am Tage des Verfalles künden und dreiprozentige dafür aufnehmen. Mit den ein bis zwei Prozent, die sie jährlich sparen, tilgen sie ihre Schuld nach und nach. In gleicher Weise werden andere, vornehmlich industrielle Unternehmungen entschuldet. Die Gläubiger bieten andauernd die rückbezahlten Gelder an neue Schuldner aus, während die Schuldner fortfahren, Schulden zu tilgen. Auf dem Anleihemarkt sinkt die Nachfrage nach Leihgeld und das Angebot von Leihgeld mehrt sich.

Kann etwas anderes daraus hervorgehen, als ein weiteres Fallen des Zinsfußes? Denn wer zu 3% nicht Schuldner sein will, der entschließt sich dennoch neue Schulden aufzunehmen, wenn er bloß 2% zahlen muß, weil mit 2% manche neue Unternehmungen rentabel werden, die es bei 3% und mehr nicht waren. Und der Gläubiger wird dann lieber 2% nehmen als gar nichts, sobald er eingesehen hat, daß man ihm das früher beliebte und bisher sehr sichere Mittel genommen hat, durch Erzeugung allgemeiner Wirtschaftskrisen die Schuldner mürbe zu machen. Wie das geschieht, gehört nicht mehr hieher. Es mußte nur gesagt sein zum Verständnis der Tatsachen. Ausführlich behandelt ist die ganze Frage in dem klassischen Buch von Silvio Gesell „Die natürliche Wirtschaftsordnung“; eine kurze Darstellung bietet die Freigeldfibel des Schweizer Freiland- und Freigeldbundes (vergl. das Schriftenverzeichnis am Schluß).

Nur eine volkswirtschaftliche Frage ist noch kurz zu erledigen. Je tiefer der Zinsfuß sinkt, desto mehr neue Unternehmungen werden rentabel[1]), desto höher steigt die Nachfrage nach

[1]) Ich erinnere nochmals an die Lötschbergbahn, deren volkswirtschaftliche Nützlichkeit doch sicherlich über jeden Zweifel erhaben ist, deren Zweckmäßigkeit aber dennoch von ernsten Politikern heftig bestritten wurde. Würden deren Bedenken nicht schwinden wie Butter an der Sonne, wenn bei Gründung dieses Unternehmens der Zinsfuß auf 3% oder gar auf 2% gestanden hätte?

Arbeitskräften, desto höhere Löhne werden die Arbeiter verlangen, desto höhere Löhne können auch die Unternehmer zahlen, weil sie entsprechend geringere Zinslasten zu tragen haben.

Wenn also im Anfang gesagt wurde, daß dem Lohne das entgeht, was der Zins raubt, so zeigt sich künftig das Umgekehrte: was jetzt dem Zins entgeht, das entfällt auf den Lohn. Und zwar teilen sich redlich in den höhern Ertrag einerseits die Arbeiter, dank der Lohnerhöhung, und andrerseits die Unternehmer, dank der geringern Zinsbelastung. Das ist nichts als recht und billig, denn sowohl der Arbeiter wie der Unternehmer leisten positive, der Allgemeinheit nützliche Arbeit. Nur der Kapitalist, der keine volkswirtschaftlich nützliche Arbeit leistete — denn das bloße Verzichten auf Sabotage ist noch kein positiver Nutzen — der wird künftig mehr und mehr einschrumpfen und zu seinem größten eigenen Heile den Segen der Arbeit kennen lernen.

Eines der schönsten Ergebnisse dieser Betrachtungsweise ist die Erkenntnis, daß es falsch, grundfalsch war, Arbeiter und Unternehmer als Gegner darzustellen. Arbeiter und Unternehmer sind die engsten Bundesgenossen, von denen keiner den andern entbehren kann. Sie haben nur einen einzigen gemeinsamen Feind, den Zinsnehmer. Und nur weil es einer auf das höchste raffinierten Sophistik bis heute gelang, diese Tatsache zu verschleiern, haben sich die beiden natürlichen Bundesgenossen andauernd auf das heftigste bekämpft, zu ihrem eigenen Schaden, zum klingenden Nutzen des tertius gaudens des Zinsnehmers. Wenn je irgendwo das häßliche Paradoxon „die Welt will betrogen sein“ seine Richtigkeit hatte, so ist es hier.

Bereits aber höre ich aus dem Leserkreis unwillige Stimmen an mein Ohr tönen: Du sprichst ja gerade wie die, welche meinen, es genüge, die Verhältnisse zu bessern, um auch die Menschen zu bessern! Meine verehrten Leser, ich gehöre nicht zu denen, die behaupten, die Besserung der Verhältnisse genüge, um die Menschen so zu bessern, wie sie es nötig haben. Aber daß man durch Bessern der Verhältnisse gar nichts zur Besserung der Menschen beitragen könne, das wird im Ernst niemand von euch glauben wollen. Hiezu nur ein Beispiel: Hat das Blaue Kreuz nicht in ungezählten Fällen in erster Linie durch Ausschalten der Alkoholvergiftung überhaupt erst den Boden geschaffen, auf dem die Besserung des Menschen möglich wurde? War hier nicht die Besserung der Verhältnisse eine unerläßliche Vorbedingung für die Besserung des Menschen?

Nimmt man dem Kapitalisten sein wirksamstes Ausbeutungsinstrument[1]), den Zins, so wird er — das sei zugegeben — dadurch

[1]) Ich bitte, Mammonismus und Kapitalismus nicht verwechseln zu wollen. Mammonismus ist die einseitige Richtung des Geistes auf Mehrung des Be-

allein noch nicht zu einem bessern Menschen, so wenig wie der Mörder dadurch besser wird, daß man die Waffe seiner Hand entwindet. Aber ist es nicht doch schon ein Werk christlicher Nächstenliebe, wenn wir seine Opfer der Ausbeutung entziehen? Muß nicht ihm selbst ein Segen für seinen innern Menschen daraus erwachsen, daß er künftig auf nützliche Arbeit wird angewiesen sein, anstatt das Leben einer Drohne der menschlichen Gesellschaft zu führen?

Das Allerwichtigste aber kommt erst noch. Die beschämende Tatsache, daß die christliche Kirche nach jahrtausendelangem Kampf vor dem Zins kapituliert hat, konnte nicht ohne verderbliche Folgen bleiben. Einen wesentlichen Anteil der Schuld am Abfall der Massen von der Kirche trägt dieser unglückliche und unchristliche Kompromiß.

Gewiß, die Proletarier sind sich noch nicht klar geworden über die tatsächlichen Zusammenhänge. Da hat Karl Marx viel zu viel Verwirrung angerichtet. Wenn es schon dem Gebildeten schwer wird, den Proudhon'schen Satz zu begreifen, daß das Kapital nicht eine Sache, sondern ein Zustand ist, wie will man solche Erkenntnis von dem Arbeiter verlangen? Aber wenn es die Proletarier auch nicht klar erkennen, so fühlen sie es doch instinktiv, daß die christliche Kirche offiziell die Partei der Ausbeuter ergreift. Und wir, die wir den Zinsschwindel[1]) gründlich durchschauen, erklären mit Silvio Gesell: „Christentum und Zins ist ein glatter Widerspruch."

Die Stellung der katholischen Kirche zum Zins ist in der Theorie ziemlich unklar. Praktisch aber hat sie den Kompromiß längst geschlossen, denn ihre offiziellen Organe leihen Geld auf Zins, wie jeder weltliche Finanzmann. Die protestantische Kirche schweigt sich so ziemlich aus, vielleicht mit einem dumpfen Schamgefühl im Unterbewußtsein. Gehen wir auf die Reformatoren zurück, so finden wir, daß Calvin den Zins rechtfertigt, während Luther einen allerdings sehr lauen Versuch macht, ihn zu verurteilen. Er weiß aber zu seiner Bekämpfung auch nichts anderes als das kindische Mittel eines Zinsverbotes durch die Fürsten. Als ob die Volkswirtschaft sich in die spanischen Stiefel einer Polizeiordnung einzwängen ließe!

Solange aber die heutige offizielle Kirche den Zins rechtfertigt oder auch nur stillschweigend duldet, stellt sie sich offenkundig mit der Bibel in Widerspruch: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.

---

sitzes und der daraus fließenden Macht. Kapitalismus ist ein wirtschaftlicher Zustand, der die mammonistische Geistesrichtung fördert, weil er ihr materiellen Erfolg sichert.

[1]) Ueber die raffinierten Methoden, mit denen z. B. das verderbliche System der zunehmenden Verschuldung der Staaten bewußt großgezogen werde, unterrichtet das interessante Buch „Die Rothschilds" von Ignaz Balla, Ladyschnikow Verlag Berlin.

Sie ergreift offen Partei für die Ausbeuter gegen die Ausgebeuteten. Das fühlen die Ausgebeuteten, wenngleich sie es nicht in vollem Umfang klar erkennen. Und das entfremdet sie der Kirche.

Wohlverstanden, ich sage nicht, daß dies die einzige Ursache der Kirchenflucht sei. Aber es ist eine besonders wichtige und — was die Hauptsache ist — eine vermeidbare Ursache. Wenn die offizielle Kirche in der bisherigen Stellungsnahme verharrt, so verdient sie den gleichen Vorwurf, wie ihn die Pharisäer annehmen mußten: Wehe euch, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor! Denn, wenn die hausbesitzende Wittwe ihren Zins nicht bezahlt, so muß auch der christlichste Banquier ihr die Hypothek künden. Er kann gar nicht anders, es wäre denn, daß er den Zins aus eigener Tasche für die Witwe zahlte. Dann handelt er aber als privater Wohltäter und nicht in seiner Eigenschaft als Banquier. Und wenn hernach die andern hypothekengedrückten Witwen alle zu ihm kommen, so ist mit seiner Weisheit Schluß.

Manche Leser werden sich zwar hinter dem Gleichnis von den anvertrauten Talenten verschanzen, wo der faule Knecht der Verdammnis verfällt, weil er versäumt hat, das anvertraute Geld zu den Wechslern zu tragen, auf daß es der Herr wieder zu sich genommen hätte mit Wucher. Eine solche Argumentation stützt sich aber auf den Buchstaben, nicht auf den Geist der Schrift. Da könnte man ebensogut folgern, Jesus halte es für richtig, daß man anvertrautes Gut veruntreue, um sich Freunde zu schaffen mit dem ungerechten Mammon; denn „der Herr lobte den ungerechten Haushalter".

Der Gedankenwelt Jesu entspricht vielmehr das Wort: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat. Wogegen die heutige christliche Kirche erklärt: Wenn die Kapitalisten den Arbeitenden in Form von Zins die Hälfte ihres Reallohnes wegnehmen, so tun sie wohl.

Möchten meine Leser nicht einmal in einer stillen Stunde sich alle diese Dinge gründlich und vorurteilsfrei überlegen? Mir scheint, daß wir heute schon besser als die Leviten und Kirchenväter erkennen, welch gewaltiges Hemmnis des Guten — materiell und ideell — die Zinswirtschaft ist. Wir haben noch weniger als die frühern Jahrtausende das Recht, einen Kompromiß mit dem Bösen zu schließen.

Wir sind überdies heute in der glücklichen Lage, die Technik genau zu kennen, die uns eine systematische und dauernde Erniedrigung des Zinsfußes ermöglicht, und zwar ohne Kommunismus, unter vollster Freiheit der Arbeit und des Eigentums. Einzelheiten hierüber gehören nicht mehr in diesen Aufsatz, der nur die ethische Seite der Zinsfrage behandelt. Wer über diese hochinteressanten Dinge mehr zu erfahren wünscht — und wer sollte es nicht — der suche in dem hienach angeführten Schriftenverzeichnis.

Wer aber sich zu der Ueberzeugung hindurchgerungen hat, daß die christliche Kirche heute weniger als je das Recht hat, den Bedrücker gegenüber dem Bedrückten zu rechtfertigen, der breche mit dem bisherigen feigen Kompromißsystem und setze sich redlich mit den Tatsachen auseinander. Wie wäre es, wenn die Schweizer Pfarrer, Katholiken wie Protestanten, mit gutem Beispiel vorangingen? Wenn vielleicht sogar die Begüterten unter ihnen versuchten dem Satze ihres Herrn vom Kamel und vom Nadelöhr einen neuen Sinn zu geben? Bei Gott sind alle Dinge möglich! Silas.

Literatur.

Blumenthal, Die Befreiung von der Geld- und Zinsherrschaft	Fr. 1.25
Barnabas, Josef, Salomo und unsere Kriegsfinanzen	„ —.60
Christen, Die gegenwärtige Teuerung und das schweiz. Nationalbankgesetz	„ —.60
Frankfurth, Das arbeitslose Einkommen	„ 1.25
Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung	„ 5.—
„ Gold und Frieden?	„ —.60
Freigeldfibel	„ —.60

Zu beziehen durch den Verlag des Schweizer Freiland- und Freigeldbundes Les Hauts Geneveys, Kt. Neuenburg.

Ein einziges Buch.

Im 17. Jahrhundert verbreitete sich zunächst in England eine antimilitaristische Bewegung. Die „Kinder des Lichts“, die Quäker, waren ihre Urheber und Verbreiter; aber sie mußten auch ihre Märtyrer werden. Trotz Leiden und Verfolgungen, welche ja die religiöse Begeisterung gern um ihres Ideales willen duldet, wuchs das Quäkertum schnell, und hatte bald seine Vertreter und und Prediger in den meisten europäischen Staaten. Ueberall waren sie den gleichen Verfolgungen ausgesetzt, und es gab keinen europäischen Boden, auf dem sie sich sammeln und organisieren konnten. Da erstand ihnen der Moses in der Persönlichkeit des William Penn. Dieser junge Held, mit einem reichen Geiste, einer umfassenden wissenschaftlichen, staats- und weltmännischen Bildung ausgestattet, wurde von seinem Vater, einem englischen Admiral und Kriegsanhänger, um seines religiösen Separatismus willen verstoßen, von seinen Verfolgern in den Turm geworfen, wo er in peinvoller, beinahe ein Jahr dauernder Kerkerhaft, aber im Gemüte froh, sein Werk schrieb: „Ohne Kreuz keine Krone“. Einen reinen, wahrhaft menschlichen Staat, einen Gottesstaat, nach den Grundsätzen seiner Religion zu gründen, in ihm seine Glaubensgenossen zu organisieren, das wurde das Ziel, nach dem er strebte. Amerika war entdeckt, er suchte sein gelobtes Land jenseits des Ozeans. Nach seines Vaters Tode fiel ihm dessen beträchtliches Ver-

mögen als Erbe zu und eine Forderung an die englische Krone, eine Forderung, zu deren Erringung er den Antrag stellte, man möge ihn abfinden durch Ueberweisung einer beträchtlichen Strecke amerikanischen Landes. Diesem Antrag wurde über sein Erwarten hinaus schnell und weitgehend entsprochen, William Penn sah sich im Jahre 1681 als Besitzer mit unumschränkten Hoheitsrechten eines großen Landstriches am westlichen Ufer des Delaware gelegen. Dorthin führte er seine Glaubensgenossen, die er aus verschiedenen Ländern zusammenrief und gründete eine große Kolonie, die schnell emporblühte. Schon vorher in andauernder Gedankenarbeit hatte der Staatenbegründer seine später so berühmt gewordenen 24 Konstitutionsartikel entworfen. Er berief, nachdem die ersten Jahre der Ansiedelungsarbeiten überwunden waren, die Kolonisten zu einer Generalversammlung und sanktionierte feierlich diese 24 Konstitutionsartikel.

Der junge Staat wurde „Pennsylvania" (Penn's Waldrevier auf deutsch) genannt. Er erhielt demokratisch-republikanische Verfassung, gewährte seinen Bürgern absolute Religions- und Gewissensfreiheit, sowie alle von der menschlichen Würde geforderten Rechte im Staat. Grundsätzlich wurde ein völlig kriegloser Staat organisiert. Niemand trug Waffen, und benötigte man Landerweiterung oder anderer Dinge, welche im Besitze der indianischen Nachbarvölker waren, so wurden nach den strengen Prinzipien der Gerechtigkeit gegenseitige Kaufverträge abgeschlossen. Das war nach der greuelvollen gewaltsamen Aneignung des amerikanischen Bodens und Eigentums, wie es durch die Europäer geübt worden war, eine neue Erfahrung für die Eingeborenen des Landes. Vertrauen und Wohlwollen zogen ein, wo früher Erbitterung und Mißtrauen geherrscht hatten, es stellte sich zwischen dem jungen Staate der Eingewanderten und den indianischen Nachbarn ein auf Wohlwollen und Freundschaft begründetes Verhältnis ein, durch welches den Bürgern Pennsylvanias erhebliche Vorteile erwuchsen.

William Penn erbaute sich keinen Tron, setzte sich keine Krone aufs Haupt, er vermied sogar irgend welche äußeren Zeichen einer bevorzugten Stellung unter seinen Mitbürgern. Nachdem das neue Staatswesen gefestigt war, nachdem noch Philadelphia durch ihn seine Begründung erlebt hatte, konnte Penn unbesorgten und frohen Herzens sein Werk in Amerika verlassen und sich in seinem Heimatlande, wo zu wirken es ihm notwendiger dünkte, anderen Aufgaben widmen.

Der Staat Pennsylvania hatte damals sein goldenes Zeitalter. Friede herrschte unter den Brüdern im Lande und Friede, durch nichts erschütterter Friede bestand auch mit den Nachbaren. Daß dieses Leben unter den Segnungen der Eintracht in jenen Zeiten, wo niemand ein Verständnis für die quäkerische Auffassung der Dinge hatte, der nicht innerhalb dieser Gemeinschaft lebte, daß

dieses Leben nicht so bleiben konnte, ist verständlich. Auch Pennsylvania wurde hineingezogen in mancherlei politische Wirren; aber die liebliche Mär von dem frommen Glück jener ersten Kolonisten wurde fortgepflanzt. Der Vater erzählte sie dem Sohne, der Großvater den Enkeln, und der quäkerische Geist starb nicht aus. Jene 24 Penn'schen Konstitutionsartikel wurden hundert Jahre später bei dem Verfassungsentwurf der Vereinigten Staaten Nordamerikas zugrunde gelegt.

Ich suche in diesem Stückchen Frühgeschichte des jetzigen Amerika gern den Ursprung des Friedensgeistes, der den gesamten amerikanischen Kontinent beseelt und aus jeder Botschaft Präsident Wilsons hervorklingt. Ist doch die ganze Friedensbewegung in Amerika durch Quäker ins Leben gerufen worden. Das geschah freilich beinahe zwei Jahrhunderte nach der Entstehung des Staates Pennsylvania; aber Gottes Mühlen mahlen langsam, sie mahlen langsam, stehen aber niemals still, und sie mahlten auch weiter durch alle die schweren, kriegerischen Zeiten hindurch, in denen sich die neue Welt zu lebensfähigen Staatsformen gestaltete.

Hier bin ich zu dem Zeitpunkt gekommen, an dem das Buch einsetzt, das ich in meiner Ueberschrift ein einziges Buch genannt habe. Es ist betitelt: „Pan-Amerika, Entwicklung, Umfang und Bedeutung der zwischenstaatlichen Organisation in Amerika 1810—1916" (Verlag Artistisches Institut Orell-Füßli, Zürich, Pr. brosch. Fr. 8.—, geb. Fr. 10.—), und es ist geschrieben worden von Dr. Alfred H. Fried. Freilich sollte es längst bekannt, sollte es längst ein Weltbuch sein (wäre es dies, so hätten wir vielleicht den Weltkrieg nicht, sondern die Umwälzung hätte sich organisatorisch vollzogen); denn es erschien in erster Auflage schon im Jahre 1910, zu einer Zeit, wo man noch die Wahl hatte zwischen kriegerischer und vertraglicher Auseinandersetzung. Aber niemand außer den Pazifisten und diesen sehr nahestehenden Persönlichkeiten kümmerte sich um diese Erscheinung, das Buch wurde von dem mit Kriegsgeist erfüllten Deutschland — das habe ich, die ich das Werk zu verbreiten trachtete, erfahren — mit einem spöttischen Achselzucken abgelehnt. Es ist außerdem, daß es einen einzigartigen Stoff, eine einzigartige Wirklichkeit behandelt, auch buchstäblich ein einziges Buch; denn „. . . Weder in Europa noch in Amerika", so heißt's im Vorwort, „ist Derartiges bis jetzt veröffentlicht worden. Ich habe mein Material aus zerstreutesten Quellen zusammensuchen müssen, und muß feststellen, daß es in deutscher Sprache bis jetzt nur überhaupt einen einzigen Revueartikel gibt, der sich mit diesem Thema befaßt, der obendrein von einem Amerikaner herrührt."

Man lese den Titel genau, er sagt, um was es sich in dem Buche handelt. Die Darstellung setzt ein in dem Zeitpunkte, der, ähnlich dem heutigen Geschehen, nach gewaltigen Stürmen

den Völkern der jungen und der alten Welt den Ruhepunkt brachte, wo man sich auf sich selbst besinnen kann. Die napoleonische Aera war vorbei, ihre Inanspruchnahme aller europäischen Kräfte hatte es den amerikanischen Tochterstaaten ermöglicht, sich ihre Unabhängigkeit zu erringen, beide Welten standen vor einer Neubegründung ihres Staats- und Staatenwesens, und dieser Zeitpunkt wurde zugleich der Trennungspunkt beider Welten. In Europa ging es durch die Bildung der „Heiligen Allianz" mit ihrem Legetimitäts- und Interventionsprinzip im alten Schlendrian weiter, in Amerika begann der Gedanke der Unabhängigkeit, des gleichen Rechtes und der daraus entspringenden Solidarität aller Völker, Grundsatz zu werden. Der Präsident Monroe stellte seine Lehre auf, nach der die europäische Politik auf die amerikanischen Staaten nicht anwendbar und nach der es fortan nicht möglich sei, europäische Kolonien auf amerikanischem Boden zu bilden.

Die lateinisch-amerikanischen Staaten andererseits faßten den Grundsatz einer Völkerföderation ins Auge, eines Defensivbundes, durch den sie sich vereint zu schützen vermochten gegen europäische Ein- und Uebergriffe, gegen europäische Eroberungspolitik.

Man sieht leicht, daß beide amerikanischen Staatenkomplexe von einem gleichen Beweggrund getrieben werden, nach der gleichen Maxime handeln, wenn auch diese zunächst noch nicht in voller Klarheit erfaßt worden sein mochte. Und diese Maxime wurzelte im Friedensideal, im christlichen Gewissen, in dem, was auf dem gleichen Boden schon einmal Wirklichkeit gewesen war.

Wohl mußte sich und muß sich auch weiter ein dauernder Läuterungsprozeß auch hier vollziehen. Er ging durch Jahrzehnte, in denen sich einerseits die angelsächsischen Völkerschaften, die große nordamerikanische Union zu schneller Kulturblüte entfaltete, während die Staaten des lateinischen Amerika, noch in weit höherem Grade belastet mit barbarischen Instinkten, ungleich mehr revolutionäre Krisen, namentlich im Inneren der einzelnen Völker durchzumachen und mühevolle Wege über Berg und Tal zu machen hatten, bevor sie einigermaßen zu einer sittlichen und damit wahrhaft politischen Reife kamen, zu einer solchen Reife, die eine Zusammenarbeit mit der Union möglich machte.

Diese Schwierigkeiten eben überwanden die Völker Zentral- und Südamerikas im allgemeinen *gemeinsam*. Wie dies geschah, wie sie von Zusammenkunft zu Zusammenkunft, von Kongreß zu Kongreß schritten und nach und nach zu immer größerer Klarheit gelangten, die Darstellung dieses Prozesses füllt den ersten Teil des Fried'schen Buches aus, und es ist ein höchst interessantes und lehrreiches Bild werdenden Kulturlebens, was wir da überblicken.

Die beiden Amerikahälften suchten und fanden einander zu gemeinsamer Weiterarbeit. Dies geschah erst im Jahre 1889. Es wäre früher geschehen, wenn nicht noch immer ein Rest von Zagen

vor der Möglichkeit, von der großen nordamerikanischen Union bevormundet zu werden, auf seiten Latein-Amerikas den Schritt verhindert hätte. Zwar war man sich der grundsätzlichen Uebereinstimmung seit Ausgabe der Monroelehre durch die Union bewußt, man fühlte sich vor allem als Amerikaner hier wie dort und wußte, daß es amerikanische Freiheit, amerikanische Kultur gab; aber es wurde in der Folge doch erst eine von beiden Amerikahälften intensiv empfundene und schon vielfach betätigte Neigung zum zusammenführenden Faktor. Das war die Neigung zur Regelung der Schiedsgerichtsfrage für Völkerstreitigkeiten.

Aus welchen Bedürfnissen diese Neigung entsprang, wie sie erstarkte, darauf muß hier hingewiesen werden; denn die amerikanische Arbeit in der Richtung des Schieds- und Gerichtswesens für Ausgleich von Völkerstreitigkeiten wird innerhalb Europas noch sehr wenig verstanden und gewürdigt. „Seit einigen Jahren ist seitens der Staaten von Zentral- und Südamerika eine wachsende Neigung an den Tag gelegt worden, Streitigkeiten über ernste Fragen des internationalen Lebens und über Grenzen lieber der Schiedsgerichtsbarkeit als dem Schwert zu überweisen. Bei verschiedenen solchen Gelegenheiten war es für die Regierung der Vereinigten Staaten eine Quelle tiefer Befriedigung, zu sehen, daß ihr Land im weitesten Maß von allen amerikanischen Mächten als deren Freund und Vermittler angesehen wurde. Der weise und gerechte Rat des Präsidenten ist in solchen Fällen niemals vorenthalten worden, und seine Bemühungen sind stets belohnt worden durch die Verhütung blutigen Streites zwischen Völkern, die wir als unsere Brüder betrachten.“ Von diesen Tatsachen (einem Rundschreiben des Staatssekretärs der Union an die 19 freien Republiken Latein-Amerikas, S. 30 d. vorl. Werkes) aus geht die Begründung einer Aufforderung von Seiten der Union zu einer ersten panamerikanischen Völkerkonferenz. In der Schrift heißt es weiter: „Das Vorhandensein dieser wachsenden Neigung gibt dem Präsidenten die Ueberzeugung, daß die Zeit reif sei für einen Vorschlag, das Wohlwollen und das nützliche Zusammenwirken aller Staaten der westlichen Halbkugel, der nördlichen sowohl wie der südlichen, dienstbar zu machen im Interesse der Menschlichkeit und der gemeinsamen Wohlfahrt der Völker . . .“ „. . . Die erste panamerikanische Konferenz trat im Oktober des Jahres 1889 zusammen und tagte bis April 1890. Das Programm unterscheidet sich vor allem wesentlich von dem der Haager gouvernementalen Konferenzen dadurch, daß es keine Kriegsreglementierung aufweist, sondern daß Verhandlungen gepflogen werden lediglich über die Abschaffung des Krieges und die Mittel dazu. Aber auch dies ist nur ein Punkt, dessen Behandlung, so oft er auf den weiteren Konferenzen wieder vorkommt, durchaus in der Wertung erscheint, ein notwendiges

Uebel zu sein, an dessen baldige gänzliche Ausschaltung aus den Programmen (durch die vollendete Abschaffung des Krieges) sich die starke Hoffnung aller Staaten knüpft. Denn das Hauptwerk dieser Konferenzen ist der Kultur und ihren Aufgaben gewidmet. Davon geben die die Mehrzahl der Verhandlungspunkte bildenden Gegenstände einen Beweis, z. B.: Völker-Privatrecht, Organisationsfragen politischer und kultureller Natur, Sanitätsfragen, Verkehrsfragen (panamerikanische Eisenbahn, panamerikanische Schiffahrt u. s. w.), Ausländerfrage, Erziehungs- und Bildungsfragen, Handel- und Industrie, Finanzwesen u. s. w., alles international behandelt, das sind die gemeinsamen Angelegenheiten. Längst ist der gesamte Komplex insofern dezentralisiert worden, als für jedes Gebiet internationale Sonderkommissionen bestehen, die wiederum zwischen den gouvernementalen Tagungen ihre panamerikanischen Spezialkongresse abhalten und ihre Berichte vorbereiten für die gouvernementale Konferenz. In Washington besteht ein panamerikanisches Bureau, in das alle Fäden der Gemeinschaftsarbeit zusammenlaufen, und wo auch der panamerikanische Verwaltungsrat seine Arbeitsstätte hat. In diesem Verwaltungsrat besitzen die lateinisch-amerikanischen Staaten die Mehrheit, was schon gegen die durch nichts zu begründende europäische Meinung zeugt, daß die nordamerikanische Union sich Oberherrschaft und Vorrechte erlaubt.

Von welcher Wichtigkeit und Bedeutung dieses Bureau für die Erhaltung des Friedens ist, dies hat Dr. Fried seit Jahren betont — umsonst!

Jüngst gab in einer englischen Kabinetts-Sitzung ein hervorragender Staatsmann unter der Zustimmung aller Anwesenden seiner Meinung über dieses Bureau Ausdruck, indem er erklärte, daß es niemals einen europäischen Krieg gegeben hätte, wenn in einer der europäischen Hauptstädte, London, Paris, Berlin oder Wien, ein paneuropäisches Bureau auf der gleichen Grundlage, für den gleichen Zweck und unter der gleichen Kontrolle organisiert gewesen wäre, wie das panamerikanische Bureau in Washington. „Es ist für den Verfasser," heißt es auf Seite 291 dazu, „der sich seit Jahren für ein besseres Verständnis der panamerikanischen Arbeit und besonders für die Errichtung eines paneuropäischen Bureaus eingesetzt hat, eine traurige Genugtuung, diese Stimme hier zu registrieren."

Es haben bisher vier panamerikanische Konferenzen stattgefunden. Sie tagten je nach jahrelangen Zwischenperioden nach einander in Washington, Mexico, Rio de Janeiro und Buenos-Aires. Eine fünfte Konferenz wurde hinausgeschoben infolge des europäischen Krieges. Anstatt ihrer setzte in Amerika eine überaus geschäftige Arbeit für den Weltfrieden ein, die man von Europa aus mehr beobachtet und verfolgt hat, als das frühere Leben auf diesem

Gebiete. Ihren Höhepunkt bildete — der Krieg! Darüber später noch.

Ueberschaut man nun den Vorgang, wie ihn Fried in seinem Buche bis zur vierten Konferenz mit seiner bekannten Klarheit, Uebersichtlichkeit der Stoffanordnung und Exaktheit der Berichterstattung schon in seiner ersten Auflage dargestellt hat, so bietet sich einem das Bild einer grandiosen und wundervollen Völkerorganisation dar, einer kulturellen Völkerorganisation, deren treibende Kräfte die Intelligenz und die sittliche Kraft sind, ja, die sittliche Kraft; denn aus einem nackten Schutzmittel freier, unabhängiger Staaten zwecks Errichtung eines Walles gegen fremde usurpatorische Gelüste, nämlich der Monroelehre, ist ein tiefes sittliches Prinzip geworden. Auch die ebenso nackte Defensivföderation, von der Latein-Amerika ausging, ist geläutert und längst mit diesem Prinzip verschmolzen. Der Monroeismus bezeichnet heute den neuen Geist einer Völkerfamilie von 21 freien Republiken mit der Devise „Einer für Alle und Alle für Einen", einer Völkerfamilie, die eine neue Politik geschaffen hat.

„Gibt es da nicht noch halbwilde Staaten?" fragt man im Hinblick auf die Schilderungen unserer Tagespresse von dem Leben der fünf kleineren zentralamerikanischen Staaten. Auch diese sind ängst in die Organisation hineingewachsen. Wohl gab es da einen Herd dauernd störender Unruhen. Diese wurden beseitigt durch die im Geiste selbstloser Fürsorge von einigen größeren Staaten unternommene Sonderorganisation Zentralamerikas. Seit 1908 gibt es einen zentralamerikanischen Staatengerichtshof (in Cartago, der Hauptstadt von Costa Rica, ebenso daselbst ein pädagogisches Institut und ein zentralamerikanisches Bureau). Es finden zentralamerikanische Sonderkonferenzen statt und ihre Ergebnisse bilden eines der Arbeitsfelder auf den panamerikanischen Konferenzen.

Was man bisher unter Politik verstand und bei uns noch versteht, das ist eigentlich doch vom Standpunkte sittlicher Kultur aus betrachtet so etwas wie diejenige Kraft, „die stets verneint", die sich kulturhemmend geltend macht. Sieht man sich aber die neue amerikanische Politik an, wenigstens wie sie dort von den führenden Geistern als Richtschnur gegeben wird, so verschmelzen Politik und Kultur derart, daß man die Grenzen zwischen beiden nicht mehr findet. So hat der panamerikanische Juristenkongreß (Hauptarbeit das Völkerrecht) sowohl politischen wie Kulturcharakter. Die Gründer des Institutes für Völkerrecht erklären: „. . Sie glauben, daß sich eine Pax americana nur aus der Gerechtigkeit und ihrer Anwendung zwischen und innerhalb der amerikanischen Völker ableiten. Darum beschäftigen sie sich hauptsächlich damit, die Fundamentalgrundsätze der Gerechtigkeit zu studieren, zu zeigen, daß sie zwischen den Nationen ebenso anwendbar sind, wie zwischen den Individuen, daß sie sich in Bestimmungen des Völkerrechts

übertragen lassen, und daß es diese Grundsätze der Gerechtigkeit, nicht die Reglementierungen des Krieges sind, die jenen Zweig der Rechtswissenschaft bilden, den man das Völkerrecht nennt." Ebenso greift die panamerikanische Finanzkonferenz und die Intellektualunion innerhalb ihrer Arbeiten und Verhandlungen in das politische Gebiet über. Wenn man diese Reden amerikaischer Staatsmänner und Gelehrter liest, so befindet man sich einer ganz andersartigen Sprache gegenüber, als an die man bei uns gewöhnt ist. Vergebens wird man suchen nach der gewohnten Phraseologie europäischer offizieller und halboffizieller Aeußerungen. Dieses ist ein Phänomen, das sich uns schon durch die Reden des Präsidenten Wilson wiederholt dargestellt hat, und wir Europäer konnten sie zunächst nicht verstehen. Nach und nach kam uns aber die Erkenntnis; doch glauben wir jetzt, das sei eben eine Eigenart gerade dieses besonders auf sittlicher Höhe stehenden Staatsmannes (oder soll man sagen dieses Professors? Man weiß eben nicht, wo der Professor aufhört und der Politiker anfängt). Aber dies ist nicht eine zutreffende Annahme. Lauschen wir den Worten der Kollegen Wilsons — denn es gibt ja außer ihm noch 20 andere Präsidenten — so staunen wir ebenfalls über das Hervortreten der sittlichen Weltanschauung in Politikern. Freilich mag ja Wilson besonders hervorragend sein; aber wir sehen, daß sich seine Persönlichkeit aus einem neuen Kulturboden hervorhebt, der seine seltenen Geistesanlagen eben zu dieser Reife gebracht hat. Und diesen von Amerika selbst errungenen Kulturzustand will und muß Wilson als Vertreter Pan-Amerikas verteidigen. Der Monroeismus, eben jenes amerikanische Verteidigungsmittel, ist nicht eine gegen Europa gerichtete Waffe, sondern — das hat Wilson oft und deutlich genug gesagt und ich wiederhole es hier mit Frieds Worten: „. . . nicht gegen die Kulturgemeinschaft Europas richtet sich der Kampf, er richtet sich gegen jenes alte, absterbende Europa, das heute vom neuen Europa selbst als ein Hindernis seiner Entwicklung angesehen wird. Er richtet sich gegen die Ueberbleibsel des mittelalterlichen Feudalstaates . . . gegen das System der Gewalt, der Intervention, der Ränke, der egoistischen Machtpolitik, der Dynasticinteressen, des Diplomatenehrgeizes . ."

„. . . Die Konzentrierung der amerikanischen Republiken in der Idee, daß sie alle unter verschiedener politischer Flagge ein einheitliches politisches System bilden, ist eine moralische Allianz . .", so charakterisiert der brasilianische Staatsphilosoph Nabuco das amerikanische Verhältnis im Gegensatz zum europäischen. - Diese Idee suchte Wilson auch in Europa durchzusetzen, er suchte aus der amerikanischen eine Weltorganisation zu machen. Er kämpfte zuerst mit Worten, schließlich mit dem Schwert. „Mit dem Neutralsein, so erklärt er, wäre es vorbei. Deshalb müsse Amerika bereit sein, seine ganze geistige und physische Kraft für die Sicherung dieser

Rechte auf dem ganzen Erdenrund in die Wagschale zu werfen."

Wer die erste Auflage „Pan-Amerikas" kannte, sah jetzt gespannt der zweiten entgegen. In der Tat, der Teil, der nach der Tagung der vierten panamerikanischen Konferenz hinzugekommen ist, bietet eine solche Fülle von Ereignissen des hochbedeutenden Entwicklungsganges Amerikas dar, und fügt eine so interessante überzeugende Wertung und Würdigung des gesamten Phänomens hinzu, daß man seine Erwartungen übertroffen sieht und sich mit einer Art inmitten der Drangsal der Zeit aufflammenden Hoffnung und Freude sagt: „Hier sieht man doch einen Bau entstehen, welcher für das Individuum wie für das Volk als solches zu einer Warte werden kann, um zu sehen, was wahrhaft sittliche Kultur ist, die Sehnsucht nach einer solchen, den Willen zu einer solchen zu erwecken." Wahrlich, das Buch ist wieder einmal ein rechtes Verdienst des unermüdlich schaffenden Dr. Alfred H. Fried.

Elsbeth Friedrichs.

Unsere Politik.[1]

Zur Rechenschaft und Verständigung.

Wir haben zu den Ereignissen dieser vier einzigartigen Jahre der Menschengeschichte Stellung genommen. Auch in den Neuen Wegen ist dies zum Ausdruck gelangt. Und zwar nicht nur, wie sich ja von selbst versteht, in Bezug auf die letzten und größten Probleme, die dadurch brennend geworden sind, sondern auch in Bezug auf die Begebenheiten des Tages, die politischen Fragen und Vorkommnisse im engeren Sinne des Wortes, und zwar die nationalen wie die internationalen. Wir haben es nicht in Form zusammenhangsloser Urteile getan, sondern haben uns durch eine bestimmte Grundauffassung leiten lassen und in diesem Sinne eine „Politik" vertreten.

Daß wir damit allerlei Aufregung erzeugt haben, versteht sich in diesen Zeiten von selbst. Diese verhältnismäßig kurzen und nebensächlichen Aeußerungen sind sogar von Vielen wichtiger genommen worden, als die langen und prinzipiellen Ausführungen über die letzten und größten Probleme der Stunde. Neben viel Zustimmung trat viel Widerspruch. Wertvolle und befreundete Menschen, die uns

---

[1]) Die folgenden Ausführungen geben zunächst selbstverständlich die Ansichten des Verfassers wieder und binden nur ihn selbst. Aber er weiß, daß er zugleich im Namen Vieler redet, daher das „Wir" statt das „Ich", das aber auch ein Zugeständnis an solche sein soll, die nun einmal darauf eingestellt sind, ein Reden in der ersten Person als eine Art Eitelkeit oder Anmaßung zu empfinden.

in den großen und wesentlichen Dingen gerne gefolgt wären, konnten es in diesen „politischen“ Fragen nicht tun und auch umgekehrt, trotzdem für uns selbst alles aufs engste zusammenhängt und Eins die Folge oder Voraussetzung des Andern ist. Aber nicht nur dies: es hat sich auch eine Fülle von Mißverständnissen eingestellt. Man hat oft nicht begreifen können, warum wir dieses oder jenes Urteil fällten und wie Eins mit dem Andern zusammenhänge, ja man hat Widersprüche in unserer Stellungnahme gefunden, die deren Ernsthaftigkeit zu schwächen schienen, weil man versucht war, sie statt auf große Grundprinzipien vielmehr auf Laune und Stimmung, rein persönliche Sympathie oder Antipathie zurückzuleiten. Es war darum schon lange unser Wunsch, uns über diesen Teil unserer Ueberzeugungen, unseres Kampfes und unserer Arbeit einmal etwas gründlicher und zusammenhängender auszusprechen. Nur die Ueberfülle der Aufgaben, die es in diesen Jahren zu bewältigen galt, hat uns bis jetzt davon abgehalten. Wir hoffen durch die folgenden Ausführungen zwar nicht etwa Viele von denen, die bisher in solchen Dingen anders als wir gedacht haben, zu bekehren, aber ihnen doch zu zeigen, wie wir alles meinen, daß auch hinter diesem Teil unseres Denkens und Tuns ein Ziel und ein Wille steht, vor denen sie Achtung haben können und daß wir auch hierin nicht aus Willkür oder Verblendung handeln, sondern in geistiger Klarheit, auf Grund von Wissen und Ueberlegung und mit sehr ernstem Gefühl der Verantwortlichkeit. Auch jetzt können wir all diese Fragen, von denen jede einzelne schon der Gegenstand einer Literatur geworden ist, die gesammelt ganze Säle füllen würde, nicht nach allen Seiten hin gründlich oder erschöpfend behandeln, sondern bloß das Eine leisten, das wir uns vorgenommen haben: darzustellen, wie wir es meinen. Wenn sich dann, wie wir hoffen, an diese Ausführungen eine größere Aussprache knüpft, so sind wir bereit, weitere Rechenschaft abzulegen.

In diesem Sinne also reden wir nun von „unserer Politik“.

Zuerst ist eine Vorfrage zu erledigen:

1. Sollen wir denn überhaupt Politik treiben?

Wir meinen natürlich nicht eine Diskussion der Stammtisch-Weisheit, daß „Pfarrer sich nicht in Politik mischen sollen“. Es gibt aber neben dieser Art von Philistern auch religiöse, zu denen sich allerlei Vertreter des „Nur-Religiösen“ gesellen, und beiden gemeinsam ist eine geringschätzige Gebärde gegen die Politik: „Ein Christ treibt nicht Politik“. Wer „Politik“ treibt, ist in ihren Augen von vornherein der religiösen Flachheit überführt. Er ist nicht an Gott, sondern an der Welt orientiert; die Tiefen und Ernsten schwenken, wenn sie ihm begegnen, auf hundert Schritt von ihm ab.

Was ist davon zu sagen?

Zunächst einmal, daß in dieser Haltung und Behauptung eine Unklarheit liegt. Was versteht man denn dabei unter Politik? Wir

müssen offenbar zuerst einige Unterscheidungen machen, bevor wir darüber mit Gewinn reden können.

Es erhebt sich vor uns das tiefe und große Problem des Verhältnisses von Politik und Gottesreich überhaupt. Dieses können wir hier nicht behandeln, sondern bloß streifen. Man kann dabei unter „Politik" jene Kunst verstehen, deren Wesen ist, durch Aufgebot aller möglichen weltlichen Mittel, zu denen vor allem auch List und Gewalt und die Benützung des egoistischen Interesses der Völker oder der ihnen angehörenden Einzelnen gehören, die Macht und Wohlfahrt eines Staates oder Staatenbundes zu fördern. Wenn man dies unter „Politik" versteht und ganz besonders die Weltlichkeit der Mittel betont, dann gehören wir zu denen, die zwischen ihr und dem Gottesreich einen schroffen Gegensatz erblicken. Denn das Reich Gottes ist als solches selbstverständlich nicht ein Reich der Welt, sondern nach seiner ganzen Art von der Welt und dem Weltreiche geschieden. Es ist dies sogar der tiefste Gegensatz, der durch die Geschichte geht. Das Reich Gottes ist da, wo an Stelle der Gewalt die Liebe, an Stelle der Herrschaft das Dienen und an Stelle des Tötens das Sich-Töten-Lassen tritt. Wo Rom und Jerusalem (das Jerusalem Jesu und der Propheten) einander gegenübertreten, da stehen wir auf Seiten Jerusalems. Wir hoffen auf das „neue Jerusalem", auf die Civitas Dei, den „Gottesstaat" auf Erden, der die Aufhebung des Imperium Romanum, des „Römerstaates" in jeder Form bedeutet. In diesem Sinne haben wir uns öfters dahin ausgesprochen, daß unser Ziel die Aufhebung aller Politik sei. Gerade darin haben wir auch einen Sinn der heutigen Katastrophe erblickt, daß sie einen Uebergang aus der politischen in die nicht-politische, das will für uns heißen: menschliche und genossenschaftliche Form des Völkerlebens oder, anders und tiefer ausgedrückt, einen Fortschritt von Zäsar zu Christus, eine neue Epoche der Herrschaft Christi bezeichne.

Weil wir so denken, ist schon ohne weiteres klar, wie falsch es ist, wenn man von uns als solchen redet, „die es mit Politik machen wollen", die gar glauben, durch politische Mittel und politische Umgestaltungen das Reich Gottes herbeiführen zu wollen. Wir dürfen ruhig sagen, daß das gerade Gegenteil unsere wirkliche Meinung ist. Wir hoffen, daß das Kommen des Reiches dieses Spiel der unsittlichen Mittel, das man im Auge hat, wenn man die Politik verurteilt, zerstören werde. Also gehen wir sogar weiter als die Verächter der Politik. Sie wollen diese nur stehen lassen, aber nicht aufheben. Sie betrachten sie als ein niedriges Geschäft, das Andere treiben dürfen und sollen, nur nicht sie selbst. Mögen jene sich damit beschmutzen, sie selbst wollen saubere Hände behalten. So vornehm sind wir freilich nicht; was andere Menschen treiben dürfen, ja sollen, ist auch uns nicht zu gering. Wir wollen aber für Alle eine neue Orientierung des menschlichen Zusammenlebens. Jedenfalls aber wird für uns nie das politische Wesen die Triebkraft des Reiches Gottes sein, sondern

umgekehrt aus diesem allein die Kräfte fließen, die auch das politische Wesen umgestalten. Das Reich Gottes in seiner eigenen Art und Kraft ist für uns durchaus das Eine, worauf es ankommt; alles Andere bekommt nur von ihm aus Sinn und Wert.

Dies soll nun ein für allemal gesagt sein. Wir hoffen, dem Vorwurf, daß wir Politik und Reich Gottes verwechselten und dieses durch jene herbeiführen wollten, nicht mehr begegnen müssen, zum mindesten nicht bei solchen, die wissen können, wie wir denken und sich darüber orientieren müssen, bevor sie reden. Am wenigsten paßt er in den Mund von Leuten, die selbst Politik treiben und was für eine!

Aber wenn wir in diesem Sinne durchaus einen Gegensatz von Politik und Gottesreich behaupten und empfinden, so bleibt doch bestehen, daß Politik eine Sache ist, die zum Gottesreich die engsten Beziehungen hat — und wenn es auch nur in der Form des Gegensatzes wäre. Es walten in der Politik Grundmächte des Menschenwesens, die auf jeden Fall kennen muß, wer auf das Reich Gottes wartet und dafür einsteht. Weil es sich um Dinge handelt, die nun einmal da sind, ob es uns lieb sei oder nicht, so müssen wir uns mit ihnen theoretisch und praktisch beschäftigen. Es wäre sehr merkwürdig, wenn wir so ungeheure, das Menschenwesen beherrschende Tatsachen religiös ignorieren wollten. Das würde sich dadurch rächen, daß sie erst recht die Alleinherrschaft bekämen und auch die Insel der „Religion für sich" überschwemmten, wie ja in diesen Jahren klar genug geworden ist. Weil aber die religiöse Vernachlässigung eines so grundwichtigen Lebensgebietes durch und durch willkürlich, künstlich und unsachlich ist, so läuft es dabei nicht ohne inneren Widerspruch, ja Unwahrhaftigkeit ab. Diese Religiösen treiben schließlich doch Politik. Sie machen nämlich einfach die Politik ihrer eigenen Regierung oder auch einer fremden durch dick und dünn mit, vielleicht sogar mit frommer Begeisterung, und treiben bei all ihrer reinen Innerlichkeit und „Religion für sich" einen Kultus der großen Kanonen. Sie nennen dies dann nicht „Politik", sondern „Religion" — ein bequemes Auskunftsmittel! Wenn Andere sich mit diesen Dingen befassen, dann sind sie „Politiker", wenn sie selbst es tun, dann geschieht es im Namen Gottes. In Wirklichkeit haben wir dann nur ein Stück religiöser Unwahrheit mehr.

Die Großen des Reiches Gottes haben sich ganz anders dazu gestellt. Was ist denn Moses anders als ein Politiker, freilich Einer, dem Politik Erfüllung des Willens und Auftrages Gottes bedeutet. Die Propheten haben sich aufs stärkste und leidenschaftlichste um Politik bekümmert. Ihr ganzes Wirken steht im engsten Zusammenhang mit dem politischen Leben und den politischen Ereignissen. Sie sind Politiker in großem Stil, freilich auf ihre besondere Weise. Denn sie sind zugleich die gewaltigen Gegner aller „Politik" und Vertreter jener Welt, die diese aufhebt. Augustinus hat in seinem Buche De Civitate Dei das Wesen und Schicksal des Reiches Gottes durch

seine tiefe und enge, freilich gegensätzliche, Verbindung mit dem Weltreich erläutert. Thomas von Aquino, die Reformatoren, Schleiermacher, Vinet — sie Alle haben das politische Problem als ein Hauptstück ihrer Aufgabe behandelt. Und Jesus selbst? Spielt nicht von der Versuchung auf dem Berge bis zum Kreuz auf Golgatha die Politik tief in sein Werk hinein? Ist nicht die politische Versuchung ihm stets zur Seite gegangen? Müssen wir nicht unbedingt annehmen, daß er, der das Wort gesprochen „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist“ und das andere: „Ihr wisset, daß die Fürsten der Völker diese tyranisieren und ihre Großen sie vergewaltigen, aber unter Euch soll es nicht so sein“, sich aufs tiefste mit dem politischen Wesen beschäftigt und auseinandergesetzt hat? Auch er hat eine Politik getrieben, gerade in der Ablehnung der Politik!

So sagen wir: Politik mag eine große Versuchung bedeuten, aber dieser wird wohl am ehesten entrinnen, wer sich um sie bekümmert und sie versteht, jedenfalls eher als der, der tut, als ob er alle Politik verachte und dann eines Tages plötzlich mächtig in Politik macht, als ob er sie durch lauter Eingebung verstünde. Was Politik sonst sein oder nicht sein mag, so ist sie auf alle Fälle eine grundwichtige Sache. Ein Jünger Christi ist, weit entfernt, sich davon vornehm zurückziehen zu dürfen, erst recht verpflichtet, sich mit leidenschaftlichem Interesse und tiefem Ernst um sie zu bekümmern. Wir haben einen Gott, der zwar größer ist, als die Welt, aber gerade darum in der Welt sein Werk hat und deswegen müssen die, die mit ihm arbeiten wollen, die Mächte dieser Welt kennen.

Wir können also die Losung, daß ein Christ sich vor Politik hüten solle, so wie sie gewöhnlich verstanden wird, nicht als besonders tief oder ernst anerkennen, sondern müssen sie entweder als unklar und oberflächlich bezeichnen, oder denn als einen Versuch, den schwersten Problemen des Reiches Gottes, sei's aus religiöser Vornehmtuerei, sei's aus falschem Quietismus zu entrinnen.

Was aber die heutigen Ereignisse betrifft, so wäre es vollends töricht, wenn man beim Blick auf sie behaupten wollte, sich mit ihnen zu befassen und zu ihnen Stellung zu nehmen, sei „Politik“ und darum falsch. Die Welt droht in einen Abgrund von Fluch und Grauen zu versinken; immer neue Hunderttausende rafft der Schlachtenmord dahin und andere Hunderttausende der Hunger und die „Pest“ d. h. die durch Not erzeugte Krankheit; die Bilder der Offenbarung Johannis werden Wahrheit; die Hölle ist losgelassen und der Satan enthüllt sich als Fürst dieser Welt — und da soll es „Politik“ sein, sich damit zu befassen, dazu Stellung zu nehmen! Politik hin oder her, nennt es wie Ihr wollt, wenn wir uns als Jünger Christi damit nicht befassen wollten, dann wäre das Salz der Erde dumm geworden und es wäre zu nichts mehr nütze, als hinausgeschüttet und von den Leuten zertreten zu werden. Geht uns weg mit Eurem Gerede von „Politik“. Es geht um den Menschen, es geht um Gott und sein Reich.

2. Unser Standpunkt.

Damit ist aber auch der Standpunkt angegeben, auf den wir uns für die Beurteilung der Ereignisse dieser Entscheidungszeit der Geschichte von vornherein gestellt haben. Es hat uns dabei wirklich nicht irgend eine Laune oder Sympathie oder Voreingenommenheit geleitet. Wir haben in dieses ungeheure Geschehen hineingeschaut mit der Hoffnung, daß es uns schließlich, wenn auch gleichsam wider Willen, dem näher bringen werde, was das A und O unseres Sehnens und Wollens ist: dem Reich Christi. Wir haben erwartet — und tun es noch —, daß es den Zusammenbruch der ganzen Welt bedeute, gegen die wir gekämpft haben und kämpfen: vor allem unseres politisch-militärischen und sozialen und unseres religiösen Systems. Wir haben gehofft — und tun es noch —, daß es den Götzen der Staatsallmacht stürzen werde, aber dazu noch eine Fülle von andern Götzen, die an Stelle Gottes getreten waren, eine ganze götzenhaft und gottlos gewordene Kultur. Es wurde ein Kampf zwischen Zäsar und Christus, ja einer zwischen Christ und Antichrist. Unser Feind war dabei der religiöse Militarismus, eine ganze Art Christentum, eine Weise, Gott zu verstehen, ja — man erlaube diesen Ausdruck — ein bestimmter Gott. Es war in letzter Linie ein Kampf zweier Weltanschauungen, zweier Religionen, zweier „Götter". Es war nicht ein bloß politisch-militärisches Geschehen. Dieses war nur gleichsam das unterste Stockwerk. Ueber ihm erhob sich, höher und höher steigend, ein Geisteskampf und Geisterkampf um die letzten und größten Menschenfragen. Die Ereignisse der Schlachtfelder wurden klein neben diesen Schlachten, von denen wir annehmen, daß sie auch nach dem Ende des blutigen Krieges vorwärts gehen und sich nur immer heftiger gestalten werden. Das Höchste und Größte war ein Spiel. Eine Wendung der Menschengeschichte, das Kommen eines neuen Aeon stand in Frage. Wir nahmen Partei mit unseren höchsten Ueberzeugungen und stärksten Gefühlen, wir stellten uns mit in den Geisterkampf.

Er verdichtete sich im Kampf gegen den Krieg. Der Krieg wurde uns zum Symbol der ganzen widergöttlichen und widermenschlichen Welt, gegen die wir stritten, und der Sieg über ihn das Symbol des Durchbruchs der neuen Welt. Es war also nicht bloß der Krieg allein, als einzelne Tatsache, was uns zu einem Kampf aufregte, den wir als entscheidend betrachten. Wer uns nur so verstanden hat, der hat uns mißverstanden. Er konnte dann zu der Meinung kommen, daß wir uns zu stark auf diesen Einen Punkt festlegten und konnte jene bekannten Vorwürfe erheben, es sei mit der Beseitigung des Krieges nicht getan und man dürfe ihn auch nicht für sich allein bekämpfen, sondern nur im Zusammenhang mit einer Umkehr des ganzen menschlichen Wesens und einem Kommen Gottes. Das war durchaus unsere Meinung. Wir erblickten im Kriege eine Zusammenfassung jener

ganzen widerchristlichen und widermenschlichen Welt. Wenn uns Uniform, Gewehr und Bayonett Zorn und Ekel einflößten, so taten sie dies als Symbol der Unmenschlichkeit, Roheit und Sklaverei. Auch war uns klar, daß nur mit allen Kräften der neuen Welt zusammen und gerade ihrer tiefsten: dem reinen Opfer, der Krieg grundsätzlich besiegt und damit in die himmelhohen Mauern der alten Welt eine Bresche gelegt werden könne. Aus diesem Grunde, nicht aus irgend einer politischen Berechnung, haben wir die Dienstverweigerung, falls sie aus den rechten Beweggründen und auf die rechte Weise geschehe, als Waffe gegen den Krieg so hoch eingeschätzt. Aber auch sie, überhaupt unseren ganzen „Antimilitarismus", wollten wir nicht eine Sache für sich, einen neuen „Ismus", ein Dogma, eine Sekte, eine Einzelbewegung werden lassen, sondern betonten stets, daß sie nur ein Ausfluß der Bewegung auf das ganze Reich Gottes hin ihr Recht und gesundes Leben hätten. Auch darum haben wir jede politische Agitation dafür trotz großen Versuchungen vermieden. In der Dienstverweigerung, wie im ganzen Kampf gegen den Krieg („Antimilitarismus") verdichtete sich uns für diese Weltstunde der Kampf des Reiches Gottes. Es half nichts, allerlei schöne religiöse Wahrheiten zu verkündigen, während der Kanonendonner zu uns herüberdrang. Das wäre religiöse Willkür gewesen. Hier rief Gott, hier mahnte er, hier mußte, wer ihm dienen wollte, einstehen. Aber wir haben im Zusammenhang mit dem Kampf gegen den Krieg alle Probleme der Katastrophe und der neuen Orientierung durchdacht, durchlebt, durchlitten, soweit Kopf und Herz und die Kraft des Leibes und der Seele reichten, und nur ein kleiner Teil dieser Arbeit ist in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Dies ist's, worum es sich für uns handelte.[1]) Zu diesen höchsten Gesichtspunkten kamen solche von mehr untergeordneter, wenn auch nicht unwichtiger Art. Wir sind Schweizer. Die Zukunft unseres Volkes ist uns zwar nicht das allerhöchste, aber doch ein hohes Anliegen. Wir sind Demokraten, nicht im Schlapphut-Stil, aber im Sinne der entfalteten Grundgedanken der schweizerischen Reformation. Wir sind Liebhaber der Freiheit, sie ist unsere stärkste Leidenschaft. Die Schweiz, die Demokratie, die Freiheit war im Spiel. Wir erblickten in dieser weltgeschichtlichen Krise einen Zusammenstoß des autoritären und autokratischen Systems der Menschengemeinschaft mit dem freiheitlichen und demokratischen. Erst am Ende kamen vielleicht auch einige rein subjektive und private Gefühle und Erlebnisse, die auch ihrerseits keine bloßen Launen waren. Die große Hauptsache blieb uns immer die Frage: Alte oder neue Welt, Christ oder Antichrist? Unser Gottesglaube und Reich-Gottesglaube war im Einsatz, nicht „Politik".

Das ist es, was unsere Stellung zu den Parteien und Ereignissen bestimmt hat. Wir haben uns unbewußt und bewußt immer

[1]) In meiner Schrift: „Ueber den Sinn des Krieges" (Orell Füßli, Zürich) habe ich eine, freilich unvollständige, Darstellung dieses Standpunktes gegeben.

die Frage gestellt, wie sie sich zu unseren letzten Hoffnungen und Befürchtungen verhielten. Wir haben sie in das Licht unserer Gottesreichsgedanken mit den Völkern gestellt. Irgend ein Haß gegen ein Volk oder eine Vorliebe für ein anderes kam nicht in Frage. Es ist in unserem Munde keine bloße Redensart, wenn wir erklären, daß wir für alle Völker bloß Gedanken der Liebe und Achtung und für kein einziges Gedanken des Hasses oder der Verachtung haben. Das ist auch bei uns vielleicht nicht immer ganz so gewesen, aber es ist jedenfalls in dem Maße so geworden, als unsere Gottesreichshoffnung sich entfaltet hat. Daß alle Völker zu ihm berufen seien, daß aus allen sein Glanz aufbreche, das war ein Hauptstück unseres Glaubens und Hoffens geworden. Jahrzehntelang war es ein Gegenstand unseres Ringens und Suchens. Ganz besonders hat sich dieser Glaube und diese Liebe den verkürzten, entarteten, unterdrückten Völkern zugewendet. Daß auch sie nicht verloren seien, daß eine Auferstehung der Völker vor sich gehe, war ein Hauptstück der Freude, die uns das Leben gebracht. Die Entdeckungen von Möglichkeiten und Wirklichkeiten höheren Lebens auch in verachteten und verkommenen Rassen gehörten zu unserem schönsten Erwerb. Darum mußte uns aber der Anspruch irgend eines Volkes auf ein Auserwähltsein besonders anstößig sein und mußten wir es besonders bei Vertretern des Gottesreichsglaubens als Verrat an diesem betrachten, wenn sie einen solchen Anspruch anerkannten, ja vielleicht gar noch verkündigten und andere Völker dafür herabsetzten und als hoffnungslos entartet preisgaben. Uns leitete die Liebe zu allen, besonders aber zu den geringsten unter ihnen; das wissen wir. Und eine edle Zukunft der Schweiz fügte sich von selbst in dieses Bild.

Wir haben uns als die, die wir immer waren, die wir jedenfalls schon vor dem Kriege waren, zu dem gestellt, was er gebracht hat. Wer uns gekannt hatte, brauchte sich darüber nicht zu wundern. Wir sind nicht umgefallen, höchstens vorwärts gegangen.

Aber noch ein Zweites möchten wir hervorheben. Wir haben, wenn wir gewisse Briefe lesen, die an uns gerichtet oder Zeitungsartikel, die gegen uns geschrieben werden, oft den Eindruck, daß man voraussetze, wir nähmen Stellung aus einer bloßen Stimmung, ohne viel Ueberlegung, blindlings und vorschnell. Darum muß einmal gesagt werden, daß man sich darin sehr stark täuscht. Alle unsere wesentlichen Stellungnahmen sind auf Grund gewissenhaftester Ueberlegung zustande gekommen. Immer und immer wieder haben wir geprüft, ob wir wohl auf dem Boden der Wahrheit stünden oder nicht. Auch haben wir uns mit den politischen Dingen unser Leben lang saure Mühe gegeben und gehören nicht zu denen, die darüber vom hohen Stuhl herab reden, als ob ihre Urteile aus Offenbarung stammten, während sie doch nur das Echo ihrer Lieblingszeitung und einiger Tendenzschriften zweiten und dritten Ranges sind. Wir haben oft den Eindruck gehabt, daß Leute uns belehren wollten, die

ihre Kenntnis bloß aus ihrem Leibblatt geschöpft hatten. Auch wir bilden uns nicht ein, daß wir den ganzen Sinn und Zusammenhang der heutigen Weltpolitik verstünden oder über all ihre einzelnen Hauptprobleme ein einigermaßen sicher begründetes Urteil hätten. Aber man darf uns glauben, daß wir daran ein großes Studium gewendet haben. Auch ist uns manche für die Beurteilung der Menschen und Ereignisse entscheidend wichtige Erkenntnis aus Quellen zu Teil geworden, die nicht jedermann zugänglich waren. Man darf es uns nicht als Hochmut auslegen, sondern bloß als Verteidigung, wenn wir darauf hinweisen, daß unsere wesentlichen politischen Urteile in diesen Jahren nicht zuschanden geworden sind. Gewiß können wir uns in Nebensachen und Hauptsachen geirrt haben. Wir werden es eingestehen, sobald wir es erkennen sollten. Gewiß haben auch uns im Verlaufe dieses furchtbaren Ringens, in dem wir auf Seiten des schlechter weggekommenen Teiles standen, etwa die Wellen der Leidenschaft überflutet, aber im Großen und Ganzen haben wir nicht der Leidenschaft gehorcht, sondern dem Wissen und Gewissen.

Es soll mit alledem nicht gesagt werden, daß Andere die Dinge mit unsern Augen ansehen müßten, aber daß wir für unsere Stellung das Vertrauen und die Achtung in Anspruch nehmen dürfen, die jede freie, ernsthafte und begründete Ueberzeugung verdient. Wir dürfen dies umsomehr tun, als wohl niemand wird behaupten dürfen, daß sie leicht sei oder uns zum persönlichen Vorteil gereiche. Sie ist vielmehr teuer erkauft und geht zum guten Teil gegen Fleisch und Blut. Wir konnten und können wirklich nicht anders.

Nach dieser grundsätzlichen Klarstellung gehen wir zu den einzelnen Fragen über.

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Die schlimmste Bedrohung der Schweiz.

Die Schweiz ist in diesen Wochen durch die schwerste Krise gegangen, die sie seit dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft erlebt. Es handelt sich zum Teil um offene Gefahren, die jedermann sehen kann, der Augen hat, zum Teil aber auch um verborgene, die damit im Zusammenhang stehen und die nur kleineren Kreisen bekannt sind. Eine gewaltige, skrupellose, mit satanischen Mitteln arbeitende Macht ist daran, die Schweiz zu verderben, indem sie sie zum Werkzeug ihrer Pläne zu machen strebt. Wenn wir dies sagen, so ist es nicht eine aus Furcht oder Haß entsprungene Gespensterseherei, sondern eine festgestellte, auf zum Teil freilich nicht jedermann bekannten, zum Teil aber sonnenklaren Tatsachen ruhende Behauptung.

Noch nie während des ganzen Krieges haben wir die tötliche

Bedrohung der Schweiz so mit Händen greifen können wie bei einigen bestimmten Erlebnissen der letzten Zeit. Trotzdem ist es unser Glaube, daß wir gerettet werden könnten. Es wäre dazu nur Eines nötig: Mut und abermals Mut! Nun müßte inmitten unseres Volkes und vor allem bei seinen Lenkern etwas von dem Geiste vorhanden sein, der Sanherib vor den Mauern Jerusalems zuschanden machte. Dazu wäre aber Glauben nötig, Glauben nicht an die großen Kanonen und großen Bank- und Industriekonzerne, sondern an Gott und die Macht des Geistes. Statt dessen regiert uns (so müssen wir ja sagen) ein Geschlecht, das im entgegengesetzten Geiste groß geworden ist. Wir haben eine Anzahl Männer am Steuer der Schweiz, deren Kurs wir nicht trauen dürfen, weil wir fürchten, daß er an falschen Sternen orientiert sei und an einem falschen Kompaß. Wir haben eine Presse, die, von einigen Ausnahmen abgesehen, den politischen und moralischen Tiefpunkt erreicht hat. Wir haben eine zwar nach und nach zur Wahrheit erwachende, aber noch nicht genügend klar orientierte und aktionsfähige öffentliche Meinung. Was ist da zu hoffen?

Sicherlich ist eine schweizerische Erneuerung im Werke. Das beweisen eine Fülle von Zeichen. Eine bessere Schweiz ist im Kommen, ja, sie ist schon da. Aber noch herrscht die andere und die Frage ist, ob diese uns in den Abgrund ziehen oder jene uns retten wird. Oder wird vielleicht beides geschehen?

Jedenfalls wäre das Gebot der Stunde, daß im Angesicht der uns bedrohenden offenen und versteckten Gefahren alle guten Geister sich aufmachten, um die Schweiz zu retten. Statt dessen aber scheinen wir in das Zeichen der Verblendung zu geraten, das eine Katastrophe prophezeit. Dazu rechnen wir neben der Politik der Herren Schultheß und Laur und den damit verwandten Erscheinungen (in deren Mittelpunkt die Lebensmittelfrage steht) besonders die Behandlung des Fremdenproblems. Wir gehören gewiß zu denen, die die ganze Furchtbarkeit der Gefahr, die unserm Volke von der Ueberschwemmung durch fremdes Wesen droht, eingesehen und verkündigt haben. Alle richtig orientierten Maßregeln zur Eindämmung dieser verheerenden Flut hätten von vornherein unsern Beifall. Aber was uns beelendet, ist die Erfahrung, daß man nun genau das tut, was man nicht tun sollte, und nicht tut, was man tun sollte. Statt all jenen Agenten, Spionen, Wucherern auf den Leib zu rücken, die unser Land wie ein böses Ungezieſer verheeren, wendet man sich ausschließlich gegen die Refraktäre und Deserteure. Das ist der Sinn jener „Pfahlbürger-Petition", der der Bundesrat schon vor ihrer Einreichung durch seinen traurigen Beschluß in Sachen der fremden Refraktäre und Deserteure Folge gegeben hat. Wir möchten uns allen Protesten dagegen von Herzen anschließen. Noch einmal wiederholen wir, was wir hier schon öfters ausgeführt haben: Diese Refraktäre und Deserteure sind im allgemeinen eine unserer geringsten Gefahren. Als solche, die doch sicherlich die antimilitaristische Bewegung

in der Schweiz einigermaßen kennen, müssen wir erklären, daß diese Refraktäre und Deserteure darin eine ganz nebensächliche Rolle spielen. Eine andere Frage ist, ob sich unter ihnen sittlich und politisch zweifelhafte Elemente anderer Art in größerer Zahl finden. Solche scheinen namentlich die Welschen im Auge zu haben, wenn sie sich für die „Pfahlbürger-Petition" einsetzen. Aber solche möge man mit unseren vorhandenen Gesetzen fassen, sie allenfalls auch ausweisen, falls nichts anderes übrig bleibt, nur verwechsele man Lumperei, wie sie überall vorkommt, nicht mit der antimilitaristischen Bewegung. Diese wird nicht durch die Refraktäre und Deserteure gemacht. Sie erwächst ganz von selbst aus der heutigen Lage und es ist bloß die bekannte Geistlosigkeit, die sie zum Werk einiger besondern Menschen macht. Denket zum Beispiel Platten und Münzenberg weg und ihr werdet deswegen nicht weniger, vielleicht sogar eher mehr Antimilitarismus haben. Aber es ist dem Philister bequemer, über ein paar Sündenböcke zu schimpfen, als die wahren Ursachen des Antimilitarismus aufzusuchen.

Dabei spielt eine große Unehrlichkeit mit. Der ganze Vorstoß ist im Grunde nicht gegen die Fremden und nicht einmal gegen die Antimilitaristen, sondern gegen die Arbeiterschaft gerichtet. Den Sack schlägt man, den Esel meint man. Das ist nun aber gerade in diesen Zeiten ein direkter Frevel. Denn wenn in der heutigen Lage der Schweiz irgend etwas nötig ist, dann sicherlich die Unterlassung jeglicher Provokation der sozialistischen Arbeiterschaft. Solche bringt die Gefahr des Bürgerkrieges unmittelbar mit sich, dieser aber die einer fremden Intervention in irgend einer Form. Wir glauben zu wissen, daß jene Macht, von der wir geredet haben, auf den Ausbruch von Unruhen, wenn möglich von Revolution, in der Schweiz förmlich hinarbeitet. Auch die Arbeiterschaft ist davon unterrichtet. Wenn sie vorläufig den Generalstreik unterlassen und am ersten Mai sich musterhaft gehalten hat,[1]) so war daran keineswegs bloß das Gefühl mangelnder Macht oder die Angst vor dem Militäraufgebot schuld, sondern auch die Rücksicht auf jene Gefahr für das Land. Die Militäraufgebote für den ersten Mai aber sind in der Form, worin sie erfolgten, auch ein Ausfluß jener Verblendung gewesen. Es zeigt sich in solchen Erscheinungen, was der Patriotismus gewisser Leute wert ist. Wo Partei und Geldsack in Frage kommen, ist ihnen das Schicksal der Schweiz gleichgiltig. Wir fürchten, es gebe unter uns eine Anzahl Leute, die gewisse Ereignisse geradezu herbeiführen möchten. Vor ihnen in erster Linie seid auf der Hut, Alle, die ihr die Schweiz retten möchtet! Von ihnen werden wir Rechenschaft fordern, wenn Unheil kommen sollte!

Es liegt aber in diesem Vorgehen gegen die Refraktäre und Deserteure auch in anderer Beziehung ein Verrat gegen die Schweiz.

[1]) Der Streik der Zürcher Tramangestellten, der eine Sache für sich ist, verlief in aller Ruhe.

Wenn wir ein Daseinsrecht behalten wollen, so müssen wir ein Asyl Europas sein, ein Hort der Freiheit und Menschlichkeit. Wir leben ferner davon, daß die heutige Kriegs- und Gewaltordnung durch eine Rechts- und Friedensordnung ersetzt wird. Wenn wir nun aber Menschen, die, jener Kriegs- und Gewaltordnung entfliehend, sich dem Asyl Europas nähern, wieder zurücktreiben, in Kerker uud Tod, dann verscherzen wir unser Lebensrecht. Möchten Achte von Zehnen durch geringwertige Beweggründe getrieben sein, die zwei Andern würden uns zu Anklägern vor dem Tribunal der Geschichte. Eine Schweiz, die ein engherziges Philisterländchen ist, verdient nicht zu leben. Grütli, nicht Seldwyla, Tells Armbrust und nicht Geßlers Hut sind die Zeichen, die die Schweiz retten.

Es liegt uns daran, diese Dinge stark und klar zu sagen. Als solche, die besonders laut den Warnruf gegen die Fremdengefahr erhoben haben, erklären wir, daß dieser Weg nicht der unsrige ist, sondern ungefähr das Gegenteil davon. Das Vorgehen gewisser Kreise ist vielmehr der Mißbrauch einer guten Sache im Dienste der Partei und der traurigsten Herzensengigkeit. Wir bedürfen einer Reinigung der Schweiz von fremder Propaganda, fremder Anmaßung, fremden Intriguen, fremden Beschmutzungen, aber auch von schweizerischer Borniertheit und Selbstsucht; wir bedürfen größerer, nicht kleinerer Gedanken; wir bedürfen nicht des Pfahlbürgergeistes, sondern des Pfingstgeistes.

L. R.

Rundschau.

Zum jüngsten Bundesratsbeschluss. (Eingesandt an alle größeren Schweizerzeitungen.) Am 6. Mai hat der Bundesrat den Beschluß gefaßt, ausländischen Deserteuren und Refraktären den Eintritt auf Schweizerboden zu verwehren und solche, denen es trotzdem gelingen sollte die Grenze zu überschreiten, wieder dahin zu befördern, woher sie gekommen sind.

Folgende Erwägungen haben offenbar dabei den Bundesrat geleitet: A. Erwägungen sittlicher Art: 1. Die Minderwertigkeit der durch Fahnenflüchtige importierten Gesinnung, die auf eine allzu rücksichtsvolle Behandlung seitens eines zivilisierten Gemeinwesen nicht wohl Anspruch habe. 2. Die steigende Gefährdung unserer öffentlichen Ordnung durch revolutionäre Elemente, die ja bekanntlich meistens Deserteure sind. 3. Die Ungerechtigkeit, die in der Besserstellung fremder — gegenüber den eignen Dienstverweigerern läge. B. Eine Erwägung praktischer Art: Die drohende Hungersnot, aus der sich die Forderung ergibt, lästige Kostgänger aus dem Volkskörper auszuscheiden. (Der Verdacht, es habe der Bundesrat nicht nur dem Drucke des eigenen

Gewissens, sondern vielleicht auch ein wenig dem einer fremden Großmacht nachgegeben, entbehrt der Beweiskraft.)

Der Beschluß trifft ebenso gut Studenten, wie Angehörige anderer Stände. Dies berechtigt den Internationalen Studentenbund auch äußerlich, die bundesrätliche Auffassung zu kennzeichnen. Er bemerkt zu A.: 1. Niemandem, der den Krieg nicht kennt, steht es zu, über die, die ihm entflohen sind, ein Urteil zu fällen. Jedenfalls hat, wer jeden Anlaß ergreift, seinem lebhaften Bedauern über die entsetzliche Weltkatastrophe ergriffenen Ausdruck zu verleihen, kein Recht, die ihm glücklich Entronnenen, statt ihnen ein Obdach zu gewähren, einem erbarmungslosen Kriegsgerichte auszuliefern, mit der juristisch unanfechtbaren Argumentation, das Gastrecht sei kein Recht. 2. Revolutionen entstehen, wenn der auf einer Volksklasse lastende Druck ins Unerträgliche wächst. Daß der Bundesratsbeschluß vom 6. Mai nicht dazu geeignet ist, den Druck zu vermindern, ist klar. Eine volle Ausnutzung des bepflanzbaren Bodens und der vorhandenen Arbeitskräfte, sowie eine durchgreifende Konfiskation und Rationierung der Lebensmittel hülfe mehr. 3. Die Ungleichheit in der Behandlung der eigenen Dienstverweigerer, die man mit Gefängnis bestraft und der fremden, die bloß zivildienstpflichtig gemacht werden, ist reichlich gerechtfertigt durch die durchschnittliche Ungleichheit des Vergehens: die Einen entziehen sich der Pflicht, gedrillt, die Andern der Pflicht, getötet zu werden und zu töten; das Vaterland der Einen könnte allenfalls gezwungen werden, sich zu verteidigen, das Vaterland der Anderen behauptet bloß, es führe einen Verteidigungskrieg.

Zu B.: Für Schmarotzer ist allerdings kein Raum mehr bei uns. Sie zu fassen, sollte einem Gesetzgeber nicht allzu schwer fallen, angesichts der Prasserei, die in unseren Hotels und manchen Privathäusern getrieben wird. Auszuweisen sind nicht die vom Kriege Abgezehrten, sondern die am Kriege Vollgemästeten, jenes Heer halb- oder ganzweltlicher Müssiggänger, das unseren öffentlichen Anlagen das charakteristische Gepräge gibt. — Der Beschluß gibt ferner die drei Arten an, sich eines schon niedergelassenen Fahnenflüchtlings gegebenenfalls zu entledigen. Die Handhabung dieser Bestimmungen hängt davon ab, ob jene wackere Petition durchdringen wird, die jeden Ausländer, der „direkt oder indirekt" zur Störung unserer Kreise beiträgt, fortgeschafft haben möchte.

Die Schweiz genießt ein unverdientes Friedensglück. Möge sie sich seiner würdig erweisen, indem sie allen Schutzbedürftigen und allen denen, die ihre Stimme draußen nicht erheben können, in jenem Geiste hilft, auf den sie bisher stolz war und der die Welt erlösen soll.

Die Sektionen Basel, Bern und Zürich des Internationalen Studentenbundes.

Aphorismen.

Jesus war kein Politiker, aber die Demokratie ist seine Schöpfung; er war kein Philosoph, aber er gab uns die beste, allzeit zeitgemäße Metaphysik; er war kein Moralist, aber die Ethik aller kommenden Jahrhunderte zehrte von seinem Geiste; er war kein Theologe, aber die Bekenntnisse aller Kirchen sind auf seinen Worten aufgebaut.

*

Jesus hauchte dem Körper der Menschheit neues Leben ein durch die Wiedergeburt der Einzelseele.

*

Ein Instinkt ist ein Teil unseres angeborenen Geistesschatzes, weder von Erziehung noch Offenbarung in die Seele eingesenkt. Die zwei Urinstinkte der Menschheit heißen: Gott und Unsterblichkeit.

*

Die Hoffnung des ewigen Lebens nistete stets in dem Herzen der Menschheit, durch Jesus wurde der Gedanke flügge.

*

Jesus unterscheidet zwischen bloßem Existieren und Leben. Existenz ist physisch, Leben ist geistig.

*

Es gibt viele Menschen, die nichts anderes sind als Verdauungsmaschinen, bekleidete Darmkanäle: sie essen, trinken, haben ihren Stoffwechsel und bewegen sich von einem Trog zum andern: sie existieren. Andere sind voll von Idealen, Plänen, Träumen und lockenden Bildern, die ihre Tatkraft beflügeln; ihr leibliches Teil lebt tief unter ihnen als verächtliche Notdurft: sie leben.

*

Bloßes Vegetieren der Menschen nennt Jesus: Tod. „Laßt die Toten ihre Toten begraben.“ „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, die Stunde naht, ja ist schon da, wann die Toten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören, werden leben.

*

Jesus beackerte nicht die unfruchtbare Theorie bewußter Unsterblichkeit, losgetrennt von den Bedingungen des seelischen Seins; er gab der Unsterblichkeit einen sittlichen Gehalt und gab ihr einen Lebenskern, die Erkenntnis Gottes. „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen, den allein wahren Gott und den Du gesandt hast, Jesum Christum.“

Büchertisch.

Wandersprüche. Von Ulrich Wilhelm Züricher. Verlag W. Trösch, Olten, 1918. Mit Buchschmuck vom Verfasser. Fr. 2.—.

Ein tätiger, gläubiger, liebender Mensch hat aus seinem Leben dies edle kleine Buch geformt. Kein blendendes Licht, aber ein wärmendes Licht gibt er. Im Spott gegen das Nichtige, Aufgeblähte, Dünkelhafte, wie im Aufschwung zum Guten, Großen ist U. W. Züricher immer kernhaft-tüchtig, ein Bekenner zum Geist.

Diese Sprüche werden solche Leser befriedigen, die noch für inneres Wachstum und Reifen ruhige Kraft haben. Hier spricht ein Mann, der ebenso sehr Schweizer als Weltbürger, nicht verschwommen und nicht eng ist, kein Parteihetzer, nicht kirchlich-gebunden, nicht freigeistig-pfäffisch, kein Schlaffer, kein Brutaler, ein Wanderer an Gestaden der Güte, kein Selbstvergötterer, einer, der tief und echt die Mutter Natur liebt, Berge und Bergluft vor allem, ein einfacher Künstler.

Gerne wird mancher nach weiteren Klängen begierig sein, wenn er die folgenden hört: „Künstlich das Kunstwerk vom Menschen zu trennen, nie kann es uns klären. Einheit von Leben und Kunst: Dies ist der Sinn meines Seins. — Ja auf die Form kommt es an, denn die feurige Tiefe gestaltet anders geartete Form als der triviale Verstand. — Köstlich gegliederter Leib und erlesene Form des Kristalles, Immer dasselbe Gesetz, welches das Chaos bezwingt. — Demokratie, Religion und Kultur, was sind das für Phrasen, Wenn noch die Dienstpflicht besteht: Morden als heilige Pflicht. — Organisieren der Erde kann einzig der Liebe gelingen; aber der eifernde Mensch greift zur brutalen Gewalt. — Daß sich die Völker befehden, sei ewiges Erdenverhängnis? Weißt Du, was Ewigkeit heißt? Menschenerfahrung ist kurz. — Wenn wir sie endlich bezwungen, die kläglichen Formen der Staaten, Bleibet die Erde allein einendes Vaterland uns. — Willst du dich kennen, probiere Gestrüpp und Gedörn zu durchhauen; kommst du als Sieger hindurch, weißt du es auch, was du kannst. — Freisinn, so nennt sich der Feldschrei der herrschenden Staatsmaschinisten. Sinn für die Freiheit ist es, was ja gerade euch fehlt. — Füllet mit Reichtum die Erde, und macht sie zum blühenden Garten; nur gebt dem Einzelnen nicht Reichtum in gierige Hand. — Alle die Majoritäten bedrücken die seelischen Kräfte, Bleibe dir selber getreu, auch gegen Staat und Partei. — Was dich im Tiefsten erschüttert, gestaltende flutende Kräfte, Nenne sie immerhin Gott, aber am Namen liegt's nicht. — Ueberall triffst du an höheren Schulen gelehrte Lakaien. Doch einen aufrechten Mann? Nimm die Laterne und such. — Suche im Herzen zu reifen, dann kannst du die Titel entbehren. Doktor, Professor und Rat: alles nur äußerer Schein. — Hier auf den Höhen der Berge umtanzen dich deine Gedanken. Heilige Stille der Welt. Nur in der Seele erklingt's. — Bergsee, du selig von Bläue des Himmels gesättigtes Auge; Liebliches Gleichnis bist du: Hohem geöffneter Sinn. — Wenn dir auf staubiger Straße so Leben als Liebe ermatten, steig zu den Gipfeln empor: Weite des Blickes erlöst. — Siehst du die segelnde Wolke dort schwimmen in himmlischer Bläue? Allem Gemeinen entrückt, trinkt sie die Fülle des Alls. — Durch die zerrissenen Welten erzittert ein Sehnen nach Liebe. Schaffe die Liebe in dir; Ewiges schaffest du schon."

Gerne wird mancher mit dem Wanderer U. W. Züricher gehen, der den Glauben an die kosmische Kraft hat, und manchmal sprudelt ein helles reines Lachen in den Ernst hinein; dieser Wanderer schreitet aufrecht im Sturm, und immer geleitet ihn ein Schimmer von Schönem. Sei U. W. Züricher herrlich gegrüßt und bedankt von Vielen, denen sein Leben, Wesen und Schaffen Freude bereitet. Und mit seinen Worten sagen wir: „Der ist mein Freund, der mich fördert im Besten, was hier ich erstrebe. Bloßes Erinnern tut's nicht. Freundschaft blickt vorwärts ins Licht."

Otto Volkart.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Von deinem Feuer.

Ich bin ein Fünklein, Herr, von deinem Feuer,
bin windgeborne, sturmgetragne Glut. —
Dein reiner Wille ist der Sturmfahrt Steuer;
ihr Ziel Entflammung, Feuer, das nie ruht!

Auf daß die Flamme steige, Sturmwind, trage
das rote Fünklein durch des Leidens Nacht;
auf daß die Flamme zünde, Fünklein, wage
dein tiefstes Glühen, bis der Brand entfacht.

„Vergluten mußt du, Fünklein, dich verzehren
für deines Glaubens heiße Flammenkraft.“
Herr, deine Gnade schenk, das Glühn zu mehren!
— Ein selig Fünklein, wenn es Flamme schafft! —

Julie Weidenmann.

Der Internationalismus und seine Aufgaben.

I.

In Nummer 1 dieses Jahrganges der „Friedenswarte“ habe ich in einem Artikel „Eine neue Kulturaufgabe“ einleitend daran erinnert, daß uns Pazifisten nach dem Kriege eine Fülle von Arbeit bevorsteht, daß wir uns klar werden müssen über die Aufgaben, die unserer harren. Letzteres scheint mir in der Tat nachgerade dringlich zu werden, und es fällt mir auf, daß davon in unseren Blättern bisher noch wenig die Rede war. Meiner Ansicht nach muß sogleich nach Beendigung des Krieges der Ruf zum Sammeln erschallen und unseren Gegnern gezeigt werden, daß wir

nach wie vor auf dem Platze sind, ungebeugt und unerschütterlich entschlossen, unser Ziel weiter zu verfolgen. Und wir sollten dann auch ihnen und der Welt sagen können, was wir im einzelnen tun wollen und tun müssen. Praktisch brauchbare Vorschläge, Probleme, die sich verwirklichen lassen, sind wertvoller als bloß theoretische Erörterungen. Nicht als ob ich die letzteren für überflüssig halte, sie führen im Gegenteil, wenn sie richtig sind, am sichersten zu dem, was zu realisieren möglich ist und nottut. Letzteres ist und bleibt aber im Leben doch die Hauptsache und ist darum das wertvollere. Es sei mir also vergönnt, von solchen Aufgaben, deren Lösung wir Pazifisten in Angriff zu nehmen haben, ein Wort zu reden, diesen Aufgaben aber zugleich eine Begründung dadurch zu verleihen, daß ich sie als ein Ergebnis der Theorie darstelle. Darum schicke ich den internationalen Aufgaben eine allgemeine Betrachtung über den Internationalismus voraus.

Noch ein Wort zuvor darüber, warum ich lieber Internationalismus und internationale Aufgaben und nicht Pazifismus und pazifistische Aufgaben sage. Ich meine, die vollkommene Verwirklichung des Zustandes, den wir Internationalismus nennen, schließt auch die Lösung des Friedensproblems ein. Ich darf es wohl als die Ueberzeugung jedes Pazifisten aussprechen, daß unsere dem Völkerfrieden dienende Arbeit nicht darin besteht, einzelne zusammenhanglose Mittel ausfindig zu machen, die dem Kriege und bewaffneten Frieden ein Ende bereiten sollen. Ist der Krieg erst eine Folgeerscheinung einer unvollkommenen selbstsüchtigen Politik, so ist klar, daß nicht der Krieg als solcher, sondern jene falsche Politik zu bekämpfen und durch eine neue bessere Politik zu ersetzen ist; daß wir ein solches Staatenverhältnis, einen solchen politischen Weltzustand herbeizuführen suchen, der den Krieg eo ipso ausschalten muß. Dieser Zustand aber — was ist er anders, als der richtig verstandene Internationalismus? Darum ziehe ich es vor, das, was wir erstreben, mit dem Wort Internationalismus zu bezeichnen, obwohl ich kein Fanatiker bin und mich gern zufrieden gebe, wenn andere das Wort Pazifismus beibehalten wollen, zumal ja jeder Pazifist auch Internationalist in des Wortes höchster Bedeutung ist. Uebrigens wird diese meine Abhandlung sehr bald die zutreffende Bezeichnung des zu erstrebenden Völker- und Staatenlebens mit dem Worte Internationalismus erweisen.

Schon wenn wir auf die bloße Wortbedeutung achten und von ihr ausgehen, können wir einen durchaus richtigen Begriff vom Internationalismus bekommen und können schon damit seine Gegner aus dem Felde schlagen. Wir können schon damit allein den Letzteren zeigen, wie sehr ihre Anfeindungen in nichts zerfallen. Alles Böse, das sie ihm nachsagen, daß er nämlich die Tugenden des Nationalismus und Patriotismus vergifte und die Vaterlandslosigkeit predige, alles das existiert nur in ihrer Einbildung. Das

Wort Internationalismus bedeutet zufolge seiner Ableitung die Gesamtheit der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Nationen (und Staaten), insbesondere das politische Verhältnis, das infolge ihres fortwährend zunehmenden Verkehrs zwischen ihnen besteht und durch bestimmte Verträge und Abmachungen geregelt ist. So ist es nicht etwa in der Theorie, sondern — wenigstens in den Anfängen — bereits in Wirklichkeit; und wer in solchem Internationalismus ein Unheil sieht, muß sich etwas ganz anderes dabei denken. In der Tat scheint es mir immer — es ist beschämend zu sagen — als ob einem Teil unserer Gegner das liebe Fremdwort, wie es manchmal geschieht, den bösen Streich spiele, als ob sie die lateinische Präposition „inter", die „unter" oder „zwischen" bedeutet, mit der griechischen „anti", die das feindliche „gegen" ausdrückt, verwechselten. Aber wie „interkonfessionell" nichts mit „antikonfessionell" zu tun hat, sondern das bedeutet, was sich auf das Verhältnis aller Konfessionen bezieht und z. B. in der Gesetzgebung zu berücksichtigen ist, und wie die „interparlamentarische" Union keine parlamentsfeindliche ist, sondern eine aus den Mitgliedern aller Parlamente der Erde zusammengesetzte Vereinigung ist, so begreift der Internationalismus alles in sich, was die Interessen aller Nationen untereinander angeht und nach gerechten Grundsätzen regelt, und er kann daher seinem Wesen nach niemals zu irgend einer Nation ein feindliches Verhältnis annehmen. Und man erkennt schon aus dieser Worterklärung[1]), daß Nationalismus und Internationalismus keine Gegensätze, sondern Korrelatbegriffe sind, daß jedes das andere zur notwendigen Voraussetzung hat, und daß mit der Existenz des einen auch die Existenz des anderen notwendig gegeben ist. Warum also soll man den Internationalismus fürchten, warum ihm Haß und Feindschaft entgegenbringen? Vielleicht erinnert sich mancher Leser der Worte des deutschen Kronprinzen gelegentlich des letzten Besuches der kaiserlichen Familie in Königsberg im Jahre 1910. Der junge Thronfolger warnte da „vor internationalisierenden Bestrebungen, welche die völkische Eigenart bedrohen." Ich möchte wohl, daß der Kronprinz mir eine einzige internationalisierende Bestrebung nännte, die eine so schreckliche Selbstvernichtung des deutschen Volkes anrichtet. Es gibt keine und kann niemals eine solche geben, es ist eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung, die weder theoretisch durch Beweise begründet noch praktisch durch irgend eine Tatsache bestätigt werden kann.

---

[1]) Wenn auch die Wortbedeutung des Internationalismus nur von Nationen redet, und die Begriffe Nation und Staat nicht zusammenfallen, so dürfen wir doch den Begriff Staat hier so verstehen, als ob seine Bewohner eine Nation bildeten. Ist das auch an und für sich ungenau, so können doch auf dem Gebiet des Internationalismus die Worte Nation und Staat ohne Schaden als synonym, ja ihre Begriffe als identisch betrachtet werden, und der Internationalismus kann somit kurz als das zwischenstaatliche Verhältnis erklärt werden.

Ich sagte: teilweise mag die Feindschaft gegen den Internationalismus in dieser falschen Deutung des Fremdwortes ihre Erklärung finden. Ein anderer nahe liegender Grund der Gegnerschaft ist dieser. Es gibt in der Tat — was selten beachtet wird — außer dem politischen Internationalismus noch einen anderen Internationalismus, und eine Verwechslung beider liegt für solche nahe, die nicht scharf zu denken pflegen. Um sogleich ein Beispiel anzuführen, man hört häufig sagen: die Wissenschaft ist international. Diese Bezeichnung weicht von der ursprünglichen ab, die sie in der Politik hat. Der sogenannte Internationalismus der Wissenschaft schließt nicht den Nationalismus ein, weil es in der Wissenschaft überhaupt keine nationalen Schranken und Gegensätze gibt, weil in ihr der Begriff Nation überhaupt keinen Sinn hat: es gibt keine deutsche, französische, englische u. s. w. Astronomie, wie es eine deutsche, französische, englische u. s. w. Politik gibt. Ebenso ist es im Gebiet der Technik und zum Teil auch in der Kunst. Das Wort international ist hier soviel als allgemeinmenschlich, und manche mögen wohl, wenn sie in der Politik das Wort Internationalismus hören, an diesen Sinn denken und darin eine Gefahr für ihr Vaterland und ihr Volk erblicken. Nach dem, was wir bereits gesagt haben, daß Nationalismus und Internationalismus untrennbar zusammengehören, leuchtet ein, wie gänzlich unbegründet diese Furcht ist.[1])

„Vaterlandslose Gesellen" sind selbst die Anhänger der internationalen Sozialdemokratie nicht, aber freilich sie und wir anderen Internationalisten haben einen anderen Begriff von Vaterland, von Patriotismus und von Nationalismus als unsere Gegner, und damit berühren wir den tiefsten Grund ihres Hasses, der uns leider zeigt, daß ihr Haß aus einer sehr trüben Quelle fließt. Mag man die beiden genannten Gründe (wenn sie bei einem Teil unserer Widersacher zutreffen sollten) bei milder Beurteilung mit Unwissenheit und Unklarheit des Denkens entschuldigen, dieser jetzt zu besprechende Grund ist unentschuldbar, weil er einen sittlichen Makel aufdeckt. Bei weitem die meisten unserer Gegner sagen zwar immer, der Internationalismus sei der gefährlichste Feind der eigenen Nation; was ihnen aber der eigentliche Stein des Anstoßes ist, das ist, daß es außer der ihrigen noch viele andere Nationen gibt, die sie nicht als gleichberechtigt neben der eigenen anerkennen wollen. Diese Gleichberechtigung setzt nun allerdings

---

[1]) Sollte es in fernster Zukunft zu diesem gefürchteten Internationalismus auch im politischen Leben, also zur Beseitigung aller nationalen Unterschiede, zur Aufhebung der Staaten und zu einem einzigen Weltstaat (oder wie man es nennen mag) kommen, so wäre das der eherne Gang der Geschichte, an dem wir nichts ändern könnten. Aber selbst wenn dies die letzte Periode der Weltgeschichte wäre (was wir nicht wissen), so liegt dieser Zustand noch so fern, daß es ganz überflüssig ist, diese Frage jetzt zu erörtern.

der Internationalismus voraus, seine Feinde aber, die es nicht offen aussprechen mögen, daß ihnen andere Nationen im Wege sind, richten ihre Angriffe lieber auf den unschuldigen Internationalismus, indem sie die Sache so darstellen, als ob sogenannte internationale Bestrebungen eine Bevorzugung fremder Völkerschaften vor der eigenen bedeuteten. Die Gegner geben damit Kunde von ihrem sittlichen Tiefstand.

Denn mit dem Verhältnis der Völker und Staaten untereinander ist es ganz wie mit dem Verhältnis des einzelnen Menschen zu seinem Nebenmenschen. Wie letzteres sittlich und vernünftig sich regeln läßt durch das einfache „höchste Gebot", in dem alle anderen enthalten sind: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", so ruht auch die ganze Völkermoral auf dem einzigen Gebot: Jede Nation achte und schätze jede fremde wie sich selbst, und jeder Angehörige eines Volkes oder Staates denke von den Angehörigen fremder Staaten nicht geringer als von seinen eigenen Volksgenossen. Das ist das vornehmste Gebot der „internationalen Ethik", und mit ihm ist alles ausgesprochen, was sich von dem Zusammenleben der Nationen überhaupt sagen läßt, wenn dieses ein vernünftiges und sittliches sein soll. Nun komme man nicht mit törichten Einwänden, die nur die eigene Selbstsucht schlecht verhüllen, mit Einwänden, wie beispielsweise die, daß es doch neben hochgebildeten auch tieferstehende Völker gebe, und daß erstere den letzteren eine höhere Kultur zu geben, selbst mit Waffengewalt zu geben, berechtigt und verpflichtet seien. Das sind, wie gesagt, nur vorgeschützte Beweggründe, die eine an sich schlechte Tat noch schlechter machen, da man sie mit Heuchelei und mit Lüge zu stützen sucht. Aber selbst wenn man es ehrlich meinen sollte, so wäre das feindselige Verhalten dennoch eine ungeheure Verirrung. Ein einzelner, an Größe des Geistes und der Seele ungewöhnlich hervorragender Mensch wird doch seine geringere Umgebung nicht totschlagen oder mit Gewalt zu seinen Untergebenen machen, sondern wird sie im Gegenteil nur mit den besten Mitteln zu seiner eigenen sittlichen Höhe zu bringen suchen und lieber selbst den Tod erleiden, wenn er dadurch seine großen Absichten erreichen kann. Aehnliches gilt wieder im Völker- und Staatenleben: Ohne jede Anwendung von Gewalt haben die Völker ihr bestes, das sie besitzen, untereinander zu teilen.

Ueberhaupt läßt sich die Vergleichung der Moral, die zwischen den Nationen zu gelten hat, mit derjenigen, die zwischen den einzelnen Individuen bestehen soll, in allen Fällen durchführen; die erstere ist nur eine Erweiterung der letzteren, beide sind zuletzt eine und dieselbe, nur **die** eine Moral, die überhaupt möglich ist. Auch der dem Internationalismus feindliche falsche Nationalismus hat die gleiche Wurzel, wie das tadelnswerte Verhalten des Einzelnen zu seinen Nebenmenschen. Warum beutet der eine den andern aus? Warum ist er sein Leben lang darauf bedacht, seinen Besitz und seine Macht

schrankenlos zu vermehren, obwohl er weiß, daß dadurch notwendig tausende seiner Brüder dem Mangel und der Knechtschaft anheimfallen? Warum, mit einem Wort, sucht er seinen an und für sich berechtigten Selbsterhaltungstrieb ins Ungemessene, seine Selbstliebe zur Selbstsucht mit allen Gewaltmitteln zu erweitern? Weil er in dem Wahn lebt, daß in der irdischen Machtfülle seine Größe und folglich seine Glückseligkeit besteht. Aber wie kann das Glückseligkeit heißen, was nur durch das Leiden anderer erkauft wird! Groß ist nur der, der von einer erhabenen Gesinnung beseelt ist und sie mit unbeugsamem Mute unausgesetzt zu betätigen sucht. Ganz dieselbe Erscheinung treffen wir auch im Staatenleben an. Alle, die sich so eifrig „national" (in Wirklichkeit übernational, chauvinistisch) gebärden, leben in dem Wahn, daß die Größe eines Staates und seiner Bewohner in seiner Macht bestehe, unter dem Worte Macht alles verstanden, was ihm ein politisches Prestige, ein ausgedehntes Gebiet, eine militärische Vorherrschaft, Fülle des Reichtums, blendenden Glanz und Schimmer verschafft und sichert. Aber ist das wirklich nationale Größe im wahren Sinne? Ich meine, eine solche kann nur in den *sittlichen* Eigenschaften des Fleißes, der Arbeit und der Tüchtigkeit, sowie in weisen Einrichtungen und Gesetzen bestehen, auf Grund deren es möglichst alle Bewohner eines Landes und nicht einzelne bevorzugte Klassen zu geistiger und sittlicher Bildung und zu einem gewissen, durchaus begrenzten Wohlstand bringen können. Die Leistungen eines Volkes, durch welche wirkliche, ideale Werte geschaffen werden, bedingen seine wahre Größe, und diese Werte sind gänzlich unabhängig von der politisch-militärischen Machtstellung. Um das einzusehen, braucht man keine philosophischen Erörterungen anzustellen, sondern nur einen Blick auf die Wirklichkeit zu werfen.. Wäre das, was ich hier wahre Größe nenne, durch die politisch-militärische Größe notwendig bedingt und geschützt, so müßte der Bewohner Rußlands den Schweizer an Gediegenheit und Tüchtigkeit bedeutend übertreffen. In Wirklichkeit ist es umgekehrt. Und welcher Vorzug soll darin liegen, daß der Zufall der Geburt mir ein politisch mächtigeres Vaterland gab? Wenn diese Frage Mangel an Patriotismus bedeutet, so bedaure ich die armen Schweizer, Dänen, Belgier u. s. w. Darum ist es auch eine ungeheure Täuschung, zu glauben, daß ein Staat durch Eroberungen „größer" im wahren Sinne des Wortes wird; oder ist Deutschland durch den Zuwachs von Elsaß-Lothringen ein hervorragenderer Kulturstaat geworden? Hat sich das deutsche Handwerk, die deutsche Industrie, der deutsche Handel, die deutsche Kunst und Wissenschaft dadurch *gehoben*? Derselbe Wahn also, der den Einzelnen verblendet, daß er falschen Gütern als Ziel seiner Glückseligkeit nachjagt, derselbe ins maßlose gesteigerte Selbstbehauptungstrieb, dieselbe schrankenlose Selbstsucht begegnet uns wieder im Völker- und Staatenleben. Und wie könnte es anders sein! Die Mehrheit der Menschen

besteht ja aus sittlich höchst mangelhaften Individuen, und diese Mehrheit macht eben auch die Mehrheit einer Nation aus. So wächst aus dem einen das andere hervor, aus dem Egoismus des einzelnen der Egoismus des Volkes, der selbstsüchtige und darum falsche Nationalismus. Wie aber andererseits die Selbstliebe und Selbsterhaltung des einzelnen dadurch in ihre richtigen Grenzen kommt, daß jeder dem anderen die Achtung und Wertschätzung, die er selbst von ihm verlangt, zuteil werden läßt, so gibt es auch den allein wahren und berechtigten Nationalismus, der allen Nationen das gleiche Recht der Existenz einräumt, das er selber hat, und in allen gegenseitigen Lebensbeziehungen nach dem Grundsatz der Völkersolidarität handelt: ein Volk für alle Völker und alle für eines! In nichts anderem aber als in diesen Wechselbeziehungen, die auf Grund solcher sittlichen und vernünftigen Bestimmungen durch Uebereinkünfte und Verträge festgelegt und geordnet sind, besteht das Wesen des Internationalismus, und wir sehen, daß derselbe unmittelbar mit dem richtig verstandenen Nationalismus von selbst gegeben ist. Wem also der Internationalismus ein Dorn im Auge ist, der beweist damit nur, daß er an dem falschen, selbstsüchtigen Nationalismus leidet und ist damit gerichtet und verurteilt. Er hat wie jeder Egoist eine niedrige Denkungsart, und ob er auf dem Thron, auf der Kanzel, auf dem akademischen Lehrstuhl säße — einerlei! Ja, er ist umso gefährlicher, je höher seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft ist, weil dann sein Einfluß umso größer ist. Er verdient den Namen eines Verbrechers, denn er sinnt auf Vernichtung, und sein Vergehen wird nicht besser, sondern schlimmer dadurch, daß er seine Taten zu beschönigen sucht mit der patriotischen Lüge. Er zündet mit das verheerende Feuer des Krieges an, er ist mitschuldig aller Schändlichkeiten, die der Völkermord erzeugt, und alle Flüche der Mit- und Nachwelt, die sie auf die Kriegsanstifter schleudert, treffen auch sein schuldiges Haupt.

Wer sein eigenes Volk wahrhaft groß und stark machen, wer ein echter Patriot und zugleich ein vollendeter Menschenfreund sein will, der hat seine ganze Kraft dem Internationalismus zuzuwenden. Wie aber dieses Wirken geschehen kann, das ist nun die unendlich wichtige Frage. Vielleicht ist mancher rasch mit der Antwort bei der Hand, indem er uns auf die unzweifelhaft bereits vorhandenen Anfänge des internationalen Lebens verweist, z. B. auf den Welthandel und Weltverkehr mit ihren internationlen Verträgen, Bestimmungen und Verwaltungen (man denke z. B. an den Weltpostverein), ferner auf die so wichtige internationale Rechtspflege (Schiedsgerichtshof im Haag!), auf die vielen öffentlichen und privaten internationalen Institute, Kongresse u. s. w. im Gebiete des Sozialismus (auch der Technik, der Wissenschaft, Kunst u. s. w.). Dies alles, sage ich, könnte die Frage: was sollen wir tun? als über-

flüssig erscheinen lassen; denn das, was geschehen muß, scheint ja schon alles vorhanden zu sein und bedarf nur des weiteren Ausbaues und der weiteren Entwicklung. Das aber ist eine sehr irrige Meinung. Was hilft das alles, wenn daneben der Todfeind des Internationalismus, der Supernationalismus mit seinem schrecklichen Verbündeten, dem Militarismus, bestehen bleibt und auch bestehen bleiben kann? Ja, wenn er nicht nur weiter besteht, sondern, wie die Gegenwart lehrt, immer kühner und mächtiger anschwillt und die Erde in ein Meer von Blut taucht?

Diese Erscheinung, daß mit dem wachsenden Internationalismus die Gegenströmung des selbstsüchtigen Nationalismus statt schwächer zu werden, wie man erwarten sollte, immer breiter, stärker und reißender wird, darf uns doch nicht zu dem Glauben verleiten, daß alle internationale Arbeit fruchtlos ist; wir werden sie bald erklären können und aus dieser Erklärung den Trost schöpfen, daß wir zu keiner Besorgnis Veranlassung haben. Dr. Max Friedrichs.

(Schluß folgt.)

Von der katholischen Kirche zu Gott.

Das Haus meiner Eltern stand nahe bei der alten Dorfkirche, die gemeinsam seit alters Katholiken und Reformierte mit ihrem nüchternen Geläute zum sonntäglichen Gottesdienst rief. Zwischen drin lag der reformierte Kirchhof, im ganzen besser gepflegt und mit schönern Grabsteinen geschmückt als der katholische. Denn der größere und vermöglichere Teil des Dorfes gehörte dem geneuerten Glaubensbekenntnis an, und wir Katholiken waren so in allem, wie man zu sagen pflegt, in der Minderheit.

Neben der Kirche, von meinem Elternhaus gleich gut sichtbar, standen die beiden Pfarrhäuser, linker Hand, von Dorf und Leuten durch die hohe Kirchhofsmauer und einen geheimnisvollen Garten mit Lebhag abgeschlossen, das katholische; rechts an der Straße, im Stile bodenständiger Wohnhäuser gehalten, das reformierte. So verschieden wie die Häuser, waren die beiden Herren Geistlichen, der katholische eher beschaulich, den Büchern und in dämmerig-kühler Stube der Musik ergeben, der reformierte geschäftig-tätig, mit vielen Beziehungen ringsum und mancherlei Verkehr. Leutselig waren sie beide, und wie sie sich selbst in praktischer Duldung persönlich aufs beste vertrugen, achteten und oft zusammenwirkten, so stand jeder auch bei der andern Konfession in Ansehen, und es ergab sich daraus ein leidlicher Zustand unter den Konfessionen

Jetzt ist es anders. Ins katholische Pfarrhaus ist die neue, scharfe Richtung eingezogen, wie sie in der katholischen Kirche in den letzten Zeiten obenauf gekommen ist. Der alte Pfarrherr war noch von jener weisen Mäßigung, wie sie Leo XIII. übte und empfahl. Wer weiß, wenn diese neue Richtung nicht aufgekommen wäre und mich empfänglichen jungen Menschen nicht in ihre mathematisch scharfe Konsequenz mithineingezogen hätte, mir wären die Fragen nach der Berechtigung der Ansprüche, die die Kirche stellt, nie mit solcher Heftigkeit gekommen, und ich hätte mich mit dem Ueberlieferten in seinen milderen Formen wie so viele andere abgefunden.

Den Gegensatz von katholisch und reformiert hatte ich zunächst wie so vieles Andere als etwas Gegebenes und Selbstverständliches angetroffen, bis er mir eines Tages bewußt werden sollte. Ich stand am Krankenbette meines Vaters, und das Gespräch, das er mit mir führte, kam, wohl durch meine kindliche Frage veranlaßt, auf diese Dinge. Ich erfuhr, daß früher einmal alles katholisch gewesen sei und es nichts anderes gegeben habe. Das sagte er mit einem wehmütigen Ernst, doch ohne Eifer. Denn bei aller Kirchlichkeit war er doch nicht im geringsten unduldsam, und das Aergste, was er einem gewissen geistlichen Redaktor nachsagen konnte, war der Vorwurf der Borniertheit. Auch mochte er ab und zu Anwandlungen haben, wo ihm nicht alles so recht in den Kopf wollte. Zudem lebte er mit seinem Nachbarn, dem reformierten Pfarrer und seiner wohlgebildeten, werktätigen Frau in viel zu guter Bekanntschaft, als daß er hätte eng und beschränkt sein können, und als praktischer Mann nahm er die Menschen und Dinge, wie sie nun einmal waren, und verkehrte mit allen, gar nicht nach Maßgabe konfessioneller Erwägungen. Nichts destoweniger machten seine Worte am Krankenbette auf mich fünfjährigen Knaben deutlich den Eindruck, daß dann die Reformierten bitter im Unrecht seien.

Aber ungefähr zur gleichen Zeit sollte auch schon der erste Zweifel von außen her in mir erweckt werden durch einen Angriff auf die Predigt des katholischen Pfarrers, den ich, weil er von älteren Knaben ausging, nicht recht verstehen konnte; der mir aber gerade deswegen und wegen seiner sinnenfälligen Derbheit viel zu schaffen machte. Jene Knaben nämlich spotteten, der katholische Pfarrer mache in der Predigt nur immer Wau Wau wie ein großer wilder Bernhardiner und schlage dazu auf die Kanzel wie ein Verrückter, wenn er betrunken sei. Er müsse aber so tun, weil alles verlogen sei, was er sage, und damit man in der Kirche Angst vor ihm habe und sich fürchte ihm nicht zu glauben. Der reformierte aber predige, was wahr sei und was man verstehen und begreifen könne. Ich hatte nichts zu entgegnen; aber es blieb

mir noch lange, und noch jetzt ist es mir, wenn ich daran denke, als sei ich mit Fäusten ins Gesicht geschlagen worden.

Nachhaltiger noch wirkte ein anderes Erlebnis aus unschuldigen Kindertagen; wenn ich es nachfühle, so ist mir so rein ums Herz, daß ich die Worte zu verstehen meine: „Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Meine Mutter war eine herzensgute Frau, ein gläubiges Gemüt. Da lag nun in der Nachbarschaft, in einem alten, verlotterten Bretterhause eine Fabriklerin krank und konnte in ihrer Not bei der ärmlichen Kost nicht wieder zu Kräften kommen. Was man freigebig oder in sozialer Fürsorge tätig nennt, war meine Mutter, die Bauernfrau, nicht. Aber hier, wo's not tat, hat sie im Stillen geholfen, hat oft ein kräftiges Süppli, Fleischbrühe mit Ei, für die arme Fabriklerin gekocht, das Schüsseli dann sorglich zugedeckt und es dann meiner Obhut anvertraut, um es hinzubringen. Da ging ich dann verstohlen hinter der großen Hecke am Pfarrgarten vorbei auf feuchtem Feldwege hin und überbrachte die Gabe mit Tränen der Rührung in den Augen. Nicht über das Elend, wie ich jetzt weiß; dafür fehlte mir noch der Sinn; das eigene Wohltun tat mir wohl; mir wurde wie einem Engel zu Gemüte, und dieses Uebermaß der Empfindung rührte mich so sehr.

Und seltsam spielte dann oft, von allerlei Wunder- und Märtyrergeschichten erregt, die Phantasie mit hinein. Als ich einmal wieder das Armensüppli sorgsam des Weges trug, barg ich es unter meinem Kittel, wie ich es gehört von jenem Knaben in den ersten christlichen Zeiten, der das heilige Sakrament mitten durch die heidnische Stadt zu entlegen wohnenden Gläubigen zu tragen hatte. Da wurde er entdeckt; man fragte ihn, was er da habe; er will nicht lügen und sagen darf er's auch nicht, schweigt standhaft, birgt sein himmlisches Kleinod noch fester; man bedroht, schlägt ihn, entreißt den Kelch seinen krampfhaften Händen, und standhaft stirbt er. Ich sah mich an Stelle jenes Heldenknaben; ich würde es auch nicht sagen, zeigen, preisgeben, was ich da hatte und tat; ich würde mich auch trotzig und standhaft wehren für mein Heiligstes und Liebstes.

Eine solche Stimmung nährte sich in der Folge vor allem am Religionsunterricht, den uns der Herr Pfarrer schon von früh auf erteilte.

Das war mir von je eine rechte Lust, viel lieber zu Zeiten als selbst die Schule, und über die ging mir doch nichts. Da war alles so faßlich und handlich und die unbegreiflichsten Dinge gingen in der knappen verständlichen Fassung des kleinen und später des großen Katechismus in Kopf und Herz ein. Besondere Freude hatte ich an juristisch-scholastischen Unterscheidungen und Begriffsbestimmungen: zwischen Raub und Diebstahl z. B., oder läßlicher Sünde und Todsünde. Noch mehr als das aber griff mir, als ich mit zwölf Jahren vor der Schwelle der Reifezeit stand, die

Lehre vom allerheiligsten Altarsakrament ans Herz und erfüllte mein empfängliches Gemüt so ganz mit Andacht und Frömmigkeit, daß ich wohl nie mehr so allem Irdischen entrückt gewesen bin. Gar als ich meinen Heiland in der ersten Kommunion empfangen hatte, lebte ich wochenlang wie ein kleiner Heiliger. Ich las täglich und betete aus einem ledergebundenen Gebetbuch mit seidenfeinem Papier und Goldschnitt und vornehmem Druck, das ich als Geschenk erhalten hatte. Ich stahl mich heimlich hinter ein Scheunentor, in einem verborgenen Winkel hinter Wagen, Pflug und Eggen und betete den Rosenkranz. Einmal entdeckte mich meine Mutter dabei, und als ich ihr voll Scham gestand, weinten wir beide zusammen, und sie sagte: „Gelt, es gibt halt doch nichts schöneres, als wenn man fromm und brav ist. Bleib nur immer so." Die gute Seele, wie viel hat sie an mir leiden müssen, daß derselbe Trieb mich in alle Stürme religiöser Kämpfe und zur Abkehr von meinem Kindheitsglauben geführt hat! Wie sie heute noch täglich zu Gott betet, daß ich zurückkehren möge! Vielleicht, ja sicher hat sie mehr gelitten als ich, ganz sicher. Ich habe anders gelitten; ihre Schmerzen waren größer.

Ich weiß nicht, woher es in mir lag; aber die Freude am theologisch-philosophischen Spekulieren ließ mich mit 13 Jahren, vorübergehend allerdings, schon ein kleiner Atheist sein. Es kamen oft Kapuziner aus einem benachbarten Kloster ins Dorf zu predigen. Und sie konnten es manche gewaltig. Ihre Predigten öffneten mir eine neue Welt. Mit den Geistes-Waffen aus der Werkstätte des Aristoteles, geschärft und geschliffen bei Thomas von Aquin, zogen sie gegen den modernen Unglauben los, gegen die gottesleugnerische Naturwissenschaft, vor allem gegen den Astronomen, der mit seinen Röhren den ganzen Himmel abgesucht und erklärt habe, nirgends sei ein Gott zu finden, gegen die Darwin und Häckel, die den Menschen statt aus Gottes Hand aus der Zeugung eines Affen mit einer Aeffin hervorgehen ließen, gegen die Philosophen, die sagten, nicht nach seinem Ebenbilde habe Gott die Menschen, sondern der Mensch Gott erschaffen, und alle die handgreiflichen Beweise für Gottes Dasein zu widerlegen sich herausnahmen, nur um nicht glauben zu müssen: non serviam — und dabei klopften sie mit heiligem Zorne auf die Kanzel — wie schon der oberste der gefallenen Engel, Luzifer, gesagt.

Alle diese Dinge machte ich mir nun eine lange Zeit ebenso zu eigen, verdichtete sie, gab ihnen Wirklichkeit, traute meinen Sinnen und höhnte im stillen in einem sonnigen Winkel der Kirchhofmauer über die Einfalt, zwischen Himmel und Erde überall fein verstreut, einen Geist anzunehmen. Denn was mir an den überlieferten Gottesvorstellungen von je am meisten zu schaffen gemacht hatte, war seine Allgegenwart zusammen mit dem rein geistigen Wesen. War es mir gelungen, die Anschauung des reinen

Geistes schließlich bis zu einem gelblichen Schimmer zu verdünnen, ähnlich den Farbflecken, die bei geschlossenen Augen entstehen, so war dieser gelbliche Fleck, in dessen Mitte unbestimmt ein rötlicher Schimmer wie eine Elipse sich abhob, bestimmt an einem Orte am Himmelsgewölbe über mir lokalisiert; ich weiß die Stelle heute noch und sie wird mir immer bleiben, und aus den Tiefen der Erlebnisse steigt sie mir mit stets derselben Schärfe und Deutlichkeit vors Auge, auch wenn ich an nichts derartiges denke. Dann aber wußte ich mit der Allgegenwart nichts anzufangen, die mir am ehesten noch wie Lufthauch erfaßbar war. Wenn ich mir aber Gott als an einem Tisch oder Stein oder gar am menschlichen Körper und seinen Teilen allgegenwärtig vorzustellen mich zwang, so löste sich alles wieder auf vor dieser Unmöglichkeit, und ich ließ es auf sich beruhen.

Aber auch die Freigeisterei ging vorüber, umso eher wohl, als ich doch täglich mit Gott und seinem Dienste nicht bloß passiv, sondern tätig als Ministrant zu tun hatte. Schon früh, ich konnte kaum recht lesen, hatte ich mit einem gleichaltrigen Knaben die lateinischen Gebete auswendig zu lernen, die der Altardiener abwechslungsweise mit dem Priester bei der Messe spricht, introite ad altare dei, ad deum, qui laetificat iuventutem meam: confiteor und so weiter. Hernach lernte ich alle die Handreichungen beim heiligen Opfer, das Meßbuch schicklich fassen und von der einen Seite des Altars auf die andere hinübertragen, namentlich aber Wein und Wasser im Kelche richtig mischen, über die der Priester dann die Worte sprach, daß sie zum Blute unseres Herrn und Heiland würden.

Das tat man handwerksmäßig, ohne sich sonderlich viel dabei zu denken oder gar Ehrfurcht vor dem Geheimnisse zu empfinden. Wie auch wäre das möglich gewesen? Ob der Priester immer mit ganzer Seele dabei war? Ich kann es nicht wissen, und habe mir auch selten meine Gedanken darüber gemacht. Höchstens an Ostern, wenn die Leute sich in Massen zur Kommunion drängten, und der Geistliche mit möglichster Beschleunigung einem nach dem andern die Hostie in den Mund legte und fortwährend jedesmal die Worte litaneiete: corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam, amen, so erregte das oft meinen heftigen Unwillen. Ich mochte es empfinden, daß da Heiliges wie ein Gewerbe getrieben wurde.

Daß wir bei diesem täglichen Umgang mit den Zeremonien auch zu allerhand Unfug aufgelegt waren, entschuldigt sich wohl von selbst. Am meisten Spaß machte es uns Landbuben, an hohen Festtagen die größten und dicksten Weihrauchkörner in Menge in die scharf entfachte Kohlenglut des Rauchfasses zu legen, um die ganze Kirche in einen dichten Qualm zu legen, der nach unserm geheimen Schwur dem Rauch von unsern herbstlichen Hütefeuern

nichts nachgeben sollte. Weihrauch umnebelt die Sinne der Andächtigen; er steigt vor allem in die Nase, und die Erregung des Geruchsinnes durch diesen fremdländischen, wundersamen Duft erzeugt mindestens so viel weihevolle Stimmung wie Gesang, Orgel und alle dekorative Pracht.

Hier aber muß ich eines Festes gedenken, bei dem auch Weihrauch in Menge aufsteigt, aber draußen in die freie herbstliche Natur und sich dort mit dem wehmütigen Goldnebelduft des ersten Novembernachmittags in eins verbindet, ein Symbol, wie alles Irdische zergeht und aufgeht ins übersinnliche Himmlische. Schön, schön, über alle Maßen schön ist dieses Totenfest Allerheiligen; es ist das menschlichste von allen Festen, die die Kirche feiert, und ich bin sicher, weder das in terra pax hominibus bonae voluntatis an Weihnachten, noch das resurrexit und halleluja an Ostern, noch das tantum ergo sacramentum am hochheiligen Fronleichnahmsfest haben so sehr alle, auch die Gefühllosen und Hartherzigen, in ihren Bann gezwungen wie das dumpfe, immer wiederholte requiescant in pace und das requiem aeternam dona eis, domine an Allerheiligen. Die Toten, sie leben wieder auf, und den Lebenden schnürt es die Kehle zu, wenn sie ihrer gedenken. Da habe ich Männer weinen sehen wie Kinder am Grabe, und wenn einmal, spürten sie da das Walten der Ewigkeit, waren ihm ergeben und fromm, Selige jenes andern Reiches, das nicht von dieser Welt ist. — Und jetzt noch, wo ich nicht mehr glaube, wie die Kirche befiehlt, gehe ich ein Einsamer, Fremder auf den Friedhof, wo die liegen, aus deren Leben ich bin. Wohl weiß ich dann, daß ich anders denke als die, die um mich Kerzen brennen. Aber vor dem einen übermächtigen Gefühl an den Gräbern der Verstorbenen, vom Zusammenhange alles Seins und Lebens gelten Unterschiede wie nichts. Was sind wir Menschen alle vor dem Ewigen, wenn wir uns ihm nahe fühlen? Gotteskinder, die einen wie die andern!

Aber ich täte doch Unrecht, wollte ich nicht auch sagen, wie viel kleinliche menschliche Ichsucht ich von diesem Feste in Erinnerung habe. An Allerheiligen beten die Katholiken für das Seelenheil der Abgestorbenen, ihre Erlösung aus dem Fegefeuer. Es ist natürlich und menschlich, daß ein jeder an den Gräbern seiner Angehörigen und eben nur für diese betet. Der Geistliche dagegen geht mit seinen Ministranten durch alle Gräberreihen und stellt so die für alle gleichbedachte Kirche dar. Da ich in amtlicher Funktion mit ihm zu gehen hatte, kam meine schwache Fürbittetätigkeit infolgedessen der Gesamtheit zu gute und wurde den engern Familieninteressen entzogen. Ich erinnere mich noch, wie ich dafür einmal von einer bigotten Verwandten hart angelassen wurde. So undankbar sei ich, und sie könne sich jetzt schon denken, wie viel sie von mir in ihrem Jenseits einmal zu erwarten habe. Kann

der Egoismus verächtlicher sein als hier, wo er glaubt, so von Gott profitieren zu können?

Aber ich muß gestehen, daß ich in meiner knabenhaften Beschränktheit nicht viel weniger egoistisch war, wenn ich über den Gräberreihen, wo meine Verwandten und Großeltern lagen, das Rauchfaß kräftiger schwang und den Weihwasserwedel tiefer und jedesmal frisch eintauchte, bevor ich ihn dem Pfarrer reichte zur Besprengung und Segnung dieser Gräber! Wie viel Materialismus steckt doch in der katholischen Religionsübung, und wie viele halten sich hauptsächlich daran!

Ein Erlebnis aber schloß meine Jugendzeit ab, das durch den Zwiespalt, in den es mich brachte, zugleich über sich selbst hinaus und auf kommende Wirren hinwies. Da fand im Dorfe eine sogenannte Mission statt, die acht Tage dauerte. Es war dabei auf eine religiöse Erneuerung der ganzen Gemeinde abgesehen, die mit dem Aufwand von außerordentlichen Mitteln durchgeführt werden und den fruchtbaren Grund für eine ersprießliche Frömmigkeit auf eine ganze Generation hinaus legen sollte. Drei berühmte Kapuziner, deren Auftreten überall den größten Eindruck hinterlassen hatte, waren bestellt, dies Wunder der Erneuerung zu wirken. Es waren aber auch ehrenwürdige Gestalten, mit hoher kahler Stirn und wehenden Bärten; mit ihrer schmucklosen braunen Kutte und dem weißlichen Strick als Gürtel, dem durchgeistigten Antlitz erschienen sie wie Erscheinungen aus einem andern Reiche, das den Wert der Dinge und Menschen nicht nach dem Golde mißt. Die Armut, in der sie lebten, zusammen mit ihrem innern geistigen Reichtum, ihre allen Augen sichtbare Uebereinstimmung zwischen Leben und Lehre war, wie zu allen Zeiten, eine höhere Macht, die nicht anders als wirken konnten. Sie war es, die allem, was sie sagten, verlangten, drohten, ihrem gewaltigen Kanzelwort und dem eindringlichen Zuspruch im Beichtstuhle, die menschlich überzeugende Kraft gab. Dazu kam ihre gemeine leutselige Freundlichkeit im Verkehr und der Ruf der Mildtätigkeit ihres Klosters. Den Ortspfarrer dagegen hatte man doch zu oft in die kleinen Sorgen und Interessen des Alltags verwickelt gesehen, wußte von ihm, daß er, wenn auch in Würden, ein fröhlicher Genießer alles Guten war, sah ihn im kühlen Schatten sitzen, wenn die andern im Sonnenbrande sich mühten und erhitzten. —

So lief ihnen denn auch alles zu. Täglich hatten sie die Kirche voll andächtiger Zuhörer; ihre Beichtstühle waren umlagert früh am Morgen und bis spät in die Nacht hinein, und viele waren, die zwischen hinein sie in ihrer Behausung aufsuchten, ihnen uralte geheime Leiden und Sorgen entdeckten und Rat, Hilfe, Trost und Heilung fanden.

Ich als Ministrant war täglich und fast stündlich um sie, beständig in der Bruthitze konzentriertesten religiösen Lebens und

war dabei ein allezeit aufmerksamer Hörer und Beobachter. Wir ließen unsere Späße in der Sakristei und hielten uns nun ebenso andächtig um den Meßner, der mit gewichtigem Ernste alles Besondere wiederholte und registrierte, wie wir vorher mit unserm Allotria in ihm den Mittelpunkt des Witzes und der Travestie gefunden hatten. Ihren Höhepunkt aber erreichte die Mission am letzten Abend. In der nächtlichen, von großen Lampen halbhell erleuchteten Kirche drängten sich in Bänken, Gängen und den Vorräumen des Chores knieende, betende Menschen; in rhythmischen Wellen wie brandendes Gewoge gingen die Wechselgebete und Litaneien durch den magischen Raum. Vorn aber, ich mit dabei, standen vor dem Hochaltar die drei Missionare, der Pfarrer und viele andere Geistliche in abgestuften Würden und Gewandungen; Kerzen brannten; die Weihrauchfässer dampften, lateinische Gebete, halb gesprochen, halb gesungen wechselten zwischen ihnen hin und her. In meinem roten Chorrock und dem reichgestickten weißen Chorhemde, hingerissen von allem, was auf mich eindrang, fühlte ich mich in meinem frühreifen Geiste fast wie einer von ihnen. Das schien mir das wahre Leben, das höhere Dasein, die Vorstufe des Himmelreichs und der Seligkeit zu sein: Ein Wirken wie diese im geistlichen Beruf. Und als der Gewaltigste von den dreien zur letzten Ansprache, zum letzten Gebete anhob, uns segnete, und feierlich dem Seelsorger seine Gemeinde wieder zur Leitung und Führung zurückgab, da war es bei mir entschieden. Ich kam nach Hause, glühend, fiebernd, in meinem ganzen kleinen seelischen Wesen erschüttert. Nichts stand mehr fest als der Himmel; ich barg mich im Bett, vergrub mich unter Decken und Kissen, schluchzte, weinte. Es war alles so schön gewesen, und ich war daran, das Gelübde zu tun, drei Finger auszustrecken und für immer mich Gott und dem geistlichen Berufe zu geloben.

Aber ich besann mich, daß ich nachher nicht mehr zurück könnte, es halten müßte, auch wenn die Reue käme, wenn — und vor meinen Augen standen Häuser, Menschen, das Mädchen, das ich gern hatte und begehrte. Die drei Finger streckten sich nicht aus; ich habe das Gelübde nicht getan. Ich schlief dann wohl bald ein, und machte mir am anderen Morgen keine weiteren Gedanken mehr. Ob ich gebunden gewesen wäre durch das Gelübde? Ich weiß nur, daß jesuitische Kasuistik hundert Wenn und Aber dafür und dagegen zur Hand gehabt hätte, um mich dann darnach für gebunden oder frei zu erklären. Froh war ich einenweg, mir diesen Handel erspart zu haben.

Denn in der Folge mußte ich immer mehr zum deutlichen Bewußtsein kommen, welche Macht die Kirche zu sein beanspruchte. Bisher war mir doch alles als Religionsübung erschienen; wenn auch das Allermeiste nur durch Vermittlung der Kirche geschah, so war doch sie selbst mit Papst und Bischöfen und ihrer ganzen

irdischen Herrlichkeit mir ein fernes, unbestimmtes Ding. Jetzt aber, seit ich mit fünfzehn Jahren aus meiner dörflichen Abgeschiedenheit an ein Gymnasium gekommen war, lenkte der höhere Religionsunterricht die Aufmerksamkeit auf die Kirche, die alleinseligmachende, unfehlbare, der von Gott durch seinen Sohn alle Macht zu binden und zu lösen gegeben war. Im Mittelpunkt der ganzen Darstellung stand das Papsttum. Dafür wurde ein umständliches, systematisches und lückenloses Beweisverfahren angetreten, das nicht verfehlte, mich völlig zu überzeugen. Und dieses neue Gefühl, überzeugt zu sein, mit Bewußtsein und aus Einsicht zu sagen: „Ich glaube“, gab mir nach innen und außen eine starre felsenmäßige Sicherheit. Die beste Gewißheit des Glaubens aber sah ich in der Unfehlbarkeit des Papstes. Alle andern Streitfragen mochten für mich füglich auf sich beruhen; es hatte gar keinen Wert mehr, sich irgendwie mit ihnen zu befassen; es war ja alles entschieden, geordnet, wenn eine unfehlbare Kirche so und so lehrte. So stand für mich das ganze Gebäude auf der Spitze; aber es stand. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich mit sechzehn Jahren unter Meinesgleichen den Satz ins Gespräch warf: „Was wollt ihr auch lange; es läuft doch alles auf die Unfehlbarkeit des Papstes hinaus.“

Daß bei dieser Konzentration auf das Unfehlbarkeitsdogma in den nächsten Jahren sich nicht viel wirklich religiöses Leben erzeugte, läßt sich begreifen. Ich lebte, wie man so lebt, ging zur Kirche ohne sonderlich andächtig zu sein, sündigte, ohne mir groß ein Gewissen zu machen. Die Schule füllte meinen Kopf; das Herz ließ sie leer. Ich denke mit Beschämung an meine Gymnasialzeit zurück, wie viel Gefühlsroheit, Seelenlosigkeit bei uns älteren Schülern einer humanistischen Bildungsanstalt vorhanden war, und wie derb diese innere Unkultur sich zeigte. Philologie und Naturwissenschaft allein bilden eben den jungen Menschen nicht, auch ein Geschichtsunterricht nicht, der bloß auf nationale Erziehung hinausläuft und ein Deutschunterricht nicht, der nur literarisch-ästhetische Anregungen gibt. Das menschlich Bedeutsame an großen Ereignissen und Persönlichkeiten ist uns selten recht zu Gemüte geführt worden, und doch ists nur dieses allein, warum es sich letzten Endes überhaupt lohnt, mit wissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen sich zu beschäftigen.

Es gab Ausnahmen; von ihnen eine war der Lehrer für Zoologie, Darwinist durch und durch, ein Mensch, dem es über alle Tatsachen weg um Denken und Weltanschauung zu tun war. Ob er Materialist war, weiß ich nicht; er brauchte einen Schöpfer und geistigen Gott nicht zu leugnen und demonstrierte vor unserm jugendlich-staunenden Geiste Deszendenztheorie und biogenetisches Grundgesetz. Und kamen wir nahe an die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit, an die Frage nach dem Ursprung und Wesen des Lebens, dann sprach er resigniert von der Unmöglichkeit, das

Entstehen von Leben aus Leblosem nachzuweisen, und zitierte Du-Bois-Reymond und sein ignoramus ignorabimus.

Ich war auch da gar bald und gern überzeugt, und wenn er uns auch ausdrücklich eingeschärft hatte, daß die Zwischenglieder zwischen Tier und Mensch trotz Häckel nur höchst lückenhaft und nicht beweiskräftig genug vorhanden seien, so waren wir mit ihm der Ansicht, daß dieses Fehlen einfach Zufall sei und ebenso zufällig durch Funde beseitigt werden könne, und daß es jedenfalls nichts beweise gegen die Richtigkeit eines Gedankens, der überall sonst sich darlegen ließ. Konsequenterweise aber konnte die Natur nicht der menschlichen Eitelkeit zuliebe einen ungeheuren Sprung gemacht haben. Auch über den riesigen Unterschied in den geistigen Fähigkeiten tröstete uns der Gedanke hinweg, daß nur zufällig das Tatsachenmaterial fehle.

So war ich denn mit meinen siebzehn, achtzehn Jahren von den beiden Dingen, der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Abstammung des Menschen aus dem Tierreich gleicherweise überzeugt; jedes schien mir bewiesen und einwandfrei folgerichtig zu sein. Daß die beiden sich nicht miteinander vertrugen, beschäftigte mich damals noch nicht. Wenn sie die kritische Tätigkeit des Denkens auch gelegentlich gegen einander hielt, so ging das bald wieder vorüber, und ich redete mir wohl ein, es komme ja praktisch nicht so viel auf die Geschichte von Adam und Eva an; daß die beiden aus Lehm seien, lasse sich wohl auch darwinistisch interpretieren.

Der Sache nach wäre nun auch der mathematische Unterricht im Stande gewesen, solche Widersprüche zu erzeugen, als er sich in der obersten Klasse zur sphärischen Trigonometrie erhob und mit einer lichtvollen Darstellung des koperikanischen Weltsystems endete. Aber es konnte mich im Gegenteil mit Genugtuung erfüllen, zu hören, daß die katholische Kirche sich in kluger Erkenntnis der Dinge raschestens mit dieser neuen Lehre befreundete, während die protestantische Geistlichkeit in starrem Festhalten an gewissen Bibelstellen sich dagegen sträubte und sperrte. Erst später ging es mir auf, daß auch meine Kirche damit ein bisheriges Dogma geräuschlos verabschiedete, und daß sich so etwas, wie klug es sein mochte, mit Unfehlbarkeit nicht vertrug. Eine Bestätigung dafür fand ich später bei Augustin, die Annahme von Antipoden und unbekannten Menschenrassen sei nimis absurdum.

Indessen halfen weder das Unfehlbarkeitsdogma noch die Deszendenztheorie über die Tatsache hinweg, daß ich ein sündiger Mensch war. Ich machte mir auf lange Strecken überhaupt keine Gedanken darüber, und es fehlte auch fast gänzlich an ernsthaften Versuchen, anders und besser zu werden. Ich könnte auch nicht sagen, der Geist sei willig gewesen; ich huldigte vielmehr mit andern zusammen einer modernen Kraft- und Auslebemoral, die genoß, was ihr zugänglich war. So wie wir gesinnt waren, hinderte uns

wirklich nur die Abgeschiedenheit des kleinen Landstädtchens, uns ihr gänzlich hinzuwerfen. Nur ab und zu, wenn verbummelte Studenten als „alte Häuser" in das „elende Nest" zurückkamen, erfaßte mich ein gesunder Ekel vor dem ganzen Treiben. Auch Besuche im Spital brachten mich zu kurzdauernder Besinnung; die Lektüre von Hiltys „Glück", dem ersten Buche, das mich über den ordinären Schulkram hinaushob, gab mir zeitweise einen Halt, und mächtigste Anregung ging von Förster aus, den ich zu sehen und zu hören einigemale Gelegenheit hatte. Ihm verdanke ich, mehr noch als später Chamberlain, das lebendige Bewußtsein von dem, was Kultur und dem, was bloß Zivilisation ist, und die Erkenntnis, wie viel bei diesem Unterschiede auf das sittliche Leben des Menschen ankommt. Jedoch, solche Einwirkungen blieben Ausnahmen, und wenn ich auch weder ein epikurischer Schlemmer noch ein Gewalttäter war, so tat ich doch nur zu oft, was ich nicht sollte und unterließ, was ich sollte.

Da trat denn doch wieder die Kirche als Heilsanstalt helfend zur Seite, forderte die Beichte und führte so zur stärksten Selbstbesinnung, zur Reue, Vergebung, Buße und guten Vorsätzen. Ich ging, als ich die Freiheit hatte, nicht allzu oft und selten innerlich getrieben. Aber wenn der Anlaß einmal da war, gab ich mich ganz hin und spürte nachher tatsächlich wohltuende Befreiung und Erleichterung.

Viel Unruhe schaffte mir in diesen Jahren die zur Entscheidung drängende Berufswahl. In diesen Nöten faßte ich einmal den Entschluß, nach Maria-Einsiedeln zu gehen und dort bei der Gnadenmutter Hilfe und Beistand zu finden für mein äußeres und inneres Leben. Denn immer stärker waren meine Entschließungen von religiös-kirchlichen Erwägungen bestimmt. Der Wallfahrtsort kam mir bekannt vor; denn als kleinen Knaben hatte mich die Mutter einmal mit hingenommen. Aber ich fühlte mich fremd in dieser seltsamen Umgebung. Ich spürte, witterte etwas Widriges; ich wußte damals nicht, was es war, heute dagegen wohl: Nicht bloß die marktschreierisch-geschäftsmäßige Aufmachung, die jeden guten Geschmackes entbehrte, der Geschäftskatholizismus, wie er sich breit machte; es war vielmehr die dem Ganzen zu Grunde liegende Auffassung von Religion, das meinem gesunden Instinkt widersprach. Wenn ich schon damals eine tiefinnerliche Verehrung für die Gottesmutter Maria hatte, daß sie an einem Orte ganz besonders wirke, schien sich mir mit ihrer Hoheit nicht zu vertragen. Die Abneigung gegen solche südländisch-heidnische Reste muß tief in mir gesteckt haben. Ich erinnere mich, wie ich als kleiner trotziger Knirps die Geschichten von der Mutter Gottes in Lourdes einfach nicht annehmen wollte. So tief steckt der Abwille gegen eine solche Lokalisierung religiöser Inhalte in mir drin, daß ich behaupten darf: Nichts wird wie dieser Instinkt

im Stande sein zu verhindern, daß ich je wieder zu einer Kirche zurückkehre, die derartiges lehrt und übt. Dafür danke ich meiner gesunden Natur!

Von all den Aeußerlichkeiten aber, mit denen die katholische Kirche auf die Menschen wirkt, ist mir eine in besonders liebevoller Erinnerung geblieben. Die Kirchenmusik. Künstlerisch sie zu würdigen bin ich nicht im Stande. Aber alles, was an Kräften des Gemütes in mir war, hat sie gelöst, erwärmt und so mein ganzes Wesen von ihnen durchdringen lassen. Es kam mir zu statten, daß ich Latein konnte und mir so das Gesungene auch seinem Sinn nach tief einging. Dergestalt kam es vor, daß ich an gewissen Sonntagen in Stimmungen geradezu schwelgte. Noch spät, als ich schon mit den ernstesten Zweifeln kämpfte, riß die Gewalt solcher Stimmungen mich aus allen Verstrickungen heraus und hin zum weihevollen Glauben.

Daß die Menge der Gläubigen dabei leer ausging, konnte mich wenig kümmern. Ich hatte zwar oft den Einfall, die Kirche würde sich wenig vergeben, und ihre Gläubigen könnten für ihr religiöses Leben nur gewinnen durch die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst. Ja oftmals steigerte sich dieser Gedanke zu reformatorischer Empörung, wenn ich bedachte, was die Kirche hier über die Köpfe des Volkes weg für ein Spiel zu ihrer eigenen Verherrlichung spielte. Aber die Gründe für das unbedingte Festhalten an der lateinischen Kirchensprache waren mir zu wohl bekannt, und paßten mir auf die Dauer zu wohl in das ganze römische Machtsystem hinein, als daß an ihnen solche vorübergehende Wallungen des deutschen Gemütes nicht hätten abprallen sollen.

Denn in eben diesen Zeiten mußte ich ernsthaft in Erwägung ziehen, wie diese geschlossene Macht meinen eigenen Plänen förderlich sein könnte. Ich wollte Jurist werden; aber nicht der Anwalt lockte mich; es war der Parteiführer, der in meinen Augen der Juristerei die kirchlich-religiöse Weihe gab. Wie einst als Knabe mit dem Armensüppli wollte ich jetzt ein Kämpfer sein für die gute Sache. Katholikentage nährten diese Pläne. Ich sah die weltlichen und geistlichen Führer der katholischen Massen hier laut ihren Glauben, ihre Kirche, ihre Partei bekennen und sich von diesem Gesichtspunkte aus über wichtige Tagesfragen aussprechen. Es schien mir ein erstrebenswertes und ideales Ziel, es ihnen gleich zu tun, die Sache zu fördern und selber solche Ehre zu gewinnen. Denn das muß man der katholischen Welt lassen: Sie versteht es, ihre Männer zu feiern. Auch darin ist System und Zweckmäßigkeit. Dieselbe Geistesverfassung, die Heilige erklären und verehren heißt, rühmt und verherrlicht auch die Größen des Tages in Politik und im gesamten katholischen Leben, jeden an seinem Orte und für bestimmte Kreise; so werden sie Träger eines hohen Ansehens

und einer starken Autorität, und ihrerseits fügen sie sich wieder der Autorität der hohen und niedern Geistlichkeit und damit der Kirche.

Ich darf aber wohl sagen, daß es mir dabei weniger um meine Person, als um die gute Sache zu tun war, wenn ich diesen Dingen in meinen Zukunftsplänen nachhing. Einst hörte ich einen freisinnigen Redner sagen: „Wohl wird auch in Zukunft der Kampf der Geister nicht aufhören," und machte mir dazu das Gelöbnis: „In diesem Kampfe will ich nach meinen Kräften einstehen für meine Ueberzeugung, die heilige katholische Kirche." Betrachte ich die Sache von heute aus, so bin ich mir wohl bewußt, wie aus einer solchen Gesinnung der Kraft und der Wille geworden ist, für eine Ueberzeugung überhaupt einzutreten, sie in die Tat nach außen hin umzusetzen ohne Menschenfurcht, dieser innern Stimme mehr zu gehorchen als den Konventionen der Menschen, der Mut erwachsen ist, in Uebereinstimmung mit mir selbst zu handeln.

Darnach entschieden sich indessen auch die Entschließungen für den künftigen Beruf, ohne irgendwelche religiös-kirchlichen Erwägungen. Sie traten völlig zurück hinter Anlage und Charakter. Aber eben dieses Freiwalten meines eigenen Wesens dort, wo es ums Letzte ging, sollte mir neue ernsthafte Kämpfe bringen, die mich unter vielen Leiden von der Kirche loslösten und auf eigene Füße stellten. — Auf der Universität hat es sich in wenigen Semestern entschieden und bleibt es. Was ich dabei erfahren, sollen jene Zeiten selbst sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Politik.[1]

3. Deutschland und die Entente.

Wir wollen sofort zum Lebendigen kommen, unserer Stellung zu Deutschland und der Entente. Hier flammt ja die Leidenschaft hoch auf; hier scheiden sich am schroffsten die Wege; hier zerreißen alte Freundschaften, ja sogar Bande des Blutes.

Wir sind von Anfang an nicht für Deutschland d. h. die von seiner Regierung und seinen leitenden Kreisen vertretene Sache gewesen. Während wir aber am Anfang mit einer ausgesprochenen Stellungnahme mehr zurückhielten und uns auf den Kampf gegen Prinzipien, besonders den gegen den religiösen Militarismus, beschränkten, sind wir im Verlaufe des Krieges von außen und innen

[1]) Vergleiche das Maiheft.

her genötigt worden, immer schärfer auch politisch Stellung zu nehmen.[1])

Das haben auch unter unseren Freunden Viele nicht verstanden Sie meinten, daß wir um unseres Zusammenhanges mit deutscher Kultur und deutschen Menschen willen ohne weiteres die deutsche Sache d. h. die Sache der regierenden und führenden deutschen Kreise, für richtig halten müßten. Sie begriffen nicht, warum wir, die wir sonst doch immer für die Schwächeren eintreten, es in diesem Falle umgekehrt hielten und nicht wie alle Andern uns über die Schändlichkeit des „Ueberfalls“ auf Deutschland empörten. Wir kamen ihnen so undankbar und kaltsinnig, ja fast verräterisch vor. Von Deutschland her kamen auf die ersten ganz harmlosen Zeichen hin, daß wir nicht mit der deutschen Kriegslegende und heiligen Kriegsbegeisterung durch dick nnd dünn gingen, ganze Ströme von Briefen und Artikeln, zum Teil voll der wildesten Wut und Schmähung. Das ging dann jahrelang so fort. Zu diesem deutschen Strom gesellte sich ein wenn möglich noch schmutzigerer aus der Schweiz. Besonders ist aus der der deutschen Propaganda verkauften Presse von Zeit zu Zeit eine Hetze gegen uns aufgestiegen, die immer aus d i e s e r Quelle stammte. Wenn man glaubte, uns auf diese Weise bekehren zu können, so hat man uns freilich schlecht gekannt!

Was antworten wir, nicht auf die Schmähungen der Gegner, aber auf die Fragen und Anklagen der Freunde?

Was die Dankbarkeit betrifft, so sind darüber wohl nicht viel Worte zu verlieren. Wir könnten antworten, daß wir auch andern Völkern zu Dank verpflichtet sind, vielleicht im Großen und Ganzen sogar mehr als dem deutschen. Es ist auch gar zu naiv, wenn man tut, als ob unsereins sein Bestes selbstverständlich aus Deutschland haben müsse. Wenn der Schreibende sich fragt, welches die Menschen sind, die aus den heutigen Völkern heraus sein geistiges Leben am meisten bestimmt haben, so stellt sich zunächst kein einziger deutscher Name ein, es tauchen vielmehr Dante, Calvin, Carlyle, Emerson, Robertson, Kierkegaard, Vinet, Tolstoi auf, dazu andere Einflüsse ähnlicher Art, die sich weniger an bestimmte Namen heften. Erst nachher kommen Kant, Fichte, Goethe, Naumann und Andere. Eine Ausnahme bleibt bloß Blumhardt, aber gerade ihn kann man am wenigsten einem einzelnen Volke zuteilen, er ist sui generis und ragt über alle Volkszugehörigkeit weit hinaus. Damit soll nun nicht etwa geleugnet

[1]) Unsere Zurückhaltung hatte namentlich auch d e n Grund, daß wir an ein viel rascheres Ende des Krieges glaubten und die Erörterung der Frage nach der Schuld der einzelnen Völker an seinem Ausbruch auf diesen Zeitpunkt verschieben wollten. Es leitete uns dabei die Rücksicht auf die vielen deutschen Gesinnungsgenossen, die die Neuen Wege lasen und die wir in große innere Not gestürzt hätten, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, zur Klarheit zu kommen. Wir bereuen jetzt, nicht sofort ganz offen und rückhaltlos auch über diesen Punkt geredet zu haben. Hätten wir diese lange Dauer des Krieges vorausgesehen, so hätten wir es gewiß getan.

werden, daß wir Deutschland Vieles und Großes verdanken, sondern nur, daß dies andern Völkern gegenüber weniger oder gar nicht der Fall sei. Wir möchten in dieser Beziehung am liebsten alles Abwägen unterlassen. Ist doch dieser Gesichtspunkt für die ganze Frage völlig unwesentlich. Wohin kämen wir, wenn wir nun der Dankbarkeit willen die Wahrheit preisgeben wollten? Ist nicht schließlich Wahrheit der beste Dank, besonders wenn sie Schmerzen kostet? Sind wir dem eigenen Volke nicht am meisten zum Dank und zugleich am meisten zur Wahrheit verpflichtet? Kommen wir nicht auf dem andern Wege rasch zu dem: Right or wrong, my country? Es gehört allerdings zu der Verdummung, die der Krieg herbeigeführt hat und die auch sonst etwa ein gewisser Patriotismus bewirkt, anzunehmen, wer gegen das stehe, was ein Volk etwa für gut und recht hält, sei sein Feind, während doch das Gegenteil viel wahrscheinlicher ist, da eine solche Stellung mehr kostet als Zustimmung und Schmeichelei. Oder haben etwa Amos und Jeremias ihr Volk weniger geliebt, als die patriotischen Begeisterungspropheten? Treten wir selbst nicht auch dem eigenen Volk entgegen aus Liebe? Könnte es denn aber nicht Liebe gewesen sein, die uns genötigt, gegen das zu stehen, was in Deutschland der Masse gut und wünschenswert erschien? Nur Eins darf die Dankbarkeit fordern: eine gewisse Pietät. Wir dürfen versichern, daß wir diese Deutschland gegenüber haben walten lassen. Wir hätten sonst ganz anders geredet! Sollte man aber gefunden haben, daß wir Deutschlands Verdienste und Vorzüge, die Größe und Herrlichkeit deutscher Kultur und deutschen Wesens nicht gebührend gerühmt hätten, so sei Folgendes erklärt: Wir gehören nicht zu denen, die auf Verlangen loben und Liebe versichern können. Wir halten es mit der Kordelia und befinden uns damit in guter Gesellschaft.

Wenn man sodann von uns das Einstehen für den Schwächeren erwartet hat, so hat man ganz recht gehabt. Wir stellen uns in solchen Fällen fast automatisch auf die Seite dessen, den wir für schwächer halten. *Aber so haben wir ja in diesem Falle gehandelt.* Das ist ja ein Grund unserer Stellungnahme gegen Deutschland: wir haben es nämlich von Anfang an für den weitaus *stärkeren* Teil gehalten. Denn wir ließen uns nicht durch die doch etwas kindische Rechnung täuschen: auf der einen Seite vier, auf der andern sechs oder gar sieben und was dergleichen Künste mehr sind. Wir rechneten mit der *Stärke*. Ein riesenstarker Mann mag es mit Vieren oder Fünfen zu tun haben und kann doch der Ueberlegene sein. Deutschland mit der von ihm geleiteten Gruppe von Völkern zusammen bedeutete für uns eine sehr viel größere Macht als die ganze Entente. Es war unvergleichlich besser gerüstet; seine Kraft war zusammengefaßt, und vor allem: es hatte „den Teufel im Leibe“, das heißt, es hatte einen weitaus stärkeren Kriegsgeist, Macht- und Siegeswillen als die Andern. Das Gerede von seiner drohenden „Vernichtung“ erschien uns als Kriegspsychose. Menschlich betrachtet

war ihm der Sieg gewiß. Wenn wir trotzdem nicht daran glaubten, so geschah es gegen den Augenschein, im Vertrauen auf eine Macht, die stärker ist als alle Strategie, Kanonen und giftigen Gase. Es blieb die furchtbarste der Mächte. Rußland stand auf schwachen Füßen, Japan war weit, England nicht gerüstet, Frankreich von Anfang an durch die Besetzung seiner wirtschaftlich bedeutendsten Landesteile stark geschwächt. Für Frankreich mußte man Angst haben, ihm drohte Zermalmung, nicht Deutschland. Dieses war Europas Gefahr. Jene Neigung, zum Schwächeren zu stehen, mußte sich also diesmal durchaus gegen Deutschland kehren.

„Aber das Ueberfallenwerden?" Selbstverständlich hätten wir für Deutschland Partei genommen — trotz alledem! — wenn wir diese Legende für Wahrheit genommen hätten. Gewiß, wer nur die deutsche Version kannte, der wußte, wenn er edeldenkend war, in Begeisterung und Empörung für das friedliche, unschuldige, eingekreiste und überfallene deutsche Volk Partei nehmen. Das ist sicherlich der Grund mancher deutschfreundlichen Stellungnahme gewesen. Er gereicht denen, die davon bestimmt worden sind, zur Ehre.

Aber es handelte sich um einen wahrhaft kolossalen Irrtum. Das ist von Anfang an unsere feste Ueberzeugung gewesen und alles, was wir in diesen vier Jahren an Tatsachen weiter kennen gelernt haben, konnte uns darin nur bekräftigen. Wir haben von Anbeginn die deutsche Hauptschuld nicht nur am Ausbruch des Krieges, sondern auch an seiner Entstehung für sicher gehalten.

Damit wären wir zu dem großen Thema von der Schuld am Kriege gelangt. Es ist natürlich völlig unmöglich, es in diesem Zusammenhang ausführlich zu behandeln. Die Literatur darüber würde schon jetzt eine große Bibliothek füllen und sie wird ins Unermeßliche wachsen. Für uns kann es sich nicht um eine Untersuchung dieser Frage an und für sich handeln, sondern bloß darum, die Art und Weise, wie wir sie beantworten, klarzulegen. Im übrigen sind wir jeden Augenblick zu ausführlicher Ablage von Rechenschaft über diesen Punkt bereit.

Wir müssen, wenn wir nach der Schuld am Kriege fragen, eine Unterscheidung machen. Es gibt eine allgemeine und eine besondere, oder eine absolute und eine relative Form dieser Schuld. Diese verteilen sich sehr ungleich.

Die allgemeine oder absolute Schuld am Kriege liegt auf unserer ganzen Kultur, unseren politischen, sozialen und geistigen Zuständen. In diesem Sinne reichen die Ursachen der Katastrophe weit zurück, weiter, als die Meisten ahnen. Prinzipiell gesprochen können wir sagen, daß ihr tiefster Grund ein Abfall von Gott sei. An dieser Schuld nehmen alle Völker teil und es ist schwer abzumessen, braucht auch gar nicht abgemessen zu werden, welche von ihnen am schlimmsten belastet sind. Auch die Neutralen sind hierin eingeschlossen; in Bezug

auf diese Schuld am Kriege gibt es keine Neutralen. Jeder Einzelne unter uns ist schuldig. Jeder von uns soll ein möglichst großes Teil auf sich nehmen: Mea culpa, mea maxima culpa!

Das ist's, was wir zu Beginn des Krieges stark betont haben. Bei uns hat man es lächerlich gefunden, daß auch wir schuldig seien, und in Deutschland ist man schon bei dem Gedanken, daß die Schuld nicht einzig und allein auf den Andern liege, wütend geworden. Inzwischen dürfte hierin wenigstens unter uns Klarheit geworden sein: Es ist klar, daß kein Volk und keine Regierung diesen Krieg haben machen können. Der Weltbrand konnte nur ausbrechen, weil in der ganzen Welt ungeheuer viel Brennstoff von Vielen und von langer Hand her aufgehäuft worden war. Was eine einzelne Regierung tun konnte, war nur das Eine, daß sie die Fackel in diesen Brennstoff warf.

Das wäre dann die besondere oder relative Schuld. Hier handelt es sich also bloß um den Ausbruch des Krieges und etwa noch seine mittelbare Vorbereitung. Und nun behaupten wir, daß diese besondere und relative Schuld Deutschlands sehr groß, ja die größte ist, daß es (mit Oesterreich zusammen) die Fackel in den Brennstoff geworfen hat.

Wollen wir nun alle die Argumente für und gegen diese Behauptung, die jeder kennt, noch einmal durchnehmen? Das führte, wie schon bemerkt worden ist, ins Endlose. Der Schreibende will lieber zeigen, wie seine Ueberzeugung zustande gekommen ist.

Zunächst wieder eine Vorbemerkung.

Wir Deutschschweizer sind durch eine Geschichtsdarstellung, die ganz und gar vom deutschen Gesichtspunkt beherrscht war, durch viele Jahrzehnte irregeführt worden. Wie wir als schweizerische Republikaner und Demokraten, von unseren Lehrbüchern verführt und von unseren Lehrern zum mindesten nicht gehindert, den deutschen Kaisern des Mittelalters zujubelten, wenn sie den lombardischen Städtebund niederwarfen, dessen Bestrebungen doch genau denen der werdenden schweizerischen Eidgenossenschaft entsprachen, so wurden wir auch angeleitet, durch die ganze Geschichte hin Deutschland und seine Herrscher, in neueren Zeiten besonders Preußen, in einem weißen Unschuldnebel zu sehen. Immer waren sie im heiligen Recht, wenn sie zum Schwerte griffen, immer war der „böse Nachbar" schuld, der die Friedlichen zur Notwehr zwang. Wenn sie Länder eroberten, so waren es solche, die ihnen von rechtswegen gehörten. So hatten sie recht gegen Dänemark, so gegen Frankreich. Der greise Kaiser Wilhelm war von Frankreich schwer beleidigt, dieses hatte den Krieg erklärt. Ueber Frankreich, das übermütige, kam ein Gottesgericht. Daß Elsaß-Lothringen wieder zum Reiche zurückkehrte, war eine selbstverständliche Sühnung geschichtlichen Unrechts. Der Gallier aber war stets frivol, der Engländer perfid und der Russe brutal.

So lernten wir die Geschichte „kennen". Nur langsam verzog sich dieser Nebel. Es mußte Bismarck kommen und uns selber sagen, daß er gegen Napoleons Willen den Siebziger Krieg erzwungen, ja ihm diesen abgelistet habe. Es mußten viele Jahre vergehen, bis wir merkten, daß dieser deutsche Heros, der von Vielen noch als Muster der Frömmigkeit gefeiert wird, ein böser Genius Europas und seines Volkes gewesen sei. Es mußte der Weltkrieg kommen, bis wir erkannten, wie sehr gerade dieser Ruhm der Hohenzollern und ihrer Helfer eine Geschichte der Gewalt und Gewissenlosigkeit in der Anwendung politischer Mittel bedeute. Hier muß auch weiterhin ein gründliches Umdenken geschehen, bis wir aus der Verzauberung herauskommen. Auch eine andere Presse muß kommen, denn die deutsch-schweizerische ist mit wenigen Ausnahmen zu einer ganz unselbständigen Filiale der deutschen und zu einem Werkzeug des deutschen Imperialismus geworden. Wer nur aus ihr schöpft, der ist in diesen Dingen ungefähr so bewandert, wie wer die Geschichte der Reformation bloß aus römisch-katholischen Quellen kennt.

Wer aber mit freien Augen schaut, der kann heute nicht mehr im Zweifel sein, wo der Krieg entfesselt worden ist. Der Schreibende hat nur das deutsche Weißbuch, das sonderbarer Weise von Vielen als Beweis der deutschen Unschuld betrachtet wurde, lesen müssen, um zu wissen, wer auch diesmal der Schuldige sei. Er hat dieses Studium dann allerdings durch das der Dokumente der andern Regierungen ergänzt und ist in seinem ersten Urteil nur bestärkt worden. Bald nachher hat er aus erster Hand erfahren, wie die deutsche Regierung schon im April 1914 die Herbeiführung des Krieges vorbereitete. Die Geschichte des österreichischen Ultimatums an Serbien war für jeden, der sehen konnte, deutlich genug. Es sollte der Krieg erzwungen werden. Nur wenn die Entente in eine völlige und weittragende Niederlage und Demütigung willigte, konnte er allfällig vermieden werden. Die Lösung der orientalischen Frage zu Gunsten Deutschlands und damit ein weltpolitischer Erfolg ersten Ranges, dazu die Zermalmung Serbiens, war der Preis. Wir wissen nun durch die Enthüllungen von Doktor Mühlon,[1]) wie das Ultimatum mit dem deutschen Kaiser verabredet war; wie man sicher war, daß es nicht angenommen werden konnte; wie der Kaiser, der „Friedenskaiser", geradezu darauf wartete, Rußland den Krieg erklären zu können, um zu zeigen, daß er diesmal nicht zurückweiche; wie er scheinbar seine Nordreise antrat, damit dem Volk gesagt werden könne, er sei ahnungslos gewesen, in Wirklichkeit aber sich in der Nähe und in ständiger Verbindung mit seinen Räten hielt und Vieles, Vieles ähnlicher Art. Doktor Mühlon ist, nebenbei bemerkt, nicht ein kranker und pathologischer Mann, sondern nach dem Urteil aller derer, die ihn kennen, wozu der Schreibende gehört, ein ethisch und intellektuell gleich hochstehender, außer-

[1]) Die wir in diesem Heft abdrucken.

gewöhnlicher Mensch. Man weiß sich gegen ihn nicht anders zu helfen, als daß man ihn zu einem Kranken und „Verrückten“ macht. Wir wissen ferner aus den Enthüllungen Pichons, daß Frankreich durch die Forderung der Ueberlassung von Toul und Verdun zur Besetzung von deutschen Truppen zum Kriege gezwungen werden sollte. Wir wissen endlich durch die Denkschrift Lichnowskys, des damaligen deutschen Gesandten in London, daß England alles, auch wirklich alles tat, um die Katastrophe zu vermeiden. Wir wußten dies zwar schon vorher, denn die Dokumente sprachen in dieser Hinsicht deutlich genug, aber die Aussage des deutschen Mannes, der damals in London die Vorgänge in der nächsten Nähe beobachtete und selbst daran beteiligt war, sollten doch wohl auch vielen bisher Blinden die Augen öffnen. Auch diesen Mann will man durch persönliche Herabsetzung unschädlich machen — eitles Beginnen! Der Schreibende hatte auf Grund langer Beobachtung vor dem Kriege schon die Ueberzeugung gewonnen, daß Lord Grey, der Leiter der auswärtigen Politik Englands, einer der friedliebendsten Staatsmänner der Welt sei. Und ausgerechnet, dieser Mann wurde dem deutschen Volke und der übrigen Welt wider besseres Wissen als der Haupturheber des Krieges und als eine Art Teufel hingestellt. Welch eine Macht der Lüge! Ebenso falsch war es, den Revanchegedanken, der nach der einstimmigen Aussage aller Kenner Frankreichs schon lange in der französischen Politik keine ernsthafte Rolle mehr spielte, zu einem Kriegsfaktor zu machen, und vollends war die unehrliche Ausnutzung des Suchomlinow-Prozesses zum Beweis der russischen Schuld und deutschen Unschuld bloß für die Dummen. Daß es in Frankreich und Rußland auch eine Kriegspartei gab, kann man wohl nicht leugnen. Diese Partei arbeitete in Rußland wohl direkt auf den Krieg hin. Nur war man für einige Jahre noch nicht gerüstet. Daß aber die französische Regierung oder die Kammer den Krieg gewollt habe, dürfte nicht leicht jemand behaupten wollen. Ihr ganzes Verhalten spricht zu deutlich dagegen. Die Regierung ging mit allen englischen Friedensbemühungen völlig Hand in Hand. Sie ließ die Truppen zehn Kilometer hinter der Grenze aufstellen. Sie zitterte, bis sie wußte, daß England mitmache, was sich erst einige Tage nach dem Ausbruch des Krieges entschied. Alle Zeugnisse, die altbekannten und die neu auftauchenden, führen zu dem gleichen Ergebnis: Es wird, wenn nicht ganz unerwartete und unwahrscheinlich neue Momente hervortreten, eine klare weltgeschichtliche Tatsache sein, daß Deutschland den Weltbrand entfacht hat.

Die Frage ist bloß, was dies zu bedeuten habe. Es wäre ja möglich und ist von Deutschen selbst, sobald die Fabel vom Ueberfallensein nicht mehr vorhielt, versucht worden, die Sache so aufzufassen, daß Deutschland zwar den Krieg mit Absicht herbeigeführt habe, aber nur darum, weil er doch unvermeidlich gewesen sei, und es ihn lieber in einem Zeitpunkt haben wollte, wo es nicht einer völlig erdrückenden Uebermacht gegenüber stand. Es wäre also ein

Präventivkrieg gewesen, den es begonnen. Der Schreibende selbst ist längere Zeit geneigt gewesen, die Sache auf diese mildere Weise zu deuten.

Nun ist freilich ein Präventivkrieg schon politisch, geschweige denn religiös betrachtet, eine bedenkliche Sache. Wer will es wagen, auf diese Weise Vorsehung zu spielen? Wer will es vollends dann tun, wenn es sich um die Entfachung des Weltbrandes handelt? Wer will da von Notwendigkeit reden? Man weiß, daß weltpolitische Konstellationen ungefähr jedes halbe Jahr wechseln. Wenn Deutschlands Stellung im Juli 1914 schwierig gewesen sein sollte, so konnte sie anfangs 1915 schon wieder viel besser sein. Sie war aber gar nicht schlimm. Denn mit der berühmten „Einkreisung" ist es nichts. Das ist auch so eine Truglosung gewesen. Es ist eine schwerlich zu bestreitende Tatsache, daß in dem Gefüge des gegnerischen Ringes schon bereits eine starke Lockerung eingetreten war. England hatte schon einige Jahre vor dem Kriege Annäherung an Deutschland angestrebt. Es war bereit, ihm weitgehend entgegenzukommen. Durch Abmachungen in Bezug auf Afrika und Vorderasien öffnete es ihm die Türe zu einem großen Kolonialreich und räumte ihm wichtigste weltpolitische Stellungen ein. Der Vertrag lag zur Unterzeichnung bereit. Auch dies bestätigt Lichnowsky. Fürst Bülow aber, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, erklärt in seinem Buche über „Deutsche Politik" [1]) ausdrücklich, daß seit einigen Jahren von einer „Einkreisung" Deutschlands nicht mehr habe geredet werden können. Man muß dazu das Buch eines gewiß noch unanfechtbareren Zeugen, des Grafen Reventlow, über „Die letzten zwanzig Jahre deutscher Politik" lesen, um zu erfahren, daß keineswegs, wie die übliche Wendung lautet, England in aller Welt Deutschland entgegentrat, sondern eher umgekehrt. Deutschland hatte seinen schönen „Platz an der Sonne". Den Weltmarkt hatte es erobert. Es konnte alle seine Kinder immer besser ernähren und hatte keine nennenswerte Auswanderung mehr, bedurfte aber in seinem Lande Hunderttausende von fremden Händen. Sein großes Kolonialreich war in einigen Jahrzehnten entstanden, was hätte ihm in einigen weiteren Jahrzehnten nicht zufallen können! Es hatte „Weltgeltung" genug und hätte noch viel mehr bekommen, wenn es ein wenig Geduld gehabt hätte. Auch mit dem englischen Neide ist es nichts. Der Schreibende hat einige Monate vor dem Kriegsausbruch in England in immer neuen Gesprächen über das Verhältnis von Deutschland und England feststellen können, daß dieser englische Neid nicht vorhanden war, jedenfalls nicht als eine irgendwie wesentliche Macht. Man hatte sich längst auf die deutsche Konkurrenz eingerichtet und erlebte einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung. Ein solcher begünstigt nicht den Neid, der ohnehin nicht im Wesen des Engländers liegt, weil dieser dafür viel zu selbstsicher ist. Der Neid ist doch wohl eher auf

---

[1]) In der vor dem Kriege erschienenen Ausgabe.

Seiten des Aufstrebenden, als auf der des Besitzenden. Angst vor den deutschen Kriegsplänen war vorhanden, aber auch viel Verständigungswille. Als der Krieg ausbrach, da mußte England freilich mitmachen und zwar noch abgesehen von der Verletzung der belgischen Neutralität. Denn ein Deutschland, das Herr des Kontinentes wäre, bedeutete Englands Ende. Zum mindesten mußte England damit rechnen, daß der nächste Kampf ihm gelte und daß es ihn dann unter den schwersten Bedingungen aufzunehmen habe. Es konnte, nach gewöhnlichen politischen und sittlichen Gesichtspunkten geurteilt, nicht wohl zusehen, wie Belgien, Frankreich und Europa erdrückt wurden. Aber es hat den Krieg nicht herbeigeführt. Dies getan zu haben, ist Deutschlands Schuld und der Präventivkrieg war nicht nötig, es konnte ihn nicht verantworten.

Aber auch wenn man von den Vorgängen absieht, die unmittelbar zum Ausbruch des Krieges hinführten, so erscheint Deutschlands Anteil an der Schuld außergewöhnlich schwer. Es hat in der Waffenrüstung die Führung gehabt und die Welt mit Unruhe erfüllt. Wenn die Deutschen behaupten, sie hätten wegen den Andern rüsten müssen, so scheint die wirkliche Geschichte uns doch das Umgekehrte zu beweisen. Warum haben sie denn dem Haager Werk die größten Schwierigkeiten bereitet? Das große Werk „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges", das Alfred Fried aus dem Tagebuch und andere Aeußerungen der Frau Bertha von Suttner zusammengestellt hat, berichtet sozusagen auf jeder Seite, wie fast in allen Ländern mehr Bereitwilligkeit vorhanden war, auf die Gedanken der Friedensbewegung einzugehen, als in Deutschland. Dort war am meisten Militarismus vorhanden, das heißt: am meisten Kriegsgeist, Kriegsverherrlichung, Kriegsphilosophie, Kriegsreligion, überhaupt Orientierung des ganzen Lebens an Militär und Krieg. Das wird schwerlich jemand leugnen können. Der englische „Marinismus" ist damit nicht zu vergleichen. Auch ist die deutsche Politik seit 1870 keineswegs so friedlich gewesen, wie die fable convenue lautet. Sie hat oft genug mit dem deutschen Schwert gefuchtelt und mit der eisernen Faust gedroht. Wenn es darob nicht mehr als einmal zum Krieg gekommen ist, so war nicht bloß die deutsche Friedensliebe, sondern viel häufiger das Zurückweichen der Gegner daran schuld. Es gilt auch hierin, Legenden zu zerstören.

Das ist in unseren Augen die besondere Schuld Deutschlands. Nun meldet sich aber nochmals die Frage, was ihr für eine Bedeutung beizumessen ist. Und da möchten wir nun betonen, daß diese relativ ist. Verglichen mit der Gesamtschuld ist sie klein. Der Schreibende pflegt das Verhältnis dem zwischen dem gesamten Erdglobus und dem Himalayagebirge zu vergleichen. Wenn man die ganze Erdkugel ins Auge faßt, dann wird auch der Himalaya klein, Anders, wenn man ihn mit andern Höhenzügen vergleicht und vollends gar, wenn er erstiegen werden soll. Deutschlands besondere Schuld

am Kriege ist klein, wenn man die allgemeinen und tiefen Ursachen der Katastrophe ins Auge faßt. Sobald die Deutschen zugeben, daß der Krieg aus diesen Ursachen stammt und ihren Anteil daran ohne weiteres auf sich nehmen, soll man ihnen ihre besondere Schuld nicht vorwerfen. Dann kommt sie nicht mehr in Betracht. Dann überlassen wir es ihnen selbst, damit fertig zu werden. Nur solange sie die Behauptung einer völligen oder doch fast völligen Unschuld aufstellen und die Schuld auf Andere wälzen wollen, müssen wir auf ihrem besonderen Teil bestehen. So lange der Krieg bei ihnen noch nicht prinzipiell überwunden ist, müssen wir ihnen den Schleier von den Augen ziehen und ihnen zeigen, was sie getan haben und wie man mit ihnen verfahren ist. Aber einem seine Schuld einsehenden und den Krieg verurteilenden Deutschland jene noch vorzuwerfen, wäre unedel. Für uns hat die Untersuchung der Schuldfrage nur Sinn *als Waffe gegen den Krieg*. Wir müssen dem deutschen Volke gerade an diesem Punkte zeigen, was der Krieg ist und wie er gemacht wird. *Wir müssen ihm zeigen, daß es das Opfer eines Betruges ohnegleichen geworden ist.*

Schon diese Ausführungen allein zeigen, warum wir auf Grund unseres Wissens und Gewissens in diesem weltgeschichtlichen Prozeß nicht zur deutschen Sache stehen können. Aber es gesellen sich dazu sofort Erwägungen prinzipieller Art.

Kehren wir zunächst wieder zu unserer allgemeinen Orientierung zurück. Wir haben gezeigt, unter welchen Gesichtspunkten wir die Ereignisse betrachten mußten. Die entscheidende Frage war und ist für uns stets, *wie der Krieg besiegt werden könne.* Daß dieser hinwieder uns das Symbol und die Verdichtung einer ganzen Welt bedeutet, haben wir ebenfalls gezeigt.

Von hier aus stellte sich für uns von Anfang an eine Ueberzeugung ein, die unerschütterlich fest geblieben ist: *ein Sieg Deutschlands wäre für den Kampf gegen den Krieg und alle unsere Hoffnungen auf ein neues Europa und eine neue Welt der größte Schlag und ein schweres Unglück.* Denn wir fragten uns, wie es in einem solchen Falle ginge. Dann, sagten wir uns, würde in Deutschland selbst der Militarismus in einem Glanze erstrahlen, der blendend wirken müßte. Er erschiene endgültig als Retter und Heiland. Nicht nur das patriotische Bürgertum, sondern auch die Sozialdemokratie würden dadurch bezaubert. Die mit einem Siege verbundenen materiellen Vorteile, der neue Aufschwung von Handel und Industrie, die beherrschende Stellung auf dem Weltmarkt, der neue Glanz der politischen Macht würden allfällige ideelle Bedenken zur Ruhe bringen. Die herrschende Kaste würde soviel Brot und Freiheit geben, als zur Aufrechterhaltung des Scheines nötig wäre, im übrigen aber ihre Herrschaft nur befestigen und in der Form eines gewissen nationalen und patriarchalischen Staatssozialismus einen neuen Feudalismus

schaffen, gegen den der einstige nur ein Kinderspiel gewesen wäre. Die Verbrechen des Krieges aber würde der Erfolg zudecken. Eine noch stärkere Militarisierung als vorher wäre schon für den Schutz des durch den Krieg Erworbenen notwendig.

Denn die Besiegten würden sich natürlich nicht zufrieden geben. Sie würden auf Rache und Wiedererhebung sinnen. Sie würden sich ebenfalls erst recht bis zu den Zähnen bewaffnen. In diesen Prozeß würden auch England und Amerika endgültig hineingezogen. Sie würden die Militarisierung, in die sie erst durch den Krieg geraten und die nur während seiner Dauer gelten sollte, beibehalten und ausbauen. Als stolze und große Völker würden sie die Niederlage nicht ertragen. Ganz Europa würde in einen Waffenplatz verwandelt, alles Leben in den Dienst des Militärstaates gezwungen. Schon die Entstehung des Kindes würde unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß es wünschenswert sei, recht viele Soldaten zu bekommen, und seine Erziehung vollends unter dieses Zeichen gestellt. Wie wollte Europa, wie wollte die Welt dies aushalten? Eine zweite, noch viel furchtbarere Katastrophe müßte in absehbarer Zeit kommen — könnte die Welt sie überleben? Und wenn wir das alles wirtschaftlich auch überwinden könnten, könnten wir es geistig? Eine Atmosphäre des Hasses und der Wut würde sich über die Welt ausbreiten wie ein giftiger Höllennebel, worin nichts Gutes und Schönes mehr gedeihen könnte. Wer wollte in einer solchen Welt die Friedensbewegung vertreten? Wer könnte noch an Geist und Liebe glauben? Der Teufel wäre endgültig der Herr dieser Welt. Deutschland selbst aber würde zuletzt an dem Haß der Welt ersticken. Es wäre sein Untergang.

Dies ist's, was wir stark betonen möchten. Es ist ein Satz der Kriegsdummheit, daß man, wenn man das deutsche Volk lieb habe, ihm den Sieg wünschen müsse. Er macht sich eigentümlich besonders im Munde von Christen, die doch aus ihrem Neuen Testament wissen können, daß äußerlich siegen für ein Volk, wie für den einzelnen Menschen keineswegs ein Heil bedeuten muß, aber sehr wohl das Gegenteil bedeuten kann. Man mag aus tiefer Liebe zu einem Volke oder einem einzelnen Menschen dazu kommen, ihm an einem bestimmten Punkte seines Weges nicht Erfolg und Gelingen, sondern das Gegenteil zu wünschen. Auch darüber könnte uns das Verhalten der Propheten Israels belehren. Der Schreibende ist seit langen Jahren auch der Ueberzeugung gewesen, daß unsere Schweiz schwere Tage nötig habe. Und so war er schon zu einer Zeit, wo seine Liebe zum deutschen Volke weder vor ihm selbst noch vor Andern zweifelhaft sein konnte, zu der Gewißheit gelangt, daß schwere Gerichte über es kommen müßten und daß, wenn es wieder einen Krieg bekomme, es ein unglücklicher sein müßte. Er erinnert sich eines Gespräches mit einem deutschen Pfarrer, einem Vorkämpfer des Germanismus, mit dem er einmal auf dieses Thema kam. Als die Unterhaltung zu der Stelle

gelangte, wo er diese Ueberzeugung hätte aussprechen müssen, er aber noch zögerte, um den deutschen Patrioten nicht zu beleidigen, da nahm ihm dieser zu seinem Erstaunen das Wort aus dem Munde: „Deutschland“, sagte er, „bedarf vielleicht eines Krieges, aber eines unglücklichen.“ Wer hätte zu behaupten gewagt, der Mann habe sein Volk nicht lieb?

Wohin wir auch schauen, drängt alles zu dem gleichen Ergebnis. Ein deutscher Sieg bedeutete die endgültige Zerbrechung Frankreichs. Wer kann dies wünschen? Gewiß hatte Frankreich Schläge „verdient“. Aber es hat sie schon anno 1870 erhalten, in unerhörter Stärke. Es hat sie auch in diesem Kriege wieder erhalten; seine Leiden sind namenlos. Und doch weiß jeder, der etwas mehr von Frankreich kennen gelernt hat, als die Redensarten einer einseitig deutsch orientierten und unwissenden Presse und Literatur, welch eine herrliche Regeneration dieses Volk seit jener Katastrophe durchgemacht. Daß sie noch nicht fertig war, erhöht die Tragik. Sollte ihm nicht Zeit und Gelegenheit gegönnt sein, dieses Werk zu vollenden? Ein schwerer Druck lastete seit jener Demütigung, die durch die Wegnahme von Elsaß-Lothringen und den Frankfurter Vertrag zu einer Vergewaltigung wurde, auf ihm. Diese stolze Nation konnte eine solche Behandlung nicht vergessen. Dazu kamen neue Demütigungen, kam das Gefühl, einem Stärkeren hoffnungslos ausgeliefert zu sein, woraus dann wieder das unglückliche Bündnis mit Rußland fast notwendig hervorgehen mußte. Dieses Volk darf nicht von neuem gebeugt, es muß vielmehr von der Last befreit werden, die so lange auf seiner Seele gelegen, damit alles Große und Herrliche, was in seiner Natur liegt, aufblühen könne. Preußen-Deutschland dagegen hat im Laufe eines Jahrhunderts so viel und so ununterbrochen gesiegt und auch im Laufe dieses Krieges so viel großartigen Erfolg geerntet, daß seine Ehre und sein Stolz durch keinen Mißerfolg berührt werden können. Wohl aber könnte bei *ihm* gerade dieser seine Seele befreien und das Beste in ihr ans Licht bringen.

Ebenso wenig kann zweifelhaft sein, was der *Schweiz* frommt. Ein übermächtig, ja allmächtig gewordenes Deutschland wäre das Ende einer wirklich selbständigen Schweiz. Darüber sollte es eine Meinungsverschiedenheit gar nicht geben können. Die Schweiz lebt, bevor ein besseres politisches System das Verhältnis der Völker zueinander regelt, davon, daß keine Macht in Europa die Hegemonie hat, sondern ein gewisses Gleichgewicht besteht. Daß so viele Schweizer diese auf der Hand liegende Wahrheit verkennen, war uns von Beginn des Krieges an ein peinliches Rätsel. Ihre Einstellung zu Ereignissen, die für uns in der Richtung des Unterganges der Schweiz lagen, erschien uns als einen Verrat an ihr. Wunderlich erschien uns daneben der Eifer dieser gleichen Leute für die militärische Landesverteidigung. Denn wenn es nach ihrem Willen ging, was war denn da noch zu verteidigen?

Aber was von uns gilt, das ist von ganz Europa zu sagen. Seine Freiheit und Zukunft wäre durch einen deutschen Sieg aufs schwerste bedroht, ja vernichtet. Was würde dann aus Belgien, Serbien, Rumänien, Armenien und den russischen „Randvölkern"?

Aber noch mehr als dies: wenn wir mit unserer Auffassung von Deutschlands Schuld recht haben, wenn wir ferner recht haben, die Vergewaltigung Belgiens, die Behandlung der besetzten Gebiete von Nordfrankreich, die deutschen Methoden der Kriegsführung (wozu auch die deutsche Propaganda gehört) für eine Häufung von Frevel zu halten, die bis zum Himmel reicht, was geschähe denn, wenn es durch Erfolg belohnt würde? Dann würden zahllose Seelen den Glauben an Gott und eine sittliche Weltordnung verlieren; es wäre eine ethische und religiöse Katastrophe fast ohne gleichen. Umgekehrt aber hat der Krieg eine ganze Welt von neuen Hoffnungen und Idealen wach gerufen. Die Aussicht auf eine Schlichtung der Völkerstreitigkeiten durch das Recht, statt durch die Gewalt, der Friedensbund der Nationen, das Selbstbestimmungsrecht aller Nationalitäten, die „Würde und Freiheit der kleinen Völker, dies und alles Andere derart würde zu einer großen Enttäuschung. Darob müßte die Glaubens- und Hoffnungsfähigkeit in der Seele der Menschheit gelähmt werden. Die Folge wäre müde Skepsis, Nihilismus, ohnmächtige Wut, Verzweiflung, und als Ersatz für das Verlorene Mammonismus, Genußfieber, Götzendienst und Sklaverei.

Es ist eine furchtbare Erfahrung, die wir mit diesem Deutschland, das wir hier immer im Auge haben (und das von einem besseren, auch vorhandenen, zu unterscheiden ist) machen mußten. Es hat in allem Unrecht, aller Gewalttat, aller Skrupellosigkeit den Rekord erreicht, die Welt damit an das Schlimmste gewöhnt und den Maßstab des Guten herabgesetzt. Es hat alles Heilige mißbraucht: Gott, Christus, die Bibel, die Friedensbewegung, den Sozialismus, hat alles in den Dienst seiner Macht und seines Unrechts gestellt. Es hat die Bazillen der Zersetzung und des Zwiespalts in die Völker getragen und die Welt in eine Atmosphäre giftiger Gase gehüllt, dabei Raffinement und Brutalität auf eine Weise verbindend, die bei denen, die dieses System kennen, wahrhaft Schauder erweckt. Es ist zum Schild und Schwert der Reaktion in Europa geworden. Die Art, wie es die russische Revolution ruiniert hat, ist ein Meisterstück wahrhaft diabolischer Kunst gewesen. Es hat, nachdem es früher Armenien seinen Mördern preisgegeben, nun auch Finnlands Sozialdemokratie erdrosselt, auf die russischen Randvölker seine eiserne Faust gelegt, Rumänien zum Tributstaat herabgedrückt und ist daran, Frankreich zu zermalmen. Das deutsche Volk aber, das am falschen Ort oft so kritikbereite, hat geglaubt und ist marschiert, leiblich und geistig. Dadurch hat es sich mit Fluch und Verachtung beladen und nur das Gericht der Geschichte, dem das Selbstgericht folgt, kann es davon erlösen.

Aus diesen Gründen wünschen wir keinen deutschen Sieg. Wir wünschen ihn nicht als Schweizer, als Demokraten, als Sozialisten, als Menschen, als Christen. Er wäre lauter Katastrophe und Tragödie.

Also eine Niederlage? Ja, wenn Nicht-Sieg schon Niederlage ist. Doch möchten wir uns hier besonders gern mit aller Klarheit ausdrücken. Wir haben, wie wir gezeigt haben, nie an einen völligen und überwältigenden Waffensieg der Entente geglaubt und ihn auch nicht gewünscht. Auch hielten wir eine „Verstümmelung" Deutschlands für ein Unglück und Unrecht. Was wir wünschen, können wir kurz und erschöpfend so formulieren: Wir wünschen von Herzen die Niederlage, ja Vernichtung des deutschen Militarismus. Darin gehen wir also mit zwei Dritteln der Welt, auch mit einem Drittel der Bürger der Zentralmächte einig. Niederlage des deutschen Militarismus bedeutet nun aber nicht einfach Niederlage des deutschen Militärs, sondern jenes politisch-kulturellen Systems, das in der Zuspitzung des ganzen nationalen Lebens auf Militär und Krieg hin besteht. Daß dieses gestürzt und vernichtet werde, darauf kommt es an, alles Andere ist Nebensache und kommt höchstens als Mittel hiefür in Betracht.

Die Frage ist also: wie kann dieses System gestürzt werden und zwar zunächst in Deutschland? Dafür gibt es nun, abstrakt gesprochen, allerlei Wege. Es könnte durch eine Revolution geschehen. Es könnte auch geschehen durch eine geistige Erhebung, die wohl religiöser Natur sein müßte.

Hier machen wir Halt, um einen Punkt aufzuklären, an den sich besonders dichte Nebel des Mißverständnisses angesetzt haben. Man hat uns, weil wir einen deutschen Waffensieg als etwas betrachten, was der Sache des Friedens verderblich sein müßte, gefragt, ob wir denn meinten, daß der Militarismus durch blutige Waffen besiegt werden könnte und ob dies dann nicht auch Militarismus wäre? Darauf möchten wir eine klare Antwort geben. Wir glauben durchaus nicht an eine Besiegung des Militarismus durch Waffengewalt, sondern nur an eine durch den Geist. Darüber gibt es für uns kein Zweifel. Wenn Deutschland rein militärisch niedergeworfen würde, aber Militär und Krieg für es ihren Reiz und ihren Glanz behielten, dann würde es sich einfach trotzig auf einen weiteren Waffengang rüsten und das alte Spiel begönne von neuem. Nur wenn der Militarismus in seiner Seele gestürzt ist, ist er wirklich gestürzt.

Aber nun entsteht die Frage, wie er denn hier, in seiner Seele, zu stürzen sei? Es muß hier offenbar ein Umdenken von Grund aus einsetzen. Aber wie ist dieses möglich? Wir antworten: nur durch Mißerfolg. Der Militarismus ist ein Götze, und zwar ein richtiger. An einen solchen glaubt man nur, so lange er zu helfen scheint, versagt er, dann ist es mit ihm aus. Wir können allgemein sagen: das deutsche Volk ist von der Innerlichkeit, die sonst sein Ruhm (freilich nicht sein Monopol) war, abgefallen und furchtbar in die An-

betung des Erfolges hineingeraten. Das ist uns an ihm schon lange aufgefallen. Das widrige Strebertum war nur Eine der Formen dieser Krankheit. Wie kann nun die deutsche Seele davon geheilt werden? Wir antworten eben: so viel wir sehen können, nur durch Mißerfolg. Daran müssen alle seine Götzen fallen, daran besonders aber sein Militärmoloch. Es muß sich zeigen, daß er nicht hilft, sondern verderbt. Die Deutschen müssen einsehen, daß dieser Weg für niemand mehr taugt.

Dazu nun, meinen wir, bedürfte es keiner schweren kriegerischen Niederlagen oder gar einer Verstümmelung: es genügte ein Versagen. Eine Katastrophe ist freilich nötig, aber sie müßte nicht auf dem Schlachtfelde eintreten. Nur ein Sieg dürfte nicht sein.

Der Sturz des deutschen Militarismus wäre in diesem Sinne der Weg zum Weltfrieden, besser: die Beseitigung eines schweren Felsblockes auf diesem Wege, damit aber ein Weg des Heils auch für Deutschland selbst. Es entginge einer inneren Lage, worin sein Bestes ersticken müßte. In neuen Lebensformen gewänne seine Kraft eine viel reichere Entfaltung und seine eigentliche Mission für die Welt könnte erst recht aufleuchten. Die neue Ordnung der internationalen Verhältnisse gewährte ihm ein viel größeres Heil, als alle Weltmacht des Imperialismus. Die Welt verlierend fände es seine Seele. Der Haß der Welt wiche von ihm und verwandelte sich vielleicht bald in das Gegenteil. Aus dem Reich des Fluches käme es in das Reich des Segens. Wenn wir Deutsche wären, würden wir darum nicht um einen deutschen Sieg beten.

Wenn aber der Militarismus in Deutschland gestürzt wäre, dann stürzte er in aller Welt.

Damit sind wir zur Entente gelangt und müssen unsere Stellung zu ihr aufklären.

Nach der groben Kriegspsychologie ist, wer nicht für Deutschland ist, für die Entente. So hat man auch uns kurzerhand zu Deutschfeinden und Ententefreunden gemacht, als ob wir aus irgend welchen subjektiven Ursachen nun einmal mehr auf die Seite der Entente gezogen würden, an ihr sozusagen den Narren gefressen hätten. Man meint, daß wir an der Entente nur das Gute sähen, wie umgekehrt an Deutschland nur das Böse, daß wir beide nicht mit dem gleichen Maße mäßen und unsere Kritik einseitig gegen Deutschland richteten.

Darüber möchten wir nun Folgendes sagen: Wir wiederholen, daß unsere Stellung auf Wissen und Gewissen ruht, nicht auf Launen oder Stimmungen. Daß wir irgend eines Volkes „Feinde" seien, lehnen wir ab. Es mag uns manchmal schwer fallen, gegen einzelne Menschen Gefühle der Feindschaft zu unterdrücken, Völkern gegenüber fällt es uns nicht schwer. Was wir im Auge haben, ist das Reich Gottes, nicht irgend eines Volkes besondere Verherrlichung oder Erniedrigung.

Auch soll man nicht glauben, daß wir die Völker der Entente für Heilige und ihre Sache für eine ganz unbefleckt ideale hielten. Solche Kinder sind wir doch nicht. Wir kennen die Fehler der Engländer und Amerikaner wie der Franzosen und Italiener durchaus. Was die Schuld am Kriege betrifft, so fällt die allgemeine und absolute auf sie natürlich so gut wie auf Deutschland. Ebenso haben sie im Kriege sehr vieles getan, was schlimm ist. Die Politik ihrer Regierungen vollends ist (Wilson ausgenommen), weder intellektuell noch moralisch auf der Höhe gestanden, im Gegenteil. Vielleicht hat sie in Verblendung noch mehr Uebles getan, als wir nur wissen.[1]) Auch meinen wir nicht, daß die großen Gegensätze, um die es sich in diesem Zusammenstoß handelt, so verteilt wären, daß sie sich mit dem Streit der beiden Lager völlig deckten. Es gibt selbstverständlich Militarismus, Autokratie, Etatismus, Imperialismus, falsches Christentum auch im Lager der Entente, wie es in dem der Zentralmächte Friedensbereitschaft, Demokratie, echte Religion und Humanität gibt. Der Prinzipienkampf schwebt gleichsam mehr über dem der beiden Gruppen, als daß er damit zusammenfiele. Es ist auch nicht etwa so, daß wir den Völkern der Entente lauter Gelingen oder einzelnen unter ihnen, besonders den Engländern, einfach nur den Löwenanteil an der Weltmacht gönnten. Wir glauben zum Beispiel, daß England Schläge brauchen konnte und daß es gut war, wenn es Italien nicht zu gut ging, weil jenes zu viel Fett hatte und dieses sich durch allzu leichte Erfolge auf der Bahn seines Imperialismus gestärkt gesehen hätte. Was aber die Weltmacht anbelangt, so denken wir überhaupt in ganz anderen Kategorien. Wir blicken nicht nach dem Imperialismus einzelner Völker aus, für uns handelt es sich nicht darum, ob England oder Deutschland darin vornean stehe; denn wir hoffen auf eine neue Ordnung, für die diese Begriffe den Sinn verlieren. Wir hoffen, daß aller Imperialismus aufhöre und dem Föderalismus Platz mache, das heißt: daß an Stelle des Machtkampfes um die Weltherrschaft eine Verbündung der Völker trete, mit dem Ziele, die Güter der Erde Allen möglichst gleichmäßig zugänglich zu machen und Allen ein möglichst hohes Maß von Freiheit zu verschaffen. Wir erblickten freilich keinen Gewinn darin, wenn das englische Weltreich durch ein deutsches verdrängt würde, im Gegenteil; wenn ein Volk die Welt beherrschen sollte, dann am liebsten England, aber wir haben ein anderes Ziel: wir erwarten und erhoffen eine Auflösung des englischen Weltreiches in einen ganz losen Bund freier Völker, an den sich wieder in aller Freiheit andere Völkergruppen anschlössen im Sinne des Friedensbundes aller.

Wenn dem so ist, wie ist denn unsere wirkliche Stellung?

Zuerst eine Vorbemerkung zu jener Anklage, daß wir gegen

---

[1]) Das Schlimmste scheint gewesen zu sein, daß sie die in dem berühmten Briefe des Kaisers Karl enthaltene Friedensgelegenheit von der Hand wies.

Deutschland ungerecht seien, indem wir unsere Kritik gegen es allein richteten und an der Entente alles ungetadelt ließen, was sie sich zu Schulden kommen ließe.

Wir glauben, daß bei dieser Anklage einiger Selbstbetrug mitwirke. Wer einseitig für Deutschland Partei nimmt, sieht die Dinge eben mit ganz andern Augen als wir und erwartet von uns Aeußerungen, die wir nach unserem Wissen und Gewissen nicht tun können. Uns erschiene es zum Beispiel als schweres Unrecht, Belgiens Schicksal mit dem Griechenlands auf eine Stufe zu stellen. Auch möchten wir betonen, daß wir nicht einfach darauf aus gewesen sind, Alles, was Deutschland in unseren Augen Böses getan, zu registrieren. Wir haben über sehr Vieles geschwiegen und wenn wir einmal etwas von dieser Art hervorhoben, dann in einem ganz bestimmten Zusammenhang und aus Pflichtgefühl, nicht aus Kritiklust. Endlich aber ist zu bedenken, wo und für wen wir schrieben. Sicherlich weder für Franzosen und Italiener, noch für Engländer und Amerikaner, sondern für Deutschschweizer und (vor dem Verbot der Neuen Wege in den Zentralmächten) auch für Reichsdeutsche. Diese Leser standen auf dem deutschen Boden. In der deutschen Schweiz wurde lange Zeit fast nur dieser durch die Presse vertreten. Ueber England geschimpft wurde da reichlich und überreichlich. Es wäre ein wohlfeiler Ruhm gewesen, in das gleiche Horn zu stoßen. Wir sind aber nie gern Mehrheitstrompeter gewesen. Wir hatten uns mit Deutschschweizern und Deutschen, das heißt: den Anwesenden, auseinanderzusetzen, nicht mit Franzosen und Engländern, das heißt: den Abwesenden. Aus dem gleichen Grunde konnten wir gegen diese viel leichter einen objektiven Ton anschlagen als gegen Deutschland. Dieses ist uns dafür zu nahe. Wir können hier nicht ohne Affekt reden. Es wäre schlimm, wenn wir es könnten. Der Affekt ist ein Zeichen unseres Schmerzes; wären wir ruhig und kühl, so wäre das ein Zeichen einer gewissen Gleichgültigkeit. Man setzt sich mit einem Bruder oder Freund nicht im gleichen Tone auseinander wie mit einem ferner stehenden guten Bekannten. Wie schlechte Psychologen sind doch die, welche den entgegengesetzten Schluß ziehen, welche Stümper in Seelenkunde!

Wie stehen wir also zur Entente? Sie ist uns erstens lieb als Gegengewicht zu Deutschland. Wir sind froh, daß es noch solche Kräfte gibt und wünschen, daß sie erhalten bleiben. Wir schätzen ferner an den Völkern der Entente sehr viel Gutes und Großes und leiden nicht, daß Ein Volk das Monopol darauf haben will. Wenn Allzuviele auf der einen Seite des Schiffes sitzen, so setzen wir uns auf die andere. In der welschen Schweiz hätten wir wahrscheinlich anders geredet, als bei uns, wenn auch nicht im Sinne des Herrn Debrit. Noch einmal: wir reden für die Anwesenden, nicht für die Abwesenden.

Aber die Entente ist uns doch noch mehr als bloß Gegengewicht gegen den deutschen Anspruch. Wir glauben wirklich und im Ernste, daß sie Vertreterin eines Prinzipes sei und zwar des auch von uns

erwählten. Gewiß ist die Entente, noch abgesehen vom früheren Rußland, nicht eine reine Verkörperung der Demokratie. Aber daß das demokratische Prinzip in der westlichen We't ungleich stärker gewirkt habe, als in Deutschland, scheint uns denn doch eine zu klare Aussage der Geschichte zu sein, als daß daran zu rütteln wäre. Dort sind die großen Bewegungen geschehen, die uns die politische Freiheit gegeben haben, deren wir uns erfreuen: die französische und die englische Revolution und der amerikanische Befreiungskrieg. Sie reichen aber alle (abgesehen vom christlichen Ursprung überhaupt) auf jene Wurzel zurück, die in schweizerischem Boden aufwuchs: das reformierte Christentum und besonders den Calvinismus. Dieser Geist der westlichen Welt ist also in gewissem Sinne unser Grist. Auf diesem Boden ist Autokratie fremd. Staatsvergötterung kann gegen die eindringliche Empfindung der Souveränität Gottes nicht aufkommen. Stark waltet das Bewußtsein, daß alles Leben dem Gesetz und Willen Gottes unterworfen werden müsse, unterworfen werden, gerade um zu wahrer Freiheit zu gelangen. Es entfaltet sich aus dieser Wurzel ein fester Glaube an die Möglichkeit einer sittlichen Ordnung der Menschenwelt. Das Friedensideal gewinnt die Herzen; Militarismus im eigentlichen Sinne ist unmöglich. Wilson ist der Vertreter dieser Art. Freilich sind dies nicht etwa die einzigen Kräfte, die in der westlichen Welt wirken, aber es ist ein starker Strom, ja er ist immer mehr herrschend geworden.

In Deutschland umgekehrt ist zwar keineswegs bloß das Gegenteil vorhanden. Diese Gedanken wirken auch dort. Wir brauchen zum Beweis dafür nur Kant, Schiller und Fichte zu nennen. Aber sie werden nicht die herrschende Macht. Aus der Wurzel des Luthertums und gewisser Grundzüge der deutschen Volksnatur ist vielmehr eine andere Art erwachsen: der Hang zum Geltenlassen des Gegebenen, eine Art Neigung zum Pantheismus, die Pietät gegen herrschende Gewalten, die Betonung ojektiver Mächte wie Staat und Kirche, die Konzentration auf das Volkstum in allen praktischen Zielen und als Frucht von alledem der deutsche Militarismus in seiner Eigeñart. Hegel, nicht Kant hat in dieser Beziehung Luthers Werk fortgesetzt und Marx hat seinen Beitrag dazu sogut geliefert wie Bismarck und Naumann. Wir haben an Stelle der demokratischen eine autokratische und an Stelle einer universalistischen eine nationale Orientierung. Der deutsche Kosmopolitismus ist trotz Herder und Goethe im Großen und Ganzen auch eine fable convenue.

Der Gegensatz ist also nicht künstlich gemacht, sondern sehr tatsächlich. An zwei Punkten wollen wir ihn unterstreichen: wir denken an den deutschen Militarismus und das deutsche Christentum.

Man hält das Wort vom deutschen Militarismus für einen Trug. Andere Völker hätten so große Militärmacht wie Deutschland, und England habe seinen Marinismus. Aber es handelt sich nicht um die Größe des Heeres und der Flotte, sondern um die

innere Stellung der Völker dazu. Wir müssen uns über den oft etwas unbestimmt gebrauchten Begriff des Militarismus verständigen. Militarismus haben wir, wie schon früher angedeutet worden ist, in dem Maße, als in einem Volke die Rücksicht auf Militär und Krieg der bestimmende Faktor des ganzen nationalen Lebens ist. Daß dies in Deutschland nun seit langem am meisten der Fall war, wird man doch nicht zu leugnen wagen, man wird es bloß entschuldigen. Für den Tatbestand selbst ist schon die Rolle, die draußen die Uniform spielt, Beweis genug. Und ein Zabern war nur im modernen Deutschland möglich. Der Engländer schätzte den Soldaten eher gering. Die Flotte liebte er als Englands Schutz, aber es gab wenig Kriegsbegeisterung und Kriegsreligion mehr. In Frankreich waren diese auch auf immer engere Kreise beschränkt. Nur in Deutschland war aus gewaltiger Waffenmacht und einem autokratischen politischen System, dazu aus Philosophie und Religion, ein Gebilde von wahrhaft dämonischer Macht und Größe zusammengeschmolzen worden, ein wahrer Götze, ein Moloch. Nicht seine Brutalität ist die Gefahr, sondern seine Idealität. Ueberall in der Welt sonst sieht man im Militär und Krieg viel mehr ein Werkzeug der Gewalt, draußen sind sie zu einer Religion geworden. Es ist eine Mystik damit verbunden, die gerade hochideale Seelen hinreißt. Und auf der Spitze der Pyramide erscheint der deutsche Gott.

Denn das deutsche Christentum ist, wie die Wurzel, so auch die Krönung des Systems. Nicht das ganze deutsche Christentum, aber ein starker, sehr starker Teil davon. Es ist davon in diesen Blättern und anderwärts so viel geredet worden, daß wir uns über diesen Punkt, so wichtig er auch ist, kurz fassen können. Dieses deutsche Christentum ist von der alten Duldsamkeit gegen die Weltmächte immer mehr in deren Verherrlichung hineingeraten. Es hat die Theorie aufgestellt, daß die weltlichen Dinge ihr eigenes Gesetz hätten und nicht einfach nach religiösen oder sittlichen Normen zu beurteilen seien. Es hat im Evangelium alles, was auf eine Ueberwindung des Reiches der Gewalt durch das Reich der Liebe hinweist, entweder auf die Seite geschoben oder wegerklärt. Es hat sich national eingeengt, hat sich vor aller staatlichen Autorität tief verbeugt, hat sich gegen die Friedensbewegung durchaus ablehnend verhalten, ist beim Kriegsausbruch Führer im Festreigen der Kriegsbegeisterung gewesen und bis auf diesen Tag zum großen Teil auf dem alten Boden geblieben. Ja, man muß sagen, daß dieses deutsche Christentum die stärkste Stütze des Krieges geworden ist.

Wir selbst haben schon in dem Jahrzehnt vor dem Krieg Gelegenheit genug gehabt, diese Militarisierung des ganzen deutschen Geisteslebens kennen zu lernen. Ein Kampf war zwischen uns „Schweizern" und den deutschen Theologen entbrannt, der sich gerade auch auf dieses Thema bezog. Es sind in unserer Hand Briefe, die aus dem Kriege selbst stammen könnten. Wir werden eines Tages vielleicht davon

erzählen, warum an dem geplanten Basler Kongreß für soziales Christentum das Thema: „Christentum und Militarismus" durch das zahmere: „Die Kirchen und der Weltfriede" ersetzt werden mußte und wie auch dieses im Reiche draußen an Orten Aufregungen und Proteste erzeugte, wo man sie nicht hätte erwarten sollen. Der Ausspruch, daß die Friedensbewegung eine Gotteslästerung sei, war doch wohl nur im Munde eines deutschen Theologen möglich. Kurz, der deutsche Militarismus ist in seiner weltlichen und geistlichen Gestalt keine Phantasie, sondern eine sehr klar umschriebene und sehr handfeste Tatsache. Er stand uns als furchtbare Gefahr schon lange vor dem Kriege vor Augen. Es war im April 1914, als wir in Südloudon in einem unvergeßlichen Nachtgespräch einem berühmten englischen Friedensfreund, und Freund Deutschlands, diese unmittelbar drohende Gefahr auseinandersetzten und die Notwendigkeit einer raschen, entschiedenen und ganzen geistigen Aktion gegen sie behaupteten. Er glaubte damals nicht daran, ist dann aber ein Jusqu'à-bout-Mann geworden wie Wenige.

So sehen wir die Dinge. Und zwar nicht willkürlich konstruierend, sondern auf Grund langer und reicher Erfahrung und vielen Nachdenkens. Darum halten wir den großen Gegensatz durchaus für eine Tatsache, wenn auch mit den Einschränkungen, die wir gemacht haben. In diesem Sinne stehen wir bis auf weiteres mehr auf der Seite der Entente. Besser gesagt: wir glauben, daß zwar in aller Welt ein bestimmter Geist und ein bestimmtes System besiegt werden müssen, meinen aber, daß dies am ehesten möglich sei, wenn sie vor allem auch in Deutschland besiegt werden. Denn es ist unsere feste Ueberzeugung, daß, wenn der „deutsche Militarismus" fällt, alle ähnlichen Gebilde anderwärts auch fallen müssen. Sie stehen anderwärts nicht auf so festen Füßen; sie sind nirgends so tief gegründet. Wenn die deutsche Drohung nicht mehr vorhanden ist, wird in Frankreich kein Kriegssystem mehr möglich sein und die Engländer und Amerikaner werden das Ihrige wieder beseitigen. Es kann sich dort weder auf eine ganze Weltanschauung, noch auf eine alte, mit tiefem Machtinstinkt begabte Herrenkaste stützen, die mit ihm steht und fällt. Es hat nicht die Leidenschaft, den Reiz und die mystische Tiefe, es hat nicht die dämonische Kraft, die es in Potsdam hat. Stürzt hier der Moloch, so ist sein Reich überall zu Ende. Deutschland hat jetzt mehr als je eine zentrale Bedeutung. Das ist ja schließlich auch eine Ehre für es.

Das alles läßt sich natürlich nicht wissenschaftlich beweisen, es ist „Auffassung". Bei uns ist sie aus langem Erleben entstanden und hat nun die Kraft eines echten Glaubens. Wir können wirklich nicht anders. Unsere tiefste Empfindung müßten wir verleugnen, wenn wir uns anders stellen wollten. Einst mag es anders gewesen sein und wir mögen hinzufügen, daß es künftig auch wieder anders werden kann, zur Stunde aber hat die furchtbarste sichtbare Macht, die die Welt bedroht, in Potsdam ihren Sitz. Sie muß fallen, um alles dessen willen, was uns heilig ist. Der Kampf gegen sie ist ein heiliger

Kampf, ein Kreuzzug, wobei wir aber betonen, daß es für uns vor allem ein geistiger Kampf ist, der sich nicht auf blutigem Schlachtfeldern abspielt und der zudem in aller Welt ebenfalls geführt werden muß. In diesem Sinne aber und mit den früher gemachten Vorbehalten handelt es sich um den Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft, Zäsar und Christus, Christ und Antichrist.

Dieser Kampf reicht freilich nicht nur über die politische Gruppierung, sondern auch über den Krieg hinaus. Er braucht nicht immer gegen Deutschland zu gehen. Aber er erlaubt uns im gegenwärtigen Stadium nicht, Deutschlands Sache anzunehmen und seinen Sieg zu wünschen. Es sei jedoch zum Ueberfluß allen Freunden Deutschlands versichert, daß es uns ein nie aufhörender Schmerz ist, so stehen zu müssen. Wie gerne wollten wir, es könnte anders sein. Sind wir doch durch wichtige Bestandteile unseres Lebens aufs stärkste mit Deutschland verbunden. Wir haben dort teure Freunde, Lehrer, Schüler, Gesinnungsgenossen. Jahrelang haben wir uns über dieser Tragödie abgequält und man darf uns glauben, daß wir die Gelegenheit, etwas für Deutschland zu tun, ständig benutzt haben, wo immer wir konnten. Wie lieb wäre es uns gewesen, wenn die Dinge sich so gefügt hätten, daß wir mehr für es hätten einstehen können. Wir warteten immerfort darauf. Aber gegen die Wahrheit konnten wir nichts. Es war schließlich doch keine Wahrheit gegen, sondern eine für Deutschland. Man darf uns glauben, daß wir als Reichsdeutsche nicht anders gestanden hätten. Wir teilen durchaus die Ansichten Försters, dem doch wohl unter uns niemand das Herz für Deutschland absprechen wird. Wir waren einst Schwärmer für Deutschland und wenn wir uns nach und nach gezwungen sahen, uns gegen seine Politik und die Verirrungen seiner Kultur zu wenden, so hielten wir doch an dem Band fest, das uns mit ihm verknüpfte und hofften, eines Tages, wenn die Aenderungen, die sich draußen anbahnten, weit genug gediehen wären, uns diesem neuen Deutschland ohne Vorbehalt anschließen zu dürfen. Auch jetzt verkennen wir selbstverständlich das Große und Einzigartige am deutschen Volke und seiner Kultur nicht. Es ist überhaupt nicht unsere Meinung, daß es infolge seiner Verirrungen unter die andern Völker gesunken sei. Auch Verirrungen können Zeichen von Größe sein. Eine Umkehr kann gerade ein solches Volk an die Spitze der entgegengesetzten Bewegung, also der Wahrheit, bringen. Niemand wird diesen Tag, wenn wir ihn erleben, freudiger begrüßen als wir. An jenem Tage werden viele der Besten unter den Deutschen erkennen, daß die, welche in diesen Jahren zu seinem Tun Nein gesagt haben, es vielleicht mit einer tieferen Liebe getan haben, als die, welche es auf seinem Wege ermuntert. Denn er führt es unter einer bergehohen Last von Schuld zum Abgrund, wenn nicht heute und morgen, so doch ganz gewiß in nicht ferner Zeit. Eine Umkehr aber kann Deutschland gerade jene „Weltgeltung“ verschaffen, die seine besten Kinder eigentlich doch meinen, nämlich die geistige.

Hier liegt ja wohl seine Berufung. Daß es eine solche hat, leugnen wir selbstverständlich nicht. Wie England oder Frankreich, so hat auch Deutschland der Welt sein Besonderes zu geben und zwar etwas Großes. Worin dieses nach unserer Meinung besteht, werden wir vielleicht ein andermal sagen. An dieser Stelle genügt wohl, wenn wir unseren Glauben daran aussprechen.

*

Wir haben damit zwar nicht Alles gesagt, was zu diesem Thema gehört, aber vielleicht doch den Grundriß unseres Denkens gezeichnet. Unsere letzte Formel lautet: wir sind nicht für oder gegen Deutschland und nicht für oder gegen die Entente, sondern gegen die vorhandene politisch-soziale Ordnung und für ein neues Europa und eine neue Welt. Das ist der Schlüssel zu all unserem Tun und Urteilen. Man hat uns bösartiger Weise vorgeworfen, wir seien im Grunde weniger „Antimilitaristen" als „Deutschfeinde" und „Ententisten". Aber wir fragen: was in aller Welt hätte uns denn zu „Deutschfeinden" und „Ententisten" gemacht? Das müßte doch einen Grund haben! Die Sache liegt umgekehrt: wir sind Anhänger eines menschheitlichen Ideals und davon hängt unsere politische Stellungnahme im Einzelnen ab. Wir würden diese sofort ändern, sobald das Verhältnis der Völker zu diesem Ideal sich änderte. Ein verändertes Deutschland fände uns gegen eine imperialistisch-militaristische Entente sofort auf seiner Seite.

In dem allen können wir selbstverständlich irren. Wir wollten ja nur zeigen, wie wir's meinen, wollten zeigen, daß wir für unsere Haltung die ernsthaftesten Gründe haben und sie am Höchsten orientieren. Es ist unser Denken; wir verlangen nicht, daß Andere es teilen, sind aber bereit, mit ihnen darüber zu verhandeln.

L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

Zwei Helden der Zeit.[1]

Es war ein sehr verdienstliches Unternehmen, einige Schriften der zwei Männer, die als Führer des gegenwärtigen Stadiums der russischen Revolution Weltgeschichte wirken, zum ersten Mal oder von neuem zugänglich zu machen. Wir begegnen hier wieder jener Broschüre Trotzkys über den „Krieg und die Internationale", die

---

[1]) Lenin und Trotzky. Krieg und Revolution. Schriften aus der Kriegszeit. Herausgegeben von Eugen Lewin-Dorsch. Grütlibuchhandlung, Zürich 1918.

wir seinerzeit als ein erstes tapferes und weitsichtiges Wort über den Krieg und die Sozialdemokratie mit Freude begrüßten. Wir lesen sie wieder und ihr Wert bestätigt sich überall, freilich zum Teil auf eine tragische Weise. Denn wir stoßen hier auf Prophezeiungen von möglichem schwerem Unheil, die zur Wirklichkeit zu machen Trotzky inzwischen selbst so kräftig mitgeholfen hat. So heißt es Seite 29 und 34:

„Der Krieg kann, katastrophale Niederlagen Rußlands vorausgesetzt, ein schnelleres Hervortreten der Revolution bringen, aber um den Preis ihrer inneren Schwächung. Und wenn sogar die Revolution unter solchen Bedingungen die Oberhand gewinnt, so werden die hohenzollerichen Armeen ihre Bajonette gegen diese wenden. Und diese Perspektive kann ihrerseits nicht verfehlen, die revolutionären Kräfte Rußlands zu paralysieren, weil sich nicht leugnen läßt, daß hinter den hohenzollernschen Bajonetten die Partei des deutschen Proletariats steht. Das ist jedoch nur die Eine Seite der Sache. Die Besiegung Rußlands setzt notwendigerweise entscheidende Siege Deutschlands und Oesterreichs auf den andern Kriegsschauplätzen voraus und dies bedeutet die erzwungene Aufrechterhaltung des nationalpolitischen Chaos im Zentrum und Südosten Europas, wie die unbegrenzte Herrschaft des deutschen Militarismus über ganz Europa.

Eine erzwungene Entwaffnung Frankreichs, die Milliardenkontribution, die erzwungene Einbeziehung der Besiegten in eine Zollgrenze, ein erzwungener Handelsvertrag mit Rußland, dies alles zusammen würde den deutschen Imperialismus für mehrere Dezennien zum Herrn der Lage machen.

Der Umschwung in der neueren Politik Deutschlands, die mit der Kapitulation der proletarischen Partei vor dem nationalistischen Militarismus ihren Anfang nahm, wäre für lange Zeit gesichert, die deutsche Arbeiterklasse würde sich mat riell und ideell mit den Abfällen vom Tisch des siegreichen Imperialismus nähren, die soziale Revolution dagegen wäre ins Herz getroffen.

Daß unter solchen Umständen selbst eine siegreiche russische Revolution nur eine historische Fehlgeburt sein könnte, braucht nicht weiter bewiesen zu werden."

„Das Bündnis zwischen Hohenzollern und Romanow [sage jetzt: Lenin und Trotzky] — nach der Erschöpfung und Erniedrigung der Weststaaten — wird eine neue Epoche der schwärzesten Reaktion in Europa und auf der ganzen Welt bedeuten.

Mit ihrer jetzigen Politik bahnt die deutsche Sozialdemokratie [sage jetzt: auch der russische Bolschewismus und der Zimmerwaldismus] dieser schrecklichen Gefahr den Weg." [1])

Man lese diese Sätze genau und bedenke, was seither geschehen ist und geschieht. Hat wohl in aller Geschichte je ein Mann eine Katastrophe, die er dann selbst in erster Linie herbeiführen half, freilich wider Willen, so deutlich vorausgesagt? Was für eine seltsame Art von Prophetie!

Und dann Lenin! Das Programm gerade dieses Mannes kennen zu lernen, von dem vielleicht noch so vieles abhängen wird, ist von höchstem Interesse. Es gibt unter uns eine Menge guter Leute, die sich unter Lenin (wie unter Trotzky) eine Art Friedensengel vorstellen. Statt dessen ist in Bezug auf den Krieg sein Dogma: Der Weltkrieg der Bourgoisie muß in einen Weltbürgerkrieg des Proletariates gegen die Bourgoisie ver-

---

[1]) Die Sperrungen stammen von uns.

wandelt werden. Immer wieder variiert er diesen Satz. Ist das ein Friedensevangelium? Bis jetzt hat man immer den Bürgerkrieg als die furchtbarste Form des Krieges betrachtet. Tragisch berührt hier auch das Vertrauen auf die Revolution, womit das deutsche Prolitariat dem russischen zu Hilfe kommen werde. Man hat dies besonders in Finnland erlebt!

Unsere Zimmerwald-Sozialisten können nichts Besseres tun, als diese Schriften ihrer Helden zu lesen und zu bedenken. Das mag ihnen gerade im jetzigen Augenblick zu wertvollem neuem Nachdenken verhelfen. Und die Verehrer des russischen Separatfriedens sollen sich besonders in jenen Satz vom Weltbürgerkrieg vertiefen und dann beurteilen, wie viel Ursache sie hatten, gerade von diesem Manne den Anstoß zum Weltfrieden zu erwarten.

Daß Lenin und Trotzky im übrigen zwei bedeutende Gestalten sind, spürt man auch aus diesen Dokumenten. Die Zukunft wird lehren, ob sie endgültig zu tragischen Helden werden oder nicht. Inzwischen ist die Lektüre dieses Büchlein eine politische Anregung von seltener Kraft.

L. R.

Rundschau.

Nachträgliches zur Abstimmung über die Bundessteuer. Wir haben in dem Kampfe um die direkte Bundessteuer geschwiegen. Denn wir waren etwas geteilten Herzens. Auf beiden Seiten waren Motive wirksam, die wir nicht billigen können. Die Gegner verteidigten zum guten Teil nur den Geldsack, dagegen stand auf Seiten der Anhänger eine Neigung zum Zentralismus, die wir nicht für glücklich halten. Uns scheint es kein Gewinn zu sein, wenn eine bureaukratische Zentralgewalt, deren Segnungen wir nun doch genugsam erfahren haben, noch weiter verstärkt wird. Auch wenn diese einst sozialistisch würde, wäre die Gefahr deswegen nicht beseitigt. Uns ist sehr fraglich, ob nicht in erster Linie die Kantone der Ort sind, wo die kommenden sozialen Umgestaltungen einsetzen müssen. Die Sozialdemokratie nimmt in der Frage, ob der Zentralismus oder der Föderalismus besser zum Sozialismus stimme, etwas zu rasch für den Zentralismus Partei. Die Sache ist nicht so ausgemacht. Es könnte sein, daß die Sozialdemokratie in diesem Punkte, wie in manchen andern, eher das Erbe des Radikalismus anträte, als aus dem eigensten Geist des Sozialismus dächte.

Ebensowenig ist es berechtigt, Föderalismus der Reaktion gleichzusetzen. Davor sollte schon der Umstand schützen, daß der Anarchismus, der doch sicherlich nicht einfach reaktionär ist, ein föderalistisches Ideal hat. Auch sind besonders von den welschen Vertretern des Föderalismus Viele keineswegs bloß Verteidiger des Geldsackes oder

Kantonesentums, sondern Idealisten und sozial viel aufgeschlossener als manche Zentralisten. Die großen Zentralisationen sind gewöhnlich mit großen Despotien verbunden gewesen. Man denke an das römische Reich, die römische Kirche, die Jesuiten, Ludwig XIV. und das preußische System.

Wenn wir daher gegen die Form, die der Vorschlag der direkten Bundessteuer angenommen hatte, gewichtige grundsätzliche Bedenken hatten, so bleibt doch bestehen, daß sie sachlich ein großes Recht für sich hatte. Es ist notwendig, daß die großen Vermögen die großen Lasten tragen. Es ist notwendig, daß unser Volk sich zu großen Aktionen der Solidarität aufraffe. Dafür gilt es die besten Formen zu finden. Diejenigen, die die vorgeschlagene abgelehnt haben, sind verpflichtet, eine richtigere zu finden, sonst wird man an die ideellen Motive ihrer Ablehnung nicht glauben. Wir Alle müssen uns an diese Aufgabe machen; sie ist so dringend als möglich. L. R.

Ein entscheidendes Dokument. Zu den Enthüllungen, die am einleuchtendsten die Schuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges beweisen, gehört das Dokument, das wir hiermit unsern Lesern vorlegen. Dr. Wilhelm Mühlon, sein Verfasser, ist ein ehemaliger Mitdirektor der Firma Krupp, also ein Mann, der in sehr hoher Stellung den Großen dieser Erde nahe stand und in ihr Geheimnisse hineinsah. Davon angeekelt, hat er im schönsten Mannesalter alle äußern und innern Vorteile einer solchen Stellung, dazu die glänzendsten Aussichten auf politische Karriere aufgegeben und sich in die Schweiz zurückgezogen, um hier immer mehr den Kampf um die Wahrheit aufzunehmen, der allein Europa retten kann. Von seiner Schrift: „Die Verheerung Europas“, die dem gleichen Zwecke dient, wird anderorts gesprochen werden. Das vorliegende Schriftstück, das wir schon lange kennen, ist zuerst in Deutschland an die Oeffentlichkeit gekommen. Die deutschschweizerischen Zeitungen, diese getreuen Hüter der Wahrheit, haben es größtenteils entweder todgeschwiegen oder nur bruchstückweise gebracht. Wir veröffentlichen es darum vollständig, als anschauliches Beispiel davon, wie ganz anders die Wahrheit aussieht, als die offizielle Legende. Man hat sich gegen Mühlon nicht anders zu helfen gewußt, als indem man ihn als pathologischen Neurastheniker erklärte. „Pathologisch“ zu sein, wird jetzt ein Ehrentitel. Wer Dr. Mühlon kennt, ist einstimmig in dem Urteil, daß er ein außerordentlicher, intellektuell und ethisch gleich hoch stehender Mensch sei.

Das Dokument lautet wörtlich:

Mitte Juli 1914 hatte ich, wie des öfteren, eine Besprechung mit Dr. Helfferich, dem damaligen Direktor der Deutschen Bank in Berlin und heutigen Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Deutsche Bank hatte eine ablehnende Haltung gegenüber einigen großen Transaktionen eingenommen (Bulgarien und Türkei), an denen die Firma Krupp aus geschäftlichen Gründen (Lieferung von Kriegsmaterial) ein lebhaftes Interesse nahm. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich schließlich den folgenden: Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall ab=

warten, ehe sie sich im Ausland weiter engagiert. Die Oesterreicher (sic!) sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter sofortiger Genugtuungen verlangt werden, andernfalls Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt.

Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen österreichisch-ungarischen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache auch er mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Die Oesterreicher seien über diese entschlossene Haltung des Kaisers sehr befriedigt gewesen.

Als ich Dr. Helfferich daraufhin sagte, diese unheimliche Mitteilung machte meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Rußland und Frankreich die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion.

Dies war die erste Mitteilung, die ich erhielt, über die Besprechung des Kaisers mit den Bundesgenossen. Ich kannte Dr. Helfferichs besonders vertrauensvolle Beziehungen zu den Persönlichkeiten, die eingeweiht sein mußten, und die Verläßlichkeit seiner Mitteilung. Deshalb unterrichtete ich nach meiner Rückkehr von Berlin unverzüglich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals als Mitglied angehörte. Dr. Helfferich hatte mir dies übrigens ausdrücklich erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtsrat der Firma Krupp zu nehmen.) Von Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regierung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann folgendes: Er sei selbst beim Kaiser dieser Tage gewesen. Der Kaiser habe auch ihm von der Besprechung mit den Oesterreichern und deren Ergebnis gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mitteilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Dieser scheine freilich noch mehr Details zu wissen, als er, Bohlen, selbst. Die Lage sei in der Tat sehr ernst. Der Kaiser habe ihm persönlich gesagt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Falle werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt.

Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien denn auch das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war zu dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich fände. Dr. Helfferich aber meinte, das klinge nur in der deutschen Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen, und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jederzeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die andern Mächte Zeit fänden, sich hineinzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag sehr bedeutende Beträge aus.

Alsbald nach dem Wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regierung Erklärungen dahin ab, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe,

ohne Vorwissen Deutschlands. Bei dem Versuche, diese Erklärungen mit den obgenannten Vorgängen überhaupt vereinigen zu wollen, blieb nur etwa die Lösung, daß der Kaiser sich schon festgelegt hatte, ohne seine Regierung mitwirken zu lassen, und daß bei den Besprechungen mit den Oesterreichern deutscherseits davon abgesehen wurde, den Wortlaut des Ultimatums zu vereinbaren. Denn daß der Inhalt des Ultimatums in Deutschland ziemlich genau bekannt war, habe ich oben gezeigt. Herr Krupp von Bohlen, mit dem ich über diese wenigstens der Wirkung nach lügnerischen deutschen Erklärungen sprach, war davon gleichfalls wenig erbaut, weil in einer so schwerwiegenden Angelegenheit Deutschland doch keine Blankovollmacht an einen Staat wie Oesterreich-Ungarn hätte austeilen dürfen, und es Pflicht der leitenden Staatsmänner gewesen wäre, sowohl vom Kaiser wie von den Bundesgenossen zu verlangen, daß die österreichischen Forderungen und das Ultimatum an Serbien auf das eingehendste diskutiert und festgelegt werden und gleichzeitig das genaue Programm des weiteren Vorgehens überhaupt. Gleichviel auf welchem Standpunkte man stehe, man dürfe sich doch nicht in die Hände der Oesterreicher geben, sich Eventualitäten aussetzen, die man nicht vorher berechnet habe, sondern hätte an seine Verpflichtungen entsprechende Bedingungen knüpfen müssen. Kurz, Herr von Bohlen hielt die deutsche Ableugnung eines Vorwissens, falls in ihr eine Spur von Wahrheit stecke, für einen Verstoß gegen die Anfangsgründe diplomatischer Staatskunst und stellte mir in Aussicht, er werde mit Herrn von Jagow, dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der ein besonderer Freund von ihm war, in diesem Sinne reden. Als Ergebnis dieser Besprechung teilte mir Herr von Bohlen folgendes mit: Herr von Jagow sei ihm gegenüber fest dabei geblieben, daß er an dem Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatums nicht mitgewirkt habe und daß eine solche Forderung von Deutschland überhaupt nicht erhoben worden sei. Auf den Einwand, das sei doch unbegreiflich, habe Herr von Jagow erwidert, daß er als Diplomat natürlich auch daran gedacht habe, ein solches Verlangen zu stellen. Der Kaiser habe sich aber in dem Zeitpunkt, in dem Herr von Jagow mit der Angelegenheit befaßt wurde und hinzugezogen wurde, schon so festgelegt gehabt, daß es für ein Vorgehen nach diplomatischem Brauch schon zu spät und nichts mehr zu machen gewesen sei. Die Situation sei so gewesen, daß man mit Verklausulierungen gar nicht mehr habe kommen können. Schließlich habe er, Jagow, sich gedacht, die Unterlassung werde auch ihr Gutes haben, nämlich den guten Eindruck, den man in Petersburg und Paris deutscherseits mit der Erklärung machen könne, daß man an dem Wiener Ultimatum nicht mitgearbeitet habe.

Den Kommentar zu diesem Aktenstück, das eine geschichtliche Berühmtheit bekommen wird, möge der Leser im Einzelnen sich selbst machen. Er zeigt, wie Völker angelogen werden. Aus dem angeblichen, d. h. vorgeschwindelten Aufenthalt des Kaisers im Norden bewies man, daß Deutschland von dem geplanten „Ueberfall" keine Ahnung gehabt habe. Man behauptet, die deutsche Regierung habe von den Bedingungen, die Oesterreich Serbien gestellt, nichts gewußt und das ist auch wahr, da sie nämlich mit dem Kaiser verabredet worden waren! Diese Bedingungen waren mit Absicht so gestellt, daß sie nicht angenommen werden konnten. Der Kaiser rechnete dabei mit einer russischen Mobilisation und war entschlossen, sie sofort durch die Kriegserklärung zu beantworten, er brannte förmlich darauf! Und so fort!

So sieht die Wahrheit aus. Wenn die Völker sie einmal erfahren, dann muß der Krieg daran zu Grunde gehen. Darum können die, welche dieses Ziel im Auge haben, nichts Besseres tun, als die Wahrheit zu verbreiten.

L. R.

Keine Fremdenhetze! Von verschiedenen Seiten her haben wir die Klage gehört, daß die Gereiztheit gegen die Fremden in der Schweiz einen bedrohlichen Grad erreicht habe. Ein hochangesehener Fremder, dessen Anwesenheit der Schweiz zur Ehre gereicht, schreibt uns darüber z. B. Folgendes:

Der Kampf gegen die Auswüchse des Fremdentums, den die Schweiz jetzt zu führen hat, ist begreiflich. Der Krieg hat allenthalben den Schlamm auf die Oberfläche geworfen. Sie merken das auch in Ihrem, vom Krieg äußerlich verschont gebliebenen Land. Sie haben sich gegen üble Erscheinungen zu wehren und niemand wird den Schweizern daraus einen Vorwurf machen. Aber der Kampf, der sich gegen die unliebsamen Auswüchse richtet, wird heute in der Schweiz mit einer solchen Heftigkeit geführt, daß abgesehen von einer dünnen Intellektuellenschicht niemand mehr einen Unterschied macht. Dem Volk in seiner Masse — und dieser Begriff ist ziemlich weit zu stecken — ist heute jeder Fremder Schieber, Hamsterer, Brotwegesser, Hetzer u. dgl. Es wird nicht mehr unterschieden, und auf dem Markt, im Verkehr, in Läden u. s. w. merkt heute jeder ein gewisses Uebelwollen und einen versteckten, manchmal gar offenen Zorn. Das nimmt einen Umfang an, der die Schweiz in die Gefahr bringt, ost-europäische politische Methoden zu erleben.

Fremde können sich dagegen nicht wenden. Es muß von angesehener Schweizer Seite ein Protest und eine Warnung kommen, dahingehend, das Kind nicht mit dem Bad auszugießen, mit der berechtigten Abwehr gegen üble Erscheinungen nicht zu einem, dem Jahrhundert und vor allem, der Tradition der Schweiz, der Tradition aller Demokratie hohnsprechenden Fremdenfeindschaft zu kommen. Es muß einmal von Schweizer Seite offen und eindringlich gesagt werden, daß schließlich nicht alle Fremden hier im Lande Schieber sind, daß sie auch nicht Brotwegesser sind, da an ihrer Statt so und soviel Schweizer in den fremden Ländern Brot und Stellung finden. Es geht doch nicht an, daß man in großen Schweizerblättern die Fremden ob ihrer Nasen und abstehenden Ohren, ob ihres angeblichen Müssiggangs angreift und in denselben Blättern in großen Sonderbeilagen die Hebung des Fremdenverkehrs zu fördern sucht. Es wirkt zum mindest verstimmend, wenn große Hotels, wie ich es heute gesehen habe, die Liste der bei ihnen wohnenden Fremden anzeigen und da mit den zahlreichen Fürstlichkeiten und Exzellenzen protzen, die diese Liste aufweist, wenn der Nicht-Fürst, die Nicht-Exzellenz, der nicht-Autofahrende Fremde auf der Straßenbahn und in den Geschäften schlecht uud gehässig behandelt wird. Soll etwa die Schweiz in den Ruf kommen, daß sie nur die armen Teufel als Unerwünschte bezeichnet, die Palace-Hotel-Bewohner aber als sehr erwünscht ansieht, so unerwünscht gerade deren Tätigkeit und sittliche Höhe sein mag?

Es würde zu weit führen, das Bedenkliche, das Schädliche, das in höchstem Maße Bedauerliche und den Widerspruch hier im vollen Umfang anzuführen. Ich wende mich ja gerade an Sie, sehr verehrter Herr Professor, weil ich weiß, daß Sie genau erkennen, daß man der wirtschaftlichen und intellektuellen Ueberfremdung nicht dadurch vorbeugt, daß man Haß und Verachtung über alles zu gießen sucht, was nicht heimatberechtigt ist. Und andererseits glaube ich, daß i c h gerade das Wort in dieser Sache ergreifen kann, denn ich selbst habe unter dem Fremdenhaß bis jetzt nicht zu leiden. Aber es gibt sehr viele, sehr bedauernswerte Menschen, die darunter leiden. Die Menschen, die heute in die Schweiz kommen, sind nur zu einem geringen Bruchteil Geschäftemacher und berufsmäßige Müssiggänger. Es sind fast durchwegs Kranke. Zum Teil körperlich Kranke, zum übergroßen Teil Seelischkranke, die an dem verfaulenden Europa leiden und an der gesunden, erquickenden, geistig und politisch frischen Schweiz genesen möchten. Diese Kranken verdienen noch mehr das Mitleid als diejenigen, die zu den Berghöhen wallfahren, zu den Quellen pilgern; denn ihr Leid und ihr Leiden scheint unheilbar zu sein. Daß aber gerade jene Leute, die an dem heutigen Europa erkrankt sind, zu den Besten zählen, sollten Ihre Landsleute erfahren. Sie sind es ja gerade, die sich in der Atmosphäre der Fäulnis, die sich in den kriegführenden Ländern verbreitet, nicht

wohl fühlen, die den Goldrausch dort nicht mitmachen wollen, und keine Gemeinschaft haben wollen mit der Gemeinheit und Niedrigkeit, die sich in ihren Heimatländern jetzt überall breit macht. Ist es schweizerisch, soll es christlich, soll es demokratisch sein, gerade diese Aermsten, diese Heimat- und Zeitlosen zu beschimpfen und zu beschmutzen, weil auch ein paar räudige Schafe mit ihnen die Grenze passiert haben?

Wir können die in diesen Aeußerungen enthaltenen Aussagen nur von Herzen unterstützen und ihnen Beachtung und Verbreitung wünschen. Nur wenige Bemerkungen wollen wir beifügen.

Daß es in der Schweiz zu einer Bewegung gegen die Fremden kommen werde, haben wir erwartet. Es ist begreiflich, ja in gewissem Sinne notwendig. Denn wir sind im Begriffe, von den Fremden überflutet zu werden. Es besteht eine ganze Fremdherrschaft unter uns. Kein Volk der Erde ist in dieser Beziehung so stark gefährdet wie wir. Aber es war auch zu erwarten, daß die Gegenbewegung, wenn sie einmal komme, verkehrte Formen annehmen werde. Fast immer schwimmt bei solchen Fluten der Unrat vornen und obenauf. Es ist anzunehmen, daß gegenwärtig der Gedanke an die Lebensmittel, also, grob, etwas zu grob ausgedrückt, der Futterneid bei dieser Verstimmung gegen die Fremden eine größere Rolle spiele als das nationale Gefühl. Denn man hat nichts davon gehört, daß einige Tausende und Zehntausende von Abonnenten den „Zürcher Tagesanzeiger“, das „Berner Tagblatt“, die „Züricher Post“ oder sonst eines der zahlreichen Blätter dieser Art zurückgeschickt hätten, oder daß einigen Hunderten von politischen Agenten der Stuhl vor die Türe gesetzt worden wäre; man hat nichts davon gehört, daß man in gewissen Gasthöfen und Restaurants gegen geldbeutelschwere Fremde weniger devot sei als zuvor.

Eine Fremdenhetze wird immer das Gegenteil von dem erreichen, was uns not tut: sie wird das Gesindel verschonen, aber die Besten vertreiben, deren Anwesenheit uns Ehre und Segen ist. Wir meinen es umgekehrt: wir wollen nicht Gereiztheit gegen jeden Fremden, besonders die Armen, sondern mehr schweizerischen Stolz und dann mehr Gastlichkeit. Wir wollen die Umkehrung des jetzigen Zustandes, wo man sich am einen Ort vor den Fremden bückt und sich dann am andern durch eine Hetze entschädigt. Wir wollen unser Schweizerhaus von fremder Anmaßung und fremder Beschmutzung reinigen, damit es jedem edlen Fremden darin wohler sei als jetzt; wir wollen es befestigen, damit es erst recht ein Asyl Europas sein könne. L. R.

Verständigung oder Propaganda. Gar sehr gegen meinen Willen muß ich nochmals auf meine Auseinandersetzung mit Professor Deißmann und seinen „Wochenbriefen“ zurückkommen. Denn in deren letztem Stücke finden sich Auslassungen gegen mich, die nicht ganz ohne Antwort bleiben dürfen.

Wen der ganze Streit nicht interessiert, braucht diese Seiten nicht zu lesen. Ich will jedoch versuchen, in diese Auseinandersetzung möglichst viel Grundsätzliches und sachlich Wichtiges zu legen.

Eins ist an Deißmanns Antwort sehr beruhigend für mich. Ich hatte auf Grund seiner eigenen Klage und einiger Aeußerungen von Freunden Angst bekommen, daß ich dem Manne Unrecht getan habe. Er hatte in Aussicht gestellt, sich nicht auf „vorevangelische" Weise gegen mich zu benehmen, wie auch der Wortlaut meiner Anklage sei. Ich erwartete daraufhin eine Antwort im Sinne einer „Verständigung". Das Material hiefür fehlte ihm nicht. Er konnte, wenn er wollte, wissen, aus was für Motiven meine Bemerkungen gegen ihn geflossen seien. Ich hätte ihm dann gerne volle Genugtuung gegeben und er selbst hätte durch ein zur rechten Stunde kommendes Beispiel beweisen können, daß er wirklich ein Mann der „Verständigung" sei. Leider hat er diese glänzende Gelegenheit gründlich versäumt. Denn er hat in seine Antwort soviel Gift und Galle gegossen, als das Gefäß nur fassen mochte.

Ich möchte zu dem Handel Folgendes bemerken:

Es scheinen sich bei uns da und dort Einige über diese Sache, die es wirklich nicht verdient, aufgeregt zu haben, meinend, es sei Deißmann Unrecht geschehen. Da darf ich denn schon die Frage stellen: Wer regt sich auf, wenn mir selbst in Deutschland und in der Schweiz ungleich Schlimmeres geschieht und zwar, ohne daß ich der Angreifer gewesen wäre wie Deißmann? Und wer regt sich auf, wo große Dinge in Frage kommen, wo es sich um Sachen handelt? Die Armenier und Serben dürfen ausgerottet, die Belgier vergewaltigt und geplündert werden und tausend Dinge dieser Art — umsonst warten wir auf Protest und Empörung. Wir sind offenbar ein so selbstisches und moralisch rückenmarklahmes Geschlecht geworden, daß wir nur in Feuer geraten, wenn entweder wir selbst oder unsere Zunft und Clique angetastet zu werden scheinen. Darum meinen wir natürlich auch, daß es keine andere Erregung geben könne, als eine aus „persönlicher Empfindlichkeit".

Ich stelle aber meinerseits fest, daß ich in diesem Handel, den ich, in ungleich größeren Kämpfen begriffen, bloß als eine nebensächliche Episode betrachte, durchaus keine persönlichen Interessen gehabt habe. Meine Person kam nicht in Frage. Sie war nicht angetastet. Ich war nicht beleidigt, eher umgekehrt! Wahrhaftig, wer auch nur eine Ahnung davon hätte, was ich seit vielen Jahren fortwährend an Angriffen jeden Stils gegen mich stillschweigend ertrage, und ohne daß jemand sich veranlaßt sähe, dagegen etwas zu tun, der erhöbe keinen Lärm, wenn ich einmal dreinschlage und schöbe es nicht auf irgend ein „persönliches" Motiv. Wenn ich in diesem Falle etwas sagte, während ich sonst schweige, so handelt es sich nicht um meine Person, sondern um eine Sache.

Was für eine?

Um Zweierlei war es mir zu tun. Ich war erzürnt über den Mißbrauch der edlen Sache einer „Verständigung". Deißmanns

„Wochenbriefe", die auch ich am Anfang mit der gleichen gespannten Hoffnung begrüßte, wie alles, was an neuem Geist aus Deutschland kommt, waren mir eine wachsende Enttäuschung. Sie waren eben für mich „Propaganda", d. h. Eintreten für den offiziellen deutschen Standpunkt und Werben für ihn. Das ist's nämlich, was ich „Propaganda" nenne. Das mir Aergerliche daran war, daß Deißmann dies nicht offen sagte; ich hätte mich dann nicht im geringsten aufgeregt. Es ist dabei wohl möglich, daß er sich selbst über den Charakter seines Tuns nicht klar war. Bewußte Heuchelei wollte ich ihm darum nicht vorwerfen. Ich weiß aus Erfahrung, wie sich gerade bei diesen deutschen Wortführern die Motive oft wunderlich durcheinanderschieben. Nicht Betrug Anderer war's, sondern Selbstbetrug. Es ist denn auch Deißmann nicht möglich gewesen, meine Vorwürfe auch nur im geringsten zu widerlegen. Nie ist in seinen Briefen etwas Anderes gestanden als eine Verteidigung des deutschen Standpunkts, nie ein Wort der Kritik am offiziellen Deutschland und seinen Taten. Und dies soll, wenn fürs Ausland bestimmt, nicht „Propaganda" sein?

Schon der erste Angriff auf mich war ein besonders klarer Beweis seiner wahren Tendenz. Wäre es ihm um „Verständigung" zu tun gewesen, so hätte er vor allem die Motive meiner Mitunterzeichnung jenes Telegramms prüfen müssen, wozu ihm meine Antwort an den Pfarrer Wolfer gedient hätte, von deren Vorhandensein er Kenntnis hatte. Auch ein persönlicher Briefwechsel mit mir wäre nahe gelegen und ich hätte ihm gewiß gern Rechenschaft abgelegt. Das wäre „Verständigung" gewesen. Statt dessen hat er einfach eine Zensur über mich ausgesprochen, meine Motive verkennend, und das nenne ich, wenn es fürs Ausland bestimmt ist, Propaganda. Was wäre es denn sonst? Durch diesen Stil aber wird das ganze Unternehmen zur Unwahrheit. Diese regt mich stets am meisten auf, wenn sie in religiöser Form auftritt. Dazu habe ich von der ganzen Propaganda dieser Art längst genug und übergenug. Sie ist eines der stärksten Hemmnisse des Friedens. Denn sie zerstört den letzten Rest des Vertrauens, sie macht auch die Verständigungsversuche verdächtig.

Ich habe mich auch darüber aufgehalten, daß ein Ausländer sich erlaubt, in einem „Brief" an das Ausland, auch an Schweizer, über mein politisches Verhalten zu Gericht zu sitzen. Als Schweizer habe ich mich gewehrt, nicht als Ragaz. Wir sind es längst satt, uns vom Auslande unser politisches Tun vorschreiben zu lassen. Ob meine Unterzeichnung jenes Telegramms Deißmann gefiel oder nicht, war seine Sache; ich bin Schweizer und nicht Deutscher und weiß, was ich tue. Dieses Dreinreden soll einmal aufhören. Dieses Dreinreden wars, das ich mit scharfen Worten zurückwies, im Namen unserer nationalen Ehre, deren Behütung der deutsche Professor — nebenbei bemerkt — füglich uns überlassen darf.

Das alles konnte Deißmann aus jenen Heften der Neuen Wege, von denen ich annehmen muß, daß er sie vollständig erhalten hat, erfahren. Er konnte erfahren, wie sich mir die deutsche Propaganda darstellt, die ich wohl besser kenne als er. Er konnte erfahren, wie mich und meine Freunde jene Ereignisse im Osten und ihre Folgen im Westen trafen, wie sie uns ans Leben gingen. Er konnte erfahren, wie wir jenen „Frieden" beurteilten und er hätte auch hintenher erkennen können, wie viel Grund wir für unsere Auffassung hatten. Es hätte ihm eine Ahnung aufgehen können, was für einen Eindruck es auf uns macht, wenn wir diese deutschen Vertreter Christi jegliche Schändlichkeit ihrer Regierung billigen sehen, auch wenn viele andern Deutschen sie aufs stärkste verurteilen. Er hätte bedenken können, daß der in all seinen Hoffnungen Getroffene wohl ein heftiges Wort sagen darf, für das der Sieger keine Entschuldigung hat.

Aber von alledem läßt Deißmann seine Leser nichts wissen. Und ein solcher Mann will „Verständigung" treiben! Oder hat er die Hefte nicht ganz bekommen, meinen „Brief" nicht gelesen? Dann kann er ja gar nicht urteilen! Indes genügt zur Charakteristik seiner Methode ein Zug: Er greift jenes Wort vom „ehrlosen Tropf" heraus, mit dem ich einen, mir damals völlig unbekannten, schweizerischen Briefschreiber bezeichnete, der sich, wie ich nach vielen, analogen Fällen annehmen mußte, Deißmann als „gutgesinnt" empfohlen hatte. Deißmann tut, als ob ich das Wort darum gebraucht hätte, weil der Korrespondent sich zu andern Ansichten als die meinigen bekenne. Es liegt aber ganz klar, wie ich's gemeint habe: ich habe mich mit jenem Worte gegen die Lakaiengesinnung gewendet, die immer bereit ist, aus der Schweiz heraus, sobald ein Landsmann draußen mißfällig geworden ist, zu versichern, daß man selbst besser sei. Von diesert Art habe ich in den letzten vier Jahren so viel erlebt und beobachtet, daß ich mir schon erlauben darf, sie deutlich zu kennzeichnen. Sie ist nationale Ehrlosigkeit, dabei bleibe ich. Auch wenn der Briefschreiber anders denkt als ich, was selbstverständlich sein gutes Recht ist, so soll er nicht gehen und dem Ausländer sagen: „Siehe, ich bin denn nicht so!" Daß dies geschehen sei, mußte ich annehmen, habe dann aber erfahren, daß Deißmann einen Brief gegen die Meinung des Autors, der nicht an Veröffentlichung dachte, zitiert hat und daß dieser Brief als Ganzes einen andern Sinn hatte. Das ist Deißmanns Schuld, nicht meine. Uebrigens scheint es nicht an andern Briefen aus der Schweiz gefehlt zu haben, die jenes Wort reichlich verdienten.

Ich nagle einmal dieses ganze Treiben fest. Es gehört zum Traurigeren in dieser an allgemeinem und schweizerischem Elend so reichen Zeit. Jenen deutschen Richtern über unsere politische Haltung sage ich noch einmal: „Laßt uns in Ruhe; wir sind Schweizer. Was wir politisch denken und tun, ist unsere Sache! Ihr dürft es mißbilligen, aber bei Euch, nicht bei uns!"

Und nun noch Eins: Deißmann erlaubt sich, mir wegen jenem Ausdruck, den er mißdeutet, „Pfaffentum" vorzuwerfen. Pfaffentum nun ist nach meiner Auffassung da vorhanden, wo man unter der Miene christlicher Sanftmut und Ueberlegenheit alle Gehässigkeit übt. Das ist das Abstoßendste an Deißmanns Benehmen: er tut, als ob er nur so von der Höhe der Bergpredigt her rede und stopft doch seinen Artikel mit Beleidigung und Rache voll. Auch das ist etwas, was wieder einmal aufgedeckt werden muß. Wenn wir voll Gift und Galle sind, dann wollen wir doch nicht tun, als ob wir voll Milch und Honig wären. Wir wollen doch in Liebe und Zorn vor allem ehrlich sein und den Pharisäern aller Arten überlassen, liebevoll zu tun und gehässig zu sein. Ich meinerseits wäge leider öfters nicht jedes Wort auf seine Wirkung ab, in der manchmal etwas naiven Meinung, daß man merken werde, wie ich's meine, und werde dann schärfer, als ich wollte, aber dafür übe ich auch keine Verstellung. Ich rede und schreibe, wie ich denke, nicht besser und nicht schlechter. Aber gerade die Art Deißmanns zeigt mir leider, daß es ihm an einer Eigenschaft fehlt, die ein Mann der Verständigung haben müßte. Denn eine solche wird nur zustande kommen durch einen Bund der Liebe mit der Wahrheit.

Darum werden auch nicht diese Art Theologen das Werk verrichten, die keinen Hauch gegen das, was bei ihnen offiziell geschieht, zu tun wagen und gegen Verbrechen, die die Weltgeschichte in ihre schwärzesten Blätter eintragen wird, kein Wort der Mißbilligung haben und dann kommen und tun, als ob nichts geschehen wäre. Dazu sind die Abgründe zu tief. Sie mögen ein paar Neutrale noch neutraler machen oder auch noch weniger neutral, aber jene Brücke schlagen werden Männer wie Förster, Nikolai, Mühlon, Lichnowsky, Bernstein, Liebknecht und all ihre Mitkämpfer. Die treiben Verständigung, nicht Propaganda! Sie sind eine Ehre des deutschen Volkes und — zum Teil — auch des Christentums! L. Ragaz.

Büchertisch.

Die Freiheitsidee in der Gegenwart. Vortrag von Prof. Dr. A. Egger. Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Dieser Vortrag, den wir schon lange hätten anzeigen sollen, gehört zu den allerbesten schweizerischen Erweckungsschriften. Es weht Bergwind darin. Wir können ihn allen denen, die sich nach solchen sehnen, von Herzen empfehlen. Besonders kann er der Jugend eine Fackel sein. L. R.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Zum 1. August 1918.

„O, meine Freunde, so spricht der Erkennende: Scham, Scham, Scham — das ist die Geschichte des Menschen!“ Nietzsche.

Eine über das Land hin sich lagernde, alles lähmende, lästige Schwüle — so drückt schwer auf die Menschheit das endlos brütende Schicksal des Krieges, kein frischer Windstoß bringt Leben und Bewegung in das müde, qualvolle Ringen der Völker; aber die Würgengel des Todes, denen es an der Front zu eintönig geworden, flattern unheimlich auf, verlassen die Massengräber, in die man sie zu bannen glaubte, stürzen sich geräuschlos auf die unschuldigen Opfer in den vom Kriege verschont gebliebenen Landstrichen, mischen sich in das bunte Treiben friedlicher Ortschaften und töten hier ebenso wahllos wie dort gerade das kräftigste, blühendste Leben. Was man beim Beginn des Krieges befürchtete, aber dann doch eine Zeitlang verhüten konnte, das ist jetzt eingetreten: nachdem das Schwert die Vorarbeit getan, kommen Hunger und Seuche und vollenden das Werk des Todes. Der Krieg entlarvt sich immer mehr und zeigt sein wahres Gesicht, das Grinsen der Hölle, die im Wahnsinn der Menschen ihre Triumphe feiert.

Allem, was in diesem Taumel noch Mensch geblieben ist, vergeht darüberhin das Festefeiern, auch der lachend blaue Himmel will uns wie ein Hohn erscheinen zu dem Elend auf Erden. Auch die Berge und Seen verlieren ihren Reiz mitten in dem allgemeinen Totentanz. Alle öffentlichen Ansammlungen von Menschen selbst im Freien sind untersagt und damit wohl auch die übliche Bundesfeier, und zu Höhenfeuern reicht das rar gewordene Holz wohl kaum. Alle diese äußere herkömmliche Aufmachung und volkstümliche Drapierung muß fallen, und es bleibt auch unserem Volk sozusagen kein Fetzen mehr übrig, um seine Blößen zu decken, aller Prunk und Putz ist fadenscheinig geworden, und die Phrase klingt hohler als sonst, die großartigen patriotischen Reden verstummen.

Und nun ist auch die letzte Maske gefallen, in die sich der selbstsüchtige, wohllebende Spießbürger so gerne hüllt, und das ist das wohlfeile Mitleid, als Massenerscheinung Humanität genannt. Schon vor dem Krieg hielt man in einer gewissen Anwandlung solchen Mitleids Blumentage ab und glaubte, damit auf eine glorиöse Weise sich ernster sozialer Pflichten entledigt zu haben, während man sich in Wahrheit derselben entzogen hat. Nun wurden aus derselben Stimmung heraus in jeder größern Stadt sogenannte Armeetage veranstaltet, um auf eine angenehme und anregende Art Gaben zu fischen, statt die ernsten und großen Opfer ehrlicher Steuern zu bringen. An Stelle sozialen Kampfes, staatlicher Fürsorge, persönlicher Pflichten — Spielereien! Blumen und Medaillen statt einer gerechten, ehrlichen Kriegssteuer, Flitter statt Pflicht! Der fetteste Hamster kann sich mit Denkmünzen von seiner Solidarität mit dem Volk loskaufen und er freut sich, sein totes Herz mit den Zeichen der Vaterlandsliebe zu zieren. „Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden — zu sehr gebricht es ihnen an Scham. Muß ich mitleidig sein, so will ichs doch nicht heißen; und wann ichs bin, dann gern aus der Ferne.“ (Nietzsche.)

Helvetiens Wohltätigkeit gegenüber den Evakuierten und Internierten in allen Ehren — wir wollen uns von Herzen darüber freuen — aber auch das kann unsere Blöße nicht decken, und wir müssen uns schämen, daß zu gleicher Zeit so manche dringende Aufgabe gegenüber den eigenen Volksgenossen liegen blieb, daß es den Spekulanten möglich war, so viele notwendige Lebensmittel über die Grenze zu schaffen um des höheren Gewinnes willen, und daß jetzt bei der ersten eigentlichen Gefahr für unsere Armee die primitivste Hilfe versagt, und daß dem diensttuenden Manne gegenüber eine erschreckende Gleichgültigkeit und Roheit an den Tag kommt. Keine „beruhigenden Berichte“ von oben können darüber hinweg täuschen.

Wir wollen damit nicht richten, die Gerichte liegen in eines Höhern Hand, wir wollen nur die Folgerungen daraus ziehen und an Stelle des üblichen: „Heil dir, Helvetia“ nur das eine Wort „Scham“ aussprechen.

Wir wollen dankbar sein, daß solche Gewitterstürme kommen, die die dürren Aeste an unserem Volksleben wegreißen und Platz schaffen für neue tiefere und gründlichere Arbeit. Den Anfang dazu machen aufopferungsvolle Menschen. Es wäre traurig um uns bestellt, wenn nicht auch reinigende, läuternde Gewitter kämen; aber wehe, wenn sie umsonst kommen, und wir nichts vergessen und nichts lernen, nicht aufräumen mit dem eitlen Gewand selbstgefälliger Phrasen und einmal in die Tiefe blicken und in die Höhe, wo die die Wahrheit wohnt.

L. Stückelberger.

Zukunftsaufgaben der Frau auf sozialem Gebiet.[1]

Wenn wir hier von Zukunftsaufgaben der Frau in der Bekämpfung des Krieges sprechen wollen, so müssen wir nach solchen nicht weit suchen. Die nächstliegende und wohl auch die größte ist hier schon behandelt worden,[2] nämlich die Erziehung der Jugend und ihrer Erzieher im Geiste einer neuen Menschengemeinschaft. Aus dieser Aufgabe ergeben sich andere unmittelbar; denn welche Mutter, die ihre Kinder in diesem Sinne erziehen will, die es ihnen ins Herz legen möchte: „mitzulieben bin ich da" — wird nicht sofort den schroffen Widerspruch empfinden zwischen jener Welt, in deren Geiste sie erzieht, und der Welt, die uns umgibt! Dieses Gefühl der Spannung wird umso schmerzlicher und schärfer werden, je entschlossener und ernster sie ihre Mutteraufgabe erfaßt, und sie wird nicht anders können, als alle ihre Arbeit daransetzen, die bestehende Welt umgestalten zu helfen im Sinne ihres Ideals.

Die gleiche Spannung ergibt sich auch aus der stets wachsenden Beteiligung der Frau an allen Berufen; immer mehr wird sie hineingetrieben in das wirtschaftliche und soziale Leben, und es ist nur ein ganz besonders scharfer Ausdruck für den Widerspruch zwischen der heutigen Welt und derjenigen, welche der Frau gemäß wäre, wenn wir heute unzählige Frauen — freiwillig oder gezwungen — ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst des Krieges stellen sehen. Auch hier muß sich die Frau dazu getrieben fühlen, das Leben, in welches sie eingespannt ist, so zu gestalten, daß es ihrer Art entspricht. Sie darf dabei annehmen, daß eine frauengemäße Welt auch menschheitsgemäß wäre; nicht nur, weil die Frauen die Mehrzahl der Menschen darstellen, nicht nur, weil sie ja Mütter der Mädchen und der Knaben sind, sondern weil sie an ihre Aufgabe gemeinsam mit dem Manne herantreten wollen, ihr Wesen zur Geltung bringen wollen, wie er das seine, und weil nur aus Beider Gestaltung erst die menschheitliche Welt erstehen kann.

Ja, es wäre eine verhängnisvolle Bescheidenheit, wollten die Frauen nicht endlich damit beginnen, ihren eignen Maßstab zu finden und anzulegen, nach ihm das wirtschaftliche und soziale Leben zu beurteilen und zu ändern. Das müssen sich vor allen Dingen alle die sagen, die sich von der ungeheuer vermehrten Frauenarbeit auf allen Gebieten, wie sie der Krieg hervorgerufen hat, positive Resultate erhoffen. Positiv kann das Resultat nur sein, wenn es uns gelingt, eine neue Welt zu begründen, in welche die Frau mit ihrer

---

[1]) Vortrag, gehalten an der Internationalen Frauenkonferenz für Völkerverständigung in Bern, April 1918.

[2]) Vortrag von Frau Pieczynska-Reichenbach.

Art und Arbeit hineinpaßt. Gelingt uns dies nicht, dann wehe den Frauen! Dann werden wir in noch viel größerem Maßstab erleben, was wir heute schon mit Schmerz und Empörung sehen müssen: daß gerade Frauenarbeit ein System stützt und erhält, welches die Frau ihrer Würde, ihrer Aufgaben, ja ihres Lebens beraubt.

Welche Pflichten in diesem Sinne der Frau auf politischem Gebiet erwachsen, wird Gegenstand eines anderen Vortrags sein. Mir liegt hier ob, an das wirtschaftliche und soziale Leben den Maßstab der Frau anzulegen und zu sehen, welche Aufgaben unser hier warten.

Da müssen wir zunächst sagen, daß unser ganzes Wirtschaftsleben ein großer Kriegsschauplatz ist! Ein Kriegsschauplatz mit allen Kennzeichen eines solchen; mit Gewaltanwendung aller Art, mit vernichtetem Gut und Leben, mit zerstörtem Kinderglück und geschändeter Frauenwürde. Auch auf diesem Schlachtfeld gibt es Befehlende und Befohlene, auch in diesen Kampf hinein wird der Einzelne macht- und willenlos getrieben, geht darin auf oder unter. Konkurrenz heißt der Krieg auf diesem Gebiet, Konkurrenz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, zwischen den Besitzlosen untereinander wie zwischen den Angehörigen von Industrie, Handel, Handwerk; Konkurrenz zwischen den Geschlechtern, Konkurrenz in der geistigen Arbeit aller Art. Auch hier hat man den Kampf den „Vater aller Dinge" genannt, wie man es ja beim Krieg auch zu tun wagte; auch hier verwechselt man einen edlen, menschlichen Wettbewerb auf Grundlage von Gerechtigkeit und Freiheit mit einem Kampf unter Zwang und Ungerechtigkeit. Denn wir haben im Wirtschaftsleben nicht das vielgepriesene freie Spiel der Kräfte, wir haben nicht jenen „lebenspendenden Krieg um die Herrschaft des Menschen über die Erde und ihre Kräfte", wie Nicolai[1]) ihn nennt, und den er als „schöpferischen Kampf" dem „Vernichtungskampfe" gegenüberstellt.

Haben wir aber diesen Vernichtungskampf im Wirtschaftsleben, so fragen wir wohl, wie er denn entstanden sei, und ob er eine Notwendigkeit sein müsse? Und wir lassen uns noch einmal von Nicolai die Antwort sagen: überall da, wo der unnatürliche Vernichtungskampf innerhalb der gleichen Gattung eingetreten ist, auch der zwischen Mensch und Mensch, liegt die eine Ursache zu Grunde: der Besitz. Der Besitz, der damit verbundene Hunger nach Macht und Einfluß, die Sucht, Andere zu beherrschen, bringt den Krieg.

Unsere heutige Wirtschaftsordnung beruht auf dem Privatbesitz: Alle zum Leben notwendigsten Dinge, vor allem die Erde selbst, ohne die niemand leben kann, alle ihre Reichtümer und Schätze und was sich daraus gewinnen läßt, alle Mittel für Arbeit und Produktion sind Privatbesitz eines Teiles der Menschheit, während der andere Teil von ihrem Genusse ausgeschlossen bleibt und nur durch Arbeit im Dienst der Besitzenden

---

[1]) „Die Biologie des Krieges".

ihrer teilhaftig werden kann. Aber darum ist diese Ordnung nun gekennzeichnet durch die Jagd um den Besitz, um die kleinsten Anteile an diesen Schätzen, durch den wirtschaftlichen Krieg. An diesem einen klaffenden Riß zwischen Besitz und Nichtbesitz reißen sich alle die vielen, vielen Risse auf, die unser Volk und alle Völker zerspalten und uns längst um alle Gemeinschaft gebracht haben. Abgründe tun sich zwischen den Völkern auf wie innerhalb derselben, denn auch unter den begünstigteren Ländern und den minderbegünstigten entbrennt der Streit um Grundbesitz, um kostbare Bodenschätze, um Absatzmöglichkeiten, um Gelegenheiten zur Kapitalanlage. Und so mußten wir es erleben, daß sich um die nationalen Gruppen der Besitzenden die ungezählten Nichtbesitzenden scharten, daß die so fest geglaubte internationale Solidarität der Nichtbesitzenden zerriß, ja daß die Arbeiterschaft des einen Landes Eroberungszüge mitmacht und sanktioniert, unter denen die Besitzlosen des andern am schwersten getroffen werden, daß über alle internationale Bruderschaft das eigene, national orientierte Interesse gestellt wird.

Interesse; damit ist schon angedeutet, welchen Geist dieses auf Privatbesitz beruhende Wirtschaftssystem erzeugt. Dem Interesse des Besitzes, der Macht und Beherrschung werden alle höheren Forderungen der Sittlichkeit untergeordnet, das Interesse entschuldigt, der Erfolg rechtfertigt alles; vor Gewalt scheut man nicht zurück, Freiheit wird zur leeren Phrase. Die Interessen-Ethik wird uns heute besonders deutlich, wenn wir es erleben müssen, daß uns nahestehende, von uns verehrte Menschen, die in ihrem Privatleben zu keiner niederen und schlechten Handlung fähig wären, die furchtbarsten Verbrechen mitmachen, sie geschehen lassen und gar rechtfertigen, wenn sie im Interesse des Staates begangen werden! Umgekehrt tragen viele Menschen, die ehrlich und unablässig für Frieden und Völkerverständigung arbeiten, — vielleicht unbewußt — dazu bei, den Unfrieden und das Mißverstehen im eignen Volk zu schüren, weil sie durch das Besitzinteresse gebunden und geleitet sind. Und wie sehr dieses unbewußt und ungewollt binden und blenden kann, wissen wir wohl alle. Darum können wir uns auch nicht außerhalb all dieser Kämpfe stellen, wir sind in sie hineinverflochten, müssen Stellung nehmen; auch im Kampf der Klassen und Parteien, die ja nur Spiegelungen des einen großen Kampfes sind.

*

Wie aber steht nun die Frau mitten in diesem vom Kriege durchwühlten Wirtschaftsgetriebe, in diesem unsozialen Leben? Man braucht da wohl einfach nur zu sagen: hier gehörte die Frau nicht hinein. Und wenn uns alle Statistiken beweisen, wie die ganze Wirtschaft auf der Frauenarbeit beruht, und wenn man uns auch immer wieder vorrechnet, welche Vorteile die ständig wachsende berufliche und öffentliche Tätigkeit für die Frau bringen könne — unsere

Pflicht ist und bleibt zunächst, zu betonen, daß die Frau hier eine Welt stützt und fördert, die ihr nicht gemäß ist, ja die ihr Würde und Leben antastet. Sie gehört nicht hin in einen Kampf, wo Macht und Gewalt den Ausschlag geben, und wo alles Feine und Unwägbare, das die Frau in den Wettbewerb zu geben hat, untergehen muß. In einem solchen Konkurrenzkampf wird die Frau, wie stets der im Kampfe Schwächere, leicht zu unedlen Mitteln greifen; wo das Ziel die Beherrschung ist, steht die Frau in ständiger Gefahr, die Beherrschte zu sein, wo der Besitz regiert, droht ihr ewig das Los, Besitzgegenstand zu werden. Und müssen wir noch davon reden, daß in einer vom Sachinteresse, vom Mammon beherrschten Welt, kein Raum ist für die Mutter und ihr Kind, mit Kinderglück und Frauenwürde nicht „gerechnet" werden kann? Die Frauen- und Kinderschutzgesetze, die Wohnungsnot, das Elend der Prostitution sollten uns Antwort genug geben.

Für die Frau existiert kein Besitzinteresse, kein Macht- und kein Beherrschungsinteresse, für sie gibt es keinen Erfolg, der Gewalt und Unterdrückung rechtfertigen könnte; sie hat nur e i n Interesse zu vertreten: das des Menschen schlechthin, seine Freiheit, seine Würde. Sie ist die Hüterin des Lebendigen, die Schützerin des Schwachen, aber auch die Wertschätzerin des Persönlichen, Einzelnen, Individuellen. Darum gibt es auch für sie nur e i n e n Kampf: eben jenen schöpferischen Kampf des Menschen über die Natur, um Lebensbedingungen, auf denen das wahre Menschentum erblühen kann. Diesen Kampf muß die Frau heute vorbereiten.

Dazu braucht sie allerdings den F r i e d e n. Aber nicht den Frieden um jeden Preis, nicht jeden Frieden. Die Frau wird niemals einen Frieden begrüßen können, der auf gewaltsamer Unterwerfung schwächerer Nationen beruht, der die Freiheit tötet und Menschenwürde mißachtet, der durch Gewalt erzwungen und aufrecht erhalten wird; denn sie wird niemals zugeben können, daß der militärisch Stärkere auch zugleich der menschlich Wertvollere sei. Sie kann nur einen Frieden gutheißen, der eine Gemeinschaft der Völker bringt, eine Gemeinschaft, in der auch das kleinere und äußerlich schwächere Volk sein Recht und seine Freiheit hat. Ja, sie muß eine Gemeinschaft fordern, die getragen wird von jedem einzelnen Volksgenossen. So wird die Frau nicht nur zu einem bestimmten a u ß e r p o l i t i s c h e n Ideal geführt, sondern auch zu einem i n n e r p o l i t i s c h e n; neben den W e l t b u n d d e r N a t i o n e n stellt sie eine V o l k s g e m e i n s c h a f t, die in scharfem Gegensatz zum heutigen Machtstaat steht.

Wollen wir aber für diese neuen politischen Ideen einstehen, ohne die uns ja jeder Friede und jedes menschenwürdige Leben undenkbar scheint, so ist es nötig, daß wir a u c h a u f w i r t s c h a f t l i c h e m G e b i e t e, aus dem ja alles Politische emporsteigt, d i e s e I d e e n v e r t r e t e n und begründen. Hier, im wirtschaftlichen und sozialen Leben, hat sich die Frau bisher größenteils damit begnügt,

soziale Hilfsarbeit, charitative Tätigkeit zu üben. Vieles und Herrliches ist da durch sie geleistet worden; aber sie wird eingestehen müssen, daß diese Arbeit doch der Tätigkeit der Krankenpflegerin oder des Roten Kreuzes im Kriege zu vergleichen ist: schön und tröstlich das Wundenheilen und Verbinden, aber doch unendlich bitter in der Erkenntnis, daß neben der einen geheilten Wunde rücksichtslos viel neue geschlagen werden. So muß auch auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Krieges für uns die viel gebrauchte Losung gelten: nicht Bekämpfung einzelner Teilerscheinungen, sondern Kampf gegen den Krieg überhaupt. Also, an die Wurzel dringen, Krieg führen gegen das Grundübel, den Privatbesitz. Wir werden den Mut haben müssen, zu erklären und zu fordern: die Erde als die Mutter alles Lebens, gehört dem Menschen, allen Menschen; und was sie an Reichtümern besitzt, was aus ihr gewonnen werden kann, will sie uns als Frucht unserer Arbeit schenken. Eine menschenwürdige Wirtschaftsordnung beruht nicht auf Besitz, sondern auf Arbeit.

Es ist hier nicht der Ort, um im Einzelnen alle Wege zu beschreiben, die zur Umgestaltung der Wirtschaft in diesem Sinne führen können. Hier kommt es darauf an, daß wir die Notwendigkeit dieser Umgestaltung erkennen, den Weg findet der Einzelne selbst; auch die Frau muß und wird ihn finden. Sie wird vor allem bedenken müssen, daß sie in erster Linie Konsumentin und als solche Trägerin dieses Wirtschaftssystems ist, also damit verantwortlich für seine Gestalt. Als Konsumentin wird sie den einen Weg zur Neugestaltung des Wirtschaftslebens vor sich sehen, der in der genossenschaftlichen Organisation liegt. Es ist nicht der einzige Weg, aber es ist derjenige, der sich uns als allernächster bietet, und er ist besonders wertvoll, weil wir durch die Genossenschaft zugleich erzogen werden, in einem sozial geordneten Wirtschaftsleben gemeinsam zu arbeiten. Die wirtschaftliche und soziale Umgestaltung wird noch auf anderen Wegen vor sich gehen müssen; der Staat, — der dann aber nicht mehr „Staat“ sondern „Volksgemeinschaft“ sein müßte, — wird sich daran beteiligen müssen, und vor allem werden, wie überall, Einzelne als Pioniere des Neuen vorangehen müssen, die sich innerlich freigemacht haben von dem Besitz und, — wenn auch nur im Kleinen — eine neue wirtschaftliche und soziale Welt ins Leben übertragen.

Dies aber führt uns zum Wichtigsten. Was hier gefordert wurde, war ja mehr die äußere Umgestaltung, war ein Bauen an der Form, das, so unerläßlich es ist, doch nicht unsere ganze Aufgabe darstellt. Denn wir wissen nur zu gut, daß das Besitzinteresse, daß der Machthunger und die Herrschsucht nicht verschwinden, wenn äußerlich Systeme fallen. Dieser Geist des kapitalistischen Systems wird dauern, auch unter neuer Gestalt, wenn er nicht mit geistigen

Mitteln bekämpft, auch hier durch ein Neues überwunden wird. Das haben wir Frauen zu vertreten; unsere Art, unseren Geist haben wir zu geben, all den Interessen der Macht und Beherrschung haben wir das Interesse des Menschen, das heißt Liebe und Freiheit entgegenzusetzen.

So müssen wir alle unsere Arbeit tun; so müssen wir hineintreten in die Kämpfe der Klassen und Parteien. Nicht etwa, daß wir sie künstlich überbrücken, Gegensätze unnatürlich verwischen sollten, nicht, daß wir denen, die heute einfach auf Kampf angewiesen sind, den Kampf nun erschweren sollten, sondern so, daß wir diese ganzen Kämpfe prinzipiell zu gestalten suchen, so daß wir es nun nicht mehr nur einer Klasse oder einer Partei überlassen, für den Menschen und seine Zukunft zu streiten, sondern daß wir dazu beitragen, daß der Kampf nun auf ganzer Linie geht, daß es fernerhin nur eine große Scheidung zwischen den Menschen gibt: auf der einen Seite die, welche die geltende Ordnung aufrecht erhalten wollen, die für den Besitz, für Macht und Gewalt und Unfreiheit noch weiterhin eintreten; und auf der andern Seite alle die, welche der neuen Welt zum Durchbruch verhelfen wollen, welche für den Menschen, seine Freiheit und seine Würde zu kämpfen gewillt sind. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns dabei nach zwei Fronten wenden müssen; denn auch viele von denjenigen, die für die neue Welt streiten wollen, sind noch nicht frei von dem Hunger nach Macht und Beherrschung, und rechnen noch immer, auch für ihre Ziele, mit dem Mittel der rohen Gewalt. Es gilt nun, über den alten Klassen- und Parteischeidungen neue Kampflinien zu bilden.

Wir aber müssen in diesen letzten großen Entscheidungskampf, der uns endlich an den Anfang des wahren Menschentums bringen muß, eintreten mit unseren eignen Waffen, mit den einzigen, die wir führen können und dürfen, — mit Liebe und mit Freiheit. Denn mit den Kampfmitteln der alten Welt wollen und können wir nichts zu tun haben.

Wie aber wollen wir die Kraft dazu nehmen, wenn wir nicht Eines haben, das Quell und Ursprung von allem sein muß: den Glauben. Ja, das ist vielleicht unsere allerwichtigste und erste Aufgabe, daß wir glauben, heute, gerade heute glauben! Glauben, daß eine Welt möglich ist, in welcher nicht Gewalt und Zwang und Eigeninteresse, sondern Vertrauen, Brüderlichkeit und Wahrheit zwischen den Menschen herrscht. Glauben, daß Freiheit und Liebe noch Mächte sind! O gewiß, das zu glauben ist heute unsagbar schwer; alle äußeren Tatsachen sprechen ihm Hohn! Es scheint ja wirklich so zu sein, daß brutalste Gewalt und rücksichtslosestes Besitzinteresse den größten Erfolg haben sollen, daß Freiheit und Liebe zertreten am Boden liegen. — Nun, dann muß es sich einmal wieder bewahrheiten, daß äußere Niederlagen oft die größßten Siege sind, dann muß jenes ganze Reich der Gewalt zerbrechen an unserm Glauben!

Wir Frauen haben heute keine heiligere Aufgabe, als dies Licht hindurchzuretten durch das Dunkel dieser Zeit, mag es auch oft flackern und zu verlöschen drohen. Wir haben einen härteren und weiteren Weg vor uns, als jener Kreuzritter, der sein Lichtlein von Jerusalem bis nach Florenz trug: aber wir wandern nicht allein. Es geleiten uns alle guten Geister der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft, alle die, in deren Seele das Feuer noch nicht erloschen ist, das in uns gelegt ist und das uns führen soll, dahin, wo Gott uns haben will: in sein Reich, wo sein Wille geschieht. D. Staudinger.

Der Internationalismus und seine Aufgaben.

II.

Die gegebenen Erläuterungen, die von dem Internationalismus einen möglichst klaren Begriff geben sollten, bedürfen noch einer kurzen Ergänzungen durch einen Blick auf die Geschichte. Denn wie alles Menschliche hat auch der Internationalismus seine Geschichte. Und was heißt das? Es heißt, daß der Internationalismus unter der Leitung der höchsten sittlichen Idee stehend und von vernünftigen Zwecken und Zielen beherrscht[1]) eine Entwicklung zu immer größerer Vollkommenheit durchmacht. So verstanden kann man geradezu sagen: die Geschichte des Internationalismus ist die Weltgeschichte selbst, oder: Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt des Internationalismus schreiben, heiß die Geschichte des Internationalismus selbst schreiben, wobei freilich die Weltgeschichte nicht in dem (leider noch immer) üblichen Sinne als eine Anhäufung von politischen und diplomatischen Schachzügen, von Hofintriguen, Kriegen und Monarchenehrgeiz verstanden wird, sondern eine großartige Kulturgeschichte der Menschheit bedeutet. Das Altertum zeigt sozusagen erst die Vorgeschichte des Internationalismus. Die Staaten und Völker leben mehr abgeschlossen, und ihre Berührung ist meist

---

[1]) Ich sage: „Unter der Leitung der höchsten sittlichen Idee stehend.“ Würde ich mich der religiösen Sprache bedienen, so würde ich sagen: unter der Leitung der göttlichen Idee oder der Gottheit selbst. Denn diese ist identisch mit der höchsten sittlichen Idee. Sie ist nach meiner Ueberzeugung eine selbständig existierende Macht, die im sittlichen Bewußtsein des Menschen diesem ihr Dasein und ihren heiligen Willen, das ist ihr Wesen selbst, ankündigt. Indessen vermeide ich in obiger Darstellung absichtlich die religiöse Ausdrucksweise, weil sie, wie die Dinge in der Religion nun einmal liegen, leicht zu Mißverständnissen führt und die religiöse Ueberzeugung eines Einzelnen nicht bindend für Alle sein kann. Die obige Ausdrucksweise: „Unter der Leitung der höchsten sittlichen Idee“ hat aber den Vorzug, daß sie auch von dem religionslosen oder atheistischen Ethiker anerkannt werden kann, da das Faktum, daß sich im menschlichen Bewußtsein ein sittliches Ideal findet, nicht zu bestreiten ist, ganz gleichgültig, wie man über den Ursprung dieses Ideals denken mag.

feindlicher Art. Skrupellos wird ein ganzer Staat durch einen anderen seiner Selbständigkeit beraubt, und als Provinz dem siegreichen Teil einverleibt. Der Gedanke der Gleichberechtigung und Völkersolidarität schlummert noch und dämmert höchstens in einzelnen, ihre Zeitgenossen weit überragenden Persönlichkeiten auf. Die christliche Kirche in der Form der katholischen spricht es dann aus, daß die ganze Erde ein Gottesstaat werden soll, aber sie hat des Meisters Wort nicht verstanden: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Sie verfällt in den Fehler, das Reich Christi zu verweltlichen, sie kämpft mit blutigen Waffen, sie vermehrt noch das Unglück der alten selbstsüchtigen Politik dadurch, daß sie selbst eine solche politische Macht wird und muß in der Reformation ein weltgeschichtliches Gericht über sich ergehen lassen. Aber auch die sich jetzt bildende neue Kirche ist weit entfernt davon, das Reich Gottes darzustellen; ihre Führer statt unermüdlich Frieden und Versöhnung zu predigen und sich zu bemühen, die Politik endlich moralisch zu machen, zeigen das unwürdige Schauspiel, die erhabene Lehre ihres Meisters der alten Politik anzupassen. Sie werden Staatsdiener, Fürstenknechte, verfälschen das Evangelium aus Menschenfurcht, und reden nach dem Munde der Regierenden und Staatenlenker. Trauernd flieht Jesus aus den für ihn errichteten Tempeln und muß sich seine Getreuen außerhalb der sich nach ihm benennenden Kirche suchen, die nichts, nichts getan hat, ein internationales Reich der Gerechtigkeit und des Friedens zu schaffen.

Und die Getreuen sind da und sind — zum Heil des Internationalismus! — Angehörige verschiedener Nationen auf der Erde, aber eins in der Gesinnung. Sie führen nicht Gott und die Religion beständig im Munde, wie die Diener der Kirche, dafür handeln sie umsomehr nach dem Willen des göttlichen, des in ihrem Gewissen sich kundgebenden Geistes. Wir stehen damit in der Geschichte dieses und des letztverflossenen Jahrhunderts. Gewaltige Umwälzungen auf dem Gebiete der Verkehrsmittel haben diese Periode des Internationalismus eingeleitet, diese Periode, in welcher der Internationalismus beginnt, seine Aufgabe und sein Ziel mit mehr Klarheit zu erkennen und zu verfolgen. Die riesenhaften Leistungen der Dampfkraft und Elektrizität haben auch die entferntest wohnenden Völkerschaften einander nahe gebracht und einen gegenseitigen raschen Austausch ihrer materiellen und geistigen Güter herbeigeführt. Das aber sind nicht mehr ausschließlich feindselige Berührungen, es sind gegenseitige Ergänzungen, Freundschaftsdienste; man will, was man selbst nicht hat, von anderen in gütlicher Vereinbarung erlangen. So kommen denn begreiflicherweise internationale Verträge und Bestimmungen auf den verschiedensten Gebieten des Verkehrswesens, des Handels, der Industrie, des Völkerrechts u. s. w. zustande, und wenn auch zuzugeben ist, daß alle diese Einrichtungen praktischer Art sind, und das praktische Bedürfnis sie ins Leben gerufen hat,

so darf man ihnen doch nicht jeden sittlichen Charakter absprechen. Das ist zu betonen, weil, wie ausdrücklich nochmals hervorgehoben werden soll, der Internationalismus dann und nur dann seine Berechtigung und Wahrheit in sich hat und eine dauernde Leistung ist, wenn er eine *sittliche Errungenschaft* ist. Aber schon *der* Umstand, daß alle jene Einrichtungen das Bestreben verraten, jedem Volk und Staat den gleichen Vorteil zu verschaffen und keinen zu benachteiligen, zeigt, daß man hier nach dem Prinzip der Gerechtigkeit handelt, zeigt also das Walten und Wehen des sittlichen Geistes. Unmittelbar veranlaßt werden die internationalen Institutionen freilich durch das praktische Bedürfnis, aber sie haben als notwendige Begleiterscheinung eine gewisse sittliche Wirkung, die, wie alles Sittliche, in der Gesinnung wurzelt. In dieser Weise wird noch manches Gute in der internationalen Politik und Wirtschaft durch den zunehmenden Völkerverkehr geschaffen werden, und wir wollen uns dessen freuen, aber das Höchste wird solange nicht geschaffen, als durch jene Einrichtungen sittliche Wirkungen gleichsam nur zufällig ohne ausgesprochene Absicht in die Erscheinung treten. Der Todfeind des Internationalismus, der unsittliche Supernationalismus und Militarismus, kann mit diesen Mitteln nicht endgiltig zu Boden geworfen werden, dazu bedarf es eines klar bewußten Arbeitens im sittlichen Geiste am großen Bau der internationalen menschlichen Gesellschaft, eines klar erkannten Zieles und ebenso klar erkannter Mittel, die zum Ziele führen. Spricht der Pazifist von der Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie und der Vollendung der zwischenstaatlichen Organisation, so kann der Internationalist ähnlich sprechen von der Verwirklichung der Völkersolidarität und von der Erweiterung des innerpolitischen Sozialismus zum internationalen Sozialismus. Die sittliche Idee der Menschheit als einer großen Völkerfamilie, die in den Anfängen der Geschichte noch im tiefen Dunkel tappte und nur in wenigen erleuchteten Geistern heller auflebte, erobert sich einen immer größeren Kreis und gießt schließlich der Sonne gleich ihre Strahlen über die Welt aus. Die Gottheit wohnt auf der Erde, das Menschheitsgewissen ist lebendig und wachsam geworden, der Internationalismus tritt in die letzte große und herrlichste Epoche seiner Geschichte.[1])

So wenig es auch ist, was wir hier von der geschichtlichen Entwicklung vorgetragen haben, so geht doch soviel daraus hervor,

---

[1]) In seinem Artikel „Die Zukunft des Internationalismus“ sagt Dr. A. H. *Fried* (siehe Dr. A. H. *Fried*: „Vom Weltkrieg zum Weltfrieden, zwanzig Kriegsaufsätze“, Aufsatz IV., Zürich, Orell Füßli 1916): „Der Internationalismus, von dessen Zukunft wir hier sprechen wollen, hat nichts mit Liebe zu tun, nichts mit Verbrüderung. Er ist kalte Vorteilsberechnung, Arbeitsteilung über die Landesgrenzen hinaus aus Gründen der Zweckmäßigkeit u. s. w.“ Diese Worte mögen zutreffen im Hinblick auf die schwachen Anfänge des Internationalismus, wie wir sie bis jetzt haben. Aber die Zukunft des Internationalismus denke ich mir anders, wie meine Ausführungen zeigen. Eine auf sittlicher Basis ruhende, in *allen*

daß das große Werk des Internationalismus nur in schwerer, unermüdlicher und klar bewußter Arbeit von den Besten der Menschheit errungen wird. Diese Besten — es sind immer nur wenige — sind die Erzieher des Menschengeschlechts und haben als solche eine schwere Aufgabe. Was sie, die Bevorzugten, durch eigenes Nachdenken und Selbstzucht errungen haben, das sollen sie nun auch den Massen mitteilen, die so zäh am Althergebrachten haften, sich den Neuerungen so feindlich zeigen, so voll von fast unausrottbaren Vorurteilen sind und nach dem Gesetz der Trägheit in dem Zustand beharren wollen, in dem sie einmal sind. Dies erklärt uns auch die oben berührte Erscheinung, daß trotz des zunehmenden Internationalismus sein Todfeind, der selbstsüchtige Nationalismus und sein Verbündeter, der Militarismus, zunächst an Macht und Ausdehnung gewonnen statt verloren hat. Es ist mit anderen Worten kurz gesagt der Selbsterhaltungstrieb des Gegners, den der Internationalismus zu überwinden hat, und kein Kampf kann schwieriger sein als dieser. Wo immer es geschieht, daß eine geschichtlich entstandene Institution von einer anderen abgelöst wird, welche die erstere für nicht mehr zeitgemäß, für schädlich und des Unterganges wert erklärt, da rafft diese erstere alle Kraft zusammen, sich zu erhalten. Sie fühlt, daß ihre letzte Stunde naht, und will wie jedes Ding nicht sterben, sondern weiter leben. So auch gegenwärtig. Gerade in diesem Kriege handelt es sich letzten Grundes um die alleinige Existenzberechtigung einer von zwei entgegengesetzten Lebensrichtungen, die wir hier die internationale und supernationale genannt haben; jene, die internationale, schließt den echten Nationalismus ein; diese, die supernationale, steht fast immer im Bunde mit dem Imperialismus, dem Militarismus und leider auch oft mit der Kirche und dem Großkapitalismus. Die tiefsten Wurzeln dieses Weltkrieges sind, wie das schon von anderer Seite bemerkt worden ist, in der Austragung dieses Gegensatzes zu suchen. Der Militarismus fühlt sich in seinem Lebensnerv getroffen und macht verzweifelte Gegenanstrengungen, das Feld zu behaupten. Alles, was er an furchtbarer Macht besitzt, wendet er auf, weil er fühlt und weiß, daß es sich für ihn um Leben oder Tod handelt. Jene Erscheinung also, daß trotz des wachsenden Internationalismus sein Gegner, der selbstsüchtige Nationalismus, noch mehr anwächst, ist damit erklärt, und braucht uns nicht zu beunruhigen. Weit entfernt, daß dies ein schlimmes Zeichen ist, ist es vielmehr ein Beweis, daß es mit der höheren sittlichen Kultur vorwärts geht.

Staaten durchgeführte Politik führt allerdings zu einer Völkerfamilie und somit, wenn man so will, zu einer Art „Verbrüderung“, die aber selbstverständlich keine Spur von dem Rausch: „Seid umschlungen Millionen“ an sich hat. Alles wahrhaft Sittliche ist ein Ergebnis klarer Erkenntnis, nicht blinder Gefühle, so sehr letztere dabei auch als Veranlasser oder Begleiter sittlicher Handlungen mitwirken mögen.

Es geht vorwärts, selbst wenn der Militarismus und Supernationalismus aus dem gegenwärtigen Kampfe noch einmal siegreich hervorgehen sollten, und wir eine Wiederholung der furchtbaren Welttragödie erleben müßten. Er kann den verhaßten Gegner nicht vernichten, weil dieser die Realisierung einer ewigen oder göttlichen Idee ist. Solche Gegner aber stehen immer wieder auf, so oft man sie auch tot glauben möchte; es liegt in ihrer Natur, unbesiegbar und unüberwindlich zu sein.

Aber dieser tröstliche Gedanke darf uns nicht zur Untätigkeit verleiten, er soll uns im Gegenteil zur Anspannung aller unserer Kräfte veranlassen; sonst ist nie und nimmer daran zu denken, daß das Werk gelingen wird. Darum begeht jeder, der imstande wäre, auch nur ein Sandkörnchen zum großen Bau beizutragen und dies unterläßt, eine schwere, unvergebbare Sünde, und alle, die sich berufen und befähigt fühlen, müssen sich immer wieder die Frage vorlegen: was können wir tun und wie können wir es erreichen?

III.

Wir finden hierauf die Antwort, wenn wir aus der bisherigen Darstellung das punctum saliens herausgreifen, und dieses ist zweifellos die Verbindung der Politik mit der Moral[1]). Für einen Internationalisten, der also zugleich Nationalist im richtigen Sinne ist, heißt politisch wirken immer auch zugleich moralisch wirken; selbstsüchtige, kapitalistische, imperialistische, supernationale Politik zu treiben, ist ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt zwar noch immer Menschen, die behaupten, Politik und Moral seien unvereinbare Gegensätze, ja man hat sogar den unsinnigen Begriff „politische Moral" geschaffen und gebilligt (als ob es mehr als eine Moral geben könne!), aber derartige Reden lassen mich fürchten, daß es entweder mit dem sittlichen Charakter dieser Menschen selbst nicht zum besten bestellt ist, oder daß sie sich über das Verhältnis von Politik und Moral völlig unklar sind. Nun kann ich hier freilich nicht so ausführlich über dieses Verhältnis sprechen, wie die Sache an sich es wohl verdiente; ich hoffe, daß ich mich auf die folgenden kurzen Bemerkungen beschränken kann. Moralische Politik, moralischer Staat, — das sind die Schlagworte, die alles enthalten, was ich brauche. Die soziale und die internationale Frage richtig zu lösen, die ganze menschliche Gesellschaft

---

[1]) Ich könnte auch sagen und würde sogar lieber sagen: die Verbindung der Politik mit der Vernunft; denn der richtig verstandene Begriff Vernunft schließt immer auch das moralische Bewußtsein in sich. Leider aber bedient man sich des Wortes Vernunft auch im entgegengesetzten Sinne, und nennt auch das Handeln mit dem ausschließlichen Ziel des persönlichen Vorteils ein vernünftiges Handeln. Deshalb ziehe ich den obigen Ausdruck vor und verstehe unter moralischem Bewußtsein diejenige Vernunft, die immer nach sittlichen Grundsätzen, also weise denkt und zu eben solchem Handeln anregt.

dem möglichst vollkommenen Zustand entgegenzuführen, dazu gibt es nur *ein* Mittel: die Politik und den Staat auf den Felsen der Moral zu gründen. Wer also die Gründung eines wahrhaft moralischen Staatswesens für unmöglich erklärt, muß folgerichtig entweder an der Lösung der sozialen Frage verzweifeln, oder er müßte ein menschliches Gesamtleben *ohne* Staat, also auch ohne alle Justiz, ohne Zwangsgesetze und drohende Gewalt, d. h., um in der Sprache des Evangeliums zu reden, ein Leben aller nur im „Gottesreich“ für möglich halten, in welchem die Erfüllung aller Pflichten eine freiwillige und freudige Leistung ist. Ersteres, die Verzweiflung, hieße überhaupt nicht mehr höhere Kulturarbeit verrichten wollen und fällt für uns von selbst fort. Letzteres ist, wie jeder Welt- und Menschenkenner weiß, für absehbare Zeit ausgeschlossen; auch wäre, wenn es je einmal zum „sittlichen Gottesstaate“ der Freiheit und Glückseligkeit kommen sollte, eine notwendige Vorstufe dazu jedenfalls der von Menschen gegründete moralische Staat, der zum Gottesreich *erziehen* kann.

Umwandlung des gegenwärtigen, vielfach noch unsittlichen politischen Gemeinwesens in den moralischen Staat, das ist die Forderung, die an alle Menschenfreunde, Kriegsgegner und international Gesinnten ergeht, das ist ihre innerpolitische Aufgabe, es ist eine sozialpolitische Aufgabe, die die Internationalisten innerhalb ihres eigenen Staatswesens zu leisten haben, weil, wie wir gleich sehen werden, wahrer Internationalismus ohne diese Vorarbeit nicht völlig gedeihen kann. *Moralischer Staat* — das kann *nicht* heißen, daß den Rechtsbestimmungen und gesetzlichen Vorschriften, ohne die ein Staat nicht sein kann, der Charakter der Erzwingbarkeit durch die Staatsgewalt genommen wird. Handelt man auch nicht moralisch, wenn man dazu mit äußerer Gewalt gezwungen wird, so kann doch auch der vollkommenste Staat der Zwangsmittel nicht entbehren, weil bei weitem nicht alle seine Angehörigen seinen sittlichen Forderungen *freiwillig* nachkommen. Er muß also — worin sein Wesen besteht — immer eine *Rechtsinstitution* bleiben, nur kann es von diesem Recht niemals mehr heißen: summum jus summa iniuria. Moralischer Staat kann nur soviel bedeuten, daß sämtliche Rechtsbestimmungen, gesetzliche Vorschriften und Einrichtungen aus dem sittlichen Geiste geboren sind und einen sittlichen Charakter haben, sodaß keine einzige derselben den ewigen Forderungen des Sittengesetzes und der Gerechtigkeit widerspricht. Selbstverständlich ist sogar dieser Staat ein noch zu erstrebendes Ideal und selbstverständlich ist ein solcher noch immer kein Paradies. Wir müssen uns schon zufrieden geben, wenn wir uns einem moralischen Staate allmählich annähern. Es ergibt sich aus allem von selbst, daß die Aufgabe, von der wir hier sprechen, eben dieselbe ist, die man die Lösung der sozialen Frage nennt.

Man wird nun fragen, wie diese Umwandlung des gegenwärtigen egoistischen Staatswesens in das moralische im einzelnen geschehen soll. Das ist ein langes Kapitel und verbietet sich deswegen hier von selbst. Einzelne Andeutungen mögen hier gegeben sein. Vor allem bedenke man, daß eine Neuordnung des Staats- und Gesellschaftslebens nur gelingen kann, wenn die Menschen, die bisher im Sinne beschränkt nationaler Politik die Regierungsgeschäfte besorgt haben, von neuen Menschen mit internationaler Gesinnung abgelöst werden. Das mag eine schwere Aufgabe sein, wird doch nichts geringeres verlangt, als daß man diejenigen, die sich als die Weisesten, Besten und Befähigtsten jedes Zeitalters bewährt haben, herausfindet und ihnen die Geschicke des Volkes und der Völker, die Lenkung der inneren und äußeren Politik anvertraut. Eine schwere Aufgabe, wiederhole ich; wird doch nichts geringeres verlangt, als eine Volksvertretung, die mit der bisherigen selbstsüchtigen Interessenpolitik gänzlich gebrochen hat und die soziale Gesetzgebung im Sinne der Gerechtigkeit und des Wohlwollens ausbaut und stetig vervollkommnet. Gleichwohl — die Aufgabe muß gelöst werden, oder es ist nie eine Besserung der Zustände zu erwarten. Was eine solche Besserung bedeutet und verlangt, ist ja bekannt: es bedeutet, daß jeder Mensch ohne Ausnahme seine gesicherte und gesunde Existenzmöglichkeit in Staat und Gesellschaft finden kann, sodaß er nur durch seine eigene Schuld in Mangel und Not geraten kann. Und die Bedingung dazu ist eine solche Regelung des Eigentums, insbesondere des Grundbesitzes und der Preise für alle Gegenstände der Lebenshaltung, daß jeder niedrigen Gewinnsucht der Boden entzogen wird. Die Anhäufung großer Kapitalien und Güter in einer Hand muß ohne Rücksicht auf die Person gesetzlich unmöglich gemacht werden; denn dem Mangel kann nur dadurch abgeholfen werden, daß auch der Ueberfluß beseitigt wird. Die Gesamtheit der Bevölkerung hat die unteren und oberen Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren das Einkommen sich zu bewegen hat. Daß nach dem Grundsatz absoluter Gerechtigkeit viele andere Einrichtungen, wie die Besteuerung und namentlich die Justiz manche Veränderung erfahren werden, ist selbstverständlich. Schon dadurch, daß die Gesellschaft auf Grund einer Gesetzgebung von sittlichem Charakter eine vollkommenere Ordnung erhält, wird die Gelegenheit zum Verbrechen, zur Prostitution, zur Ausbeutung u. s. w. viel seltener werden. Uebelstände, die sich trotzdem immer wieder einschleichen können, wie z. B. Schundliteratur und eine verlogene, bestechliche Presse, sollten unnachsichtlich durch strenge Strafen unterdrückt werden. Da insbesondere der Krieg als das bewertet werden muß, was er tatsächlich ist, nämlich als ein ungeheures Verbrechen, so ist jede Anreizung zum Kriege und zur Völkerverhetzung überhaupt in der Presse und sonstwo auf's nachdrücklichste zu ahnden. Zum Schluß dieser durchaus unvollständigen Uebersicht sei noch hervorgehoben,

daß unter den neuen Einrichtungen, die der moralische Staat nötig hat, die wichtigste unzweifelhaft das gesamte öffentliche Erziehungswesen ist. Die Schule muß nicht nur ein Lern-, sondern auch zugleich eine sittliche Bildungsanstalt des Volkes sein, sie muß mit einem ganz neuen Geiste, eben dem sittlichen internationalen Geiste erfüllt werden, eine Institution werden, darin jeder lernt, was er dereinst dem Staate und der menschlichen Gesellschaft gegenüber für Pflichten zu leisten hat. Ohne solche Neuschöpfung wird man nicht das hohe Ziel einer echten Humanität erreichen. Gewiß, ich weiß es, daß alles, was hier gesagt ist, nur sehr unbestimmte Angaben sind, aber es sollte und konnte auch nicht mehr sein.

Wenn nun ein jeder Staat auf der Erde zum moralischen Staat geworden ist, oder richtiger gesagt (da doch dies eine unendliche Aufgabe ist) auf dem Wege dazu im stetigen Fortschritt sich befindet, so muß daraus notwendig ein Gemeinschaftsleben, ein Verhältnis aller Staaten und Nationen zu einander entstehen, das allein menschenwürdig, weil sittlich, genannt werden muß. Mit anderen Worten: aus dem innerpolitischen Sozialismus oder dem Sozialismus jedes einzelnen Kulturstaates entsteht so notwendig der internationale Sozialismus, d. h. der Internationalismus selbst. Denn nur in einem moralischen Staate ist die Gesellschaft wahrhaft sozial organisiert, in ihm und in ihr ist der falsche egoistische Nationalismus zur Ohnmacht verurteilt — wenn nötig, durch den Zwang der sittlichen Staatsgewalt, und damit ist die Bahn frei zur Entfaltung des Internationalismus. Ich will damit aber nicht sagen, daß der Internationalismus erst von dem Augenblick an ins Leben treten kann, wo jeder Staat bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit moralisch geworden ist. Vielmehr wird beides sich fast gleichzeitig entwickeln können, nur ist und bleibt die notwendige Bedingung zum Internationalismus der moralische Einzelstaat, weil eben die internationale Politik nur eine moralische sein kann, diese aber so lange unmöglich ist, als die innere Politik nicht auch dieselbe moralische Gesundheit zeigt.

Neue Aufgaben entstehen nun, neue Bestimmungen müssen getroffen werden, wie namentlich Beseitigung der Rüstungen, Verkehrserleichterungen, Aufhebung der Zollschranken und Absperrungen, neue Verwaltungen, Behörden, eine ganz neue Justiz, das Völkerrecht werden notwendig, da es sich nun um die Gesamtheit, um eine Föderation aller Staaten der Erde handelt. Eben deshalb meint man, stehe hinter allen diesen Bestimmungen nicht die Staatsgewalt, die für strenge Befolgung durch geeignete Strafmittel sorgen könne, und man folgert daraus die Wertlosigkeit der internationalen Abmachungen und beruft sich zum Beweise auf die zahlreichen Verletzungen des Völkerrechts in diesem Kriege. Andererseits bemüht man sich, eine Art internationaler Exekutivgewalt auszudenken und zu verwirklichen. Alles dies ist irrig und verkehrt, und beweist nur,

daß man das Wesen des Internationalismus durchaus verkennt. Vor allem: Wir haben bis jetzt weder einen wahren Internationalismus noch seine notwendige Voraussetzung, den moralischen Staat; beides ist erst zu schaffen. Bei dem Mangel der Moral in der Politik ist aber nichts begreiflicher als Uebertretung und Nichtbeachtung internationaler Vorschriften. Ferner ist es unrichtig, von einer fehlenden Exekutivgewalt zu sprechen. Dieselbe ist vorhanden, sie ist nur in der Föderation der Staaten von anderer Beschaffenheit als in einem einzigen Staat. Sie wird nämlich von allen Staaten zusammen gegen den widerspenstigen Staat geübt, und zwar in ihrer schärfsten Form einfach durch Isolierung, durch Ausschluß aus der Völkerfamilie, ein sehr wirksames Strafmittel, das den Ungehorsamen aller Vorteile der Solidarität beraubt und ihn bald zur Unterwerfung zwingen wird. Anwendung militärischer Maßregeln sind unmöglich, es gibt im internationalen Staatenleben keine Armee im heutigen Sinne mehr oder sie ist mindestens im Verschwinden begriffen. Es ist aber vor allem zu betonen, daß das erwähnte Zwangsverfahren im Internationalismus fast niemals nötig sein wird. Wer das bezweifelt, der verkennt einmal die erzieherische Wirkung des moralischen Staates, und verkennt auch, daß die im internationalen Verwaltungsdienst und Gerichtshof ausschlaggebenden Persönlichkeiten und desgleichen die Vertreter der streitenden Staaten alle von derselben internationalen Gesinnung sind. Letztere werden ihre Ehre darein setzen, sich dem Urteilsspruch freiwillig zu unterwerfen, selbst wenn sie *ihren* Staat benachteiligt *glauben*. Somit ist das Völkerrecht, wie ich schon anderen Ortes betont habe, weit entfernt ein mangelhaftes Recht zu sein, vielmehr eine höhere Stufe des Rechts.

IV.

Mit allem, was über die Schöpfung des Internationalismus und seiner Voraussetzung gesagt wurde, ist auch die Frage bereits beantwortet, die uns als die wichtigste erschien und uns von Anfang an beschäftigte, die Frage: was sollen wir Pazifisten und Internationalisten nach Beendigung des Krieges tun? Die Antwort kann nur lauten: alles das sollen wir tun, was hier zuletzt angedeutet wurde. Das wichtigste ist zunächst, daß die Internationalisten, die sich in den verschiedenen Staaten finden, einen mächtigen Einfluß auf die Regierungskreise gewinnen müssen, daß sie sich womöglich selbst zu den regierenden Gewalten oder mindestens zu den einflußreichen Parlamentariern und Politikern zu machen suchen. Ist dies gelungen, so werden sie auch den Ausbau des politischen Internationalismus mächtig fördern können, gelingt es ihnen in manchen Staaten nicht, so können sie gleichwohl durch internationale Gründungen nichtpolitischer Art sehr viel zum Heil der menschlichen Gesellschaft tun.

Die Aufgaben sind also einerseits politische, andererseits nicht-politische, und erstere liegen teils auf dem Gebiet der inneren, teils auf dem Gebiet der äußeren Politik, und davon zu sprechen würde nur eine Wiederholung des bereits Gesagten sein. Die Pazifisten haben bisher sich meist nur mit der äußeren Politik zu schaffen gemacht, indem ich aber den Pazifismus unter den Internationalismus subsumiere und den Internationalismus und Nationalismus als zwei untrennbare Begriffe ansehe, wird es begreiflich, daß ich ein großes Gewicht auf die Aufgaben der inneren Politik lege, die sämtlich in der einen Aufgabe zusammenfließen, die da heißt: Gründung des moralischen Staates! Dem, dem es als Pazifisten zunächst nur um dauernde Vernichtung des Krieges zu tun ist, scheint dieses vielleicht eine unnötige Forderung; er könnte vielleicht zeigen, daß wir heute schon ohne diesen moralischen Staat zu haben, die Abrüstung und Beseitigung des Krieges haben können; er könnte sagen, daß der Krieg sich selbst vernichte, wie denn der gegenwärtige Weltkrieg den Geschmack am Völkermorden wohl für immer verdorben habe. Er könnte endlich auf die Möglichkeit eines für den Pazifismus günstigen Friedensschlusses hinweisen; denn im Falle der Sieg den Mächten der Entente und Amerikas zufiele, würde das Ende des Weltendramas unzweifelhaft die Gründung einer Völkergemeinde sein, innerhalb welcher der Krieg keinen Platz mehr haben könnte. Nun wir wollen abwarten; es klingt jedenfalls kühn, wenn — und auf so etwas liefe es doch hinaus — wenn ein Machtwort verkündet: heute am 17. August 1918, zehn Minuten nach elf Uhr vormittags, beginnt der dauernd kriegslose Zustand auf der Erde. Aber geschähe es auch wirklich so, dann wäre ich damit nicht widerlegt. Man könnte daraus höchstens schließen, daß der Dauerfriede außer auf die angeführte noch auf eine andere Weise errungen werden kann. Aber vor allem ist daran zu erinnern, daß es sich gar nicht um dies einzige Moment handelt; sondern ich rede vom Internationalismus, d. h. von einer Neuorganisation der menschlichen Gesellschaft, die auch der echte Pazifist als notwendig anerkennt. Dieser Internationalismus aber läßt sich nicht durch einen Machtspruch herbeikommandieren, weil er eine unendliche Aufgabe ist und vor allem, weil er einer sittlichen Gesinnung bedarf und man diese nicht kommandieren kann. Wer mich verstanden hat, der wird finden, daß ein direktes, unmittelbares Hinarbeiten auf den Völkerfrieden, wie es von Seiten mancher Friedensfreunde geschieht, gar nicht meine Sache ist, sondern ich fordere ein solches intensives Arbeiten am Baume der menschlichen Gesellschaft, daß an ihm der Völkerfriede als reife Frucht unbemerkt abfällt. Internationale Vereinbarungen und Gesetze können sich einer dauernden Achtung und Innehaltung nur erfreuen, wenn das Fundament dazu in den einzelnen Staaten gelegt ist, und wenn man von der Möglichkeit eines Krieges gar nicht mehr redet.

Denn wenn es gelungen ist, die Moral mit der Politik zu verketten, und jeder Staat in seinen Einrichtungen und Gesetzen den sittlichen Geist verkörpert hat, dann wüßte ich nicht, welchen Grund er noch hätte, einen anderen mit Krieg zu überziehen; er wird die Ueberflüssigkeit von Heer und Marine anerkennen und die ungeheuren Rüstungsausgaben für edlere Zwecke verwenden.

Daß es auf diese Weise zum Völkerfrieden kommen muß, wenn es gelungen ist, dieses Staatsideal zu verwirklichen, ist klar; ob auch auf andere Weise, wie die oben erwähnte der dauernde Völkerfrieden eintreten kann, mag ja sein, aber soviel ist sicher, daß, wenn er so eintritt, er dann eine sittliche Errungenschaft nicht notwendig zu sein braucht. Die Not, die Verwüstung, die Furcht vor Wiederholung solchen Elendes haben ihn geboren, und das ist etwas anderes als der Abscheu vor dem Verbrechen. Wenn wir uns entrüsten über die Nichtswürdigen, die den Krieg erhalten wissen wollen, weil sie durch ihn zu Reichtum gelangen, so vergesse man doch nicht, daß es auch Menschen gibt, die eben deswegen und nur deswegen auch den Frieden begehren, also genau aus derselben Gesinnung, die sie bald ändern würden, wenn ihnen zufällig der Krieg denselben Verdienst verschaffen würde. Wie geringen sittlichen Wert ein auf Grund solcher oder ähnlicher Gesinnung gewonnener Friede hat, braucht nicht erörtert zu werden.[1])

Ich sagte oben, daß es auch Aufgaben unpolitischer Art von den Internationalisten zu erfüllen gibt. Welche von diesen die notwendigste ist, erkennt man aus der früheren Bemerkung, daß die Aufbesserung aller Verhältnisse und Zustände schließlich nur durch eine weise Erziehung geschaffen wird. In der Tat, so abgedroschen das Wort auch ist: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, es muß

---

[1]) Daß ein sittlich verwerfliches Uebel durch Anwendung äußerer Gewaltmittel beseitigt werden kann, daß also ein moralisch vollkommenerer Zustand durch an sich schlechte Mittel erzielt werden kann, läßt sich nicht bestreiten. Muß doch auch die Erziehung zu Zwangsmaßregeln greifen, solange der Zögling noch nicht zu eigener Einsicht fähig ist, und die Androhung und Vollziehung von Strafen im Staate, wenn er moralische Zwecke nicht durch freiwilligen Gehorsam erreichen kann, ist auch nichts anderes. Und wirklich ist auch einmal in der Geschichte der Krieg solch ein Gewaltmittel gewesen, um einen unsittlichen Zustand zu beseitigen, ich meine den siegreichen Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten der Union, welcher der Sklaverei in den letzteren ein Ende machte. Hiernach ist in der Tat auch die Möglichkeit gegeben, den Krieg durch den Krieg selbst aus der Welt zu schaffen, wenn er von der einen Partei in der Absicht geführt wird, den Militarismus der anderen Partei zu vernichten und einen dauernden Frieden zu erzwingen. Aber mit Nachdruck müssen wir internationalistischen Friedensfreunde betonen, daß damit noch lange nicht das erreicht ist, was wir für notwendig erachten. Der Pazifismus und der Internationalismus wollen eine Neuorganisation der menschlichen Gesellschaft einfach deshalb, weil sie ein Gebot der Vernunft ist. Das ist ja der große Fehler unserer oberflächlichen Gegner, daß sie von diesen unseren Grundgedanken keine Ahnung haben, und daß für sie der ganze Pazifismus oft nichts als obligatorisches Schiedsgericht ist. Sollte es bei dieser Lage der Dinge nicht doch besser sein, das Wort Pazifismus durch das Wort Internationalismus zu ersetzen?

doch immer wiederholt werden. Internationale Erziehung, Belehrung und Unterweisung der Jugend ist und bleibt die wichtigste Aufgabe. Nur müssen wir unter internationalen Erziehungs- und Lehrinstituten nicht ausschließlich Schulen mit nur einheimischen Pädagogen und Lehrkräften, sondern auch solche Schulen verstehen, deren Lehrer- und Schülerpersonal sich aus allen Kulturstaaten der Erde zusammensetzt. So viele und große Schwierigkeiten sich auch der Gründung solcher Anstalten entgegenstellen, sie muß von den elementaren bis hinauf zur Hochschule durchgesetzt werden, weil sie ein vorzügliches Mittel ist, daß die fremden Nationen sich gegenseitig kennen und schätzen lernen. Die Hochschule scheint mir am ehesten möglich zu sein, und ihre Gründung müßte meiner Meinung nach sofort in Angriff genommen werden. Deshalb habe ich in der Januarnummer der „Friedenswarte" dieses Jahres eine Skizze einer internationalen Hochschule gegeben, worauf ich hiermit verweise.

Wenn ich aus dieser Abhandlung den Grundgedanken herausheben soll, so ist er dieser: an Stelle der übelberüchtigten „politischen Moral", die bisher zum Unglück der Menschheit in den Staaten geübt wurde, hat fortan zu treten die moralische Politik. Daraus aber und aus meiner ganzen Darstellung ergibt sich ein sehr beachtenswerter Schluß, der die Möglichkeit des Internationalismus überhaupt betrifft. Fragt man, ob er wirklich einmal in voller Reinheit — das, was sich bis jetzt gebildet hat, sind nur sehr schwache und unvollkommene Anfänge — in die Erscheinung treten wird, so kann ich folgerichtig niemals mit einem unbedingten Ja oder Nein antworten, weil er von einer Hebung des sittlichen Zustandes der menschlichen Gesellschaft abhängig ist. Denn diese Hebung ist nicht das Werk von Kräften, die außerhalb des Menschen vorhanden sind und auf ihn wirken, wie etwa der Dampf eine Maschine in Tätigkeit setzt. Sie ist auch nicht das Werk seiner unwillkürlichen Triebe, die er mit dem Tiere teilt und die ihn auch nicht anders bestimmen und bewegen als jene äußeren mechanischen Naturkräfte. Sondern sie ist das Werk des Menschen selbst, seiner sittlich-vernünftigen Willenskraft oder seiner Selbstbestimmung. Darum kann ich niemals die prophetische Behauptung aussprechen, daß der Internationalismus und das Reich wahrer Humanität unter allen Umständen eintreten müsse; denn dann wäre er ja die Wirkung eines Natur- oder Kausalprozesses, er ist aber, wie alles Sittliche, ein Ergebnis der menschlichen Willensarbeit oder der menschlichen Freiheit. Nicht kann es heißen: der Internationalismus muß notwendig einmal eintreten, sondern: er soll einmal verwirklicht werden, d. h.: es ist unsere Pflicht, ihn unermüdlich mit allen Kräften zu erringen. Er wird umso eher kommen, je fleißiger und angestrengter wir ihn erarbeiten; er wird umso länger auf sich warten lassen, je lässiger wir dieser Pflicht nachkommen, und er wird ewig nie erscheinen, wenn wir diese

Pflicht gänzlich versäumen. Das ist das einzige, was ich über seine Verwirklichung in der Zukunft zu sagen vermag. Niemals habe ich anders gestanden, und schon vor vielen Jahren, als ich von einer Friedensbewegung noch gar nichts wußte, habe ich in öffentlichen Vorträgen über Krieg und Frieden mich in diesem Sinne geäußert. Als ich dann später mit den Lehren des Pazifismus bekannt wurde, sah ich allerdings, daß ich in diesem Punkt auf einem anderen Boden stand. Nach der pazifistischen Lehre nämlich kann die Friedensbewegung (im weitesten Sinne) nur einen Prozeß beschleunigen, der auch *ohne* sie, nur bedeutend langsamer *naturgesetzlich* vor sich geht. Es ist der Prozeß, der sich in der menschlichen Gesellschaft als ein Organisationsvorgang vollzieht, die zwischenstaatliche Anarchie allmählich beseitigt und eine „natürliche Entwicklung" sein soll. Aber ganz abgesehen davon, daß die unklare Lehre von der Entwicklung sogar im Gebiete des (kausalen) Naturgeschehens noch einer gründlichen Revision bedarf, halte ich es für einen logischen Fehler, diese Entwicklungslehre aus dem Gebiet des Naturgeschehens in das Gebiet der menschlichen Freiheit, der Kulturarbeit zu übertragen. Das ist allerdings richtig, daß es eine Friedensbewegung, die sich keine andere Aufgabe als die Abschaffung des Krieges setzt, nicht gerade notwendig zu geben braucht; aber nicht deshalb, weil einmal der Völkerfriede als letztes Glied einer natürlichen Entwicklungsreihe den Menschen ohne ihr Zutun wie ein Geschenk in den Schoß fällt, sondern weil er herauswächst aus der gesamten ethisch-politischen Arbeit — *wenn, wenn* diese von jedem Volk und Staat geleistet wird. Der Internationalismus ist und bleibt ausschließlich eine Tat des sich selbst bestimmenden sittlichen Willens, eine Frucht der Selbsterziehung und der allerschwersten Selbstüberwindung. Allerdings ist das nicht so zu verstehen, daß *jeder* Mensch mit Bewußtsein zur höchsten Höhe emporstrebt. Eben weil dies nicht zu erwarten ist, hat eine kleine Minderheit der Gesellschaft, die aus der sittlichen Intelligenz besteht, sich den herrschenden Einfluß im Staate zu verschaffen und den übrigen, weitaus größten Teil der Bevölkerung auch wider ihren Willen mit der Gewalt des Gesetzes zu dem als recht, wahr und gut erkannten anzuhalten. Eine Institution, in welcher dies geschieht, nenne ich den moralischen Staat. Dr. Max Friedrichs.

Unsere Politik.

Zur Rechenschaft und Verständigung.[1])

4. Von der Neutralität.

Man wird diesen Ausführungen vorwerfen, daß sie nicht „neutral" seien. Damit kommen wir wieder auf einen der Punkte, die einer Klärung dringend bedürfen.

Es wird mit dem Begriff der Neutralität unter uns ein Spiel getrieben, das immer mehr verhängnisvoll zu werden droht. Eine neue Tugend ist erfunden worden, eben das Neutralsein, und eine neue Sünde, das Nichtneutralsein. Es ist ein schwerer Vorwurf, wenn man von Einem sagen kann, er sei nicht neutral!

Auch uns hat man von Zeit zu Zeit diesen Vorwurf gemacht. Was haben wir darauf erwidert? „Wo haben wir denn je gesagt", war unsere Antwort, „daß wir neutral sein wollten?" Das ist es, was wir auch heute erklären und zwar mit Nachdruck: Es fällt uns gar nicht ein, uns für neutral auszugeben. Wir verzichten auf jene Tugend. Wir sind grundsätzlich nicht neutral und wollen es nicht sein; wir ergreifen, wo wir irgend Klarheit haben und haben können, Partei. Und zwar schämen wir uns dessen keineswegs, wohl aber würden wir uns des Gegenteils schämen. Gleichgiltig oder unentschieden dazustehen, wo es sich um große Dinge handelt, fiele für uns unter das Gericht des Wortes: „Ich kenne deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Du solltest kalt oder warm sein. Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, will ich dich ausspeien aus meinem Munde." Diese Neutralität gesellte uns zu jener Schar, von der Dante in seiner „Hölle" sagt, daß sie Gottes Feinde seien und die seiner Feinde, daß der Himmel sie ausstoße und die Hölle sie verachte: „Sprich nicht von ihnen, schau und geh vorüber." Es gibt in sittlichen Dingen keine Neutralität, sondern bloß Entscheidung; hier heißt es: Entweder — Oder, nicht: Sowohl — Als auch. Wir haben stets Partei zu ergreifen für das, was wir für Recht und Wahrheit erkennen und zwar, wenn es sich um große Dinge handelt, von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Das allein ist rotes Blut des sittlichen Lebens, Neutralität ist Fischblut.

Wir haben in diesem Sinne stets Partei ergriffen und werden es wieder tun. Unsere Art ist nie gewesen, unbeteiligt zu sein oder zu tun, wo es sich um die großen Anliegen der Menschheit handelte. Wir haben eine Sache zu vertreten und vertreten sie. Wir ergreifen Partei — freilich nicht für die Bürgerlichen oder die Sozialdemokraten, die Reichen oder die Armen rein als solche, auch nicht für die Entente oder für Frankreich oder England rein als solche, sondern eben

[1]) Der Untertitel ist das letzte Mal aus Versehen weggefallen.

für die Sache, der wir dienen und von hier aus für das, was ihr frommt und zu ihr gehört, und gegen das, was ihr widerspricht. Wir tun es nicht aus Laune oder Willkür, sondern auf Grund unseres Wissens und Gewissens.

Wir gestehen freilich, daß wir in diesem Punkte nicht von Anfang an genau so gestanden haben wie jetzt. Am Beginn der Katastrophe achteten wir mehr auf ihre allgemeinen als auf ihre besonderen Ursachen und Entwicklungen. Unser Kampf richtete sich gegen den Krieg als solchen. Alles Andere war Nebensache. Aber mit der Zeit verschob sich teilweise die Schlacht. Jene allgemeinen Ursachen wurden immer mehr erkannt und auch der Wille zum Frieden immer selbstverständlicher. Es handelte sich nun mehr um den Weg dazu. Und diese Frage rückte von selbst die besonderen Probleme in den Vordergrund. Dadurch wurden wir genötigt, von jener Höhe, auf der wir uns am Anfang halten wollten, herabzusteigen und im Einzelnen Stellung zu nehmen. Unser Parteinehmen hat sich also inhaltlich etwas verändert. Partei genommen haben wir immer und tun es auch jetzt.

Das Gesagte gilt nun allerdings, wie wir stark betonen möchten und zu beachten bitten, bloß grundsätzlich von Neutralität und Partei-Ergreifen überhaupt und soll noch nicht ohne weiteres auf die Stellung zum Weltkrieg und den darin miteinander ringenden Gruppen Anwendung finden. Es ist nur gut, wenn wir uns zuerst über den sittlichen Sinn dieser Begriffe im allgemeinen klar werden, bevor wir die Einzelprobleme erörtern, in denen sie erscheinen.

Aber nun fügen wir hinzu, daß wir freilich auch in Bezug auf den Weltkrieg und die darin auftauchenden Streitfragen nicht die kühle Neutralität gewahrt, sondern Partei ergriffen haben. Wir haben es allerdings auch nicht in bloßer Leidenschaft getan, sondern dem gehorchend, was wir für Wahrheit und Recht hielten, nicht ohne Zögern und Schwanken in einzelnen Punkten und nicht ohne tiefe Schmerzen und innere Konflikte.

Dadurch stoßen wir aber mit einer Art zusammen, die in mancherlei Formen auftritt, allerniedrigsten und allerhöchsten. Die allerniedrigste ist natürlich die Neutralität der Gleichgiltigkeit, die alle die Fragen, die in den großen Kampf unserer Zeit verflochten sind, entweder gar nicht kennt, oder für nichts hält. Die Vertreter dieser Art bilden einen großen Haufen. Die allerhöchste aber ist die von Romain Rolland und seinen echten Gesinnungsgenossen vertretene. Sie stellt sich au-dessus de la mêlée. Sie hält den ganzen Krieg einfach für Wahnsinn. An irgendwelche Ideen, die darin im Spiele wären, glaubt sie nicht. Die Schuld sieht sie auf Alle ungefähr gleich verteilt, möchte jedenfalls von den Unterschieden kein Aufhebens machen. Von der Höhe aus, worauf sie steht, werden diese verschwindend klein. Sie weint, schilt, verhüllt ihr Haupt und ist im übrigen geneigt, mit den schlimmsten Gegnern des eigenen Volkes zu

sympathisieren — aus lauter neutralem Widerspruchsgeist. — Nahe dabei steht die Neutralität des radikalen Flügels der Sozialdemokratie. Auch für sie gibt es keine Ideen, die über diesem Kampfe stünden. Dieser ist einfach ein Streit der verschiedenen Kapitalismen um den Weltmarkt. Unterschiede der Schuld gibt es nicht, oder doch bloß unwesentliche. Sie blicken höhnisch, wenn man die Meinung äußert, daß der deutsche Militarismus schlimmer sei als irgend ein anderer. Ob er siege oder nicht, ist ihnen vollkommen gleichgiltig oder sie tun doch ihrem Dogma zuliebe so. Denn nach diesem darf es nur Bourgoisie und Proletariat, Ausbeuter und Ausgebeutete geben; daß in der bürgerlichen Welt Ideale lebten, darf nicht zugestanden werden, daß in den Westmächten ein Erbe demokratischen Wesens vorhanden sei, ebensowenig. Das alles kann der klassenbewußte Sozialdemokrat nur als eine trügerische idealogische Verbrämung des kapitalistischen Machtwillens betrachten. Wer dergleichen annimmt, oder eine besondere Schuld oder Unschuld der verschiedenen Kriegführenden behauptet, ist ein Sozialpatriot und Verräter an der Sache des Proletariats. — Dann reihen sich die Pazifisten an, nicht alle zwar, aber ein großer Haufe von ihnen. Auch ihre Neigung ist eine gewisse Ausgleichung. Und zwar entspringt sie bei ihnen nicht dem Bestreben, alle kriegführenden Regierungen in die gleiche Hölle zu werfen, sondern eher dem entgegengesetzten, sie alle in ein milderes Licht zu setzen. Die Aufwerfung der Schuldfrage könnte bloß die Versöhnung hindern. Wozu rückwärts schauen? Es kommt doch darauf an, daß die Zukunft gerettet wird. Man muß „vernünftig“ sein. Und im Grunde wird ja ein so großer Unterschied nicht sein. Es sind halt Alle unvernünftig gewesen.

Alle diese höheren Formen der Neutralität können auf sehr verschiedene Weise vertreten werden. Sie können aus Demut und Güte stammen oder aus Hochmut und Sentimentalität, aus sittlichem Ernste oder aus sittlicher Schlaffheit. Ein Zug des herzenskühlen Hochmutes gegenüber anderen Auffassungen eignet aber Vielen dieser Neutralen.

Dazu kommt nun aber in der letzten Zeit immer mehr eine andere, eigenartige Spielart. Das sind die Bekehrten, die früher Partei genommen haben und nun davon zurückgekommen sind. Sie haben sich am Anfang für den Krieg begeistert und sich gegen uns Antimilitaristen ereifert. Die Konstellation brachte es mit sich, daß sie meistens für Deutschland Partei ergriffen. Dann sind sie von selbst erkaltet, haben aber auch einsehen müssen, wie schwer das deutsche Schuldkonto belastet ist. Statt nun jedoch dies zuzugeben und dazu Stellung zu nehmen, ergreifen sie den Ausweg der Neutralität. Sie stellen sich ungefähr dorthin, wo wir am Anfang standen, abgesehen von dem Verhältnis zu Deutschland. Sie stimmen Romain Rolland zu. Sie sind Antimilitaristen, allerdings zahme. Vor allem aber wollen sie Deutschland keine besondere Schuld zumessen. Sie haben immer einen Vorrat von Vorwürfen gegen die Entente zur Hand und können sie auswendig.

Manche meinen wohl auch, daß es nun einmal zum Schweizertum gehöre, neutral zu sein, d. h. sich jedes Urteils zu enthalten. Einige darunter halten es für klüger, keine eigene Meinung über so heikle Dinge zu haben, weil ja die Kohlen- oder Getreidelieferungen dadurch beeinflußt werden könnten. Zu der Neutralität des Kleinmutes gesellt sich die der Angst und der Ring ist geschlossen; wir kehren zu den niedrigsten Formen dieser Sache zurück.

Was ist nun zu alledem zu sagen? Wir bleiben dabei, daß wir die ganze neutrale Haltung in all ihren Formen für falsch halten. Gegen die niedrigen brauchen wir wohl keine Worte zu verschwenden. Aber wir nehmen auch Romain Rolland nicht völlig aus. Zwar schätzen wir ihn als Menschen und Künstler so hoch ein, wie nur irgend jemand. Auch begreifen wir, daß seine Haltung für ihn selbst natürlich, ja notwendig ist. Er konnte nach seiner ganzen Natur und Lebensentwicklung nicht anders. Es war gewiß auch gut, daß in dem Kriegsrausch namentlich der ersten Zeit diese reine und erhabene Stimme erscholl. Es war damals ein tröstendes und herzstärkendes au-dessus de la mêleé. Aber wir können nicht zugeben, daß diese Stellung an sich die richtige, die allein richtige sei. Es geht doch nicht an und ist nicht genügend, in dem ganzen Kampfe nur Wahnsinn zu sehen, soviel Wahnsinn auch darin ist. Wir glauben nicht, daß auf diese Weise der Krieg und der ihn zum Teil verursachende Nationalismus wirklich überwunden werden könne. Was man überwinden will, muß man zuerst verstanden haben, und das bedeutet, daß man auch das Teilrecht begriffen hat, das darin liegt. Man muß in unserem Fall das ganze Recht der Gefühle, die die Besten unter den am Kriege Beteiligten beseelen, und der Ideale, für die sie zu kämpfen glauben, völlig empfinden, ja, sie wenn möglich noch tiefer und stärker empfinden, um dann zeigen zu können, daß der Krieg eine falsche Form ist, ihnen Ausdruck und Verwirklichung zu verschaffen, und das Falsche an diesen Idealen durch das Richtige zu ersetzen. Erfüllen, nicht bloß auflösen! Das Verhältnis dieser Art von Neutralen zum Kriege kommt mir vor, wie das jener großen Aufklärer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zur Religion. Auch diese bekämpften etwas, das sie nicht recht verstanden, sie stießen ihren Schlachtruf aus: „Ecrasez l'infâme"; aber nicht sie sind es, die schließlich den Religionswahn zerbrochen haben, sondern bloß die Vertreter einer tieferen und besseren Art von Religion. So wird es auch mit dem Kriege und der ganzen Welt, die mit ihm zusammenhängt, gehen. Diese wird nicht dadurch erledigt, daß man „Wahnsinn" oder „Verbrechen" ruft.

Wenn wir die Haltung dieser Art von Neutralen mit der der Aufklärer vergleichen, so die sozialdemokratische mit der der Dogmatiker. Darüber ist in diesen Heften nun schon vieles gesagt worden. Was diese Art von Sozialdemokratie zu ihrer Stellung bringt, ist das Dogma des Geschichtsmaterialismus, das noch dazu sehr schablonen-

haft verstandene. Sie sieht in der Geschichte einzig das Spiel der materiellen Kräfte, das überall das gleiche ist. Sie weiß nicht und würde nicht zugeben, daß die westliche Welt durch eine Macht wie der Calvinismus und Deutschland durch das Luthertum so tief bestimmt worden sein könnte, daß daraus ein noch jetzt vorhandener tiefgehender Unterschied der ganzen Kultur und im Besondern der politischen Art erwachsen wäre. Alle Kräfte dieser Art sieht sie nicht. Sie vergewaltigt durch das Dogma die Geschichte; sie sieht nicht die ganze Wirklichkeit in ihrem Reichtum, sondern bloß Eine Linie, die freilich wichtig genug, aber doch nicht die einzige ist. Sie setzt zuletzt das Schimpfwort „Sozialpatriotismus" an Stelle des Ringens mit den Problemen und kommt an dieser wissentlichen Blindheit zu Fall. Die russische Tragödie mit all ihren Folgen ist eine Frucht dieser Unwahrhaftigkeit. Den pazifistischen Neutralismus können wir nicht für besser halten.[1])

Das gilt von seiner mehr sentimentalen wie von seiner mehr rationalistischen („vernünftigen") Form. Die „Vernunft" ist in solchen Dingen sowohl dumm als ohnmächtig. Sie versteht nicht, um was es sich handelt und sie ist den durch den Krieg entfesselten Mächten gegenüber fast wehrlos. Gewaltige Leidenschaften werden nur durch noch gewaltigere Leidenschaften, die aber anderer Art sind, besiegt. Vollends tut es die Gefühlsweichheit nicht. Wir lehnen es beiden Arten gegenüber ab, daß ein ehrlicher und gesunder Friede anders zustande kommen könne, als auf Grund der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Wir müssen hier Etwas betonen, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, aber doch gerade von solchen, die für den Frieden kämpfen, leicht vergessen werden kann: Es kommt uns nicht auf den Frieden an sich an. Friede im guten und großen Sinn des Wortes ist eine notwendige Frucht des Guten, eine selbstverständliche Folge richtiger sittlicher Ordnung, der Weltfriede die Krönung einer ganzen neu orientierten Welt. Diese neue Welt wollen wir, nicht bloß den Frieden an sich. Wir wollen nicht, um nur Frieden zu haben, diese Welt preisgeben, sondern wollen umgekehrt, wenn es durchaus sein muß, lieber den Frieden opfern als die Güter und Ziele dieser Welt. Wir wollen den Frieden, der aus Wahrheit und Recht erwächst, aber wir wollen nicht einen Frieden, der durch die Preisgabe von Wahrheit und Recht erkauft wäre.

Der Neutralismus ist falsch in allen seinen Formen. Die Höhe, auf die er sich stellt, ist bloß eine scheinbare. Er übersieht absichtlich oder unabsichtlich die Probleme, aber er löst sie damit nicht.

---

[1]) Es sei nochmals kräftig betont, daß wir dabei nur eine bestimmte Abart des Pazifismus im Auge haben, nicht die ganze Bewegung. Ein Mann wie Fried, der unter uns der eigentliche Führer des Pazifismus ist, geht einen ganz anderen Weg. Wenn wir uns nicht täuschen, hat er während des Krieges eine ähnliche Entwicklung wie wir durchgemacht, was uns ein weiterer Beweis ihrer innern Notwendigkeit ist.

Er ist auch nicht etwa eine höhere Gerechtigkeit, sondern das Gegenteil davon, ein Unrecht. Man geht dabei von der seltsamen Voraussetzung aus, daß der Schuld auf der Einen Seite ganz notwendig eine auf der andern entsprechen müsse. So oft irgend etwas gegen Deutschland gesagt wird, muß etwas Entsprechendes gegen die Entente gesagt werden. Belgien darf nicht erwähnt werden ohne Griechenland, Nordfrankreich nicht ohne Ostpreußen, die Armenier nicht ohne die polnischen Juden, der Unterseebot-Krieg nicht ohne den „Hungerkrieg“, Tirpitz und Ludendorff nicht ohne Clemenceau und Lloyd George. Sie ist oft ganz lächerlich, diese neutralistische Schablone. Und das soll Gerechtigkeit sein! Ist Schablone irgend einmal Gerechtigkeit? Man denke sich diese Methode auf die einzelnen Menschen angewendet. Gibt es da keine Unterschiede? Zwar heißt es: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten“, aber sind deswegen alle im gleichen Sinn und Grad Sünder? Ist zwischen Judas und Petrus oder gar Johannes, zwischen Nero und Franziskus von Assisi kein Unterschied? Würden wir uns nicht bedanken, wenn wir von einem Lumpen nichts Schlimmes sagen dürften, ohne es auch gleichzeitig von einem hochedlen Menschen zu sagen? Wenn wir aber die Einzelnen nicht nach einer solchen Schablone behandeln, dann ist sie auch in der Anwendung auf die Völker falsch. Auch sie sind allzumal Sünder, aber es gibt auch hier Unterschiede, wenigstens in einzelnen Punkten.

Diese Neutralität ist ein Unrecht. Und sie ist eine Heuchelei. Denn wir müssen uns darüber klar sein, daß im Grunde niemand ganz neutral ist, ausgenommen vielleicht die völlig Gleichgiltigen. Wir tun nur so! Wir heucheln Unbefangenheit, wo wir aus Liebe oder Haß urteilen. Wir nennen die, welche anders denken als wir, unneutral. Die Neutralität ist ein Ball, den man einander zuwirft. Wir sind auf diesem Wege allgemach in eine große Unwahrhaftigkeit hineingekommen. Es war nicht anders möglich; denn ein Mensch von Fleisch und Blut, oder gar von Geist und Charakter kann nicht neutral sein. Neutralität ist Nichtigkeit.

Das schlimmste daran ist aber die sittliche Erschlaffung, die sich in alledem kund gibt. Es ist unglaublich, was dieses Geschlecht ertragen kann, ohne sich sittlich zu erregen. Nicht, daß es ihm überhaupt an Leidenschaft fehlte. Wo seine Interessen oder Ideale in Frage kommen, da kann es gehörig in's Feuer geraten. Aber wo ganze Völker vergewaltigt, ausgeplündert, ausgemordet werden, wo Schändlichkeit sich auf Schändlichkeit häuft, wo alles mit Füßen getreten wird, wovon wir als Schweizer, Menschen, Christen leben, da hat dieses Geschlecht nur ein Achselzucken. Man will nicht „moralisieren“, darüber ist man hinaus. In Wirklichkeit ist es eine sittliche Blendung und Lähmung, die einem Gericht rufen muß. Dieser Neutralismus ist eine der ganz großen Gefahren für unser Volk geworden.

Eine bewußte oder unbewußte Propaganda kann sich leicht gerade dieses Ansatzpunktes bedienen. Man schilt über Deutschland und gelegentlich auch über Oesterreich und erkauft sich damit das Recht, die Entente eine „Ländererwerbsgesellschaft“, ihr Programm ein „Eroberungsprogramm“ und ihre leitenden Staatsmänner ohne allen Unterschied „Kriegshetzer“ zu nennen. Dabei wird die gewollte oder ungewollte Folge sein, daß für die Zentralmächte immer noch genug Sympathie und Propagandamittel übrig bleiben, dagegen das gegen die Entente Gesagte sitzen bleibt und das Uebergewicht behält. Es wird gut sein, wenn wir vor dieser neuesten Unwahrheit auf der Hut sind. So einfach liegen die Dinge nicht!

Wir müssen diese ganze unmögliche und unwahre Haltung aufgeben, müssen nach unserm Wissen und Gewissen Partei nehmen und damit ehrliche, ganze und wackere Menschen werden.

Was will dies aber genauer heißen — Partei nehmen?

Was will es für die Schweiz als Ganzes heißen? Etwa die Teilnahme am Krieg? Oder doch den politischen und wirtschaftlichen Anschluß an eine der beiden Gruppen?

Für Schweizer, die auf einem ganz andern prinzipiellen Boden stehen als wir, wäre dies in der Tat das Gegebene. Wer an das Schwert, die Gewalt, die Politik glaubt, müßte folgerichtiger Weise diesen Weg für den richtigen halten. Es sind denn auch gerade die charaktervollsten unter ihnen, die dies tun. Für uns aber liegt die Sache ganz anders. Wir teilen jenen Glauben ja nicht. Wir erblicken die Mission der Schweiz an einer ganz andern Stelle. Sie hat nach unserer Meinung in der entgegengesetzten Richtung voranzugehen. Sie hat einzutreten für das Recht im Zusammenleben der Völker und gegen die Gewalt; sie hat zu arbeiten für den Völkerbund, der den Frieden bringen und erhalten soll; sie hat auf die Seite der kämpfenden Demokratie zu stehen, nicht mit den Waffen, aber im Ideenkampf. Eine militärische und wirtschaftliche Neutralität versteht sich für diesen Standpunkt von selbst, aber ebenso eine Parteinahme im Sinne einer klaren, festen, dem wahrhaft schweizerischen Ideal entsprechenden Haltung. Nur keine Verleugnung dieses Ideals um des scheinbaren äußeren Vorteiles willen, nur kein feiges Schweigen und Sich-Ducken, sondern Charakter, Mut, Glauben! Das allein kann uns retten.

Ein zweiter Punkt, der aufgeklärt werden muß, ist die Stellung zur Schuldfrage. Wenn wir uns gegen diejenigen wenden, die diese am liebsten zudecken und todschweigen möchten, meinen wir dann wohl, daß ein Prozeß anheben sollte, der den Zweck hätte, die Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen? Käme man damit je zu Ende? Würde man damit zum Frieden gelangen und nicht vielmehr zu ewigem Streit? Führte dies nicht in Pharisäismus oder in alttestamentliches Wesen hinein? Vergessen wir das Wort von der Vergebung der Schuld?

Nein, gewiß nicht! Aber es ist durchaus auch der Sinn des neuen Testamentes, daß Schuld nicht verschwiegen und zugedeckt, sondern anerkannt werden soll. Eine solche Anerkennung ist's, die wir fordern. Dabei wäre es in unseren Augen das Beste, wenn jedes Volk das Gericht über sich selbst von sich aus besorgte. Nur so lange dies nicht der Fall ist, muß es von den Andern an seine Schuld erinnert werden. Sobald es in seiner eigenen Mitte solche hat, die dies tun, wäre es unedel und würde auch ganz falsch wirken, wenn Andere es täten. Wo es aber nötig ist, weil jene bessere Weise fehlt, da soll es zwar mit Ernst und Schärfe, aber ohne Pharisäismus geschehen und nur so weit, als es nötig ist. Und dies nicht etwa, um das in Betracht kommende Volk zu demütigen, sondern bloß, um die Wurzeln des Krieges aufzudecken und seine Besiegung vorzubereiten.

„Aber ist dieses Wichtignehmen der Schuldfrage nicht ein Hindernis für den Frieden?“ Wir antworten: Keineswsgs! Das Umgekehrte ist der Fall. Nichts wirkt in solchem Maße trennend bis ins Tiefste wie uneingestandene und ungesühnte Schuld. So ist es im Verhältnis einzelner Menschen zu einander, und nicht anders im Zusammenleben der Völker. Es ist eine sittlich wenig ernste und psychologisch flache Auffassung, die uns vor der Behandlung der Schuldfrage warnt, und uns auffordert, an die Zukunft zu denken, statt an die Vergangenheit. Als ob man die Zukunft richtig aufbauen könnte, solange die Vergangenheit nicht geordnet ist! Jener Rat enspringt der Angst — Angst aber ist eine schlechte Patronin des Friedens; er führt zur Heuchelei — aber es gibt keinen Frieden ohne Wahrheit. Die Schuld ist die eigentliche Friedlosigkeit. Darum mag man darüber nachdenken, wie die Schuld am besten getilgt werde, aber getilgt werden muß sie und darum auch aufgedeckt und anerkannt werden. Dann mag das Vergeben und Vergessen folgen, das Aufsichnehmen auch fremder Schuld im priesterlichen Tun der Liebe — aber nur dann!

So denken wir uns die Behandlung der Schuldfrage. Sie muß behandelt werden, Verschweigen und Vertuschen wäre Torheit und Frevel, aber es ist auf's äußerste wichtig, wie sie behandelt wird. Sühne muß sein, Gericht muß sein, aber ein Gericht um Gottes- und des Menschen willen und das will heißen: um der Heiligkeit und Liebe, nicht um der Selbstgerechtigkeit und Rachsucht willen.

Endlich möchten wir an dieser Stelle noch auf einen schon behandelten Punkt zurückkommen. Man hat uns vorgeworfen, daß wir uns mit unserer Kritik zu einseitig bloß gegen Deutschland und zu wenig gegen die Entente wendeten. Ist die Meinung dabei wohl, daß wir eine sorgfältige Registratur all der Gewalttaten und Verbrechen führen sollten, die die Kriegführenden begehen, um dann unsern Urteilsspruch zu fällen? Aber wir fragen: Wäre nicht gerade dies

Pharisäismus? Wäre das nicht jenes Richten, das man uns besonders am Anfang des Krieges vorgeworfen? Wir kämen uns selbst in dieser Rolle unerträglich vor. Und ohne Heuchelei liefe es nicht ab.

Wir haben es darum ganz anders gehalten. Auf eine vollständige Aufzählung dieser Sünden haben wir für beide Seiten verzichtet. Wir haben uns bloß zu Punkten geäußert, die eine prinzipielle Bedeutung besaßen: Belgien, Armenien, die Entwicklungen der Friedensfrage. Daß dabei Deutschland schlechter wegkam, ist nicht unsere Schuld. Wir haben jedenfalls so geredet, wie wir dachten. Auf „Neutralität" machten wir dabei nie Anspruch, bloß auf Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit. Es ist auch noch nicht aller Tage Abend und wir bitten um ein wenig Vertrauen. Am Ende wird alles licht sein; wir dürfen es wenigstens hoffen. Man wird einst die Dinge anders sehen als heute.

Summa: Wir wollen nicht neutral sein, sondern der Wahrheit dienen, so gut wir können und damit Gott und den Menschen, der Gerechtigkeit und der Liebe.

Wir könnten uns freilich auch anders ausdrücken um der Wahrheit, die in der Forderung der Neutralität liegt, ihr Recht zu geben. Dann würden wir sagen, daß die Neutralität, die wir ablehnen, nur diejenige ist, welche irgendwie mit sittlicher Gleichgiltigkeit zusammenfällt. Dagegen gäbe es vielleicht eine andere Art von Neutralität, nämlich die der Gerechtigkeit oder gar der Liebe. Diese würde sich gegen ein Parteinehmen aus bloßer Leidenschaft und Einseitigkeit der Einstellung wenden. Sie würde versuchen, sich auf eine möglichst große Höhe zu erheben, um von dort aus den Streit der Menschen zu beurteilen. Sie würde begreifen, was die einzelnen Streitfragen bedeuten, sie wäre nicht kühl, sondern wärmer als alle Leidenschaft der Ungerechtigkeit. Sie versuchte aber die Dinge mit Gottes Augen zu sehen, den eigenen engen Sinn an Gottes Sinn weit und die unreine Flamme des eigenen Herzens in seinem Licht lauter werden zu lassen.

Zu einer solchen Neutralität bekennen wir uns allerdings auch und mit Freuden. Es ist die Höhe, zu der wir aufstreben. Aber wir müssen davor warnen, daß wir höher steigen wollen, als dem Menschen gegeben ist, vielleicht gar über Gott hinaus! Denn auch Gott ist ja nicht neutral im Sinne der Gleichgiltigkeit. Er nimmt Partei. Er steht für das Recht gegen das Unrecht, für die Wahrheit gegen die Lüge, für die Liebe gegen die Gewalt. Er ist ein „starker und eifriger Gott". Er ist ein Kämpfer. Er ist, gerade als die Liebe, der heilige Gott, der seiner nicht spotten läßt. Wir aber müssen zum Ziel haben, für Gottes Sache allein Partei zu nehmen. Das ist dann gegenüber den Menschen höchste Gerechtigkeit — aber nicht Neutralismus.

5. Unser Friedenskampf.

Wie denken wir uns denn den Weg zum Frieden?

Wir kehren damit zum Ausgangspunkt unserer Erörterungen zurück. Unsere ganze „Politik“, sagten wir, sei an dieser einzigen Frage orientiert: Wie gelangen wir zum Frieden? Diese aber bedeute: Wie gelangen wir zu der neuen Welt, die wir ersehnen? Hier sind wir vollends in einen dichten Nebel von Mißverständnissen geraten. Versuchen wir, ihn wenigstens für diejenigen, die uns ehrlich und anständig verstehen wollen, zu zerstreuen.

Wir erwarten den Weltfrieden in erster Linie und wesentlich von einem geistigen Umschwung, einer geistigen Bekehrung der Völker. Das ist für uns ganz selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist für uns, daß diese Bekehrung eine neue Zuwendung zu Christus sein muß und daß die Vorbedingung eines neuen Wesens auf Erden eine neue Ausgießung des Geistes ist. Der Weltkrieg ist Folge und Zeichen des äußersten Abfalls von Gott und der Weltfrieden kann nur aus der entgegengesetzten Richtung kommen. Der Krieg ist die Frucht einer ganzen „Kultur“, die gottlos und seelenlos geworden war und der Friede wird umgekehrt der selbstverständliche Ausdruck einer wieder in und zu Gott genesenen Kultur sein.

Daß wir auf dieser Grundwahrheit stehen, sollten wir nicht mehr besonders sagen müssen. Wir haben es auf die mannigfaltigste Weise ausgesprochen und halten nicht für nötig, es jedesmal zu wiederholen, sobald wir über das Friedensproblem reden. Man kann wissen, was die Voraussetzung all unseres Denkens und Wollens ist, ohne daß wir unaufhörlich ein Credo hersagen.

Das aber ist es, was nun Viele verlangen. Wir hören, sobald wir über menschliche Dinge menschlich reden, sofort den Einwand: „Ihr wollt es machen ohne Gott“. So auch, sobald wir vom Weg zum Frieden reden, ohne die religiösen Stichwörter zu brauchen. Und zwar denken wir dabei nicht an die bekannten Einwände des pietistischen und andern Pessimismus von der Schlechtigkeit der Welt und der Verdorbenheit der Menschennatur, die den Frieden auf Erden überhaupt zu einer Utopie mache und nur die Rettung der einzelnen Seele erlaube. Mit diesem Standpunkt setzen wir uns hier nicht auseinander. Er versteht uns freilich nicht. Er meint, wir erwarteten Fortschritt und Frieden von der bloßen Verbesserung menschlicher Einrichtungen und der Güte der Menschennatur. Im besten Fall zählt er uns, darin mit gewissen ungläubigen Weltmenschen merkwürdig zusammentreffend, zu den „Idealisten, die keinen Boden unter den Füßen haben“. Dagegen sei hier nur gesagt, daß wir den Frieden wie jegliches wesentliche Wachstum des Guten nicht von der Güte der Menschen, sondern von der Macht Gottes, nicht von langsamer oder rascher Besserung, sondern von Bekehrung erwarten. Es

täuscht sich stark, wer meint, daß wir die Macht des Bösen unterschätzen; nur schätzen wir die Macht Gottes noch höher ein und glauben, daß es sein Wille sei, mit den Kräften seines Reiches in diese Welt der Sünde und des Todes zu brechen. Daß wir dies glauben, ist das, was uns vor jenen pessimistischen Christen unterscheidet, nichts Anderes.

Aber auch da, wo man nicht alle Hoffnung auf Eroberung der Welt durch das Reich Gottes aufgibt, begegnen wir oft einer Manier, die wir als verkehrt und schädlich empfinden. Wenn man menschlichem Planen und Kämpfen, das selbstverständlich die letzten religiösen Wahrheiten (im besten Sinne des Wortes!) zur Voraussetzung hat, nicht die religiöse Form gibt und nicht jedesmal sein ganzes Glaubensbekenntnis spricht, da hört man regelmäßig den Vorwurf, man wolle es ohne Gott machen, man vergesse die Hauptsache, man glaube durch menschliches Machen vorwärts zu kommen. Dieser Vorwurf tritt auch unserem Kampfe gegen den Krieg und für den Frieden immer wieder in den Weg. Wir halten diese Art für eine Verderbnis, die mehr als Unglauben die Wahrheit des Gottesreiches unwirksam macht. Wir haben sie gelegentlich Methodismus (im allgemeinsten Sinn des Wortes!) genannt, wir können sie aber auch Pharisäismus nennen und werden uns erlauben, wenn es nötig ist, mit dieser Herr-Herr-Sagerei einmal abzurechnen, daß es schallt. Wir wissen, daß es ein Kampf im Sinne Jesu, ein Kampf um die Freiheit des Gottesdienstes, ein Kampf für Gott ist, wenn wir dafür einstehen, daß wir Gottes Sache in der Welt vertreten können, ohne vor uns herposaunen zu lassen, daß wir an ihn glauben und von ihm allein alle Hilfe erwarten, wenn wir das Wort, daß die rechte Hand nicht wissen solle, was die linke tue, auch in dieser höchsten Sphäre, und hier erst recht, angewendet wissen wollen.

Die Kraft des Reiches Gottes allein ist es, von der wir die Rettung der Welt erwarten. Das ist unser A und O. Aber damit steht nun nicht im Widerspruch, wenn wir hinzufügen, daß wir den Weltfrieden erwarten von dem Zusammenbruch des heutigen militärisch-politischen Systems, das soziale inbegriffen. Dieses Zweite ist vielmehr bloß eine Folge des Ersten und hat für uns seinen Sinn und Wert nur im Zusammenhang damit. Dieser Zusammenbruch ist gleichsam eine Wirkung des Stoßes, der vom Kommen einer neuen Welt ausgeht; er ist einer seiner Vorboten, eines seiner Symptome, vielleicht auch eine seiner Voraussetzungen. Wir warten darauf, freuen uns darob, aber nicht etwa, weil uns dies Alles wäre, was wir glauben und hoffen, oder daß wir daran genug hätten, sondern so, wie man sich im Februar und März der Lawine freut, weil sie den Frühling weissagt und bringen hilft.

Hier stellt sich nun allerdings ein Gegensatz zweier Denkweisen heraus, dessen Tatsächlichkeit und Wichtigkeit wir durchaus gelten lassen.

Es gibt eine religiöse Denkweise, die Ibsen durch das Stichwort „Alles oder Nichts“ charakterisiert hat. Auf das Allerhöchste und Allerletzte: Gott allein, Sein Kommen und Herrschen, gespannt, verschmäht sie alle bloßen Einzelsiege und Einzelfortschritte. Sie fürchtet von allem Sich-Einlassen ins Relative eine Schädigung des Absoluten, von allem Arbeiten in menschlichen Formen und mit menschlichen Kategorien eine Verhüllung des Göttlichen. Sie haßt diejenigen, die, im übrigen auf dem gleichen Boden stehend, das Relative und Menschliche als Abschlagszahlung, Weg und Vorboten des Höchsten annehmen, mehr als die Gegner. Sie sind ihr Halbe, Matte, Oberflächliche, sind Spielverderber, ja Verräter.

Wir können diese Denkweise, wie schon angedeutet, die absolute nennen, oder auch die radikale, revolutionäre, apokalyptische, je nachdem.

Ihr tritt je und je eine andere entgegen, die man die mehr relative, evolutionistische oder auch reformistische nennen mag. Auch sie blickt auf jenes Höchste und Letzte aus. Aber sie kann sich nicht auf das „Alles oder Nichts“ festlegen. Es ist ihr innerlich unmöglich, bloß zu warten, bis jenes Letzte und Höchste selbst erscheine, und inzwischen die Dinge gehen zu lassen. Und dies nicht etwa aus bloßer Ungeduld oder dem Drang, etwas zu machen, sondern weil sie Gott selbst so versteht, daß er zwar in Katastrophen kommen könne und dies vielleicht mit Vorliebe tue, aber doch auch in Evolutionen, in einer langsamen Vorbereitung und Erziehung der Menschen auf das Höchste hin. Sie suchen ihn darin zu verstehen, ihm darin nachzugehen, ihm darin als Mitarbeiter zur Seite zu treten. Sie glauben, daß das Reich nicht auf einmal vollendet auf den Plan trete, sondern in sich ablösenden Phasen, durch immer neue „Geburten“, neue Lösungen, neues Aufbrechen helfender Kräfte. Darum begrüßen sie auch kleine Fortschritte; darum können sie sich auch an menschlichen Bewegungen freuen und beteiligen, die weder formell am Höchsten orientiert, noch imstande sind, sofort und unmittelbar bis zu ihm zu führen. Denn sie können darin doch eine Teilwahrheit des Reiches erkennen, die bloß incognito auftritt. Sie meinen, daß Gott die Menschen, die für das Höchste noch nicht reif sind und denen dies, wenn man es ihnen anböte, bloß ein Wort wäre oder ein Dogma würde, auf solchen Wegen dafür vorbereiten könne und wolle. Es kostet sie manchmal nicht wenig Selbstverleugnung, in solchen Bewegungen mitzumachen, wo sie ihr Letztes und Höchstes nur mittelbar vertreten können. Man holt sich dabei nicht den Nimbus des Gottesmannes in den Augen der Form-Frommen. Aber man arbeitet und Gott tut sich dem Arbeitenden, nicht dem Müssigen kund. Und Christi eigentlicher Weg ist doch stets die Selbstverleugnung, nicht die Selbstverherrlichung, auch nicht die religiöse, ja sie am allerwenigsten. Gott selbst wartet nicht bloß, er arbeitet, er schafft. Er tut nicht nur das Große, sondern auch das Kleine, er verwirklicht nicht nur das Absolute, sondern auch das Relative. So kann man, gerade wenn

man mit ihm gehen und nicht seinem eigenen Sinn gehorchen will, immer das Eine, das Letzte und Größte vor Augen und im Herzen, doch in dieser Welt des Endlichen und Relativen stehend Ihm dienen und statt bloß mit „Allem“ auch mit „Einigem“ verlieb nehmen, freilich stets auf das „Alles“ harrend!

Diese beiden Denkweisen führen ihren Kampf nicht nur auf dem Boden der Religion, sondern auch auf dem der Sittlichkeit, überhaupt auf allen Gebieten des Lebens. Fast alle großen Menschenfragen haben mit diesem Gegensatz zu tun. Ganz besonders greifbar tritt er uns heute in der sozialistischen Bewegung entgegen. Alle die Formen des religiösen Unterschiedes haben hier eine Analogie in dem Streit um die rechte Taktik des Sozialismus. Es ist eine der Grundfragen des geistigen Lebens. Hier muß Klarheit gewinnen, wer zu der nötigen Sicherheit der Lebensführung und des Urteils über die individuellen und sozialen Probleme gelangen will.

Wir haben durch unsere Darstellung des Gegensatzes schon Stellung genommen. Wir verstehen die erste Denkweise und ehren sie. Dies tun wir namentlich dort, wo sie konsequent ist und dort, wo sie nicht bloß pharisäischer Selbsterhöhung und Erniedrigung Anderer dienen soll, sondern echt, notwendig und demütig ist, wie etwa bei einem Kierkegaard oder Tolstoi. Freilich haben wir eine ganz konsequente Form dieser Art bis jetzt nicht angetroffen und zwar aus guten Gründen; denn sie ist in dieser Welt der Endlichkeit und Relativität unmöglich. Aber wir sind auch mit einer ernsthaften Annäherung an die Folgerichtigkeit zufrieden. Wir anerkennen dann gern, daß diese Art etwas Charaktervolles und Großartiges haben, ja wir gehen noch weiter und gestehen, daß sie nicht nur für bestimmte Naturen, sondern auch für bestimmte Umstände notwendig sein kann.

Damit ist aber auch schon Zweierlei gesagt: Einmal braucht das Verhältnis der zwei Denkweisen nicht so verstanden zu werden, daß die Einen nur der ersten und die Andern nur der zweiten zufallen könnten. Dies wäre eine dogmatische Auffassung. Es kann ganz wohl der gleiche Mensch in bestimmten Perioden oder Umständen mehr die eine und in andern Perioden oder Umständen mehr die andere vertreten. Es darf aber überhaupt kein Dogma daraus gemacht werden. Gottes Wahrheit kann sich bald auf die erste, bald auf die zweite Weise darstellen. Beide können sich auch ergänzen. Sie können, statt mit einander zu streiten, einander helfen, an einander ein Korrektiv haben. Das wäre wohl Reich Gottes-Art, während die gegenseitige Bestreitung gar sehr Menschen-Art ist.

Von hier aus mag nun unsere Stellung in einer ganzen Anzahl von Fragen dieser Zeit klar werden. Der Schlüssel dafür ist dieser: Wir haben überall die letzten und höchsten Ziele vor Augen, aber wir verachten auch Ziele und Bewegungen nicht, die bloß eine Annäherung daran sind. Wir haben eine absolute Wahrheit im Sinne,

aber wir rechnen in einer Welt des Relativen auch mit dem Relativen; freilich nur in dem Sinne, daß wir es in den Dienst des Absoluten stellen, daß wir im Relativen das Absolute zum Ausdruck bringen, so gut dies immer möglich ist.

Das Letzte, was wir mit unserem Friedenskampf wollen, ist das Reich Gottes, und die absolute Forderung, die wir vertreten, die, daß der Krieg nicht mehr sein soll. Unsere unbedingten Gegner sind darum alle diejenigen, die diese Forderung bestreiten, also alle geistlichen und weltlichen Verteidiger des Krieges. Aber nun gibt es verschiedene Arten, den Krieg zu bekämpfen und den Frieden zu wollen. Wir halten die einen für falsch und bekämpfen sie, die andern zwar für nicht dem letzten Ideal entsprechend, billigen sie aber doch bis zu einem gewissen Grade. Immer aber ist unsere Orientierung die, ob die Mittel zu dem Zwecke: den Krieg zu besiegen, passen oder nicht.

a. Für ein solches Mittel können wir den bloßen Defaitismus nicht halten. Wir verstehen darunter die Methode, die einfach darauf aus ist, um jeden Preis die Wehrkraft eines Landes, und zwar vor allem des eigenen, zu zerstören. Das Verwirrende ist, daß darin Höchstes, weniger Hohes und Niederstes nahe beieinander liegen. Wenn ein Jeremia die jüdischen Soldaten auffordert, zu den Chaldäern überzugehen, so ist das die Tat eines prophetischen Titanentums, die mit wilder Ironie die Torheit eines gewissen Nationalismus veranschaulichen will, aber wenn ein Politiker bloß aus Haß gegen einen andern oder gegen ein politisches System auf die Niederlage seines Landes hinarbeitet, so ist es gemeiner Verrat. In der Mitte liegt das Verhalten Vieler, die bloß einem antimilitaristischen Dogma zulieb blindlings gegen die eigene Regierung und das eigene Heer vorgehen, ohne irgendwie nach dem Zusammenhängen und Folgen zu fragen und dann verdutzt sind, wenn diese eintreten. Dahin gehören für mich jene Sozialdemokraten, die rein dogmatisch den Krieg ihres Landes sabotieren, auch wenn der Erfolg einfach der ist, daß sie dafür einem fremden Militarismus, und zwar dem gefährlichsten von allen, den Sieg in die Hände spielen und damit die Herrschaft des Militarismus in der ganzen Welt befestigen. Dummheit und dogmatische Verblendung sind für uns nicht Idealismus; ein wirklicher idealistischer Glaube muß sehende Augen haben. Man weiß, wie es gerade der schlimmste der Militarismen ist, der diesen Defaitismus in der ganzen Welt ausbreitet. Er verbietet im eigenen Land auch die bescheidensten Formen von Friedensbewegung und läßt auch die neutralste Friedensliteratur nicht ins Land hinein, arbeitet aber in aller Welt mit der extremen Sozialdemokratie, dem Pazifismus, ja dem Anarchismus zusammen, wenn er nur kann, und vergiftet damit geistig die Welt. Es kann nicht Aufgabe eines ernsten Kampfes um den Frieden sein, in dieser Weise pour le roi de Prusse zu arbeiten. Man muß im Kampfe gegen die Dämonen mehr dem Instinkt, oder besser: der Intuition, als dem doktrinären Verstand folgen und am wenigsten

darf man bloß einem Dogma gehorchen. Wer Defaitist sein will, kann es nur dann auf eine erlaubte Weise sein, wenn er sich auf die Höhe eines Jeremia erhebt. Er handelt dann nicht aus irgend einem politischen Kalkul oder aus dem Gehorsam gegen ein Dogma, sondern aus dem unmittelbaren Impuls des Absoluten, um die Folgen unbekümmert, aber im Glauben gewiß, daß sie in letzter Instanz nur gut sein können. Solches Handeln erhebt auf die höchsten Gipfel der Sittlichkeit und Religion; solcher „Defaitismus" ist gewiß der gewaltigste Gegner des Krieges, der einzige, dem er endgiltig erliegen wird. Ihn ehren wir, wo wir ihm begegnen, als das Höchste. Aber von ihm ist jener politische und dogmatische Defaitismus nur eine Nachbildung in falschem Material. Darum erreicht er sein Ziel nicht. Er ist nicht aus der Wahrheit, weil er die Augen davor schließt, und was nicht aus der Wahrheit ist, kann die Welt nicht überwinden. Er stammt manchmal bloß aus dem Machtstreben, nämlich aus dem Willen, gegenüber der Macht des Imperialismus die Macht des Proletariates durchzusetzen. Dann aber gewinnt jene offene, brutale, aber insofern ehrlichere Macht des Militarismus notwendig den Sieg. Caporetto und Brest-Litowsk sind dafür die tragischen Exempel! Das Höchste rettet, es rettet in gewissem Sinne allein, aber nur, wenn es rein auftritt und nur in dem Maße, als es dies tut, sonst aber gilt wieder das Wort: Corruptio optimi pessima.[1])

b. Wir kommen damit auf das Problem der Landesverteidigung zu sprechen. Daß wir es hier nicht erschöpfend behandeln wollen, sei aber zum voraus bemerkt. Wenn uns Zeit und Gelegenheit geschenkt wird, werden wir dies in Bälde einmal tun. Hier soll nur ein Mißverständnis aufgeklärt werden, das gerade in diesen Zusammenhang gehört.

Man weiß, daß wir unter bestimmten Voraussetzungen für die Dienstverweigerung eintreten; man weiß auch, daß unser letztes Ideal die Niederlegung der Waffen durch ein ganzes Volk und zuletzt alle Völker wäre. Wir treten für die Dienstverweigerung ein, wo sie nach unserem Urteil einem klaren subjektiven Müssen entspricht. Es ist dann zunächst nicht die Dienstverweigerung selbst, sondern das Recht des individuellen Gewissens, wofür wir uns wehren. Nie ist es uns in den Sinn gekommen, für jene eine Straflosigkeit zu verlangen. Wir begrüßen allerdings unter der soeben genannten Voraussetzung auch die Dienstverweigerung an sich als schärfste, edelste und tiefste Form des Kampfes gegen den Krieg und als Verheißung einer Zukunft, wo die Menschen nicht mehr Krieg führen können. Wir sind überzeugt, daß eine solche Tat, so gefährlich sie auch scheint, der Sache des Reiches Gottes und damit auch dem Volke, worin sie geschieht, Segen bringen muß.

Dabei bleiben wir. Aber nun darf man aus dieser Stellung keine falschen Folgerungen ziehen. Es ist auch hier nicht ein religiöses

---

[1]) Wenn das Beste verdirbt, wird das Schlimmste daraus.

oder ethisches Dogma, das wir aufrichten möchten, am allerwenigsten aber ein politisches. Wir treten keineswegs einfach vor die Menschen mit der Aufforderung, die Waffen wegzuwerfen. Denn wir wissen eben, daß diese Tat nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen sittlichen Wert hätte. Sie müßte aus einem bestimmten Glauben stammen, ein Gewissengebot sein, müßte freiwillig, ganz von innen heraus geschehen. Eine vereinzelte oder allgemeine Dienstverweigerung bloß aus Bequemlichkeit oder gar Feigheit oder auch bloß aus nüchterner Nützlichkeitsberechnung, wäre in unseren Augen sittlich geringwertig und stünde sogar tief unter gern getanem Waffendienst. Für unsere sittliche Urteilsweise gilt eben bis zu allen letzten Folgerungen das Wort: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde", und umgekehrt. Wir denken auch in sittlichen Dingen nicht dogmatisch, sondern genetisch. Wir sagen nicht entweder: „Dienstverweigerung ist recht" oder „Dienstverweigerung ist falsch", sondern: „Dienstverweigerung kann Pflicht sein oder Vergehen, je nachdem. Gut und recht ist nur, was Gott befiehlt, der durch das Gewissen spricht". Diese Art des sittlichen Denkens können noch immer nur Wenige verstehen und doch ist sie die protestantische und wahrhaft christliche.

Wir sagen: Dienstverweigerung des Einzelnen oder Verzicht auf Landesverteidigung durch ein ganzes Volk erfordert eine sehr große Höhe der Gesinnung und einen heroischen Glauben. Wir hoffen, daß diese immer mehr den Einzelnen und den Völkern geschenkt werden. Aber bisher haben wir nicht den Eindruck gehabt, daß irgend ein Volk so weit wäre. Dann aber müssen sie aus ihrem Glauben handeln, das heißt: sie müssen ihr Vaterland mit den Waffen verteidigen. Aus diesem Grunde mußte die Schweiz im Jahre 1914 ihre Grenzen besetzen und muß sie es wohl auch heute tun. Sie handelt aus dem Glauben, den sie hat. Aus diesem Grunde mußte Frankreich in den Krieg und ebenso England. Oder sollte jenes sein Bündnis mit Rußland brechen, dieses Belgien im Stiche lassen und beide ihre eigene Zukunft aufs schwerste gefährden? Sie konnten es, durften es allerdings, aber nur auf Grund eines heroischen, fast übermenschlichen Glaubens (den man, nebenbei bemerkt, auch von Deutschland und der Schweiz verlangen müßte!), aber wo hat man diesen Glauben bisher den Völkeru zugemutet? Wer von uns besitzt ihn? So wie die Menschen heute sind und urteilen, so wie jene Völker beschaffen waren, mußten sie gerade ihren edelsten Trieben gehorchend in den Krieg treten. Es ist Torheit, vom menschlichen Standpunkt aus etwas Anderes zu behaupten. Man muß begreifen, daß hier eine Tragödie waltete. Die Niederlegung der Waffen durch ganze Völker mag ein Ideal für die Zukunft, aber sie kann nicht ein Maßstab des sittlichen Urteils für Gegenwart oder Vergangenheit sein.

Ob sie übrigens ein richtig formuliertes Zukunftsideal ist, mag auch noch fraglich sein, weil es unwahrscheinlich ist, daß einmal ganze Völker einmütig, freiwillig und aus der rechten Gesinnung diesen Schritt tun können. Vielleicht müssen zuerst in allen Völkern Einzelne oder kleinere Gemeinschaften als Pioniere den Bann des Krieges zerbrechen und seine Burgen stürmen, bis die allgemeine Entwaffnung kommen kann. Wir können dieses Problem hier stehen lassen.

Wir sagen also: unter bestimmten Voraussetzungen müssen Einzelne und Völker ihr Land mit den Waffen verteidigen.

Dann aber, fügen wir hinzu, sollen sie es recht tun. Halbheit ist zu nichts nütze. Es hat keinen Sinn, Waffen zu tragen, aber sie entweder gar nicht, oder nur matt und nachläßig zu brauchen. Niemand kann zweien Herren dienen, man kann nicht Waffen führen und Tolstoianer sein. Entweder — Oder! Schlimm ist der Krieg, aber das Schlimmste sind halbe oder karrikierte Ideale. Darum haben auch wir, deren letztes Ziel die Unmöglichkeit, Krieg zu führen ist, an bloß feigen und pflichtvergessenen Soldaten keine Freude. Darum sabotieren wir nicht das Heer und wenden uns scharf gegen die, welche es tun. Darum gehen wir auch in dieser Sache nicht mit Münzenberg, wie er in der Frage der Dienstverweigerung nicht mit uns geht. Ein Soldat, der gewissenhaft, aus seinem Glauben heraus, sein Soldatenwerk tut, steht uns näher, als ein Saboteur; wir erwarten für die Zukunft mehr von jenem, gerade für den Kampf gegen den Krieg. Seine starke Waffe wird ja gerade das Gewissen sein.

Aus diesem Grunde können wir auch für kriegerisches Heldentum, wo es wirklich vorhanden ist, eine, wenn auch schmerzliche, Anerkennung haben. Wir sähen es selbstverständlich lieber im Dienst einer andern Sache, wir hoffen, daß es eines Tages in ein Heldentum gegen den Krieg umschlage, aber wir ehren Tapferkeit, Seelengröße, Treue bis in den Tod, wo immer wir sie antreffen. Oder sollte dies nicht erlaubt sein? Wer dies „inkonsequent" findet, der bedenke, was er damit sagt. Er sagt damit, daß wir nicht nur Josua und Gideon, Leonidas und Alexander, sondern auch Zwingli, Calvin, Luther, Gustav Adolph, Coligny, Cromwell verurteilen müßten; denn sie Alle haben Krieg geführt oder gebilligt; er sagt damit, daß wir als Protestanten einen Franziskus von Assisi und einen Thomas von Kempis durchstreichen und jeden Mönch als einen Verirrten betrachten, kurz: daß wir jedem Menschen und jedem Tun allen Wert absprechen müßten, wenn sie nicht unseren eigenen letzten Idealen gemäß sind. Wer hat Lust, so weit zu gehen?

c. Auf diese Art muß auch unser Verhältnis zu Wilson verstanden werden. Gerade hier hat man uns besonders heftig einen Widerspruch mit uns selbst vorgeworfen. Wir können ihn aber durchaus nicht zugeben. Daß Wilson nicht unser höchstes Ideal vertritt, haben wir stets mit aller Klarheit ausgesprochen. Es wäre uns lieber gewesen, wenn er mit seinem Volke ein Friedebringer ohne

Waffen geblieben wäre. Aber sollten wir deswegen den Mann verurteilen? Tolstoi in seiner absoluten Art hätte es vielleicht getan, das wollen wir zugeben, wir aber mit unserer könnten es nicht tun. Dieser Mann lebt aus seinem Glauben. Er glaubt, daß unter bestimmten Umständen das Schwert noch sein Recht habe. Es ist ganz verkehrt, ihm einen andern Standpunkt zuzuschreiben und ihn dann als „Renegaten" zu verurteilen. Wer will den Beweis antreten, daß Wilson je auf Tolstois Boden gestanden hätte? Wenn aber Wilsons Glaube auch in unseren Augen nicht der allerhöchste ist, so ist er doch groß und herrlich, hoch erhaben über alles, was bisher ein Staatsmann vertreten hat. Sollten wir daran nicht doch Freude haben? Sollten wir diesen Mann nicht gegen die verkehrte und unwürdige Art verteidigen, wie man ihn unter uns beurteilt? Soll alles nichts sein, was nicht das Allerhöchste ist? Wer zieht daraus für sein eigenes Leben die Folgerungen?

Das Verkehrteste war dabei, daß die gleichen Leute, die diesen Mann belächelten, solange er ein bloßer Pazifist zu sein schien, sich plötzlich empörten, als er das Schwert nahm, im Dienste des Friedens, was ein Zeichen ist, daß hinter ihrem Urteil über Wilson bewußt oder unbewußt andere Motive als der Abscheu gegen den Krieg standen. Wir aber fragen: Wo bliebe die Freiheit der Welt und die Existenz der Schweiz ohne diesen Mann? Er hätte der Welt wohl noch mehr sein können, wie es auch noch Größeres gegeben hat als Gustav Adolph, Cromwell, Luther, Zwingli und Calvin, gewiß, aber wir müssen, so wie die Dinge stehen, froh sein, daß er in dieser Welt dasteht als eine leuchtende Gestalt, als der größte Staatsmann dieser Tage und einer der größten aller Zeiten. Aus zahlreichen und unbedingt zuverlässigen Quellen wissen wir, daß die Lauterkeit seines Wollens und die Hoheit seiner Gesinnung über allem Zweifel steht. Auch ist es uns vergönnt gewesen, in die ganze Entwicklung seiner Gedanken und seiner Stellung zum Kriege (insbesondere zu Deutschland) bedeutsame Einblicke zu tun. Wir wissen, wie er Schritt für Schritt durch Tatsachen, die für ihn zu Notwendigkeiten wurden, weiter gedrängt worden ist. Die Welt wird eines Tages erfahren, wer daran Schuld ist, wenn dieser Mann zuletzt zum Schwerte gegriffen hat. Die Schuld wird sicherlich nicht auf ihn fallen. Sein Programm ist nicht alles, was wir hoffen, aber es bleibt, verglichen mit Ludendorfs Programm, doch ein Trost der Welt. Er ist auf seine Art ein Werkzeug Gottes, dessen Gedanken allerdings über ihn hinausgehen werden.

d. Auch unser Urteil über die russischen Vorgänge wird nun hoffentlich noch verständlicher werden. Wir brauchen zu dem, was hierüber schon hier und anderwärts ausgeführt worden ist, nur Weniges hinzuzufügen. Freudig hätten wir zugestimmt, wenn die Russen im Geiste ihres Tolstoi gehandelt, also einem ganzen Ideal gedient hätten. Nach unserem Glauben hätten sie durch eine unbedingte Niederlegung der Waffen und Wehrlosigkeitserklärung den Welt-

krieg gebrochen und Europa erlöst. Sie hätten dann dem Glauben an die Gewalt einen andern entgegengestellt und dafür alles gewagt. Offenbar gibt es unter uns Leute, die meinen, dies sei der Sinn ihres wirklichen Handelns gewesen und ihnen deswegen zugefallen sind. Aber davon kann keine Rede sein. Die Führer der Bolschewiki glauben an Gewalt und Krieg, so gut wie der deutsche Militarismus. Sie wollen bloß an Stelle des Krieges nach außen den revolutionären Bürgerkrieg setzen.[1]) Sie üben im Innern einen blutigen Schrecken. Ihre Soldaten sind vor dem Deutschen davongelaufen, haben aber den Russen hingemordet. Sie haben den Schützengraben nicht aus Tolstoismus verlassen, sondern aus ihrer begreiflichen, aber keineswegs idealistisch motivierten Kriegsmüdigkeit und dazu aus Zuchtlosigkeit. Das alles ist nicht *unser* Antimilitarismus, sondern seine elendeste Karrikatur. Dieser halbherzige, durch das bessere Ideal nur gebrochene, aber nicht aufgehobene Militarismus mußte vor dem ganzen und rücksichtslosen zu kurz kommen und aus einem Segen ein Fluch Europas werden.

Es war auch klar, daß ein Friede zwischen diesen beiden nur ein Trugbild der Hölle werden könne. Daran konnte Freude haben, wer vom *Scheine* lebt, wir aber, die wir mit aller Kraft und Leidenschaft einen *wirklichen* Frieden und eine neue Welt wollen, konnten dagegen nur die Stimme erheben. „Wehe denen, die rufen: Friede! Friede! wo doch kein Friede ist.“ Ich denke, wir haben leider doch so offenkundig recht behalten, daß man uns in dieser Sache nun in Ruhe lassen sollte. Jener Lügenfriede ist eine neue Vergiftung der Welt geworden. Vor allem muß der Sozialismus die Kosten bezahlen, aber auch der *echte* Antimilitarismus. Sie sind geschändet und entwertet und werden sich davon schwer erholen.

d. Endlich mag hier auch noch einmal von unserer offiziellen *Sozialdemokratie* und ihrer Methode die Rede sein. Wir haben in früheren Aufsätzen gezeigt, wo ihre Fehler lagen. Sie flossen wohl alle aus ihrem einseitig „materialistischen“, d. h. ökonomischen Glauben. Er erklärt die falsche Beurteilung des Verhältnisses von Entente und Zentralmächten, die mit der falschen Stellung zur Schuldfrage zusammenhängt. Nebenbei: auch die törichte und ungerechte Beurteilung Wilsons durch unsere offizielle Sozialdemokratie gehört daher. Wer nicht eingeschriebenes Mitglied der Partei ist, darf keine echten Ideale haben, sondern kann nur heucheln und dem Kapitalismus dienen! An diesem Punkte zeigt sich die Unrichtigkeit, d. h. Einseitigkeit des ganzen Standpunktes besonders deutlich. Es ist einfach nicht richtig, die Ursache der Weltkatastrophe so wie die Zimmerwalder tun, *einzig und allein im Kapitalismus* zu erblicken. Wir sind selbstverständlich Alle darin einig, daß er eine der Hauptursachen des Krieges ist und daß in ihm die ganze Verderbnis der Zeit zum Ausdruck kommt. Darüber kann es unter uns keinen

---

[1]) Vgl. den Artikel: „Zwei Helden der Zeit“ im Junihefte.

Streit geben. Aber es ist falsch, dabei einzig das wirtschaftliche Moment ins Auge zu fassen. Das ist eine zu enge Formel. Diese wird zur Augenbinde, die die Wirklichkeit nicht sehen läßt, wie sie ist. Wo man aber die Wirklichkeit falsch beurteilt, kann man sie auch nicht richtig behandeln. Wer die Diagnose falsch gestellt hat, findet auch nicht das richtige Heilmittel. Die Aufgabe der Sozialdemokratie wäre gewesen, herauszufinden, welches der entscheidende Punkt sei, wo sie mit ihrem Kampfe einzusetzen habe. Sie hätte das Zentrum des Militarismus erkennen und gegen es ihre Waffen (wir denken natürlich nur an geistige!) kehren müssen.[1] Dann wäre schon längst der ganze Militarismus gestürzt und Europa durch den Sozialismus gerettet statt beinahe verderbt worden. Sie hätte dann auch nicht die Landesverteidigung abgelehnt, um ihre Leute trotzdem an die Grenze zu schicken, sondern entweder einfach den Waffendienst verweigert oder ihn richtig und ganz geleistet, aber mit dem Vorbehalt, alles zu tun, was ihn künftig unnötig machen werde. Hätte sie die Wirklichkeit gesehen, statt auf ein Dogma zu schwören, und an das Ideal geglaubt, statt bloß an den „Materialismus", dann stünde sie heute in aller Welt als Siegerin auf dem Plane. Wir wären dann freudig mitgegangen, während wir dies jetzt nicht tun konnten. Ob sie noch den Weg findet, oder ob es schon zu spät ist?

Fassen wir den Sinn unserer Stellung noch einmal in eine Formel. Wir haben ein absolutes Ziel: die neue Welt, worin auch der Krieg nicht mehr ist. Von diesem absoluten Ziel aus beurteilen wir auch die Menschen, Parteien, Losungen, Ereignisse der Zeit. Wir stehen zu ihnen oder bekämpfen sie, je nach dem Verhältnis zu diesem absoluten Ziel, worin sie sich nach unserer Meinung befinden. Dabei stehen wir so, daß wir nicht alles, was eine diesem absoluten Ziel nicht völlig angemessene Wirklichkeit bedeutet, kurzerhand verwerfen. Wir erlauben uns, daran einen relativen Maßstab anzulegen, und zwar gerade im Dienste des Absoluten. Gewisse Erscheinungen können uns freuen, nicht weil sie schon das Höchste darstellten, was wir wollen und hoffen, sondern weil sie wenigstens eine Annäherung daran bedeuten und im Gegensatz zu andern Erscheinungen stehen, die wir unbedigt ablehnen, ja hassen. Wir sehen darin Vorbereitungen, Weissagungen, Anstrengungen auf das Höchste hin. So können wir uns unter Umständen selbst daran beteiligen.

Aber wir halten das Absolute fest. Dies ist uns überall Leitstern. Ihm dringen und drängen wir entgegen. Wir wachen darüber, daß nicht das Relative uns hinunterzieht und uns das Absolute vergessen läßt, sondern daß wir über die steinigen, steilen Wege des Relativen zu den Gipfeln des Absoluten aufsteigen. Wir handeln dabei in dem Glauben, daß Gott selbst auf diesen Wegen

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz: „Unser Sozialismus" im Novemberheft des Jahrgangs 1917.

die Menschen zum Höchsten führen und für das Höchste erziehen wolle. Und gerade weil es uns um dieses Höchste bitterer Ernst ist (das dürfen wir sagen!), wenden wir uns mit solcher Schärfe gegen alle seine Verschlechterungen und Verfälschungen. Von ihnen kommt dem Höchsten viel größere Gefahr, als von seinen offenen Gegnern oder gar von jenen Relativitäten her, die von vornherein nicht als das Höchste auftreten wollen.

In diesem Sinne dürfen wir uns ganz wohl als Vertreter der Absoluten betrachten. Der Unterschied zwischen uns und jener andern Art besteht also im Grunde nicht darin, daß sie das Absolute und wir das Relative vertreten, sondern darin, daß sie es auf eine dogmatische und wir auf eine genetische Weise tun.

Aber wir möchten zur völligen Vermeidung des Mißverständnisses noch Eines hinzufügen. Auch wir lassen nicht alles Relative einfach gelten. Wir wissen und empfinden, daß es Formen des Relativen gibt, die dem Höchsten im Wege stehen, indem sie den Schein erregen, schon das Höchste zu sein. Das Gute wird dann der Feind des Bessern. Diesen Trug möchten wir auch bekämpfen, und zwar, wenn nötig, auch mit Schärfe. Auch möchten wir stark betonen, daß wir uns für jede künftige Entwicklung frei halten. Es mag ein Tag kommen, wo wir uns genötigt fühlen werden, das Absolute, das schon heute unser einziges Ziel ist, auch zum einzigen Weg zu machen. Wir möchten auch hierin unserm Gotte nachgehen, der ein lebendiger heißt, gerade weil er uns seinen Willen nicht in Dogmen und Gesetzen, sondern in einer schöpferischen Entwicklung kund tut.

Sollte das alles nicht ganz einfach sein? Widersprüche oder Verwirrung kann man darin nur sehen, wenn man für die Beurteilung einen zu niedrigen Standort wählt. Von der Höhe her wird alles einfach und klar.

Wie stellen wir uns nun nach alledem den Weg zum Frieden vor? Und welches wird hierin unsere Arbeit und unser Kampf sein?

Die Hauptsache bleibt die geistige Umwälzung und alles, was damit zusammenhängt. Hier ist die wichtigste Stätte unserer Arbeit. Das ist keine bloße Redensart. Aber gerade davon soll auch nicht zuviel geredet werden. Dazu gesellen sich in dem nun klargestellten Sinne die politisch-militärischen und sozialen Aenderungen. Wir bedürfen einer neuen sozialen und einer neuen politischen Orientierung sowohl der einzelnen Völker als des Verhältnisses der Völker zueinander. Was hier nötig ist, läßt sich negativ und positiv in Kürze ausdrücken. Negativ bedeutet es: Sturz des Militarismus, positiv: Gründung des Völkerbundes.

Wie wir jenes Erste, die Niederwerfung des Militarismus, erreichen können, ist im Einzelnen schwer zu sagen. Die Ereignisse auf den Schlachtfeldern werden hierin von bestimmendem Einfluß sein. Wenn es ihr in Frankreich nicht gelingt, mag es mit der deutschen

Militärkaste rasch bergab gehen. Es wird dann vielleicht das deutsche Umdenken einsetzen, worauf es letztlich ankommt, und damit wird für den Kampf gegen den Moloch in aller Welt die günstigste Vorbedingung geschaffen sein. Siegt aber vorläufig Ludendorf, dann wird der Kampf schwerer und furchtbarer. Wir müssen dann den Moloch rein geistig zu stürzen trachten, durch geistige Revolution; er wird aber sehr viel stärkere Widerstandskraft haben.

Dieser geistige Weg ist für uns ja ohnehin der einzige. Was in aller Welt (Deutschland inbegriffen) vorhanden ist an Sehnsucht nach einer neuen Welt, muß sich zusammenschließen zu einem stillen Weltbund für Recht, Freiheit und Frieden. Diese „Entente" muß den deutschen Militarismus und alle andern stürzen. Ihre Herstellung muß eines unserer Ziele sein.

Ohne schwere geistigen Kämpfe wird es in beiden Fällen nicht ablaufen. Jene ganze Welt, zu der der Krieg gehört, wird sich nicht so rasch geschlagen geben. Da wird noch Märtyrerblut fließen, wörtlich oder bildlich; es wird zu einem immer mächtigeren und schärferen Kampf zwischen Zäsar und Christus, Christ und Antichrist kommen. Davon haben wir genug geredet.

Was aber das positive Ziel: die Gründung des Völkerbundes betrifft, so meinen wir, daß alle pazifistischen Anstrengungen sich jetzt darauf werfen müßten. Die Entente müßte damit beginnen, zwischen ihren Völkern diesen Bund aufzurichten, und ihn den andern anbieten. Vielleicht wäre noch besser, wenn die Neutralen vorangingen. Das wäre nun wirklich eine Aufgabe für die Schweiz. Dafür wäre der „psychologische Moment" ganz gewiß vorhanden. Hier könnte sie endlich noch etwas Großes für die Welt (nicht nur für sich selbst) tun. Hier sollten gerade wir Schweizer alle Kraft zusammenfassen. Das ist die Fahne, auf die wir für diese Arbeit gewartet haben. Von vornherein haben wir den ganzen amerikanischen Kontinent auf unserer Seite. Das wäre ein Kristallisationspunkt für die Uebrigen.

Von hier aus würden auch die Lösung der Einzelprobleme des Friedensschlusses gewaltig erleichtert. Davon noch ein Wort.

Daß eine wirkliche Befriedung Europas nicht zustande kommen kann, indem man einfach zum status quo ante zurückkehrt, dünkt uns gewiß. Wieder scheint es uns eine Oberflächlichkeit des durchschnittlichen sozialdemokratischen Denkens, daß es jede geforderte Veränderung der Weltkarte sofort als „Annexion" bezeichnet und für die nationalen Probleme keinen Sinn hat. Es könnte darin von Trotzky lernen.[1]) Wir denken auch hierin anders. Es gibt in Europa und darüber hinaus eine ganze Anzahl von Fragen, die Brandherde für künftige Kriege werden, wenn sie keine richtige Lösung erfahren. Die Stellung Elsaß-Lothringens muß neu geregelt werden, ebenso die

[1]) Vgl. Trotzky: „Der Krieg und die Internationale."

Lage der Balkanvölker und der österreichischen Nationalitäten. Die Aufhebung der erzwungenen Friedensverträge im Osten versteht sich von selbst, ebenso wie die völlige Unabhängigkeit Polens, um von Belgien ganz zu schweigen. Die Auflösung des heutigen Türkenreiches erscheint uns als Notwendigkeit, wenn Vorderasien zu neuem Leben entstehen soll. Ebenso muß die Kolonialfrage im Sinne einer Solidarität der großen und kleinen Völker gelöst werden, etwa so, daß bloß ein Protektorat des Völkerbundes über die noch nicht für die Selbständigkeit reifen übrig bliebe (in irgend einer Form) und ein vollständiger Freihandel mit ebenso vollständiger freier Niederlassung die wirtschaftlichen Vorteile, die jene Länder gewähren können, allen Völkern ohne Ausnahme zugänglich machte. Der Völkerbund müßte zu diesem Zwecke neben den politischen und rechtlichen auch einige wirtschaftliche Zentralorgane schaffen. Denn das ist ja freilich sicher, daß das heutige wirtschaftliche System, wenn es fortdauern sollte, neue Weltkriege erzeugen müßte — wovon sofort noch ein Wort zu sagen ist.

Alle diese Einzelprobleme sind nun gewiß furchtbar schwierig, einige, wie zum Beispiel das elsaß-lothringische, fast unlösbar. Man verbeißt sich darin und kommt nicht weiter. Aber das gilt nur, so lange wir auf dem Boden des heutigen politischen Wesens stehen bleiben. Ganz anders wird die Lage sofort, wenn wir diesen verlassen. Und das ist jedenfalls unser Standpunkt. Unsere Voraussetzung ist die Schaffung eines neuen Europa. Wir denken uns dieses mit Konstantin Franz und Förster als eine freie Förderation von gleichberechtigten, unabhängigen, durch übernationale Ordnungen geschützten großen und kleinen Völkern. In diesem Rahmen müßten die Nationalitäten eine sehr große Freiheit genießen. Die Grenzpfähle, die staatliche Zugehörigkeit spielten eine viel kleinere Rolle als jetzt. Die äußere Größe hätte nicht mehr so viel zu bedeuten. Strategische und wirtschafts-politische Erwägungen verlören ihre heutige trennende Bedeutung. Diese Einzelprobleme könnten in einem Geiste der Ruhe gelöst werden; sie lösten sich beinahe von selbst.

So müssen wir mit der ganzen Friedensbewegung in die Höhe steigen, um weiter zu kommen. Wir müssen die großen und allgemeinen Forderungen in den Vordergrund rücken, damit die Atmosphäre für die Regelung der Einzelfragen im Sinn des Friedens und der Freiheit vorbebreitet werde. Hier aber stoßen wir wieder auf die geistige Bekehrung als die conditio sine qua non von allen übrigen. Ein „neuer Himmel" und von dort her eine „neue Erde"! Das muß immer mehr als die Hauptsache verstanden werden. Wir sehen, wie gerade die „Politik", recht getrieben, zum Reiche Gottes weiterdrängt und aus der Arbeit an den menschlichen Problemen der Schrei nach Gott emporsteigt.

Wir sind mit diesem Ausblick aber auf die Frage nach den Kräften gekommen, von denen wir die Umgestaltungen, die wir

für nötig halten, erwarten. Es ist zugleich die Frage nach den Organen. Nun liegt es nicht gerade im Rahmen der Aufgabe, die wir uns für diese Erörterungen gesetzt haben, darauf eine ausführliche Antwort zu geben. Denn sie wollen ja nicht ein vollständiges Bild unserer Ansichten geben, sondern bloß den Sinn und inneren Zusammenhang unserer ganzen „Politik" klarstellen und zwar, wie hier beiläufig noch bemerkt werden soll, mehr in Bezug auf die weltpolitischen Probleme; denn in Bezug auf die spezifisch schweizerischen hat der Schreiber dieser Zeilen die Aufgabe auf umfassende Weise in seinem Buche von der „Neuen Schweiz" zu lösen versucht. In diesem Sinne seien auch über diese Fragen der Kräfte und Organe einige Worte gesagt.

Ob die Regierungen imstande sein werden, solche Organe zu werden, ist zweifelhaft. Wilson freilich ist der Mann dazu, ob aber er allein genügt? Vielleicht daß die heutigen Regierungen durch andere ersetzt werden müssen, bevor es zu Friedensverhandlungen kommen kann. Die neuen müßten aus irgend einer Form von Revolution hervorgegangen sein. Es scheint unmöglich, daß die in den Anschauungen einer zu Grabe gehenden Epoche ergrauten und erstarrten Männer, die heute am Steuerruder aller europäischen Staaten sitzen (die neutralen nicht ausgenommen), die Geburtshelfer einer neuen Welt werden können. Sie müssen wohl zuerst selbst durch neue Strömungen beseitigt werden, wenn mit dem Programm der Beseitigung des Krieges und der Schaffung einer veränderten Ordnung des Völkerlebens Ernst gemacht werden soll.

Damit kommen wir auf den Satz zurück, den wir hier schon mehrfach vertreten haben, daß sowohl der Frieden als die neue Ordnung der Dinge von den Völkern in die Hand genommen werden müsse. Politische, soziale und religiöse Volksbewegungen müssen die großen Forderungen einer neuen Zeit auf ihre Fahne schreiben und durchkämpfen.

In welchen Formen sich diese Volksbewegungen wohl vollziehen möchten, soll hier nicht weiter erörtert werden. Auch die Frage, ob es ohne eine welterschütternde gewaltsame Revolution ablaufen werde, wollen wir in diesem Zusammenhang bloß streifen. Wir halten es für wahrscheinlich, daß eine solche kommen wird. Ob wir sie wünschen oder nicht, ändert daran nichts, ebensowenig als die Gewitter darnach fragen, ob sie uns willkommen seien oder nicht. Die Dinge haben eine solche Spannung und Zuspitzung erfahren, es sind so viel Mächte des Bösen am Werke, so viele Explosivstoffe angehäuft, daß nur ein Wunder die neue Katastrophe verhindern könnte, gerade wie nur ein solches den Ausbruch des Weltkrieges hätte verhindern können. Die Dinge liegen heute ganz ähnlich, wie sie damals lagen. Das Wunder, das wir meinen, wäre ein Auftreten gewaltiger geistiger Kräfte der Weltumgestaltung, die die Kräfte der Gewalt unnötig machten. Ein solches Wunder ist immer möglich; nur dürfen wir

nicht darauf zählen. Auf alle Fälle aber ist es Aufgabe der Menschen, die so stehen wie wir, an der Erschließung jener höchsten Kräfte zu arbeiten, die eine Umwälzung durch den Geist herbeiführen müssen, die übrigens die radikalste von allen sein wird. Solche Arbeit wird auf keinen Fall umsonst sein.

* *
*

Damit sind diese Ausführungen über „unsere Politik" zu Ende. Selbstverständlich sind trotz ihrer verhältnismäßigen Länge die Probleme, die aus dieser Welterschütterung ohne gleichen für uns aufsteigen, auch nicht einmal nach dieser Seite hin erschöpfend behandelt. Wie könnten auch nur daran denken? Wir wollten ja auch etwas ganz Anderes, nämlich bloß zeigen, wie wir es meinen, in welchem Sinn und Geist wir diese Dinge behandeln und was für Gedanken unsere theoretische und praktische Stellung zu ihnen bestimmen.

Sollte es uns nicht gelungen sein, die wichtigsten der Mißverständnisse, die sich daran geknüpft haben, zu beseitigen? Sollten wir nicht wenigstens einen Rahmen hergestellt haben, worin sich alles Einzelne unseres Denkens und Handelns eintragen ließe? Unsere Absicht war ja, wie wir wiederholen möchten, nicht irgend jemand zu unserer Art, die Dinge zu sehen, herüberzuziehen. Wir wollten bloß den Freunden Rechenschaft ablegen, wollten Klarheit schaffen, wollten eine Grundlage für die Verständigung bereiten. Freie Aussprache über diese, wie alle andern Fragen ist in den Neuen Wegen stets zugesichert, und wir fordern den auf, sich zu melden, der uns vorwerfen wollte, wir hätten sie auch nur einmal nicht gewährt.

Wir wollten zeigen, daß unsere Haltung nicht aus Laune oder Leidenschaft entspringe, sondern aus dem Grunde unserer Gesinnung, daß sie überall Sinn, Zusammenhang und innere Einheit habe, soweit man dies in solchen Zeiten verlangen darf (denn auch wir müssen mit den Problemen ringen und um Klarheit kämpfen!), daß sie aus einem reinen und nicht geringen Wollen entspringe und im Dienste des Höchsten stehe, dem wir dienen wollen und von dem wir freilich hoffen, daß wir es immer besser verstehen und immer mehr in seinem Dienste aufgehen.

Es sei aber gegen ein mögliches Mißverständnis zum Schlusse nochmals betont, daß unser höchstes Streben sich keineswegs in dem, was wir „unsere Politik" nennen, erschöpft. Im Gegenteil: diese Dinge liegen, so wichtig sie uns auch scheinen, bloß im äußeren Kreis unseres Wollens und Sehnens. Ganz andere Fragen und Aufgaben bilden dessen Zentrum. Diese sind auch in den Neuen Wegen stets im Mittelpunkt gestanden und werden es auch weiter tun, vielleicht in mancher neuen Gestalt. Das Reich Gottes geht uns in keiner Politik auf. Es ist's aber, was wir suchen. Wir wollten nur zeigen, wie mit diesem Suchen auch „unsere Politik" zusammenhängt.

L. Ragaz.

Zur Methode der christlichen Verständigung.

Offener Brief an Herrn Professor Deissmann in Berlin.[1])

Hochverehrter Herr Professor!

Nachdem ich aus Ihren „Evangelischen Wochenbriefen", von denen Sie eine Anzahl meiner Frau übersandten, gesehen hatte, daß Sie sich mit der Stellung von Professor Ragaz zum Weltkrieg und zu Deutschland insbesondere intensiv beschäftigten, schrieb ich Ihnen und erbot mich, Ihnen Schriften dieses Theologen zu übersenden, damit Sie sich aus ihnen ein objektives Bild von seinen Bestrebungen machen könnten, ein besseres und zuverlässigeres, als Sie es sich aus den Briefen Ihrer Korrespondenten bilden könnten. Ich wollte Ihnen den Vortrag von Ragaz über „den Sinn des Weltkrieges" und seine kürzlich erschienene Schrift „die neue Schweiz" schicken. Doch hatte ich nicht mit der deutschen Zensur gerechnet; auf Erkundigungen hin, die ich an maßgebender Stelle einzog, wurde mir der Rat gegeben, von der Uebersendung dieser Schriften an Sie abzusehen, da sie doch nicht in Ihre Hände kommen würden. So muß ich zu meinem lebhaften Bedauern meine Absicht aufgeben. Auch ein ausführlicher Brief, den ich Ihnen schreiben wollte, würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen entweder überhaupt nicht oder nur in arg verstümmelter Gestalt zu Ihnen gelangen. Ich wähle daher die Form eines „Offenen Briefes", um zu verschiedenen Fragen Stellung zu nehmen, die in mir durch Ihre „Evangelischen Wochenbriefe", insbesondere durch Ihre Polemik gegen Ragaz angeregt wurden, und ich werde Herrn Professor Ragaz bitten, diesen, meinen „Offenen Brief" an Sie, hochverehrter Herr Professor, in seinen Neuen Wegen zum Abdruck zu bringen, weil ich aus Ihren Wochenbriefen weiß, daß Hefte dieser Zeitschrift, wiewohl sie in den Zentralstaaten verboten ist, zu Ihnen gelangen. Sollte es Ihnen möglich sein, sich auf irgend welchem Wege die erwähnten Schriften von Ragaz, in denen er zum Krieg Stellung nimmt, zu verschaffen, so möchte ich Sie dringend darum bitten, wie ich denn seinen Ausführungen überhaupt in Deutschland die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Aus ihrer Lektüre werden Sie sehen, daß es sich bei Professor Ragaz um echtes Christentum, um den Kampf für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden handelt, daß seine Gegnerschaft gegen manche Erscheinungsformen des deutschen Wesens eine Opposition aus Liebe zu ihm ist, daß alle Vorwürfe, die er uns Deutschen macht, in einer tief sittlichen

---

[1]) Wenn wir diesen Beitrag veröffentlichen, so geschieht es nicht um der Polemik gegen Prof. Deißmann willen, sondern weil es sich um eine sehr bedeutsame und wertvolle Aeußerung eines Deutschen zur Frage der Schuld am Kriege handelt. Wir freuen uns von Herzen, diese Aeußerung in den Neuen Wegen veröffentlichen zu dürfen und zwar nicht zuletzt, weil sie in unseren Augen eine große Ehre für das deutsche Volk bedeutet. Die Redaktion.

Gesinnung und in einem starken Glauben an die Regeneration der Menschheit ihre Wurzel haben. Ich selbst bin ein Deutscher; und wenn ich nun in den folgenden Ausführungen mich Professor Ragaz zur Seite stelle und meinerseits an Erscheinungen des deutschen Lebens Kritik übe, so geschieht es nach jahrelanger Prüfung und unendlichem, schmerzlichen Nachdenken. Aber mir scheint, daß Sprechen jetzt Pflicht ist, gerade auch im Interesse des deutschen Volkes selber, für das — ich kann nicht anders, ich muß es aussprechen — nichts so notwendig ist als eine auf Selbstprüfung gegründete gänzliche Umänderung seiner Mentalität.

Ich knüpfe meine Ausführungen an den Satz von Ragaz an, in welchem er sagt, daß eine christliche Verständigung, sofern sie von deutscher Seite versucht werde, „die deutsche Mitschuld am Kriege kräftig unterstreichen, gewisse Taten der deutschen Politik und des deutschen Heeres mißbilligen" müßte. Sie, hochverehrter Herr Professor, lehnen solche Zugeständnisse, eine Anerkennung der Schuld des eigenen Volkes ab. Was die Einzelheiten beträfe, die man verurteilen müsse, so sei das zur Verfügung stehende Material viel zu unzuverlässig und zu lückenhaft, um einen fruchtbaren Gedankenaustausch über sie möglich zu machen, ein sicheres Urteil über sie abgeben zu können. (Auf diesen Punkt gehe ich später ein.) Ferner meinen Sie, daß die Forderung, „Zugeständnisse zu machen, die Schuld des eigenen Volkes anzuerkennen" auf einer „falschen Psychologie" beruhe. „Angenommen", so schreiben Sie, „ich käme mit einem unserer feindlichen oder neutralen Gegner zu einer der christlichen Verständigung dienenden Aussprache, dann würde es mir persönlich jedenfalls keinen vertrauenerweckenden, sondern einen peinlichen Eindruck machen, wenn der andere die Aussprache mit Verurteilungen seines eigenen Volkes beginnen würde. Ich weiß bestimmt, daß der andere als ehrlicher Mensch auch an seinem Volke vieles sieht, was häßlich ist, aber ich will nicht, daß er mit mir auf Kosten seines Volkes zu fraternisieren anfängt."

Ich glaube nicht, Herr Professor, daß, wenn jemand aus tiefster sittlicher Ueberzeugung heraus die Mitschuld seines Volkes am Kriege zugibt, wenn er gemachte Fehler ohne pharisäische Selbstüberhebung, aber mit nachdrücklichem Ernste bedauert, wenn er die ewigen Lehren des Evangeliums betont und an ihnen gewisse Handlungen, die von seinen Volksgenossen während des Krieges begangen worden sind, mißt, solches Beginnen ein „Fraternisieren mit dem Feinde" genannt werden darf. Oder möchten Sie die mutigen, von einer wahrhaft christlichen Ueberzeugung getragenen Bestrebungen eines Fr. W. Foerster, die auf eine Völkerverständigung hinzielen im Geiste der Liebe, als Fraternisieren mit dem Feinde abtun, weil solches Beginnen gar nicht möglich ist, ohne an den im deutschen Volke landläufigen Anschauungen Kritik zu üben? Auch glaube ich nicht, daß die versöhnenden Stimmen, wie sie in der längst unterdrückten Zeitschrift „Das Forum" ertönten, oder die Bestrebungen der Gesellschaft „Neues Vaterland" aus der

Absicht, mit dem Feinde zu fraternisieren, entsprangen. Muß vielmehr nicht jeder, dem es mit dem Evangelium Ernst ist, sagen, daß etwa der deutsche Pastor H. Fecht, Recht, dreimal Recht, hat, wenn er zu Pfingsten 1917 im Berliner „Vorwärts" schrieb: „daß jeder Krieg ein Gottversuchen und darum das letzte, ungewissfeste, verzweifeltste, schlechteste, unchristlichste Mittel ist, Recht und Gerechtigkeit und Freiheit zu erlangen, daß das Pochen auf die eigene Macht Gotteslästerung, Einverleibung fremder widerstrebender Völker der Grund zu neuen Kriegen ist, daß nur jenes Land und Volk den Ehrennamen des Vaterlandes verdient, in welchem alle das gleiche Recht haben, daß nur jene Obrigkeit eine gottverordnete ist, die den sogenannten Untertanen dient . . ., daß alle Stände . . . vollkommen gleich sind, und gleich sein müssen, weil einer des andern bedarf . . ., daß weder am deutschen, noch am englischen, noch am Hottentottenwesen, sondern am christlichen Wesen die Welt genesen werde, daß das Erwarten einer zukünftigen Welt, in welcher Gerechtigkeit wohnt, nicht nur nicht verbietet, sondern sogar verpflichtet, aller Ungerechtigkeit zu widerstehen?" Alle solche Stimmen, wenn sie getragen sind von wahrhafter Menschenliebe, sind weit davon entfernt, das eigene Volk zu verkleinern, vielmehr erhöhen sie es. Denn nicht Macht und Herrschaft sind es, die ein Volk groß machen, sondern daß in ihm Sittlichkeit und Menschenliebe wohnen. Oder glauben Sie, verehrter Herr Professor, daß ein John Stuart Mill, wenn er noch leben würde, zu dem Kriege und all dem Unrecht, welches er mit sich gebracht hat, schweigen würde? Daß ein Tolstoj nicht den Krieg und seine Greuel, von welcher Seite immer sie begangen wären, aufs Schärfste verurteilen würde? Würden diese Männer nicht auch auf die Fehler des eigenen Volkes hinweisen und allen Machiavellismus und alle Gewaltpolitik brandmarken, wo immer sie zur Erscheinung kämen?

Ich bin überzeugt, daß dies die einzige Methode der Völkerverständigung ist, die Erfolg verheißt, weil es die vom Evangelium und der Vernunft geforderte ist. So viel ich sehe, kommt es darauf an, daß wir alle uns durchdringen lassen von der christlichen Grundüberzeugung, vom unendlichen Werte einer jeden Menschenseele, einem Prinzipe, das auch die philosophische Ethik als evidente Vernunftwahrheit hinstellt, wenn sie mit Kant und Fichte lehrt, daß jeder Mensch als freie Persönlichkeit, als Selbstzweck geachtet werden müsse und nicht als bloßes Mittel, als Sache behandelt werden dürfe; dieses Grundgebot der Ethik müssen wir uns entschließen, ohne Vorbehalt auch auf die Beziehungen der Völker untereinander anzuwenden und von ihm nicht etwa um irgend welcher materieller Vorteile halber zu Gunsten unseres eigenen Volkes abzuweichen. Und gibt es in diesem fürchterlichen Völkerringen eine schönere und heiligere Aufgabe für den Christen und für den Prediger im Besonderen, als immer wieder hinzuweisen auf das Wort Jesu: „Selig sind die Friedfertigen", auf sein hehres Gebot der Feindesliebe, darauf, daß auch die dem eigenen Volke

als Feinde gegenüberstehenden Völker unsere Brüder sind, die wir lieben müssen, weil sie, wie Pascal so schön sagt, gleich uns von Christus losgekauft sind; hinzuweisen auf das Reich Gottes, „wo an Stelle der Gewalt die Liebe, an Stelle der Herrschaft das Dienen und an Stelle des Tötens das Sich-töten-lassen tritt“ (Ragaz) und die Unvereinbarkeit dieses Gottesreiches mit dem weltlichen Machtstaate zu betonen? William James hat einmal so schön gesagt, daß, wenn wir mit dem Gebote: „Liebet Eure Feinde“ Ernst machen würden, dann die ganze Welt verwandelt, zu einem Paradiese würde. Ich glaube, daß allein auf diesem Wege der Verständigung gedient und dem Völkermorden ein Ende bereitet werden kann.

Und in diesem Sinne müssen wir unsere eigene Schuld anerkennen, weil nur aus der Abstreifung aller Selbstgerechtigkeit die Liebe erwachsen kann. Und ich meine, wir können ruhig bekennen, daß wir alle, ohne Ausnahme, ich wie die andern, an diesem Kriege mitschuldig sind, weil wir unserer geistigen Bestimmung, weil wir der Liebe vergaßen und uns in Egoismus verstrickten. Gerieten wir vor dem Kriege nicht mehr und mehr in einen seelenlosen Materialismus hinein, war nicht unser ganzes Leben auf das Ungeistige, auf Erfolg, Reichtum, Gut-Leben-wollen, Ehre und Achtung bei den Leuten gerichtet? Kam uns aus diesem Streben nach äußeren Gütern nicht die feindliche Einstellung gegen die anderen, seien es die eigenen Volksgenossen, seien es die anderen Völker, die es im „Wettbewerb“ zu überflügeln, zu besiegen galt? Wurde nicht der Kampf ums Dasein als letztes Prinzip für unser Handeln frech und schamlos proklamiert? Mußte eine solche seelische Einstellung nicht die Beziehungen der Menschen und Völker untereinander von Grund aus vergiften? Wer von uns kann sagen, daß er während seines Lebens ganz frei von diesem Drang nach Macht, nach Genuß gewesen wäre? Und wenn er persönlich sich von diesen Mächten nicht beherrschen ließ, vergaß er nicht, sich diesen gefährlichen Zeitströmungen entgegenzustemmen und warnend auf die ewigen Ideale hinzuweisen? Zu zeigen, daß diese materiellen Werte nur Scheinwerte sind, daß Reichtum, Genuß, Ehrgeiz, Macht die eigene Seele krank machen; daß der Mensch vielmehr zur Liebe, zur gegenseitigen Hilfe geschaffen sei? Und ich meine, gerade wir Deutschen müßten in tiefem Schmerz anerkennen, daß für uns die zweite Hälfte des 19. und das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts trotz allen äußeren Glanzes und aller äußeren Macht im Grunde ein Abstieg gewesen ist. Wo war die Zeit geblieben, für die Friedrich Schlegel die Ideen der französischen Revolution, die Wissenschaftslehre und den Wilhelm Meister als die großen Tendenzen des Jahrhunderts proklamieren konnte? Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß gerade die germanischen Völker und nicht zum wenigsten das deutsche Volk in viel höherem Grade als etwa die lateinische Rasse dem industriellen Kapitalismus sich hingaben und sich vom Erfolge, von der Macht, von der Quantität hypnotisieren ließen. So führte uns Deutsche die kapitalistische Entwicklung unserer Wirt-

schaft dahin, daß wir immer nach neuen Absatzmöglichkeiten für die von unserer Industrie erzeugten Produkte suchen mußten, so gelangten wir zu Methoden, unseren Export zu steigern, die uns den Haß der ganzen Welt zuzogen (das „Dumping-System“); so wurden wir aus einem Volke von „Dichtern und Denkern“, dem die ganze Welt ihre Liebe entgegenbrachte, ein Volk von Kaufleuten, und, es muß leider gesagt werden, von teilweise recht skrupellosen Kaufleuten und zogen uns die Abneigung der Völker zu. Haben wir als Deutsche und Christen nicht die Pflicht, offen zuzugeben — denn nur, wenn wir die Ursache dieses Krieges erkennen, können wir einer Wiederholung solch furchtbaren Geschehens entgegen arbeiten — daß der deutsche Schutzzoll die letzte Ursache dieses Krieges war, daß wir für unsere Erzeugnisse überall „offene Märkte“ forderten, andererseits unsere Türe aber für die Einfuhr wichtiger Rohstoffe mit dem Schutzzoll verriegelten? Daß in dieser Tatsache der wirtschaftliche Egoismus, der die anderen besiegen wollte, seinen erschreckenden Ausdruck fand?

Zeigte sich nicht in der Art unseres wirtschaftlichen Vorgehens derselbe Mangel an wahrhaft weltpolitischem Denken, der unsere gesamte Politik charakterisierte? Unser politisches Denken und Handeln war ganz einseitig beherrscht durch eine Staatstheorie, die nicht über den eigenen Staat hinauszublicken vermochte, und wenn sie das Wesen des Staates in der Macht sah und den Krieg als letzte Staatsnotwendigkeit verherrlichte, damit notwendiger Weise zu einer Isolierung führen mußte, während doch die ganze Entwicklung in Wirtschaft, Verkehr und Ideen zu internationalen Organisationen hindrängte. Die seit Fichte, Hegel und Treitschke bei uns herrschende Vergötterung des individuellen Machtstaates hätten wir als Christen bekämpfen müssen. Ist nicht die Macht, wenn nicht das Böse schlechthin, das Jakob Burckhardt in ihr sah, so doch zum Mindesten etwas Amoralisches? Wurde bei uns nicht laut gepredigt, daß in der äußeren Politik alle Mittel erlaubt seien? Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie in seinen Vorlesungen Treitschke mit dem ganzen hinreißenden Schwung seiner Persönlichkeit diesen krassen Machiavellismus zu predigen nicht müde wurde. Ueber unserem Drange nach Macht, nach Weltgeltung, vergaßen wir, daß der Staat mit seiner Machtentfaltung doch niemals Selbstzweck sein darf, sondern, wie Aristoteles es so schön ausgeführt hat, eine Anstalt, den Menschen als Bürger vollkommener zu machen.

Wir müssen uns entschließen, an Stelle dieser überlebten Staatsauffassung eine höhere, eine wahrhaft weltpolitische zu setzen und statt der Gewaltpolitik Ideenpolitik zu treiben. Wir dürfen uns nicht länger der Notwendigkeit überstaatlicher Organisationen verschließen; müssen aber vor allen Dingen unsere gesamte Mentalität revidieren, müssen begreifen lernen, daß es gilt, an Stelle des Beherrschenwollens den Willen zur Achtung, zur Liebe, zum gegenseitigen Dienen zu setzen. Gerade die Grundsätze, auf denen diese Völkerorganisationen sich gründen müssen, stimmen überein mit den Grundsätzen der Ethik und des Evan-

geliums. Möchten wir doch einsehen, daß auch für das wirtschaftliche Gedeihen des deutschen Volkes nicht der Wettbewerb, der Sieg, das Ueberflügelnwollen, der Kampf ums Dasein das letzte Wort sein kann; daß diese Tendenzen uns vielmehr in eine Sackgasse geführt haben; daß aus ihr hinaus uns allein eine auf ganz neue Prinzipien, auf die ethischen Grundsätze gebaute Lebensgestaltung führen kann. Wir müssen uns einer auf Recht, Billigkeit, Freiheit und Vertrauen gegründeten Organisation der Völker anschließen, in welcher alle Nationen dienende, einander helfende Glieder sind; müssen einsehen lernen, daß auch die Wirtschaft ein weltumspannendes Ganzes ist, zu welcher die einzelnen Völker im friedlichen Austausch ihre Beiträge an wirtschaftlichen Werten zu liefern haben. Wenn wir einer solchen wirtschaftlich-politischen Organisation, die über die einzelnen Nationen hinausgreift und sie zu einem höheren Ganzen vereinigt, uns anschließen, müssen wir wohl etwas an Souveränität, an Prestige, an Eitelkeit, an Ehrgeiz opfern; aber, was wir dafür eintauschen, ist eine Vergeistigung unserer Beziehungen zu einander, ist eine Vergeistigung aller Lebensgebiete. Und ist eine solche Vergeistigung nicht unvergleichlich viel mehr wert als alle äußeren Siege und Erfolge? War nicht gerade das unser Elend, daß wir über dem Drang nach Expansion, über dem Streben nach Macht, mehr und mehr die inneren Werte vergaßen? Wurden wir nicht selber zu bloßen Mitteln, zu Sachen in einem gigantischen Mechanismus, der im letzten Grunde tot und seelenlos war und wie ein grauenhafter Moloch unsere Seelen fraß? Hat nicht diese schrankenlose Gier nach Weltgeltung, nach Sieg im Wettbewerb die feinsten Seiten unseres Wesens getötet, machte sie uns nicht *ungütig*? Vergaßen wir nicht, daß eine einzige Handlung aus Güte mehr wert ist als alle Erfolge, die wir in der Welt je erringen könnten? Uebersahen wir nicht, daß der *letzte* Wert die menschliche Seele ist, von der alle anderen Dinge ihre Werte erst zu Lehen tragen?

Wir Christen müssen bekennen, daß wir zu wenig für das Reich Gottes auf Erden arbeiteten, vielleicht *glaubten* wir zu wenig an die Möglichkeit seiner Verwirklichung; unsere Phantasie, einen Zustand der Völkerbeziehungen gemäß dem Evangelium herzustellen, war zu wenig intensiv; unser Wille zu lau; unser Glaube zu schwach. Und doch wie Recht hat Alexandre Vinet, wenn er sagt: „L'Evangile seul est aussi large que la vie, parce qu'il est infiniment plus large; parce que dans tous les sens, « Dieu est plus grand que notre cœur »; la religion est à la vie ce que l'horizon rationnel est à l'horizon visuel; et ce n'est que dans son vaste sein que toutes choses vraies se reconnaissent et s'embrassent. Dans un monde selon l'Evangile, il y a place pour tout, mais dans nul autre. Un monde complet, où ne rien se heurte, où tout s'accorde, n'est possible que par l'Evangile; et si la chose ne paraît point ainsi, c'est que la plupart des hommes évangéliques (je ne dis pas l'Evangile) ne peuvent pas, d'emblée, se

faire une représentation du monde complet que l'Evangile porte dans son sein, et n'ont préalablement sous les yeux, pour type du monde social, que cet informe brouillon que leur offre la réalité actuelle, et qui se dit la nature des choses.“ (Homilétique p. 615.)

Und nun wende ich mich zur sittlichen, zur christlichen Beurteilung des Krieges. Sie, hochverehrter Herr Professor, schreiben, daß Sie „persönlich eine feste Antwort“ auf die schwierigen Probleme, die der Krieg dem christlich-sittlichen Denken aufgibt, „nicht haben, noch nicht haben“. „Angesichts der von Tag zu Tag neuen praktischen Aufgabe, den wie eine Naturkatastrophe über uns gekommenen Krieg zu ertragen und ihn beendigen zu helfen“, fahren Sie fort, „tritt mir das Denkproblem doch etwas in den Hintergrund, und ich muß jedenfalls von mir gestehen, daß ich die innere Ruhe zu seiner restlosen Durcharbeitung zurzeit nicht besitze. Ich glaube auch nicht, daß es für den am Kriege wirklich Beteiligten während des Krieges ohne Kompromisse abgeht, mag seine theoretische Formel lauten, wie sie will.“ Mir ist Ihr Standpunkt begreiflich und ich ehre ihn; glaube aber doch, einige Einwände gegen ihn nicht unterdrücken zu dürfen. Zunächst denke ich, daß wir den Krieg nicht als eine Naturkatastrophe bezeichnen dürfen; ich glaube vielmehr, daß der Krieg Menschenwerk ist und daß er gottloses Menschenwerk ist, das es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Und gerade weil ich glaube, daß der Krieg entsprungen ist aus einer verkehrten, unsittlichen Einstellung des Menschen zu Menschen und Dingen, gerade darum halte ich die Anerkennung der eigenen Schuld, der eigenen Fehler für die conditio sine qua non einer ehrlichen Verständigung. Man hat den Krieg definiert als Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln zu dem Zwecke, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen (Clausewitz). So viel ich sehe, enthüllt diese Definition des Krieges seine ganze Unsittlichkeit und Verwerflichkeit. Jemandem mit Gewalt seinen Willen aufzwingen, ist ein Beginnen, das dem Grundsatze der Ethik, jeden anderen Menschen als freie, über sich selbst bestimmende Persönlichkeit zu achten, widerspricht; ist ein Beginnen, welches der Forderung der Nächsten- und Feindesliebe entgegen ist, das Gebot: „Du sollst nicht töten“, verletzt. Ich glaube, daß mit diesen sittlichen Forderungen absolut Ernst gemacht werden muß; daß keinem Menschen das Recht zusteht, einen anderen zu töten; daß daher für den Christen dem Kriege gegenüber nur eine Stellungnahme möglich ist, die der absoluten Verwerfung ohne jeden Kompromiß. Und ich muß gestehen, daß es für mich zu den peinlichsten Erscheinungen dieser Kriegsjahre gehört hat, wie Prediger des Evangeliums mit dialektischen Kunstgriffen sich über diese Grundsätze der Sittlichkeit hinwegsetzen konnten, wie sie vergaßen, daß es Menschen mit unendlich wertvollen Seelen, weil von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen, sind, die es zu töten und zu vernichten gilt. Den Einwand, daß ein Verteidigungskrieg erlaubt sei, kann ich

nicht als stichhaltig betrachten. Wer will feststellen, wo es sich um einen Verteidigungskrieg, wo um einen Angriffskrieg handelt, wer die Grenze ziehen, wo der Verteidigungskrieg in einen Angriffskrieg übergeht? Wer will die absolute Gerechtigkeit der vertretenen Sache, die doch allein den Verteidigungskrieg erlauben würde, zu bejahen den Mut haben? Und hat nicht Montesquieu Recht, wenn er sagt, daß „auch der gerechte Krieg ein Recht ist, welches stets eine unermeßliche, gegen die menschliche Natur zu lösende Schuld hinterläßt?“ Ich meine, daß im Hinblick auf das unendliche Leid, das jeder Krieg, der gerechte wie der ungerechte, über die Menschen und besonders über Unschuldige, über Frauen, Kinder und Greise, verhängt, es besser ist, gemäß dem Worte Platons im Gorgias zu handeln: „Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun!“

In diesem Zusammenhange komme ich zu den Einzelheiten, zu gewissen Taten des eigenen Volkes und der eigenen Regierung, die es zu verdammen gälte, wenn die Verständigung Erfolg haben solle. Sie, verehrter Herr Professor, weisen diese Forderung von Professor Ragaz ab, mit der Begründung, daß die Einzelheiten zu wenig historisch feststånden, um ein sicheres Urteil über sie zu ermöglichen. Mit schwerem Herzen muß ich Ihnen hier widersprechen — Gott weiß, was ich darum gäbe, wenn es anders wäre — und muß sagen, daß gewisse Handlungen der deutschen Regierung und des deutschen Heeres unbestreitbar feststehen, denen gegenüber kein Christ zögern darf, entschiedene Stellung zu nehmen, will er nicht zum Mitschuldigen werden. Da ist zunächst die Verletzung der Neutralität von Luxemburg und Belgien mit all ihren bösen Folgen. Die Art, wie das deutsche Armeekommando alle die Jahre hindurch in Belgien vorgegangen ist, das System der Geiseln, die entsetzlichen Kriegskontributionen, die menschenunwürdigen Deportationen der belgischen Zivilbevölkerung, die systematische Zerstörung der belgischen Industrie, die Wegführung aller Maschinen nach Deutschland, die unzähligen Hinrichtungen, alle diese Vorgänge bleiben ein schweres, nie wieder gut zu machendes Unrecht, darüber kann doch keine noch so spitzfindige Dialektik hinwegführen.

Und darüber dürfen wir Deutschen uns doch keinen Illusionen hingeben, daß das Vorgehen der deutschen Heeresleitung gegenüber Belgien, diese durch keinerlei menschliche Rücksichten gemilderte Ausübung der militärischen Gewalt gegenüber einer wehrlosen Zivilbevölkerung uns die Sympathieen der Neutralen gänzlich geraubt hat. Und ich meine, daß es Vorbedingung jeder Völkerverständigung ist, daß wir dieses Unrecht offen zugestehen und mit allen Mitteln darauf hinwirken, daß es, so viel es möglich ist, wieder gut gemacht werden muß. Es liegt mir fern, hier einzelne anzuklagen, ich klage das ganze System an, das alle Maßnahmen glaubt, den Kriegsnotwendigkeiten unterordnen zu müssen, ich klage an die Militarisierung des Geistes eines ganzen Volkes, sie ist es, die alle menschlichen Be-

ziehungen, unter den einzelnen wie unter den Völkern vergiftet hat; und ich meine, daß wir Christen dieses System bekämpfen müssen, daß da kein Kompromiß uns erlaubt ist. Dieses System ist deshalb so gefährlich, weil es die eigene Verantwortung für Handlungen aufhebt und sie einem leblosen System überläßt, weil es einen absoluten, blinden Gehorsam fordert, während Ethik und Evangelium uns doch lehren, daß wir einzig unserem Gewissen und Gott Gehorsam schulden; daß es den einzelnen Soldaten, welcher dem Vorgesetzten gegenüber zu absolutem Gehorsam verpflichtet ist, zwingt, Handlungen zu begehen, die Gott und sein Gewissen ihm verbieten. Tolstoj, Renan, Bluntschli haben die demoralisierende Wirkung des militärischen Systems auf die Völker unübertrefflich gezeichnet. Und es liegt doch auf der Hand, daß, wenn der Einzelne im Kriege Jahre hindurch Gewaltakte begehen muß, dadurch seine ganze Mentalität vergiftet werden muß; er verliert die Achtung gegenüber den Menschen, denen gegenüber alles für erlaubt zu halten, er sich nur zu leicht gewöhnt. Die gewaltige Zunahme der Eigentums-, namentlich aber der Roheits- und Gewaltverbrechen, von welchen die deutschen Zeitungen berichten, ist ein erschreckendes Zeichen der Zeit, das uns warnen sollte.

Das rein militärisch orientierte Denken zeigt sich auch darin, daß es überall glaubt, „Sicherungen“ gegen feindliche Ueberfälle schaffen zu müssen, daß es ganze Länder und Völker meint, zur Sicherheit des eigenen Staates beherrschen und seiner vollen Unabhängigkeit berauben zu müssen. Auch diesen Standpunkt, der um das eigene Volk herum ein „Glacis“ von abhängigen Völkern schaffen will, muß von der Ethik aus aufs Schärfste bekämpft werden, weil er ganze Völker zu bloßen Mitteln degradiert und somit gegen die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen — das Grundprinzip der politischen Ethik — verstößt. Es widersteht mir als Deutschem, auf weitere einzelne Handlungen der deutschen Regierung, die aus diesem falschen und einseitigen militärischen Denken entsprungen sind, einzugehen. Ich meine, daß jeder Christ wie jeder sittliche Mensch ein solches, allein auf die militärische Macht gegründetes System des politischen Denkens und Handelns von Grund aus als unsittlich und schädlich bekämpfen muß. Wir sollten doch auch nicht vergessen, daß es ganz unmöglich ist, auf ein solches System der Ungerechtigkeit und Gewaltherrschaft einen dauernden Frieden zu begründen, den wir doch alle erstreben, daß ein „Machtfrieden“ notwendiger Weise den Keim zu neuen kriegerischen Verwicklungen in sich tragen muß. Ein wahrhafter Frieden kann nur auf Gerechtigkeit, Freiheit, Billigkeit, Selbstbestimmung der Nationen gegründet werden. Bekämpfen wir Deutschen also dieses verkehrte System und zeigen wir unseren Volksgenossen die ewigen Ideale, wie sie uns Ethik und Evangelium lehren; allein auf sie können wir unsere Zukunft aufbauen; nur, wenn wir uns von ihnen durchdringen lassen, das verlorene Vertrauen der Völker zurückgewinnen. Und nur dann, wenn sie sich mit aller Entschiedenheit auf

den Boden des Evangeliums stellt, kann die Verständigung unter den Völkern, die Sie anstreben, zum Ziele führen.

Ich befinde mich mit dieser meiner Forderung, daß mit der Anwendung der Fundamentallehren des Evangeliums auf die Beziehungen zwischen den Völkern Ernst gemacht werden müsse, in völliger Uebereinstimmung mit dem norwegischen Pfarrer Torleif Homme. Dieser spricht Ihren Einigungsversuchen den Namen „evangelische" ab und muß Ihr Unternehmen, solange Sie nicht das Fundamentalgesetz Christi zum Leitgedanken Ihrer Briefe machen und die dagegen begangenen Fundamentalsünden, als welche er den Industrialismus und Kolonialismus bezeichnet, öffentlich zugeben und bereuen würden, als antichristlich, als antievangelisch verwerfen.[1]) Es hat nun auf mich, hochverehrter Herr Professor, einen außerordentlich beklemmenden Eindruck gemacht, daß Sie dem Pastor Homme auf seine Kritik erwidern, daß es „ein unbedingtes Gebot der nationalen Selbstbehauptung gäbe, welchem in gewissen Fällen das Grundgebot Jesu untergeordnet werden müsse; Sie nennen diesen staatlichen Egoismus, der sich unter allen Umständen durchsetzen will, „heilig" und beglückwünschen das deutsche Volk dazu, daß es sich zu diesem „heiligen Egoismus" ehrlich und offen bekenne, während andere Völker ihren gleichartigen und gleichstarken Egoismus unter moralischen Phrasen verbärgen. Ja, Herr Professor, hier scheiden sich die Geister! Ich kann nur Pastor

[1]) In No. 87/68 seiner „Evangelischen Wochenbriefe" setzt sich Prof. Deißmann mit dem im Text genannten norwegischen Theologen auseinander. Da ich nicht annehmen kann, daß die „Ev. Wochbr." sich in den Händen der Leser der „Neuen Wege" befinden, so gebe ich in dieser Anmerkung die wichtigsten Punkte der Kritik Hommes und der Antikritik Deißmanns wieder. Homme wirft Deißmann vor, daß er in seinen Verständigungsversuchen die furchtbaren Verletzungen des Fundamentalgesetzes Jesu „Alles, was Ihr wollt, daß Euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen!" igoniere. „Und zwar seien Industrialismus und Kolonialismus als die direkten Verletzungen dieses Gesetzes zu beurteilen. Haupturheber des gegenwärtigen Krieges, der im Interesse dieses antichristlichen Industrialismus und Kolonialismus unternommen sei, sei Deutschland; auch England als zur Zeit größtes Industrie- und Kolonialland sei stark verantwortlich für den Krieg." Gegenüber diesen Tendenzen will Homme die Menschen für zwei Gedanken wach machen, für „die Anerkennung jenes Fundamentalgesetzes Christi und die Wiederbesinnung auf den gewaltigen Gedanken Moses, daß die Landwirtschaft im Haushalt der Völker die Grundlage sei und jede Familie ihr Eigenheim haben müsse. Vergiftet durch den Traum der Weltherrschaft habe Deutschland dafür kein Verständnis, keine tatkräftige Initiative gehabt. Darum müsse es, wie die anderen ebenfalls schuldbeladenen Völker, sich endlich aufraffen, ehe es zu spät sei." Deißmann antwortet auf diese Kritik Hommes, nach seiner Meinung sei wohl nirgends stärker als im Lande der kantischen Ethik jener Fundamentalsatz Jesu anerkannt; auch sei er eine brauchbare und kostbare Direktive für das politische Handeln; doch wagt er die Frage nicht zu verneinen, ob dieser Grundsatz „in gewissen Fällen unvermeidlicher staatlicher Zwangslage dem unbedingten Gebote der nationalen Selbstbehauptung untergeordnet ist". „Daß die Landwirtschaft die Grundlage der Volkwirtschaft und das Eigenheim auf der Eigenscholle das Ideal einer gesunden Bevölkerungspolitik ist", sei unbedingt richtig, aber das Anwachsen der deutschen Bevölkerung lasse die Methoden einer auf sich selbst angewiesenen Landwirtschaft als ungenügend erscheinen und zwinge zum Industrialismus und zum Kolonialismus.

Homme Recht geben, wenn er den Standpunkt, welchen Sie hier vertreten, als unevangelisch, als widerchristlich verwirft. Ich kann niemals und unter keiner Bedingung zugeben, daß es irgend eine Lebensnotwendigkeit, weder im Leben des Einzelnen, noch im Leben der Völker, geben könne, zu deren Gunsten das Fundamentalprinzip der Ethik, das Liebesgebot Jesu, außer Acht gelassen werden dürfen; kann nicht anerkennen, daß es irgend ein Problem des individuellen, wie des staatlichen Lebens geben könne, welches nicht durch strikte Anwendung des Grundgesetzes Jesu seine Lösung fände, vielmehr bin ich davon aufs Tiefste durchdrungen, daß für alle Fragen des Völkerlebens (wie des Lebens der Einzelnen) die einzige wahre Lösung in der Anwendung der Grundsätze des Evangeliums liegt, und daß alle anderen Lösungen nur Scheinlösungen sind, die notwendiger Weise zu neuen Verwicklungen, zu neuen Schwierigkeiten führen müssen. Es ist meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß es keine wahre Lebensnotwendigkeit gibt, die, wenn sie wahrhaft ein Bedürfnis der Seele ausdrückt, dem Grundgebot der Ethik widersprechen kann, weil nämlich die ethischen Normen, das Liebesgebot, zugleich ein Ausdruck der letzten seelischen Notwendigkeiten sind, deren Erfüllung allein wahres Leben verbürgt. Und ich meine, daß wir als Christen alle vermeintlichen Lebensnotwendigkeiten, welche dem Liebesgebot Jesu widersprechen, durchaus bekämpfen müssen. Und wir dürfen doch nicht vergessen, daß „der Staat“ vernünftiger Weise nichts anderes ist und sein kann als eine Vereinigung von Einzelnen zum Zwecke, vollkommener zu werden; daß es mithin auch keine „Staatsnotwendigkeit“ geben kann, die dem Prinzip der Ethik zuwider sein kann. Tritt aber der Staat in Widerspruch mit dem ethischen Grundgebot, dann ist es unsere Pflicht, die wir als sittliche Persönlichkeiten und Christen erfüllen müssen, diesen Staat so zu formen oder umzubilden, daß er den sittlichen Grundgesetzen nicht länger widerspricht, denn nur so vermag er seinen Zweck, seine Bürger vollkommener zu machen, zu erfüllen.

Mir scheint, daß im deutschen Volke das Grundgebot der Ethik, jeden anderen als freie Persönlichkeit, als Selbstzweck und nicht als bloßes Mittel, als Sache, zu behandeln, durchaus nicht das allgemeine Handeln bestimmt, wie Sie meinen, daß es der Fall sei, ich glaube im Gegenteil, daß dieser Grundsatz von den die Führung der Politik bestimmenden Klassen vielmehr außer Acht gelassen, wenn nicht mit Füßen getreten wird. Es hat auf mich schon lange vor dem Kriege einen beklemmenden Eindruck gemacht, daß die erhabenen Ideen unserer großen Denker und Dichter vom unendlichen Wert, von der Freiheit der sich selbst bestimmenden, nur dem eigenen Gewissen verantwortlichen Persönlichkeit und damit die Achtung vor dem Anderen bei uns Deutschen so wenig das gesellschaftliche und staatliche Fühlen und Handeln entscheidend bestimmten. Müssen wir nicht vielmehr, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen — und ich meine, daß uns allein

der Wille zu rücksichtsloser Selbsterkenntnis retten kann — zugeben, daß bei uns nur eine Seite der kantischen Ethik, der kategorische Imperativ, das Gebot der unbedingten Pflichterfüllung und Hingabe an den omnipotenten Staat lebendig war, daß wir darüber aber die Achtung vor der Persönlichkeit, das Recht und die Pflicht der Selbstverantwortung, die Freiheit, die Liebe, die Barmherzigkeit vergaßen? An Stelle der Pflicht gegen die ewigen Normen des eigenen vernünftigen Gewissens, die ihrem Wesen nach — wie das Liebesgebot Jesu — übernational sind und alles, was Menschenantlitz trägt, umschließen, traten bei uns die Pflichten gegen ein empirisches, historisch gewordenes, also zufälliges Staatswesen, dem gegenüber keine Kritik erlaubt war, das vielmehr die Ideologie mit allen Wertmerkmalen bekleidete, die doch nur den höchsten geistig-seelischen Werten vernünftiger Weise zugebilligt werden dürfen. Und sagen wir es frei heraus: die absolute Pflichterfüllung, die im Namen des kategorischen Imperatives vom deutschen Volke gefordert wurde, diente sie nicht vornehmlich den Zwecken und Interessen der herrschenden Klassen, Zwecken, die, wer wollte es leugnen, von einem grenzenlosen Egoismus bestimmt waren?

Ich frage Sie, Herr Professor, war die preußisch deutsche Politik gegen die Dänen in Nordschleswig, gegen die Elsäßer, gegen die Polen in der Provinz Posen, nur im Allermindesten vom Fundamentalgesetz der Ethik bestimmt, das nach Ihnen im deutschen Volke so lebendig sein soll? Wäre es der Fall, wäre dann etwa „Zabern“, wäre dann das „Landenteignungsgesetz“ gegen die preußischen Polen möglich gewesen? Drückten diese Ereignisse nicht mit erschreckender Klarheit die ganze preußisch-deutsche Mentalität aus, die den Andern nicht als gleichberechtigte Persönlichkeit achtet, sondern ihn beherrschen, als bloßes Mittel für die eigenen Zwecke benutzen will? Und gleichwie in den polnischen Landesteilen Preußens man deutsche Bauern ansiedeln wollte und auf alle Weise „Germanisation“ betrieb (ich denke an den Kampf gegen die polnische Sprache), so wird jetzt in Kurland das von den baltischen Baronen für die bäuerliche Besiedelung zur Verfügung gestellte Land nicht etwa unter die lettische Bevölkerung des Landes verteilt, damit diese nach jahrhundertelanger Unterdrückung zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen kann, nein, das Land dient der Ansiedelung deutscher Bauern, also den Zwecken der Expansion, des Imperialismus, der Unterdrückung der autochthonen Bevölkerung. Ist solches Vorgehen nicht die Ausführung von Ansichten, die schon Jahrzehnte hindurch vor Ausbruch des Krieges in einer gewissen einflußreichen deutschen Presse mit schamloser Offenheit verkündet wurden, daß es einem höherstehenden Volke erlaubt sei, andere, weniger fortgeschrittene zu unterwerfen, in Dienstbarkeit zu bringen oder gar aus ihren Ländern zu vertreiben und auf diesen eroberten Ländereien Mitglieder des eigenen Volkes anzusiedeln und so für die stets wachsende Be-

völkerung neuen Nahrungsraum zu schaffen? Meinen Sie nicht auch, Herr Professor, daß in einem Lande, wo solche Maximen laut verkündigt werden dürfen, ja in mehr oder weniger offener Form zum Prinzip des politischen Handelns proklamiert werden, das Grundgesetz Jesu keine lebendige Macht sein kann? Daß solches Fühlen und Handeln dem Liebesgebot direkt ins Gesicht schlägt? Müssen wir als Christen und sittliche Menschen nicht vielmehr gerade dem „heiligen Egoismus" entgegenhandeln und erkennen, daß alle Völker von Gott geschaffen sind, alle gleich wertvoll, gleichberechtigt sind, weil sie alle das Bild Gottes in sich tragen?

Sie meinen, hochverehrter Herr Professor, zu solchem kolonisatorischem Vorgehen, wie es Pastor Homme als unchristlich tadelt, seien wir infolge der stets wachsenden Volkszahl berechtigt und fragen Pastor Homme, ob er etwa neben Jesus und Moses — Malthus stellen wolle. Ich muß nun hier gestehen, daß ich dieses „Problem der Probleme", wie Sie es nennen, das Problem der unbeschränkten Bevölkerungszunahme im Verhältnis zum beschränkten Nahrungsraum, trotz allen darauf verwendeten Nachdenkens nicht restlos zu lösen vermag. Aber unumstößlich stehen folgende Punkte für mich fest, über welche sich keine praktische Lösung des Problems wird hinwegsetzen dürfen:

1. Kein Volk hat das Recht, sich auf Kosten anderer Völker ins Ungemessene zu vermehren und sich Nahrungsraum zu verschaffen durch Unterjochung oder gar durch Ausrottung anderer Völker.

2. Wenn, wie es in Deutschland die offizielle Bevölkerungspolitik will, auf eine möglichste Vermehrung der Volkszahl gedrungen wird, damit der Staat mächtiger und zur Beherrschung anderer Völker tauglicher werde, so liegt hier ein Unrecht auch gegen die Glieder des eigenen Volkes vor, welche so zum bloßen Mittel für die Ausübung der Staatsgewalt, und — insofern es sich um die Unterdrückung fremder Völker handelt — zum Mittel für einen unsittlichen, verwerflichen Zweck herabgewürdigt werden.

Was unsere deutschen Verhältnisse anlangt, so würde, wie Sachkenner nachweisen, der deutsche Osten noch mindestens zwanzig Millionen Menschen ernähren und ihnen eine Heimstätte gewähren können, wenn die großen Latifundien parzelliert und in bäuerliche Wirtschaften umgewandelt würden. Die Chemiker sagen, daß, wenn allein diejenigen Chemikalien, die während des Krieges zur Herstellung der giftigen Gase gedient haben, auf die Melioration der Ländereien verwendet würden, eine ins Vielfache gehende Steigerung der Bodenerträgnisse erzielt werden könnten. Durch innere Kolonisation und Intensivierung der Landwirtschaft kann das Ernährungsproblem, wenn nicht gelöst, so doch seines bedrohlichen Charakters entkleidet werden. Und wenn wir Deutschen uns entschließen, Glieder einer auf Vertrauen und Freiheit gegründeten Völkerorgani-

sation zu werden, welcher, weil sie die Welt umspannt, auch die Rohstoffe der ganzen Welt zur Verfügung stehen; dann werden wir nicht mehr nötig haben, darauf auszugehen, andere Völker zu unterdrücken oder ihnen ihr Land wegzunehmen und können mit den bisherigen Methoden der Kolonisation brechen, die auf Unterdrückung und Knechtung der Eingeborenen ausgingen.

Ich glaube auch nicht, daß Pastor Homme die Kolonisation und die Industrie mit Stumpf und Stil ausrotten will; was er bekämpft, ist, so glaube ich, der kolonisatorische und industrielle Egoismus, jener industriell-kapitalistische Geist, der die Seele vergiftet und verödet. Es wird in Zukunft darauf alle Kraft verwendet werden müssen, daß die industrielle und kolonisatorische Entwicklung den großen ewigen Bedürfnissen der Seele untergeordnet bleibt und nicht umgekehrt wie jetzt, sie beherrscht; wir müssen uns in Allem von dem mit dem absoluten Soll bekleideten Sittengesetz leiten lassen, und dürfen nicht vergessen, daß diese sittlichen Normen, die Ideen, auch die höchsten und entscheidenden Bedürfnisse der Seele ausdrücken, ohne deren Erfüllung sie verdorrt. Vergessen wir nicht, daß nur, wo er liebt, der Mensch wirklich lebt! Wenn wir so Industrie und Kolonisation im wahren christlichen Geiste betreiben, in wahrer Gemeinschaft mit den eigenen Volksgenossen und den fremden Völkern (auch den farbigen in den Kolonien) arbeiten und sie als unsere Brüder behandeln, dann wird Industrie und kolonisatorischer Tätigkeit ihr Gift entzogen und beide können zu Mitteln für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden werden. „Alles ist Euer;" der Geist, mit dem wir unsere Arbeit durchtränken, ist entscheidend. Und da ist es der Egoismus, der im Gegensatz zum Geiste Christi, mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Hier scheiden sich die Geister, ich sagte es schon. Es gibt keinen Egoismus, der „heilig" wäre, keine Staatsnotwendigkeit, der das Gebot Jesu untergeordnet werden dürfte! Dies zu bekennen, dafür unter unsern eigenen Volksgenossen zu kämpfen, scheint mir für den Augenblick die höchste menschliche und christliche Pflicht. Nur im Zeichen Jesu, nur durch sein erhabenes Liebesgebot kann eine Verständigung unter den feindlichen Völkern, die doch alle Brüder sind, herbeigeführt werden. In hoc signo vinces! Möchten doch auch Sie, hochverehrter Herr Professor, sich von der ausschließlichen Richtigkeit dieser Ansichten überzeugen lassen und in ihrem Sinne auf unser Volk einwirken! Allein durch Rückgang auf die ewigen Gebote der Liebe wird diesem die Zukunft erwachsen, die wir ihm alle wünschen.

Erlauben Sie mir, Herr Professor, zum Schlusse noch einige Worte über Professor Bornhausens Bericht über seine Kriegsgefangenschaft in Frankreich, den Sie in Ihren Wochenbriefen abdrucken. Professor Bornhausen hat nicht gar viele freundliche Eindrücke in Frank-

reich empfangen und seine Beurteilung des französischen Geistes im Kriege, besonders der französischen Religiosität ist nicht eben günstig. Mir scheint nun, daß die Kriegsgefangenschaft eine wenig geeignete Voraussetzung ist, ein gerechtes Urteil über ein Volk zu fällen. Und ferner ist es gewiß menschlich begreiflich, daß die Bevölkerung eines Landes, dessen blühendste Provinzen seit Jahren vom Feinde besetzt und verwüstet sind, deren Familien um den Verlust ihrer Söhne trauern, den feindlichen Soldaten nicht ohne Abneigung begegnet. Ist es denn bei uns anders? Ich fürchte, daß die Ausführungen von Professor Bornhausen kaum der Verständigung dienen werden; ich spüre in ihnen etwas von dem Geiste, den wir Deutschen so schwer in uns unterdrücken können und der uns die Sympathie der anderen Völker geraubt hat, daß wir uns anderen Völkern überlegen dünken. Ich denke, wir sollten ein Volk nicht nach zufälligen Erscheinungen, sondern nach den in ihm liegenden Möglichkeiten, nach seiner „Idee" beurteilen. Und wir sollten doch nicht vergessen, daß Frankreich — ich beschränke mich auf das religiöse Gebiet — der Menschheit François de Sales und Calvin, Pascal und die ganze Schule von Port-Royal, Bossuet, Fénélon und Lamennais geschenkt hat; sollten nicht vergessen die religiöse Innigkeit, die einen Victor Hugo beseelt, die ihn zu einer solch erhaben-rührenden Gestalt, wie es der Bischof Myriel (in dem Romanclykus „Les Misérables") ist, inspiriert hat. Verkörpern diese Männer nicht eine lebendige, wahrhaft christliche Frömmigkeit, verkünden sie nicht in echt evangelischem Sinne Demut, Barmherzigkeit, Liebe und Güte? Und ist der der welschen Schweiz durch seine Geburt zugehörige Alexandre Vinet ohne französisches Geistesleben denkbar? Und die Stimme der Güte, der Barmherzigkeit, wie sie Pascal, Lamennais und Victor Hugo verherrlicht haben, ist doch auch während des Krieges in Frankreich nicht verstummt. Hat nicht Paul Bourget in seinen Romanen „Le sens du mort" und „Lazarine" nach religiöser Erneuerung gerufen? In dem Roman von Barbusse „Le feu" ist es ein „Poilu", ein einfacher Bauer, der es ausspricht, daß sie, die französischen Soldaten, nicht nur für Frankreich, sondern auch für den Feind, für die preußischen Soldaten, kämpfen, weil es der letzte Sinn dieses Krieges sei, den Krieg als den wahren gemeinsamen Feind zu bekämpfen und für immer unmöglich zu machen. Und dann erschien in Frankreich im dritten Jahre des Krieges ein Buch, das ganz getaucht ist in Liebe, Versöhnlichkeit und Güte: „Lettres d'un soldat". Sie hat ein Intellektueller, ein Künstler geschrieben. Rückhaltlos anerkennt er das Große, das der deutsche Geist hervorgebracht hat, und in den Schützengräben und hinter der Front sind es Schumann und Beethoven, an denen der Verfasser und seine Kameraden ihre Seele stärken. In diesem Buche finden sich folgende Stellen, mit denen ich meinen Brief schließen will; ich könnte

es nicht besser, denn die Worte, die ich hier hersetze, zeigen, was uns allen nottut.

„Ce qu'il faut, c'est reconnaître l'amour et la beauté triomphant de toute violence.“

„Les pauvres gens de l'autre côté.“

„Il nous restera de cette tourmente une immense inspiration vers la pitié, la fraternité et la bonté.“

„Nos énergies devront tendre à effacer la trace des contacts blessants entre les nations.“

Daß aus solcher Gesinnung heraus die Verständigung zwischen den Völkern sich vollziehen möge, das ist mein glühender Wunsch! Dazu möge Gott helfen!

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich, hochverehrter Herr Professor, Ihr ergebener

Johannes Boeste.

Die Offensive der Wahrheit.[1]

Unter diesem schönen Titel veröffentlichte der Verfasser des Buches „J'accuse“ einen seiner letzten Artikel. Und diese, von Deutschen gegen das deutsche Reich unternommene Offensive, verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Es ist nicht erst seit gestern, daß „die unbewaffnete, nackte Wahrheit die waffenstarrenden Kriegsherrn beim Kragen faßt und sie schließlich zwingt, in den Staub zu beißen.“

Liebknecht war der erste, gegen die von den Berliner großen Machthabern mit so kläglichem Ungeschick aufgebaute Lügenzitadelle anzustürmen. Er war es, der dem Reichstag und dem preußischen Landtag die Risse und schwachen Stellen des Aufbaues nachwies.

Dann kam „J'accuse“, dieses gewaltige, von einem unbezwinglichen Willen zur Wahrheit durchdrungene Buch. In Deutschland verboten, wurde es dennoch von offiziöser Seite kommentiert und (allerdings auf klägliche Weise) widerlegt.

1917 begann in der Schweiz die Herausgabe der, von einer Anzahl deutscher, freidenkender und hochkultivierter Republikaner redigierten „Freien Zeitung“, in der die kaiserliche Regierung und alle ihre blinden Stützen ohne Unterlaß gegeißelt werden.

---

[1]) Von Etienne Buisson. Erschienen in der französischen Zeitung „Le Pays“. Uebersetzt von M. S. Wir bringen dieses Dokument als erfreuliche Ergänzung des vorausgehenden von der französischen Seite her. Die Red.

Unausgesetzt regt sich in Deutschland die sozialistische Minorität, deren erschütternde Proteste (wir erinnern nur an die energische Reichstagsrede Oskar Kohn's) nur zum kleinsten Teil im Ausland bekannt werden. Auch Professor F. W. Foerster dürfen wir nicht vergessen, der von seinem akademischen Lehrstuhl aus, zum großen Aergernis eines nur kleinen Teiles seiner jungen Zuhörer, die schönen Traditionen des liberalen Deutschlands heraufbeschwört und die Pangermanisten und Annexionisten mit bewunderungswürdigem Mute bekämpft.

Die letzte Wahrheitsoffensive endlich setzte ungefähr zur selben Zeit ein, als diejenige an der Somme und wurde vom Fürsten Lichnowsky und von Dr. Mühlon geführt, die, der eine in Deutschland, der andere in der Schweiz, sich getrieben fühlten, ihr Gewissen zu befreien.

Die Liste der nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürstenden Deutschen ist noch lange nicht geschlossen. Noch mehr als einen erschütternden Protest bekommen wir zu hören.

Dieses Streben nach immer mehr Licht, das sich seit bereits vier Jahren stets weiterentwickelt, ist von einem psychologischen und moralischen Wert, den es sich wohl verlohnt in seinem Zusammenhange zu betrachten.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß derartige Appelle von Vertretern aller Geistesrichtungen erlassen werden. Nicht allein die Sozialisten (deren Zahl allerdings größer hätte sein sollen) haben der Regierung grausame Wahrheiten zu hören gegeben, nicht nur eine kleine Gruppe von unabhängigen und demokratisch gesinnten Professoren und Intellektuellen, haben, durch schmerzliche Tatsachen belehrt, den unvergleichlichen Wert ihres Fortschritts- und Freiheitsideals neu schätzen lernen, nein, auch ein Geschäftsmann, früherer Mitleiter eines mächtigen kriegsindustriellen Unternehmens, ein Fürst-Diplomat aus altem Fürstengeschlecht, ja sogar ein Offizier des Großen Generalstabs, Ritter des eisernen Kreuzes, dem hohen Adel angehörend, sind von dem unbezwinglichen Verlangen getrieben worden, die Fälscher anzuklagen. Deutsche Gewissen aus allen Kreisen vermögen es nicht mehr, in der erstickenden deutschen Lügenatmosphäre zu leben und verkünden offen und kaltblütig, was ihnen als wahr erscheint.

Andererseits ist es unzweifelhaft, daß diese Protestler die Ansichten einer gewissen Anzahl ihrer Mitbürger erschüttert haben. Es gibt entschieden in Deutschland eine Minorität, die ihnen folgt, die ebenso denkt wie sie, und die alle, auf Grund von Deutschlands Großmachtstellung, begangenen Verbrechen in tiefster Seele bedauern.

Ich glaube nicht, daß morgen schon die Revolution in Deutschland ausbrechen wird. Schon die Lektüre der „Freien Zeitung" genügt, mich vor diesem Glauben zu bewahren. Die demokratischen Redaktoren dieser Zeitung sind in dieser Beziehung durchaus pessimistisch

und hören nicht auf, die Schlaffheit und den passiven Gehorsam ihrer Landsleute zu beklagen. Und dennoch dürfen wir diese wiederholten Manifestationen nicht unterschätzen. Wir müssen sie auf jeden Fall mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen. Von ihnen hängt es ab, wie das Deutschland von morgen sich gestalten wird. Kann man sich vorstellen, welches die Gemütsverfassung hochgebildeter deutscher Männer sein muß, die sich nicht scheuen, unter den jetzigen Umständen, ihrem Volke die härtesten Wahrheiten zu sagen? Wie mächtig muß für sie die Anziehungskraft der Wahrheit sein, damit sie so entschlossen alle persönlichen und nationalen Rücksichten, die ihnen das Stillschweigen gebieten würden, beiseite setzen! Dies ist ein seltenes Gewissensphänomen, dessen politische Tragweite von der größten Bedeutung sein kann. Diese Männer, mit ihrem unbeugsamen Sinn und ihrer strengen Sprache, sind großer Dinge fähig.

Die Allierten dürfen sie weder ermutigen noch beraten. Jede Intervention unsererseits könnte ihr Handeln kompromittieren. Ist es doch nicht um der Sache der Allierten zu dienen, daß sie so reden, wie sie es tun: Es ist für ihr eigenes Vaterland, für sein Ansehen in der Welt, es ist um seine Seele zu retten, es ist, weil sie einen ganz klaren Begriff von der bedeutenden Rolle haben, die ein demokratisches und die Rechte aller seiner Nachbarn achtendes Deutschland spielen könnte. Ein Deutschland, das einfach wieder menschlich werden würde.

Wenn der verderbliche Bann der deutschen Brutalität durch die im Dienste des Rechts kämpfenden Allierten gebrochen sein wird, dann werden diese Männer zweifellos in ihrer Heimat die natürliche Stellung einnehmen, für die ihr Charakter und ihr Gewissen sie bezeichnen. Möchten sie die geistigen Führer des Deutschlands von morgen werden, eines reumütigen, endlich von seinem Militarismus und Imperialismus befreiten, von seinen verbrecherischen Träumen erwachten, durch das Schicksal dem rechten Wege wieder zugeführten Deutschlands, eines Deutschlands, das sich bereit erklären wird, einfach mit allen andern Völkern an dem gemeinsamen Werk des Fortschritts und der Freiheit mitzuarbeiten.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben uns erlaubt, das Erscheinen des Aufsatzes: „Von der katholischen Kirche zu Gott" zu unterbrechen, weil Anderes drängte. Die Fortsetzung wird im nächsten Heft erscheinen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Von der katholischen Kirche zu Gott.

(Fortsetzung.)

Ich stehe auf dem Boden der katholischen Weltanschauung und werde zu meiner Ueberzeugung stehen. Wenn ich das will, muß ich mich zur katholisch-konservativen Partei halten, sonst habe ich keinen Boden. Ich bin in diesem Entschlusse letzthin wieder bestärkt worden durch zwei Referate, eines von Redaktor Baumberger über die christlich-soziale Frage und eine großartige Ausführung von Professor Meyenberg über die Enzyklika Pius X. und seine Verurteilung des Modernismus. Ich werde mich mit führenden Katholiken in Verbindung setzen und im nächsten Semester die Universität Freiburg beziehen und inzwischen mich energisch an die katholische Presse heranmachen.

Vier Wochen Dienst hinter mir. Die etwas freiere Lebensauffassung meiner Kameraden hatte mich angesteckt, aber nicht befriedigt. Das sind die Anschauungen, von denen vertreten, die sich auch im politischen Leben freisinnig nennen. Die Erinnerung an die Zufriedenheit in den Wochen, wo ich ganz von katholischer Weltanschauung durchdrungen war, hat mich wieder auf den rechten Weg gebracht.

Ich suche Anschluß an eine katholische Verbindung. Fühlung ist bereits genommen. Ich werde mich selbstverständlich bei diesem Schritte um das Urteil anderer nicht kümmern. Als künftiger Redaktor katholischer Richtung werde ich noch oft eine abfällige Bemerkung von meinen ehemaligen „Freunden" zu hören bekommen. Mann der Parteipresse, Parteiführer, das ist mein Ideal.

Als ob es dem Menschen nicht gestattet sei, unaufhaltsam auf dem Wege zu seinem Ziele vorwärts zu kommen; als ob er immer wieder von Höhen, mit Anspannung aller Kräfte frohen Mutes erreicht, zurückfallen müßte, um sie von neuem unter dem Drucke der Stimmung, den ein Rückfall ausübt, noch einmal erreichen zu müssen. Beinahe möchte ich das glauben. Wieder einmal besiegt

von der eigenen sinnlichen Leidenschaft. Das Gefühl wäre geradezu erdrückend, wollte ich mich diesem Feinde ohne weiteres ergeben. Aber ich habe den Willen, so zu leben, wie die katholische Religion es verlangt; ich will mein Leben nicht zu einer fortwährenden Lüge machen, indem ich nach außen für katholische Weltanschauung eintrete, im Innern aber doch nicht nach ihr täte. Und mein Glück finde ich nur bei ihr; eine freiere Auffassung, die allerdings im Leben bequemer wäre, ließe in mir Oede und Leere zurück.

Lese Wahrmund: „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft." Er bringt mich nicht ab von meinem Festhalten. Nie stand es deutlicher vor meiner Seele: Ist Christus bloß Mensch, so bin ich nicht verpflichtet, seine Lehre anzunehmen. Ist er dagegen Gott, so bin ich zu seiner Lehre verpflichtet und bin gewiß, daß seine Kirche nicht irren kann. Die Beweise für die Gottheit Christi sind aber so unzweideutig, daß ich davon überzeugt bleibe.

Kritische Tage! Da entdecke ich ja auf einmal ganz neue Dinge, die ich glauben und für wahr halten soll. In dieser Wahrmundbroschüre finden sich auf Seite 50 abgedruckt die Lehren und Forderungen Pius IX. in bezug auf die weltliche Herrschaft des Papstes und den Liberalismus unserer Zeit. Mit dem, was da verdammt wird, bin ich nun aber von je her einverstanden gewesen, und erinnere mich auch gar nicht, im Religionsunterrichte je etwas dagegen gehört zu haben. Wie kann die Kirche solche Forderungen begründen; wie kann sie verlangen, daß jeder Katholik sie festhalte unter Androhung des Anathems, wenn er sie gar nicht kennt?

Außerdem beunruhigen mich andere Fragen, auf die ich keine Antwort weiß. Lehrt z. B. die Kirche offiziell auch heute noch, daß die geistliche Gewalt der weltlichen übergeordnet sei, wie zu Zeiten Gregors VII.? Ist ein Katholik ohne weiteres schon verdammt, wenn er in dieser doch rein politischen Frage eine abweichende Meinung hat? Wie reimt es sich übrigens zusammen, daß die katholisch-konservativen Parteien bürgerliche Toleranz fordern und sie versprechen, während doch jene Sätze Pius IX. in meinen Augen auch die bürgerliche Toleranz verurteilen. Da werde ich nicht mehr klug. Aber ich will mich an kompetenter katholischer Stelle orientieren.

Aber da kommt schon wieder eine andere Frage. Bin ich schon aus der Kirche ausgeschlossen, wenn ich nicht glauben kann, daß die Menschen von einem einzigen Paar, Adam und Eva abstammen? Ueber den Ursprung der Menschen sind zwar auch die Gelehrten nicht einig; aber an das Märlein von Adam und Eva kann ich nicht glauben. Ueberhaupt die Deszendenztheorie. Woher begründet die Kirche ihre ablehnende Haltung? Was hat diese naturwissenschaftliche Lehre überhaupt mit Religion zu schaffen? Ich denke gerade so viel als das von der Bibel und früher auch von der

Kirche vertretene geozentrische Weltsystem, oder die Lehre von der Kugelgestalt der Erde. Wie reimt sich die Tatsache, daß eine gelehrte Versammlung von hohen Geistlichen dem Kolumbus aus der Bibel bewies, die Erde sei keine Kugel mit der Tatsache, daß sie doch eine ist? Wie will man mit der Bibel gegen die Deszendenztheorie kämpfen, nachdem sich doch gezeigt, daß sie vom Sonnensystem eine falsche Vorstellung hatte, naturwissenschaftlich also nicht zuständig ist? Uebrigens, hat nicht einmal das hl. Offizium und der Papst, also die unfehlbare Kirche, das ptolemäische System verteidigt und die Lehren des Kopernikus als ketzerisch verdammt, somit einen evidenten Irrtum begangen? Wie kann sie denn heute das Kopernikanische System gebrauchen als Beweis für das Dasein Gottes. (Und es ist einer!)

Solche Fragen motteten schon längst in mir; ich habe darüber nicht weiter nachgedacht; ich wollte ein treuer Sohn der Kirche sein. Aber jetzt will ich Antwort, bevor ich mich in den Dienst der katholischen Presse und Kirche stelle. Das kann ich nur tun, wenn ich über jeden Zweifel erhaben die katholische Kirche als die einzig wahre ansehen kann; kann ich das nicht mehr, wenn ich keine genügende Antwort erhalte, so bin ich mit ihr fertig. Aber hassen und angreifen würde ich sie nie.

Glaube nicht, du seiest der einzige Katholik, der sich gerade jetzt mit ähnlichen Fragen befaßt. Die Dinge müssen zur Sprache kommen und beantwortet werden. Es muß in vielen Köpfen so arbeiten wie jetzt in meinem.

Freilich möchte ich an einer Versöhnung der Kirche mit dem modernen Staatsgedanken und sonstigen berechtigten Forderungen des Liberalismus arbeiten. Aber das kann man ja nicht in und mit der Kirche. Rom lehnt alles ab. Da gehe ich lieber selber. Ich kann mich nicht in den Dienst der katholischen Politik stellen, wenn das Endziel derselben, das vielleicht nur der Klerus kennt, die Vorherrschaft der Kirche über den Staat sein soll und wie ein Dogma ein Kirchenstaat gefordert wird.

Eins habe ich gewonnen: einen starken Glauben an mich selbst. (Den darf man ja eigentlich auch nicht haben.)

Ich bin in Wut! Aufgegangen sind mir die Augen über das, was eigentlich Ultramontanismus heißt. Ich hätte es ja eigentlich schon wissen können. Professor Oechsli hat es heute ausgeführt in seinem Kolleg über Schweizerische Demokratie. Aber das steht fest: Allen Katholiken, die im tätigen Leben stehen, sind diese erzwungenen Reaktionen des offiziellen Roms fern; sie haben keine Ahnung davon, man sagt ihnen nicht alles. In Tat und Wahrheit hat sich der gewöhnliche katholische Bürger schon längst abgefunden mit dem Liberalismus; sie sind sich dessen nur nicht bewußt, weil ihnen das weiter keine Gedanken macht. Jawohl, römischer Papst,

deine religiösen Dogmen halte ich fest; was Kirche und Staat angeht, bin ich dein erklärter Feind.

Ich bin entschieden zu weit gegangen, wenn ich glaubte „liberal" zu sein. Zum innersten Wesen des Liberalismus gehört eben, was ich niemals zugestehen kann: Freigeisterei, Leugnung aller Autorität. Aber für mich ist die Unfehlbarkeit des Papstes das Allerselbstverständliche der Welt.

Ich kann einfach nicht zur Ruhe kommen. Ein furchtbarer Gedanke geradezu steht mit seiner ganzen Deutlichkeit und all seinen Folgen vor mir: Wenn meine Eltern gestorben sind, so kann ich dadurch, daß ich vielleicht 200 Franken für eine Seelenmesse stifte, ihre Leidenszeit im Fegfeuer abkürzen. Wenn ich noch einmal mit gläubigem Herzen und in vollem Vertrauen auf die Lehre der Kirche 200 Franken für eine weitere stifte, verkürze ich ihnen die Leidenszeit wieder, und stifte ich noch eine dritte in der rechten Gesinnung, umso schneller soll ich sie in den Himmel hineinbringen können. Das ist ja furchtbar. Dann muß ich ja am besten mein ganzes Vermögen hingeben und all mein Einkommen dazu, nur das Allernötigste zu mir nehmen, um ja alles, was an materiellen Mitteln mir zur Verfügung steht, für die Seelenruhe meiner lieben Eltern zu verwenden. Denn unerträglich wäre mir der Gedanke: „Du lebst hier auf Erden in Wohlstand und Genuß, während du mit deinem Geld, je mehr du dafür hingibst, die Qualen deiner Eltern im Fegfeuer kürzen könntest." Aber das wäre die einzig mögliche Konsequenz aus dieser kirchlichen Anschauung.

Und immer mehr Unbegreiflichkeiten! Je mehr Vermögen meine Eltern mir hinterließen, desto mehr könnte ich für ihre Seelenruhe ausgeben Also: Sammelt Euch Schätze; Ihr seid nachher umso rascher im Himmel. Der Arme ist doppelt arm. Der Reiche geht dank seinem Geldbeutel rascher in den Himmel ein.

Gott, ich kann nicht glauben, daß du bestechlich bist!

Und das noch: Wer nach Einsiedeln und Lourdes zu reisen vermag oder gar nach Rom, der ist besser dran, als der, der's nicht vermag.

Mögen scholastische Künste dagegen sagen, was sie wollen, Gottes Wort ist das nicht mehr; das sind Theorien einer Kirche, die auf weltlichen Gewinn hingezielt hat. Ja, da stehe ich ja mitten auf dem Boden Luthers!

Hinausschreien möchte ichs in alle Welt, wie die Wogen wieder hochgehen; hinausschreien alles, was bergehoch in mir sich auftürmt gegen die Kirche. — Wohlverstanden, ich stehe mehr denn je auf dem Boden des Dogmas; noch nie in meinem Leben habe ich das Vaterunser und den Glauben so andächtig gebetet wie gestern abend, jedenfalls andächtiger als das Geleier im katholischen Gottesdienst, das ja geradezu ein Hohn auf Gott ist. Da beten die

Protestanten mit mehr Andacht; sie beten eben nur ein Unservater statt unendliche. Gesinnung, nicht Menge!

Ich studiere das Buch von Hergenröther „Katholische Kirche und christlicher Staat." Ich muß gestehen, daß ich jetzt einen andern Begriff vom Geiste des Mittelalters habe als von der sonst so ausgezeichneten Vorlesung Meyers von Knonau. Ich denke jetzt anders über das Verhältnis von Kirche und Staat. Aber das tue ich nur historisch; den modernen Staat wollte ich auch angewendet wissen auf mehrheitlich katholische Länder und einem Kirchenstaat kann ich auch nicht mehr das Wort reden.

Aber da häufen sich gleich die andern abweichenden Meinungen: Wenn ich die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Bibel als nicht in allen Teilen haltbar und durch Tatsachen in vielen Punkten als widerlegt ansehe und nicht glauben darf, daß solche Irrtümer von Gott inspiriert seien; wenn ich alle die Erzählungen der Kapuziner über das Aussehen von Hölle und Fegefeuer als verrückte Phantasiestücklein ansehe; wenn ich überzeugt bin, daß die Kirche mit Einführung des Zölibats einen Fehler begangen hat, da nur ganz wenige, besonders veranlagte Männer berufen sind, Gott ehelos besser zu dienen, nicht aber alle die Hundertausende, die sonst zu Priestern berufen wären; wenn ich fühle, daß es eine Versündigung an der doch auch von Gott gesetzten Naturordnung ist, wenn massenweise die Klöster sich füllen.

Ob etwas, was ich getan, Sünde sei oder nicht, entscheide ich vor Gott und dem Gewissen allein, nicht nach scholastischen Regeln und Spitzfindigkeiten, wie die Juristen das Recht bestimmen. Ob etwas sittlich gut oder böse sei, das kommt doch auf die Gesinnung an, und die ist für dritte unkontrollierbar, so daß eben nur immer das eigene Gewissen darüber entscheidet. Gott sagts im Gewissen, was Sünde ist, nicht Regeln mit und ohne Ausnahmen von weltfremden Klerikern.

Es hat mich heute gefreut zu hören, daß der Jesuit Wasmann die leibliche Abstammung des Menschen aus dem Tierreich für möglich, wahrscheinlich und nicht religionsgefährlich halten soll, dagegen daran festhalte, daß der Geist des Menschen ihm von Gott direkt eingehaucht sei, wie die Bibel lehrt. Es freut mich, wenn Rom allmählich mit der modernen Welt mitgehen will bei allem Festhalten an seinen Dogmen; müssen nicht durch solche vernünftige Zugeständnisse, z. B. auch in Sachen Kirche und Staat, Zölibat, Gebetsleierei, Gottesdienstsprache alle suchenden Menschen wieder zum Christentum, zu einer erneuerten katholischen Kirche zurückgeführt werden. Was will sich z. B. das Zentrum gegen den Sprachenparagraphen ereifern, wo doch die Kurie seit bald 2000 Jahren den europäischen Nationen den Schimpf antut, ihre Sprache im Gottesdienst zu höhnen! Von dieser Erneuerung der Kirche erhoffe ich

auch eine Steigerung des Ansehens der Laien, überhaupt mehr Echtheit, Wahrheit statt Firlifanz, Pomp und all dem Krimskrams, Zeremonien genannt.

Gewiß, Katholik bin ich, besser als früher, d. h. ich nehme die Sache ernst und nicht leicht; gerade darum nehme ich Anstoß an vielem, was mich früher gleichgiltig ließ. Aber so ist es den Reformatoren, den deutschen, gegangen, den leichtlebigen Italienern dagegen nicht. Es freut mich, in der Studentenvereinigung, in die ich letzthin eingetreten bin, den gleichen freien Geist unter den jüngern zu finden. Ob der nicht einmal herrschend sein wird?

Ich lese Meyenberg: „Brennende Fragen“ und bin mächtig gefördert. Aber katholischer Chauvinist kann ich nicht sein; ich sehe zu viele Schattenseiten im Leben der katholischen Welt; ich bin so vorurteilslos, einzusehen, daß Reformation, Revolution und Liberalismus tatsächliche Fortschritte in der Kultur gebracht und vieles getan haben, was Kirche und Staat schon längst hätten tun sollen.

Heute während des Amtes war ich zu sehr mit mir allein beschäftigt. Ich mußte über die Herkunft des Menschen nachdenken. Warum denn wehren sich die katholischen Apologeten mit allen Mitteln auch gegen die Lehre von der leiblichen Abstammung des Menschen aus der übrigen Schöpfung auf natürlichem Wege? Wohl weil sie von ihr den Einsturz ihrer eigenen Herrlichkeit und der Göttlichkeit ihrer Religion fürchten. Wie sollte ich da während der Wandlung glauben, daß hier in diesem Gotteshause ein Gottes-Sohn vom Himmel herabsteige und sich berge in einer Oblata, die eben noch ein Stück Brei gewesen war, wo doch die Fundamente des ganzen Baues krachten und die Himmel der alten Dogmen einstürzten?

Aber am Abend stand ich auf einer Anhöhe und übersah See, Fluß, Stadt und Berge. Da sann ich: „Wenn nun ein Nichts wäre! Daß aber doch etwas ist! Aus dem Urnebel? Aber woher der Urnebel? Aus sich selbst? Wann, Wie, Warum? Seit immer? Unendlich ausgedehnt? Ebensogut könnte das Nichts sein, das nun nicht ist!“ So hatte ich den Unendlichkeits-, Ewigkeitsgedanken noch nie erlebt. Also wurde mir offenbar: Gott; daneben: Ich. Was als Ich sich anzeigt, zeigt auch Gott an. Ich denke Gott, ich spüre ihn; ich bin ihm ähnlich und er mir und so sicher als ich bin, ist Gott. Ganz unmöglich, daß das, was Gott zu denken vermag, einmal aufhöre, und ebenso gewiß, daß Gott ist auch ohne unser Denken. Und mit Wucht fiel hier ein der Gedanke an eine sittliche Ordnung für dieses Gott denkende Ich, an die Uebertretung dieser göttlichen Ordnung, an die Reue, die darüber das Ich empfinden muß. Und noch so vieles, was ich von der Kirche her kannte, erschien mir in diesem erhabenen, göttlichen Lichte: Askese um Gottes willen, das Unglück, Zweck des Menschen: Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm

zu dienen und dadurch selig zu werden, Verzeihung der Sünde und so vieles andere, fast alles auf einmal mit fast übernatürlicher Klarheit. Aber ebenso kleinlich, jämmerlich, aus menschlicher Erbärmlichkeit entsprungen erschien mir das lateinische Geklingel und Geschelle, die Goldgefäße, Kerzen und gestickten und verblümten Gewänder, was alles Gott sicherlich so wenig kümmert als ein tönender Bachantenzug mit Zimbeln und Flöten und seiner exaltierten Raserei.

Und dann mußte ich an den zweitausendjährigen Bestand dieser Kirche denken, an Christus und ich mußte mir einfach gestehen: Nur Menschenwerk kann das Alles nicht sein, und sicher ist Christus, wenn nicht Gott selber, ein ganz besonders von Gott auserlesener, von ihm erfüllter und so gesandter Mensch und darum ist seine Lehre verpflichtend und bindend.

Und wenn er nun doch Gott wäre? Dann ist nur die Papstkirche die wahre; dann muß auch ich wieder zu ihr gehören. Aber — da bin ich wieder so weit wie vor einigen Tagen: Wie will sie unfehlbar sein, wo sie doch schon evidente naturwissenschaftliche Irrtümer gelehrt hat wie das Ptolomäische Weltsystem, und gegen eine logisch so einwandfreie Hypothese von der Abstammung des leiblichen Menschen sich sperrt. Gott kann nicht sich widersprechende Dinge in seine Welt gesetzt haben: Hat er das Prinzip der Deszendenz und seine Offenbarung über den Ursprung des Menschen in die Welt gesetzt, so müssen sie sich vereinigen lassen, trotz der Kurzsichtigkeit der Theologen. — Ich bin wieder überzeugter Katholik.

Das ist gewalttätig vorgegangen! Das ist eine gänzlich unkatholische Laienanmaßung, in solchen Dingen selber etwas aufzustellen und zu entscheiden. Ich bin nicht berechtigt, mit solchen Auffassungen mich noch als Katholiken zu betrachten, und die Kirche, wenn sie es wüßte, würde mich ihrerseits auch nicht mehr als den ihren ansehen. So stehe ich denn außerhalb der Kirche als ein nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit Suchender. „Hier stehe ich; ich kann nicht anders", muß auch ich jetzt sagen.

Meine Stellung zur Kirche ist gegeben. Jeder überzeugte Katholik wird mich an den Platz stellen, an den ich mich selbst gestellt habe. — Für mich kann die Kirche nicht unfehlbar, also auch nicht göttlich sein, weil sie sich auf naturwissenschaftlichen Irrtümern als auf Fundamentalsätzen aufbaut. Christus kann nicht so, wie die Kirche lehrt, Gott sein, sonst hätte er solche und andere fundamentale Irrtümer der Bibel auch korrigiert, und die Bibel muß ebenfalls in der Hauptsache Menschenwerk sein, sonst lebte sie nicht im geozentrischen Weltsystem drin.

Heute habe ich den ersten Schritt tun müssen, um auch gegen außen mit dem Katholizismus zu brechen; ich habe der Studentenvereinigung schriftlich meinen Austritt erklärt, allerdings ohne Angabe des eigentlichen Grundes.

Nein, so schwer, wie ich es mir früher vorgestellt, wird es mir doch nicht sein, Eltern und Verwandten die Aenderung anzuzeigen. Bin ich doch mit mir selbst im Reinen, daß ich nicht aus Menschenfurcht oder aus materiellen Erwägungen mich ganz dem Liberalismus zugewandt habe. Ich will versuchen, allmählich, schonend meine Eltern aufmerksam zu machen. Bin ich zu Hause, werde ist noch, um Aufsehen zu vermeiden, zur Kirche gehen, mich aber hüten, das Gespräch auf Katholisches zu lenken. — Für mich bin ich ruhig und nehme die Verantwortung vor Gott auf mich.

Es ist eigentlich rührend zu sehen, wie ich als Katholik Aussichten gehabt hätte. Ich bin durch Protektion schon als Redaktor an der katholischen ....Zeitung in Aussicht genommen, für die ich gelegentlich Artikel geschrieben hatte. Es hätte mir entschieden nicht fehlen können. Aber lieber verenden, als zurückkrebsen! Aus Ueberzeugung, ja; aber das wird kaum eintreten.

Jetzt aber handelt es sich darum, eine feste Persönlichkeit heranzubilden, die in allen Lagen sich selbst Genüge und Befriedigung finden kann, da sie sich nicht mehr auf eine Religion und Gemeinschaft von Gläubigen stützen kann.

Mächtige Förderung erhalte ich dabei durch die Vorlesungen unseres allverehrten Oberstkorpskommandanten Wille über „Taktik und Militärpädagogik". Dieser Offensivgeist, diese Lust am Angriffe, diese Verantwortungsfreudigkeit, der Drang zum sinngemäßen Handeln, das klare Denken und das feste Wollen, diese Initiative, Ausdauer, dieser Gleichmut in allem, wies gehen und kommen mag, sich opfern und behaupten und vor allem, sich durchsetzen siegen. Das ist ein Kerl, das sind Männer!

Das Geläute der Sonntagsglocken! Früher hat es mir immer mächtig an die Seele gegriffen; mein Gemüt labte sich an seiner Harmonie und der Verstand sagte: Credo! Und jetzt! Immer noch tut es mir wohl und weckt Erinnerung an überstandene Leiden und Kämpfe. Doch keine magnetische Glaubenskraft vermag mich mehr zur Kirche zu ziehen; der Verstand denkt anders. Und ich kann meine Stellung verantworten vor Gott, wenn es überhaupt einmal eine Verantwortung gibt. (Ich fange auch daran zu zweifeln an.) Wie ist überhaupt Gott? Kann ich ihn mir nicht auch denken als die im All und der Natur wirkenden Kräfte und das Gesetz des Universums? Jedenfalls noch eher als ein überall Seiendes und alles ausfüllendes denkendes Etwas, dem so widersprechende menschliche Eigenschaften angehängt sind wie Zorn und Liebe, Rache und Barmherzigkeit. Ich treibe dem Monismus entgegen! Ob er richtig oder falsch sei, er ist eine Anschauung der Dinge, eine andere Form einfach, in die göttliches Wesen von uns Menschen gefaßt wird. Und daß das Unendliche in verschiedenen Formen gedacht werden kann, entspricht wohl seinem Wesen. Das war auch ein Gottesdienst!

Ich habe heute die traurige Entdeckung gemacht, daß ich gar keinen Willen mehr habe; ich erkläre mich bankerott! Ich habe den Kampf zweier Welten gekämpft, vertiefe mich in meine Wissenschaften und mehre sie täglich, mein Denken wird gründlicher, klarer; und im selben Maße geht es mit meiner Willenskraft bergab und sie nähert sich dem Nichts. Aber das darf nicht geschehen; ich will es nicht. Einen Lebensinhalt muß ich mir schaffen; das ist unabweisbares Bedürfnis seit meiner innern Lostrennung vom Katholizismus.

Niederschmetternd! Es geht nicht; der Wille hat seine ersten Proben jämmerlich bestanden. Geld vergeudet mit Weibern und Wein! Und zu alledem der Brief von der lieben katholischen Mutter. Sie ahnt wohl etwas. Fürchterlich, wenn ich wenigstens als Charaktermensch ihr meine neue Denkweise mitteilen könnte. Aber so mit leeren Händen, so mit nichts, gar nichts als der hohlen Illusion, ein Adelsmensch zu werden und der jämmerlichen Kraft, nichts über sich zu vermögen. Ich stehe tiefer denn je! Schäm' dich!

Das war eine Woche. Aber ich wollte nicht, sie wäre nicht gewesen. Und nun, da ich mich wieder ermannt habe, will ich alles feige Zögern und Hinausschieben des entscheidenden Schrittes von mir werfen. Bekennen will ich mich! Wie bange sehe ich den kommenden Tagen entgegen? Mir ist, als sollte das Leben von vorne noch einmal anfangen. Mag kommen, was will; ich habe Mut. Eine Probe will ich morgen bestehen, wenn es gilt, den Brief an die Eltern anzufangen und dann wieder, wenn es gilt, ihn wirklich, den geschriebenen, einzuwerfen. Aber ich weiß, ich werde das alles ganz bestimmt tun, ohne Bedenken und Zögern.

Jetzt ist er da. Es wird geschehen. Fasse es recht. Was werden meine Eltern, was wird meine Mutter sagen? Wie werde ich von jetzt an mit ihnen zusammen sein können? Ich werde ihnen schwersten Kummer machen. Aber ich bin gerechtfertigt vor mir. Was hilft ihnen das? Und die Verwandten alle, die mich lieben und so viel für mich tun wollten und die es nicht um mich verdient, daß ich ihnen nun so gegenübertrete. Das drückt mich, anderen Leiden zu schaffen. Aber soll denn ich mich im Stillen aufzehren, heucheln und ein verpfuschtes Leben führen? Nun zur Tat; ich brauche nicht zu erröten.

Geschrieben habe ich ohne Zögern, in einem Zuge, offen, gerade! Jetzt ist es draußen! Aber ich fand den Mut nicht, den Brief einzuwerfen und irrte stundenlang im Nebel herum, bis ich endlich ohne Erregung, kalt den Brief in den Einwurf warf. Und dann ging ich gestoßen, getrieben hinan, aufwärts, immer höher, bis ich auf dem Berge stand: Ueber einem weiten Nebelmeer ein glühendes Abendgold und in der Ferne rein und schön gezackte Alpenberge und über allem Ruhe, Wärme, Tannduft, — Glück!

(Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedler von Mels.

I.

Wenn man Jahrzehnte lang in einem herzlichen Freundschaftsverkehr zu einem Menschen gestanden, dem man so viel Klärungen und geistige Förderungen verdankt und man nun plötzlich die unerwartete Nachricht erhält, daß das stille Denkerleben zum Abschluß gekommen, so überfällt einen eine tiefe Trauer. Das Leben ist wieder ärmer geworden. Rudolf Willy ist tot. Einer der Echten, Kühnen, Freien ist von uns gegangen. Wenige kannten ihn, und wenige wußten, welch ungeheures Gebiet menschlichen Denkens und Kulturlebens von diesem Geiste in seiner weltzugewandten Einsiedelei verarbeitet und neu gestaltet worden ist. Sein Andenken lebendig zu erhalten, schreibe ich diese Zeilen.

Die Betrachtung jedes echten, ursprünglichen Denkers hat ebenso sehr etwas Befreiendes, Kräftigendes, Anspornendes, als auch etwas unendlich Wehmütiges, Drückendes. Die klärenden Gedanken, die übertragenen Energien spürt man freudig in sich weiter wirken. Anderseits aber lastet die Erkenntnis auf uns, daß all diese starken Lebenskräfte so schwer zur Wirkung gelangen, daß die Menschheit dem Flitter nachläuft, und daß die Seltenen, die ganz ohne Einbildung allen Grund hätten zu wünschen, daß ihre Stimme gehört werde, zu Selbstgesprächen verurteilt erscheinen. Wie mancher, dessen feuriger Geist mit weltumbildenden Hoffnungen große Gedankengeschenke austeilte, galt zu Lebzeiten im besten Fall als sonderbarer Kauz.

Immerhin haben wir zu unterscheiden. Bei vielen leidenschaftlichen Denkern bildete die begriffsspaltende Gelehrtensprache ein sehr begreifliches Hindernis zur weit um sich greifenden Wirkung. So kam's, daß immer nur Gelehrte und immer wieder Gelehrte sich mit ihnen beschäftigen, und der Geist schließlich als Universitätstreibhausgewächs angesehen wird. Für die einfachsten populären Bedürfnisse hat man ja die Priester. In den seltenen Fällen aber, wo eine ursprüngliche Flut lebensfrischen Denkens diesen Tatbestand als unleidlich empfindet, wo ein stark empfindendes Dichtergemüt sich zur schärfsten Verstandesklarheit gesellt, da gelingt es doch manchmal, daß die helle Geistessonne hindurchleuchtet zwischen die schweren Wolken der offiziellen Kathedergelehrsamkeit und der eben so offiziellen Kanzelgefühligkeit. Nur in solchen Momenten ist wenigstens die Möglichkeit da, daß Leute sehr verschiedenen Bildungsgrades gleicherweise mächtig gepackt und gefördert werden können. Als solch seltenste urwüchsige Kraft erscheint mir der zu seinen Lebzeiten so schwer verkannte Rudolf Willy.

II.

Es war Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Als ich damals in Zürich studierte fiel mir schon rein äußerlich unter

den akademischen Lehrern ein Mann auf, der sich offenbar in seiner Lage nicht am richtigen Platz vorkam. Es war eine großgewachsene, gar nicht salonmäßig gepflegte Gestalt mit etwas eckigen, bärenhaften Bewegungen, hoher Stirne, guten Augen und schweren Gesichtszügen, auf denen es aber wetterleuchtete von lebhaftem Geist, kräftigem Humor und milder Freundlichkeit. Das war Rudolf Willy, Privatdozent der Philosophie. Man merkte ihm bald an, daß die Enge des staatlich geregelten, geschäftsmäßigen höhern Erziehungswesens wie ein Alpdrücken auf ihm lastete. Hinter dieser Stirn mußte eine werdende Welt brodeln und gären.

Ich hörte dann Vorlesungen bei ihm. Er las gerade über neuere französische Philosophen, vorab über Bergson. Charakteristisch genug: Es war lange bevor Bergson zur europäischen Berühmtheit wurde. Willy hatte überhaupt ein außerordentlich scharfes Witterungsvermögen für wirklich produktive Geister. So hat er z. B. auch das Panideal Rudolf Holzapfels, das heute in aller Mund ist, schon vor zwölf Jahren ausführlich kritisch gewürdigt. Zuhörer waren wir in seinen Vorlesungen gewöhnlich weniger als ein halbes Dutzend. Alles was er vortrug war phrasenlos, war durchdacht, war voll einschneidender Logik und schlichter, sachlicher Klarheit. Man spürte, hier war ein Denker, der die Macht seines Denkens brauchte, um sie am bedeutenden Gegenstand zu bewähren. Schon damals fiel es mir auf, wie sehr von ihm die Gedanken nicht gesondert dargestellt wurden, sondern immer im Zusammenhang mit dem ganzen Wesen des Mannes, dem sie entsprungen waren. Willy war leider kein glänzender Redner und gesellschaftliche Gewandtheit ging ihm ganz ab. Das mag mit dazu beigetragen haben, daß die Universitäten sich diese einzigartige Kraft entgehen ließen. Natürlich fehlte es den zuständigen Behörden auch am psychologischen Blick und zwar in solchem Maße, daß ihm in Bern, wo er auch eine Zeitlang doziert hatte, der bekannte später auf sehr unrühmliche Weise abfahrende Professor Stein vorgezogen wurde. Willy hatte ja wohl am Anfang seines Lebens auch allerlei Illusionen über akademische Wirksamkeit. Später, als er sich zu einem resoluten Einsiedlertum entschlossen hatte, strebte er nicht mehr viel äußerliches an, sondern lebte ganz in der reichen Flut seines Innenlebens still verborgen in Mels. Es brauchte schon eine gehörige Zusprache, um ihn einmal aus seiner Höhle herauszulocken. Zu Hause bei seinen Büchern und in seinem Garten fühlte er sich in lebendigem Zusammenhang mit der Menschheit. Trat er aber einmal unter die Menschen, erschrak er leicht. Dann wurde ihm seine Andersartigkeit, sein Leben eines einsiedlerischen Erkenntnismenschen schwer bewußt, dann fühlte er, wie sehr er sich in allem Urteilen und Werten von seinen Mitmenschen unterschied, wie sehr die Mehrzahl seine Andersartigkeit nur als Hochmut oder als Unfähigkeit empfanden; dann spürte er, wie fremd ihm all die städtische Bildungs- und Halbbildungswelt war, viel fremder noch, als die doch in natürlichen Formen,

wenn auch allzu oft ohne höheres geistiges Leben sich bewegende Bauernwelt. Seine liebste Lebensführung wäre die eines Lehrers gewesen in einem Volk voll geistbewegter Menschen, die geistige Fragen mit einer kühnen, vorurteilslosen Leidenschaftlichkeit anzupacken verstünden. Das war ihm versagt. Umso ungenierter führte er seine philosophischen Selbstgespräche, umso furchtloser wurde er als Menschenschilderer. Als solcher macht er vor keiner Größe halt, ließ er sich von keiner Autorität blenden. Er wollte einfach erkennen und dann hatte er das Bedürfnis, das Erkannte niederzuschreiben. Der Seltenheit einer solchen Seelenverfassung war er sich vollauf bewußt und an kräftigem Selbstbewußtsein fehlte es dem äußerlich so schlichten und anspruchslosen Mann keineswegs. Den Blick nach vorn gerichtet in die Menschenzukunft hinein, war er sich klar, daß ein günstigeres Milieu einen bessern Boden zum Gedeihen der Menschenpflanzen abgab. Aber unter „Milieu" verstand er nicht nur die paar ökonomischen und gesellschaftlichen Allgemeinheiten, sondern Milieu waren ihm eben auch alle die absonderlichen Menschenexemplare, welche die Kulturgeschichte ans Licht gewirbelt und die nun auf irgend eine Weise in der Gegenwart weiterwirkten. Diese seelischen Kräfte zu prüfen und zu durchschauen und so zu bewerten, war ihm ein Lebensbedürfnis. Und wenn ohne Selbstbesinnung kein geistiger Fortschritt des Einzelnen denkbar ist, so dürfen wohl auch diejenigen, in denen die Selbstbesinnung der Gesamtmenschheit gleichsam akut geworden ist, für sich doch den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sie auch in ihrer Art wertvolle Arbeit leisten, wenn auch die große Menge nur sehr indirekt auf vielen Umwegen von ihr gewinnt.

Willy litt zu Zeiten schwer darunter, daß es ihm scheinbar so gar nicht gelingen wollte mit seinem übermächtigen Gedankenstrom die geistigen Mühlen zu treiben. Aber sein tapferer Geist half ihm immer wieder über alle niederdrückenden Hemmungen hinweg. In Bezug auf sein persönliches Leben kann man von einer ebenso vornehmen als humorvollen Resignation sprechen. Sehr bezeichnend, um das gleich hier zu sagen, ist die Art und Weise, wie der philosophische Junggeselle über die Frauen spricht. Vor dem möglichen Einfluß der Frau auf den Mann zeigt er immer eine feine Verehrung. Dank der Liebe zum Weibe sieht er das Denken inniger, vertiefter und umfassender werden. Er ist also ebenso weit entfernt von Nietzsches tropenkollerigen Anwandlungen, wie von Schopenhauers mürrischer Knurrerei eines verbitterten Zukurzgekommenen.

III.

Die Geschichte von Willys leiblichem Sein ist also höchst einfach. Umso reicher ist die Geschichte seiner Geistigkeit; denn hier kann man wirklich von einer Geschichte reden von einem unablässigen geistigen Wachstum. Die Dokumente dieser Geschichte sind in seinen Schriften

niedergelegt, und auf diese Dokumente möchte ich sehr eindringlich aufmerksam machen. Wenn mich nicht alles trügt, haben wir es nämlich hier nicht nur mit den Dokumenten eines persönlichen geistigen Werdens zu tun, sondern mit Werken, die in mehr als gewöhnlichem Maße, als Dokumente des menschlichen Denkens überhaupt gelten dürfen.

In einem innerlich reichen Menschen drängt sich das Wesentliche trotz aller äußern und innern Widerstände durch und füllt mit persönlichem Geiste das, was es schafft. Ist ein solcher Mensch vorwiegend philosophisch veranlagt, so bildet seine Philosophie am Ende einfach eine Umschreibung seines Wesens. Mag er ursprünglich von noch so wesensfremden Geistern beeinflußt werden, sie dienen ihm schließlich doch nur zur Häutung und Abklärung. Aber den Beeinflussern verdankt er rascheres Zurechtfinden im eigenen Seelenlabyrint.

Der eigentliche Lehrer Rudolf Willys, wie er auch derjenige Rudolf Holzapfels gewesen ist, war Richard Avenarius, der Bruder des heute wohl bekannteren Kulturpädagogen vom „Kunstwart". In der von Avenarius herausgegebenen Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie hat Willy seine ersten Artikel veröffentlicht. Mit den Gedanken von Avenarius setzt er sich immer wieder auseinander, freilich von Buch zu Buch in anderer Weise. Ist er am Anfang oft noch ganz im Banne seines Lehrers, so setzt er sich schließlich trotz aller persönlichen Sympathie über dessen Hauptgesichtspunkte hinweg. Wir haben den in der Kultur- und Philosophiegeschichte so häufigen Fall, der je nach dem Standpunkt eines gewissen Humors oder auch einer gewissen Tragik nicht entbehrt, daß die ursprünglich leidenschaftlichen Verkünder eines verehrten Menschen schließlich über dessen Lehren sehr unbefangen umlernen. Man muß sich davor hüten, dies nun etwa zu Ungunsten der Umlernenden deuten zu wollen. Im Gegenteil, die immer klarer hervortrende eigene Anschauung erkennt umso stärker die Lücken und Mängel des Andern, als man sich mit ihm verknüpft fühlt. Beim Verdichten der eigenen Gedanken werden die Unterschiede lebhafter. Man denkt: Herrgott, wie hab ich das nur einmal glauben können! Man wendet sich dabei mehr gegen seine eigene Vergangenheit als gegen den Lehrer dieser Vergangenheit. Jeder selbständige Denker darf sich von dem Gefühl liebender Verehrung nicht zu sehr mitreißen lassen. Die Gedanken verlangen Freiluft und nicht Weihrauch. Im Verhältnis von Willy zu Avenarius war es nicht nur das Durchschauen gewisser Unhaltbarkeiten, sondern der sehr unerschrockene kantige Freiluftmensch, der Willy war, hatte für sich keine professoralen Schutzwände nötig in Form unzugänglicher Begriffsburgen. Avenarius war freilich geborener Philosoph, dem eine zusammenhängende Weltanschauung Bedürfnis war. Aber in seinen Schriften zeigt er sich stark als Begriffsmensch und Schematiker und mag möglicherweise das begriffliche Denken etwas überschätzt haben. Die unmittelbare Anschauung und Phantasie, die für Willy auch in den abstraktesten Gebieten das Entscheidende blieb, liegt bei Avenarius mehr im

Hintergrund und seine Sprache verrät wohl eine unglaubliche Beweglichkeit in geistreichen, unterscheidenden Wortneubildungen; aber dies geht so weit, daß sie oft fast unleserlich wird. Viele systematische Geister (von Parmenides bis Avenarius) kommen wahrscheinlich bei der Methode, ihre schriftliche Hinterlassenschaft zum Ausgangspunkt ihrer Beurteilung zu nehmen, schlecht weg. Sie haben vielleicht, weil sie sich in lebendiger Gegenwart bewegten, ihr Bestes unmittelbar mündlich ausgegeben. So sind ihre im weitesten Sinne produktiven Kräfte nicht verloren gegangen, sondern nur in die Umwelt ausgestrahlt, wo sie nun freilich nicht hintendrein gemessen und gewertet werden können. Die Nötigung zum Schreiben kann bei einigen vielleicht nur durch ein paar sonderbare Gedanken, die in ihnen auftauchten, und die sie weiter ausspinnen mußten, um sich über ihren Wert oder Unwert klar zu werden. So werden viele Philosophen vielleicht nur wegen einem psychologischen Experiment, also im Vergleich zu ihrer Gesamtpersönlichkeit, wegen etwas ganz untergeordnetem berühmt oder berüchtigt. So soll das Leben des Parmenides z. B. unter den Griechen sprichwörtlich gewesen sein als ein vorbildliches, von Ernst und Milde getragenes Wirken. Das Wichtigste an ihm war also offenbar seine Grundstimmung, seine nachdenkliche, wohlwollende Gesinnung und seine Unabhängigkeit. Wie unwesentlich ist daneben das, was ihn berühmt gemacht hat, seine ungenießbare Scholastikerlehre vom starren, unveränderlichen Sinn. Nun bei Avenarius muß der Mensch auch sehr viel anziehender gewesen sein, als die sehr gelehrtenhafte, schwer zugängliche Sprache seiner Schriften.

Einen großen Einfluß auf Willy übte auch der in einigen Grundgedanken mit Avenarius verwandte Ernst Mach aus. In Mach sah Willy vor allem den großen Naturforscher und jenen Typus des reinen Wissenschaftlers, der seiner Art Mensch sehr entgegenkam. Willy, der wie Avenarius und stärker als dieser das lebhafte Bedürfnis nach einer einheitlichen Gesamtvision des Lebens hatte, fühlte sich immer von den bloßen, vom sozialen Zusammenhang losgelösten Fachgelehrten abgestoßen. In Mach nun fand er den Forscher, der es verstand in einem beständigen Wechsel von einzeldinglicher Untersuchung und allumfassender Perspektive zu leben und so die Naturwissenschaften wieder in einen lebendigen Zusammenhang mit der Kultur brachte. Bei Mach, der schlicht und doch getragen von größter Sachkenntnis, die Geschichte der Entstehung der naturwissenschaftlichen Gedanken erzählt, erscheinen so Geschichte und Naturgeschichte unmittelbar mit einander verknüpft. Willy, für den die wissenschaftlichen Skeptiker nur auf den Hund gekommene Dogmatiker waren, sah im Gegensatz dazu in Mach den äußerst produktiven aber zurückhaltenden Forscher, der es über sich bringt eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen. Auf Willy, dessen Bedürfnis nach der Gesamtvision nicht durch ein hohles Weltschema befriedigt werden konnte, mußte die Gegenständlichkeit der Naturforschung einen starken Eindruck machen. Einen stärkeren freilich

noch der Tatsachenkomplex der psychologischen Forschung. So weit es sich bloß um einige wesentliche Grundfragen handelte, fand er bei der Auseinandersetzung mit Avenarius und Mach und andern akademischen Geistern vorläufiges Genügen. Das ist die Zeit, in der er seine erste größere Publikation: „Die Krisis in der Psychologie" ihre Reise antreten ließ. Freilich spürt man schon ab und zu was davon, daß da ein Wildling unter die braven philosophischen Haustiere geraten war. In der Einleitung taucht schon bedeutsam der Name Friedrich Nietzsche auf, aber um gleich mit dem Vermerk „Für später!" wieder in der Versenkung zu verschwinden. Aber nur für kurze Zeit. Willy mag Nietzsche gegenüber etwa folgendermaßen empfunden haben: Aha, da sprudelt's, da kocht's, da werden Welten geboren. Der Hexensalat! Aber ich schrecke vor nichts Erreichbarem zurück. Also hinein! Ordnung, Richtlinien! Was ist Nietzsche? Was wollte er? Was strebte er an? Ist es möglich in das Chaos Uebersicht zu bringen? Lassen wir uns nur durch keine Paradoxen verblüffen! Schauen wir auch auf die Hintergedanken! —

IV.

So kam dann eines der merkwürdigsten Bücher zustande, die über Nietzsche geschrieben wurden. Willy stand wohl entzückt vor dem wundervollen Gedankengewitter, das Nietzsche heißt; aber zugleich war er zu gereift, zu wettergebräunt, als daß er nur einen Augenblick versucht worden wäre, die berühmten Schlagworte zu bestaunen. Im Gegenteil bewahrt er immer und überall seine eigene ruhige Ueberlegenheit und erfaßt zutreffend alle sogenannte Herrenmoral durchaus nicht als Stärke, sondern als Ausfluß nervöser Ueberreiztheit. Darin, daß Nietzsche mitten im ärgsten innern Widerstreit, mitten in eisiger Vereinsamung, trotz schweren körperlichen Hemmungen einen unzerstörbaren Glauben an seine Aufgabe, eine Fülle von Schenkensfreudigkeit, ein Uebermaß an Geist und einen fliegenden Geschwindschritt offenbart, und es versteht, sein Inneres so wortmächtig zu gestalten, sieht Willy das Erhabene, Denkwürdige und Einzigartige dieser Lebenstragödie. Er bewundert den psychologischen Scharfblick mit dem es Nietzsche versteht, durch ein paar Meisterstriche, geschichtliche Zusammenhänge aufzudecken. Er freut sich an Nietzsches scharfsinnigen, die Hintergründe witternden Schilderungen der Heiligen, Priester und Asketen, des Schuld-, Sünd- und Strafbegriffes, und endlich daran, daß Nietzsche überhaupt die gesamte Moral als Problem betrachtet und vom Standpunkt des wissenschaftlichen Erkenntnismenschen ergründet. Mit Nietzsche teilt Willy die Sympathie für die alten starken Griechen, deren Lebenszuversicht auch durch alle Schrecken des Daseins gar nicht umzubringen war, die durch Leiden wohl milde, weise, gütig, aber keine jammernden Büßer wurden. Nietzsche, der das dionysische Rauscherlebnis und das apollinische rauschbesänftigende Harmonieerlebnis beständig in sich trug, empörte sich gegen die Nüchternheit

der Zeit, gegen die selbstzufriedene, mittelmäßige Aufklärerkultur. Er ist bei seinem strengen Kulturbegriff durchaus nicht jeden Augenblick bereit, fünf gerade sein zu lassen. Mit einem Mitgefühl, dem viel eigenes Erleben zu Grunde liegen mußte, empfand und schilderte Willy jenes Nietzscheschicksal, als Vereinsamter nur zu Wenigen zu sprechen, sich wie ausgestoßen, wie zufällig vorzukommen, wie ein übersatter Weiser, dem das höchste Schaffensglück, ein ganzes Volk, eine ganze Menschheit mit sich zu reißen, versagt geblieben.

In Nietzsche schätzt Willy besonders den rein beschreibenden Erkenntnismenschen, der sich auf moral-psychologischem Gebiet tiefste Spuren gesichert hat. Sehr schön schildert Willy wie in Nietzsche das Gegensätzlichste rasch auf- und niederwogte, wie die verschiedenen Moralidealreihen neben einander liegen und um die Herrschaft kämpfen; wie ein großzügiges Humanitätsideal, das dem kontemplativen Phantasiemenschen entspricht, im Streit liegt mit dem berüchtigten Herrenideal des verbitterten Machtmonomanen, und wie schließlich der herrschlustige Uebermenschler über die hoch gesteigerte Intelligenz den Sieg davon trug. Scharf weist Willy nach, daß Nietzsches Kampf in Moralsachen in erster Linie der Sittlichkeit der Sitte gelte, jener anmaßenden, grenzenlosen Selbstgerechtigkeit des menschlichen Durchschnittsbenehmens, das jede persönliche Freizügigkeit mit moralischer Unzufriedenheit, mit Abneigung und Neid betrachtet. Wo Nietzsche von der Wirklichkeit des Lebens abirrt, beschönigt Willy gar nichts. So sieht er in der Art, wie Nietzsche den Altruismus bekämpft, sehr gewaltsame Verrenkungen des psychologischen Tatbestandes. Der sogenannte Humor im vierten Teil des Zarathustra wird von Willy zutreffend erkannt als Einsamkeitsgrimassen eines müde gehetzten Geistes. Aber Willy betont den Menschen gegenüber, die ihn innerlich gefördert haben, lieber die positiven Seiten. Das Auszeichnende bei seiner Nietzschedarstellung, das übrigens auch von seinen andern Menschenschilderungen gilt, ist die Gewohnheit, immer zwischen hinein gedanklich klärende, überblickende Darlegungen zu bringen, die durchaus auf der Höhe des behandelten Stoffes stehen. Wie flott ist auch der Angriff pariert, der Aphoristiker Nietzsche bringt nichts Neues! Willy führt aus, wie etwas absolut Neues ohne geschichtlichen Zusammenhang ganz undenkbar wäre, daß das Neue, das Wert habe, immer nur die Lebendigkeit des Empfindens und die Macht der Ausdrucksfähigkeit sei.

Höchst beachtenswert scheint mir das folgende, hier vollständig abgedruckte Schlußbekenntnis Willys: „Ich finde, wenn ich von den ganz großen Dichtern und von den großen Naturforschern, von denen ich nicht rede, absehe, bei dem einzigen Nietzsche mehr wertvolle —: ich meine fruchtbare Gedanken, als bei sämtlichen berühmten deutschen und englischen Philosophen zusammen genommen —: angefangen bei Thomas Hobbes und Leibniz bis herunter auf Mill, Spencer, James auf englischer und Lotze, Fechner, Wundt auf deutscher Seite.“

Und nochmals, es handelt sich hier durchaus nicht um einen blinden Enthusiasten, der so redet, sondern um einen höchst selbständigen Einsiedlerphilosophen, der die angeführten Leute alle gründlich kennt, und der daneben über Nietzsche, sowohl in Bezug auf seine Machtmetaphysik wie in Bezug auf viele psychologische Einzelbetrachtungen sehr viel Böses und Kritisches sagt.

Wie hätte Nietzsche das Buch Rudolf Willys über ihn als Wohltat empfunden, nicht nur weil es so voll glühender Anerkennung der ungeheuren Spannkraft Nietzsches war, sondern gerade auch deshalb, weil Willy mit einem so seltenen philosophischen Rüstzeug und zugleich einer humorvollen, freizügigsten Denkerkühnheit und Unabhängigkeit ihn durchdachte, durchschaute, in hundert wichtigsten Fragen überprüfte. So hätte sicherlich Nietzsche bei all seiner zurückhaltenden Einsiedlerhaftigkeit dieses Buch, diese Kritik sehr wesentlich als fördernd und klärend empfunden und genossen, und Dank gefühlt, den Dank des Geistesmenschen, der wesentlich für geistige Wohltaten dankbar ist.

V.

Willy gesteht nun auch, daß er in der Erkenntnis eigener und fremder Torheiten, Schwächen oder Stärken bei niemand so viel gelernt habe, wie bei Nietzsche. Und daß das wirklich stimmt, dafür legte Willy nun gleich eine vollgültige Probe ab. Er hatte den Gedanken- und Kulturfreischärler in sich entdeckt. Eine Fülle langgehemmter Kraft mußte sich Luft machen. Vorerst galt es nun mal, bevor man an andere Probleme ging, mit frischen Maßstäben das berühmte Philosophenvolk zu messen. Er war so voll frohen Uebermutes, daß er mit den Gelehrten Fangball spielen wollte. Neue Gedanken über Wert und Unwert des menschlichen Wissens waren in ihm wach geworden. So entstund das Werk: „Gegen die Schulweisheit“. Eine Kritik der Philosophie. Urkräftig wurden jetzt alle die ehrwürdigen Weltdeuter aufs Korn genommen. Ob sie nun nach dem Vorbild Platos „Priesterweisheit orakeln“ oder nach dem Vorbild von Aristoteles als Vielwisser und Systemhelden an der Welt ihre „Chefredakteurtugenden“ und „Kompilatorkraftproben“ auslassen: überall sieht er ein grenzenloses Ueberwiegen der Schulkultur. Aber er schreibt immer helläugig und ohne Ueberstürzung und auch durchaus nicht lieblos. Grundlegende Erörterungen gehen Hand in Hand mit der Menschendarstellung. Stilistisch merkt man die vorangegangene Befreiung sehr gut. Alles ist klarer, schöner und zugänglicher gesagt.

Willy war ein Mann, der sich mit ganzer Kraft stemmte gegen alles, was bloße Gewohnheit, Bequemlichkeit und Autorität ist, der auch den schwersten Autoritäten gegenüber sich zwingt auf die Seite zu treten und kaltblütig und unvoreingenommen zu prüfen. Die großen Verehrungen leuchten auch hinein; aber eine glückliche antiautoritative Schnellkraft belebt das Ganze. Das Wesen des vorwärtsdrängenden, fesselsprengenden, aufwärtssteigenden Geistes ist eben anti-

autoritativ. Die Autorität kann höchstens bewahren und hat so den Unberufenen gegenüber ihre durchaus nicht zu unterschätzende Bedeutung; aber ebenso sehr kann sie auch verknöchern und in steriler Chineserei zu einem geistigen Versanden führen.

Nun, ich will hier nicht näher schildern wie uns Willy die einzelnen Philosophen, diese „Hohepriester des Absurden und Unfruchtbaren" vorführt, wie er nachzuweisen sucht, daß bei den Philosophen die eigentlichen produktiven Energien — Sinnlichkeit und Phantasie — zu Gunsten des logischen Formalismus und der systematisierenden Gelehrtentätigkeit zurücktreten. Wer gewohnt ist, die Denker nicht nach ihren Systemen, fixen Ideen, Lieblingsvorstellungen und derartigem zu beurteilen, sondern nach der Fülle lebendig anregender, produktiv machender Kräfte und nach der von klarer Anschauung getragenen formalen Gestaltung, muß an Rudolf Willy seine helle Freude haben. Er wird sich deshalb auch an gelegentlichen Aeußerungen, die gemäß der organischen Verschiedenheit wohl als Ungerechtigkeiten erscheinen können, nicht sehr stören. Das Draufgängertum eines gereiften und sehr gebildeten Mannes ist etwas so Seltenes, Köstliches, daß auch, wenn an Dinge und Menschen gerührt wird, die einem sehr wert sind, aller momentan sich aufdrängende Unmut rasch verstummt. Und schließlich braucht man ja auch hier wie überall nur das einem Zusagende zu genießen.

VI.

Willy war ein schlichter, warmer Mann, dem alle Philosophenverstiegenheit fern lag. Die verzwackte Begrifflichkeit wurde von ihm nie so hoch gewertet, daß er ob ihr die Umwelt und alles vielgestaltig Schwere der Menschengeschicke hätte vergessen können. Die sozialen Fragen waren ihm nie etwas, das unter seiner Würde stand. Und als er sich endlich von seinem Philosophenerlebnis erholt hatte, wandte sich sein Denken ohne Zögern unternehmungslustig dem gesellschaftlichen Leben zu. Zuerst befaßte er sich folgerichtig mit den bekanntern sozialen Denkern. Mit sicherem Instinkt greift er sich da die menschlich so sympathische Gestalt Peter Kropotkins heraus und nicht etwa Karl Marx, dessen in Hegelschen Begriffsnetzen hängen gebliebene materialistische Geschichtsauffassung er an späterer Stelle eingehend kritisiert. Kropotkin, dieser unermüdliche, große, warmblütige Russe entsprach einer sehr wesentlichen Seite von Willys Geisteswelt. In Kropotkin sah Willy wieder einen seltenen Zusammenhang, den Zusammenhang zwischen Gelehrten (Geograph, Biolog, Volkswirtschaftler, Historiker, Literarhistoriker) und lebendig aktivem Gesellschaftsrevolutionär. Er sah, wie da ein Mann mit hellem, freiem Blick scheinbare, aber bisher unbeachtete Selbstverständlichkeiten ins gehörige Licht rückt und in Biologie und Geschichte schlichte Einsicht an Stelle autoritativer Schlagworte setzt. Durch Kropotkin wird die Annahme in Willy verstärkt, daß das eigentlich schaffende Leben (trotz staatlicher und kirchlicher

Bevormundung) gegenseitige freizügige Hilfe sei. Der immer frisch zugreifende, wohlwollende und so gar nicht verbildete Geist Kropotkins, der bei aller Warmherzigkeit und Begeisterungsfähigkeit doch immer auf dem Boden der harten, nüchternen Wirklichkeit bleibt, war jedenfalls für Willy ein großes Erlebnis. Kropotkin erörtert in einem schönen Buche: „Industrie, Landwirtschaft und Handwerk" die Möglichkeit einer genossenschaftlichen Musterwirtschaft, die das Nötige produziert und die übrig bleibende, sehr reichliche freie Zeit den Wissenschaften, den schönen Künsten, dem Erfindungsgeist, der gesammelten Stille und der Geselligkeit widmet. Kropotkins frische Hoffnungsfreudigkeit, die sich auf ein großes Tatsachen- und Erfahrungsmaterial stützt, ist so belebend im Vergleich zu der allerdings sehr anders orientierten herrschenden Gesellschaft, daß unvoreingenommene Menschen immer mächtig davon berührt werden müssen. Willy bekam die lebhafte Einsicht, daß die Staatsmänner in der Regel nicht mehr vom Leben sehen, als die Diplomatie zu sehen befiehlt. So schrieb er lange vor dem Kriege die Sätze: „Soweit unsere modernen Staaten daher nicht einfach durch die Macht der Verhältnisse zu bloßen Verwaltungsorganen des großweltlich-internationalen Verkehrs geworden sind, stehen sie in allen übrigen Gebieten dem großen aufstrebenden Geiste wie eine chinesische Mauer gegenüber. Mit dem besten Willen können unsere Staatsmänner nichts wahrhaft Großes schaffen. Gerade weil in unserem Zeitalter sich viel Großes und Freies regt, zeigt sich nur um so deutlicher, daß der schaffende Geist nur in der Freiluft — aber nicht hinter den Mauern der Bureaukratie leben kann. — Als rivalisierende Handelsstaaten sind die europäischen Staaten genötigt, den Krieg zu wollen, obschon sie ihn verabscheuen. — Schon mitten im Frieden erfüllen stehende, kriegbereite Heere die Erde, die Gewässer und nächstens auch die Lüfte. Ein solches Medium erdrückt die Geistesmacht der Nationen. — So viel ist doch gewiß, daß gerade die stärksten Geister ganz unabhängig vom Staat und sehr oft gegen den Staat ihre besten Kräfte entfalten. Sollten nun alle diese besten Kräfte nicht vergeblich arbeiten, so haben dieselben offenbar die Tendenz, eine machtvolle, überstaatliche, ganz freie Solidarität zu erzeugen."

Weil dem so sei, meinte Willy, müssen wir aus Liebe zur Sache und im Dienste der Gattung ewig fortrumoren und weiter kämpfen gegen Egoismus und Servilismus in jeglicher Gestalt. Nur dann gelinge es uns vielleicht, eine dauerhafte höhere Kultur zustande zu bringen, und damit auch, was in Europa noch fast ganz fehle, eine von Nationalpolitik und verengendem Nationalismus unabhängige öffentliche Meinung. Willy war der Ansicht, daß man die sozialen Fragen nicht durch Gesetze oder Verordnungen oder Revolutionen aus der Welt schaffen könne. Alles was insbesondere der rein geistige Mensch in sozialer Hinsicht leisten könne, sei eine Aufrüttelung und Erwärmung der gesellschaftlichen Umgebung. So war er weit davon entfernt in den wirtschaftlichen Reformen mehr als zwar nötige aber

immerhin bloße grobe Wegmacherarbeit zu sehen. Die geistigen Menschen hatten für ihn allezeit nur die eine Aufgabe, abgesehen von aller niederziehenden oder fördernden Umgebung das Bessere in sich durchzusetzen um so einen lebendigen unverwüstlichen Geisteszusammenhang von Geschlecht zu Geschlecht zu erschaffen. Ob man dabei nahen Sieg oder sichtbaren Erfolg in der jeweiligen Generation habe, dürfe man nach seiner Meinung gar nicht fragen. Er war der tapfern Meinung, daß zum Genie einer geboren sein müsse, daß ein Held aber jeder bessere Normalmensch sein könne, insofern er an den rechten Platz gestellt werde.

VII.

In verschiedenen Publikationen durchwanderte Willy ein weites Lebensgebiet. Bei ihm könnte man Lesen lernen. Er stellte sich beim Lesen ständig die Aufgabe, in möglichst knapper Weise das Gelesene zusammenzufassen, den wesentlichen Inhalt eines Buches, wenn nicht in ein paar Sätzen, so doch in ein paar Seiten wiederzugeben. Nicht das was bloß Schule macht, ist für ihn von Bedeutung, sondern was ins volle Leben wirkt und Leben weckt. Wesentliche Sympathie fühlte Willy überall wo er kräftigen unbureaukratischen Freiluftmenschen begegnet, wie Kropotkin, Thoreau, Robert Owen, Guyau, Ludwig Rütimeyer, Jakob Burckhardt.

Seine eigentlichen Lieblinge waren reine gütige Menschen, wie Jean Marie Guyau, die zugleich naturwüchsig, intelligent und kritisch sind. Da fand er die wärmsten menschlichen Töne. Da wo sonst Geschiedenes in einzelnen Menschen nicht als Mischmascherei sondern in organischer Vereinigung ihm begegnet, atmet er auf. So sieht er in Guyau vereinigt den Sozialisten, Demokraten, den ästhetischen Menschen und den Poeten, den wissenschaftlichen Analytiker und das religiös empfindende Gemüt, den bescheidensten, kindlichsten Menschen und den lebendigsten, kühnsten Geist. Von ihm schreibt er das schöne zusammenfassende Wort: „Ein Mensch, der in einer großen Liebe lebt, sei es in einer lebendigen Mutterliebe, sei es in einer vollen Hingabe an das Schöne oder in einer zu Herzen gehenden Wahrhaftigkeit, braucht keine besondere Moral und Religion. Was uns aus dem großen Liebesgrunde des Lebens aufsteigt, ist von selbst Religion und Moral.“ — Willy erkannte auf den ersten Blick, was Guyau von den ihn sonst vielfach verwandten ältern französischen Moralisten vom Schlage Montaignes, Vauvenargues, La Rochefoucold, Fontenelles, Helvetius so auszeichnend unterschied: die große soziale Einsicht, verbunden mit dem zartesten sozialen Mitgefühl. Für Willy wie für Guyau war es selbstverständlich, daß Künstler und Dichter, die nicht mehr zu lieben verstehen, in ihrem Schaffen steril bleiben.

In Thoreau, dem freiwilligen amerikanischen Robinson, der wie die Wilden in der freien Natur lebte, sah Willy einen jener Elementargeister, die weder von den spezifisch überfeinerten Gelehrten, noch von

den eigentlichen Kunstmenschen gewürdigt zu werden vermögen. Um so lieber sei er ihm, denn er sei sich bewußt, daß die Quelle aller tiefsten Forschung nicht minder als aller feinsten Kunstblüte nur der phantasiemäßig gehobene Nachklang und Zusammenklang eines umfassenden Naturgefühls sei.

In Robert Owen erblickte Willy den Typus eines Menschen, der äußerlich in den Augen der Welt überall materiell und ideell geschlagen ist, aber doch bis ans Ende unbesiegbarer Enthusiast und tätiger Anreger bleibt.

Die Gestalten von Ludwig Rütimeyer und Jakob Burckhardt, den beiden berühmten Basler Gelehrten, bilden den bedeutungsvollen Abschluß eines eigenartigen Buches: „Der deutsche Tiefsinn und der welsche Bonsens.“ Es kann dies heute mehr als je aktuelle Werk wohl als geistvoller Querschnitt durch die Kultur der Gegenwart aufgefaßt werden, der Gegenwart, wie sie vor dem Kriege sich uns darbot. Hier wurde an Hand einer langen Reihe von Denkern, am ausführlichsten von Henri Bergson und von Hugo Münsterberg spezifisch Welsches und spezifisch Deutsches nach Möglichkeit auseinander gehalten, um dann schließlich darauf hinzuweisen, wie alle derartigen Gegensatzkonstruktionen durchaus ohne wirkliche Tiefe seien. In Burckhardt und Rütimeyer zeichnet er dann zwei übernationale Geister, die beide den „typischen“ Menschen irgend einer Nation weit überlegen seien. Aber auch hier bei aller Sympathie geht Willy selbständig kritisch vor und sucht das Tragische und Ungelöste in beider Leben durchaus nicht zu vertuschen. Ludwig Rütimeyer verbinde mit einem ewig frischen Naturgefühl und unverwüstlich impulsiver Beobachtungsgabe keine dementsprechende Menschheitsidee. Er sei ein verdüsterter Genosse des neunzehnten Jahrhunderts im Kulturnorden. Jakob Burckhardt mit seinem außerordentlichen Kulturgefühl, seiner Tiefe und Universalität, schildert er als einen Mann, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über das blinde Lobpreisen der Heimat ging. Sein menschheitsgeschichtlicher Erkenntnisenthusiasmus sei so weit gegangen, daß er darob eigenes Glück und Unglück fast vergessen habe. Aber auch in ihm glaubt Willy einen Mangel an produktivem Gleichgewicht zu erkennen. Die Ursache liege wohl darin, daß Burckhardt im Verhältnis zu seinen großen Anlagen allzu sehr Historiker und zu wenig Mensch aus erster Hand gewesen sei.

Willy träumte dann davon, wenn das überquellende Naturgefühl bei Rütimeyer und die universelle Menschheitsidee bei Burckhardt in einer menschheitlichen Kulturfamilie vereint auftreten würden; dann, meinte er, wäre der geschichtliche Widerstreit zwischen Mensch und Natur und der soziale Widerstreit zwischen den Intellektuellen und Aktuellen verschwunden.

VIII.

Nun ich will hier mit den Andeutungen der Einzeldarstellungen abbrechen. Auch will ich nicht weiter auf die vielen, kräftig angefaßten

Probleme aus dem philosophischen, religiösen, künstlerischen und sozialen Leben diesseits und jenseits des Ozeans eintreten. Alles drängte bei ihm schließlich auf eine Gesamtvision des Lebens. Und wenn er nun zu einem zusammenhängenden Gedankengebilde schritt, so war bei Willys starker Anschauung und gestaltungskräftigen Phantasie sicherlich kein leeres, steriles hochtrabendes Schema zu erwarten. Sein Werk: „Die schöpferische Menschheit (ein kosmosozialer Zusammenhang") bildete für ihn den Abschluß einer langen Wanderfahrt. Daß es zugleich das letzte Werk sein sollte, das er selber der Oeffentlichkeit darbieten konnte, wußte er freilich nicht. Da ich im Schweizer Jahrbuch der süddeutschen Monatshefte (August 1913) die Gedankengänge dieses Werkes ausführlich dargestellt habe, will ich mich hier nicht wiederholen. Auch in Bezug auf meine von Willy abweichenden Meinungen, die sich wesentlich auf Begriff und Wert transzendentaler Gedankengänge beziehen, kann ich auf jene Publikation verweisen.

In letzter Linie hat sich meiner Meinung nach in Willys „Schöpferischer Menschheit" die Gefühlsfülle, das kosmisch soziale Liebesleben Willys zur „Theorie" verdichtet. Im innern Widerstreit seines Lebens hat hier der synthetische Gefühlsmensch über den wissenschaftlichen Analytiker den Sieg davongetragen.

Seither ist Willy für die Oeffentlichkeit still geworden. Freilich ließ sich sein starker Geist durch das ungeheure Erleben des Krieges nicht aus seiner Bahn treiben. Er arbeitete weiter; aber zur Publikation sind zu seinen Lebzeiten die Gedanken seiner letzten Jahre nicht mehr gekommen.

Und nun ist unerwartet rasch Willy auch für seine Freunde still geworden. Eine schmerzliche Lücke klafft. Den Ueberlebenden aber bleibt immerdar die Aufgabe, die Fackel weiter zu reichen, damit die Glut des unabhängigen, freien und tapfern Geistes, die in unserem gedanken- und wortmächtigen Freunde zu so starken Flammen emporlohte, von Geschlecht zu Geschlecht erhalten bleibe.[1] U. W. Züricher.

---

[1]) Folgende sind die wesentlichsten Publikationen von Rudolf Willy:

Verschiedene Artikel in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie (1892—1896). — Karl Viktor von Bonstetten (Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft. Bern, 1898). — Karl Hebler (Ein Nekrolog in „Euphorion", Zeitschrift für Literaturgeschichte, 1899. — Die Krisis in der Psychologie (Verlag: Reisland, Leipzig 1899). — Friedrich Nietzsche (Eine Gesamtschilderung) Verlag. Schultheß & Co., Zürich 1904. — Gegen die Schulweisheit (Eine Kritik der Philosophie). Verlag: Albert Langen, München 1905. — Gegen die Uebermacht der Gesellschaft (Artikelserie in der inzwischen eingegangenen Zeitschrift „Polis", Zürich 1906—1908). — Die Gesamterfahrung vom Gesichtspunkt des Primärmonismus. Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1909. — Ideal und Leben vom sozialen Gesichtspunkte. Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1909. — Der deutsche Tiefsinn und der welsche Bonsens (Eine Kulturperspektive in Beispielen). Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1911. — Die schöpferische Menschheit (Ein kosmosozialer Zusammenhang). Verlag Dr. A. Tetzlaff, Berlin 1914.

Die Taktik des Pazifismus und die Neutralen.[1]

Das Ziel des Pazifismus wird durch die Formel „Gesellschaft der Nationen" aufs glücklichste bezeichnet. Auch läßt sich aus diesem erschöpfenden Begriff ein reiches Einzelprogramm ableiten. Insbesondere aber streitet jenes Ideal gegen die Flachheit, die im Pazifismus nur das Streben nach „Nicht-Krieg", einerlei auf welche Weise, selbst unter Aufopferung von Menschenwürde und Freiheit, sieht, das Moment organisatorischer Höherentwicklung der Menschheit aber nicht erfaßt.

Oftmals finden wir dagegen die Frage nicht genügend durchdacht: wie gelangen wir zu jenem Ziel? Vielleicht die Mehrzahl der Pazifisten vertraut auf die naturnotwendige Entwicklung, die der Krieg auslösen müsse, genau so wie der Marxismus die soziale Revolution erwartet, die mit der Unausweichlichkeit eines Naturprozesses aus der ökonomischen Entwicklung entspringen soll. Die Meinung ist weitverbreitet, daß nach dem Kriege, einerlei, wie er ausgehe, eine ungeheure Ernüchterung über die Menschheit kommen müsse und hieraus die Einsicht in das wahre Interesse, nämlich die Herstellung eines dauerhaften Friedens durch Organisation der Völkergesellschaft. Natürlich sehen die dem Pazifismus geneigten Angehörigen verschiedener Nationen die Lösung auch in verschiedener Färbung. Die Anhänger der Entente glauben, daß die militärische Niederwerfung Deutschlands, der ökonomische Druck der Aushungerung, des Boykotts und der Rohstoffsperre, die Befreiung der Nationen Oesterreich-Ungarns und der Türkei durch Aufteilung dieser Staaten, also im Wesen gewaltsame Mittel, die Erreichung jenes obersten Zieles sichern werden. Andererseits gibt es Befürworter des „deutschen Friedens", die ihr Ziel pazifistisch motivieren: nur ein siegreiches Deutschland werde der ganzen übrigen Welt einen dauernden Frieden diktieren, eine Staatengesellschaft — natürlich unter deutscher Führung — begründen, und dies aufrechthalten können. Meist aber glauben die deutschen und österreichischen Pazifisten, daß gerade ein Ausgang des Krieges ohne Entscheidung den großen Umschwung bringen müsse. Viele hoffen auf eine unaufhaltsame Demokratisierung Deutschlands, andere meinen, daß vor allem die Entente sich geistig wandeln werde.

Bei aller Verschiedenheit der Gesinnung bergen alle diese Auffassungen einen verwandten Kern und beruhen auf ähnlicher Geschichtsauffassung. Sie setzen die ganze Hoffnung auf die Gewalt äußerer Tatsachen, sei es kriegerischer Entscheidungen, sei es einer

---

[1]) Dieser Aufsatz stammt von einem ausgezeichneten Angehörigen der Mittelmächte. Die Red.

mechanischen friedlichen Entwicklung, die hauptsächlich das Gewicht ökonomischer Interessen auslösen soll. Sie leugnen zwar nicht die Bedeutung geistiger Wandlungen, aber in der Praxis schätzen sie sie doch nicht gebührend ein und erkennen ihnen wenig initiativen Wert zu. Der Geist wird mehr als Spiegelung der Interessen aufgefaßt, worunter eben hauptsächlich ökonomische und ähnliche Motive verstanden werden.

Zweifellos nun kann die geistige Beeinflussung der Menschen allein kaum geschichtliche Umwälzungen erzeugen. Fast stets hat die Gewalt Geburtshelferdienste geleistet. Aber man sollte auch nicht den Geburtshelfer mit dem Vater des Kindes verwechseln. Wenn die Menschheit durch die Logik der Gewalt und der Interessen allein verständig gemacht werden könnte, dann müßte sie es längst sein. Statt dessen sehen wir in der Weltgeschichte nur, daß jede Gewalt fortzeugend durch Generationen Uebles wirkt. Alle Mißerfolge selbst aufgeklärter Despoten gehören hierher. Hat doch auch Bonaparte auf St. Helena behauptet, er habe nur den ewigen Frieden, die Völkerfreiheit und die Gesellschaft der Nationen mit dem Schwert begründen wollen. Trotz Millionen hingeschlachteter Opfer, trotz nationaler Demütigung und ökonomischen Ruins haben noch Generationen von Franzosen dem harten Gewaltherrscher und Erwürger jeder Freiheit geglaubt. Die „napoleonische Legende" fand in Napoleon III. einen geschickten Benützer und ist selbst heute, gerade in der deutschen Geschichtswissenschaft, nicht gestorben.

Der Weltkrieg zeigt nun wieder, daß dieselben Tatsachen in ganz entgegengesetzter Weise gedeutet werden können. Nehmen wir die Schuldfrage: hier ist Deutschlands Rolle für jeden, der sich die Mühe genommen hat, die Quellen selbst zu lesen, so evident, so in die Augen springend, daß man kaum glauben sollte, es könne irgend jemand mit gesunden Sinnen noch zweifeln. Trotzdem halten die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volkes und vor allem gerade die sogenannten „Gebildeten", ja sogar manche neutrale Gelehrte, denen doch alle Informationsquellen offen stehen, an der Legende vom Ueberfall auf Deutschland fest. Wie immer der Krieg militärisch ausgehen mag: die Aufklärung Deutschlands wird sich keinesfalls von selbst, rasch oder mühelos vollziehen. Es müßte schon ein gänzlicher Zusammenbruch eintreten, wie er heute wenig wahrscheinlich ist, um den Vertretern der unterdrückten Auffassung wirksames Gehör zu verschaffen. Selbst in diesem Falle würde sich zeigen, daß das soziale Gefüge Deutschlands ganz anders ist als jenes Rußlands. In Rußland war fast die ganze Intelligenz seit jeher revolutionär oder doch radikal; der Staatsgewalt fehlten die geistigen Grundmauern. Im Deutschen Reich liegen die Dinge ganz anders. Auch im Falle einer deutschen Niederlage würde die Hohenzollernlegende die napoleonische ebenso an Lebenszähigkeit noch weit übertreffen, wie die Kriegsmaschine Ludendorffs jener Bonapartes tech-

nisch überlegen ist. Ein unentschiedener Ausgang würde dem deutschen Volk nur als siegreiche Abwehr eines Ueberfalls erscheinen und ein deutscher Endsieg sogar als Gottesgericht zu Gunsten Deutschlands. Gewiß wird nach dem Krieg eine starke Gegenströmung einsetzen, aber sie wird hart kämpfen müssen, und auch die Demokratisierung bleibt solange ein leeres Wort, als eine Militärkaste alle Gewalt besitzt, die von der ungeheuren Glorie bestrahlt wird, das Vaterland vor tückischem Ueberfall gerettet zu haben.

Wie kann nun auf diesem geistigen Nährboden der Gedanke einer Gesellschaft der Nationen gesunde Wurzeln schlagen? — Selbst eine gewöhnliche Handelsgesellschaft, die unendlich einfacherer Natur ist, wird niemand mit Leuten eingehen wollen, die er für Schurken und Räuber halten muß, und dies glaubt eben der Deutsche von den Lenkern der Politik in den Ententestaaten. Freilich weiß der deutsche Soldat sehr gut, daß der Gegner im Schützengraben drüben ein Mensch ist wie er selbst. Aber diese natürliche Menschlichkeit fällt politisch nicht ins Gewicht. Mit ungeheurer Wucht ist dem deutschen Gehirn eingeprägt worden, daß die Leiter der feindlichen Nationen, der Geist ihrer ganzen Politik, ja das Wesen ihrer demokratischen Staatsform auf tiefster moralischer Stufe stehen. Man hat dem deutschen Volk gesagt, es sei ein Kampf zwischen zwei Weltanschauungen, zwischen Ehre und Mammon, ein Kampf, in dem Gott selbst der Verbündete Deutschlands sei. Eine beispiellos geschickte Regie hat ihm die deutsche Regierung als ehrlich friedensbereit, die gegnerischen Staatsmänner aber als ruchlose Verlängerer des Krieges dargestellt.

Solange aber dieser Einfluß nachwirkt, kann das deutsche Volk nicht jenes Vertrauen aufbringen, das allein das Fundament einer wahren Gesellschaft der Nationen sein kann, die nicht bloßer Schein sein soll, wie es die heilige Allianz war, die von Anfang an selbst die Fürsten und ihre Minister kaum ernst nahmen. Andererseits dürften aber auch die Gegner Deutschlands nicht recht an die Möglichkeit einer Vergesellschaftung mit einem Staatswesen glauben, deren Leiter Verträge als „Fetzen Papier“ betrachten.

Offenbar drehen wir uns in einem circulus vitiosus: die Gesellschaft der Nationen setzt eine Aenderung des deutschen Staatsgeistes voraus und diese Aenderung kann schwerlich ohne jene Aenderung in den Beziehungen der Nationen sich durchsetzen. Eine solche Gesellschaft erfordert vor allem eine gründliche, nicht bloß scheinbare Demokratisierung des deutschen Reichs, und diese ist solange aussichtslos, als die Militärkaste alle Hebel der Staatsmaschine fest in der Hand behält und insbesonders die Beziehungen zu anderen Nationen souverän bestimmt, solange also nicht der Gedanke eines übernationalen Rechtsverbandes an die Stelle der Machtstaatsidee getreten ist. Die Vorstellung einer Gesellschaft der Nationen bedeutet ja die Demokratisierung der zwischenstaatlichen Beziehungen

und setzt daher die innerstaatliche Demokratisierung voraus. Andererseits hat aber die letztere als Hauptschwierigkeit das Fehlen zwischenstaatlicher Demokratie, das Vorwalten des Machtprinzips gegenüber anderen Nationen zu überwinden. Die ganze Weltgeschichte lehrt uns ja, daß Kriege und Nationalhaß in den allermeisten Fällen daraus entspringen, daß eine herrschende Klasse, Schichte oder Dynastie ihre Machtstellung im Innern befestigen, sich selbst als unentbehrlich beweisen, soziale und politische Zerrissenheit im Innern durch den Glanz äußerer Erfolge und den nationalen „Aufschwung der Geister" überwinden will. Das Selbstgefühl des Volkes, das sich im Innern mangels Demokratie nicht betätigen kann, soll im kriegerischen Ruhm Befriedigung finden und so nach außen hin abgelenkt werden. Daneben wird auch statt sozialer Reformen dem Volk ein Anteil an der Beute vorgespiegelt, mag diese, wie in alter Zeit, in Sklaven, Plünderung oder Tributen bestehen oder im „Platz an der Sonne", im „Wachstumspielraum auf dem Weltmarkt", in der „Freiheit der Meere", in der Ausbeutung von Erzrevieren, Petroleumfeldern oder Getreidegebieten. Aber dieser ökonomische Einschlag ist keineswegs das Hauptmotiv der Kriege. Dieses liegt vielmehr ganz überwiegend im Machtbehauptungsbestreben bestimmter Gewalthaber, keineswegs in wirklichen Interessengegensätzen der Nationen, etwa in der Konkurrenz um die Futterplätze.

Daher ist es nun aber auch wenig aussichtsreich, eine Wandlung davon zu erhoffen, daß die Schrecken und Leiden des Krieges allein das Volk über seine wahren „Interessen" aufklären werden. Kein Volk glaubt, daß es für „Interessen" kämpft; jedes behauptet, der Krieg sei ihm aufgezwungen. Eher kann man sagen, es seien gewisse „Interessen" der Herrschenden, die Kriege erzeugen, was diesen natürlich nicht bewußt zu sein braucht, und es müßte also zunächst ihnen die Macht entrissen werden. Sodann: was ist denn unter Interessen zu verstehen? Das Wort „Interessen" ist überaus vieldeutig und irreführend. Gewiß werden die Menschen überhaupt und jene maßgebenden Schichten im besonderen viel weniger von wohlerwogenen ökonomischen, politischen oder geistigen Interessen bewegt, als von ziemlich unklaren, traditionell überkommenen und mit der Stärke und Unmittelbarkeit von Instinkten wirkenden Gefühlen. Als Richard Cobden in Wien weilte, riet er, wie sein Biograph John Morley berichtet, der österreichischen Regierung, die italienischen Besitzungen, an deren schließlicher Unhaltbarkeit kaum jemand zweifelte, gegen eine große Geldentschädigung abzutreten und mit ihr die zerrütteten österreichischen Finanzen zu sanieren. Der Rat war ausgezeichnet; er hätte Oesterreich erspart, 1866 nach zwei Fronten zu kämpfen. Viele andere Ratgeber, so schon Talleyrand und später Napoleon III. und Cavour haben ferner Oesterreich als Ablösung für die italienischen Gebiete statt Geld den Erwerb Rumäniens oder Serbiens aus der türkischen

Konkursmasse angeboten. Auch dieser Vorschlag war vortrefflich; er lag sicher im „Interesse“ der Monarchie: er hätte ihr den Weltkrieg erspart und jenen Balkanvölkern zur nationalen Einheit verholfen. Mit Leichtigkeit kann man auch heute die verschiedensten Kombinationen ausdenken, die allen vernünftigen „Interessen“ gerecht würden. Leider aber wiegen rationale Erwägungen federleicht gegenüber mystischen Gefühlen, die sich mit Worten wie Vaterland, Nation, Macht, Ehre, Ruhm, Heldentum, Besitzstand, natürliche Grenzen, aber auch Freiheit, Fortschritt, Entwicklung, Demokratie, Volk, Proletariat, Klassenkampf allzuleicht verknüpfen, womit natürlich jene Worte keineswegs verworfen sein sollen.

Gerade an einem Hauptproblem des Weltkrieges, an der Frage nach der Zukunft Oesterreich-Ungarns können die hier entwickelten Ansichten gut beleuchtet werden. Daß die Monarchie in ihrem jetzigen Zustand auf die Dauer nicht beharren kann, ist nicht zu bezweifeln, und selbst die österreichische Regierung befaßt sich ja mit Plänen zur Verfassungsreform. Die Gegner betonen weitergehend, daß die heutige Struktur und Lage der Monarchie nicht nur die Gefahr nationaler Vergewaltigungen, sondern auch eine stete Bedrohung des Friedens bedeuten. Sie wollen meist Oesterreich-Ungarn in seine nationalen Elemente auflösen oder mindestens tiefgreifende Verfassungsreformen durchsetzen. Ganz abgesehen von der militärischen Situation, die diese Pläne nicht sehr aussichtsreich erscheinen läßt, muß nun gefragt werden: läßt sich das Problem Oesterreich-Ungarns im Rahmen des Weltkrieges und durch operative Eingriffe allein überhaupt lösen? Nur ein Nichtkenner der ungemein komplizierten Verhältnisse dieses Staatsgebildes mag die Frage kurzweg bejahen. Eine einfache Zerteilung Oesterreichs würde ein Chaos hervorrufen und, so befremdend es klingen mag, bei sämtlichen Völkern der Monarchie lebhaftesten Widerstand auslösen. Vor allem aber würde der Wegfall Rußlands als Machtfaktor des europäischen Gleichgewichts noch ungeheuer verschärft werden. In den österreich-ungarischen „Randstaaten“ würde Deutschlands Einfluß vorherrschen, wie ja selbst in Rußland weite Kreise bereit zu sein scheinen, sich Deutschland in die Arme zu werfen und sein verhülltes Protektorat anzunehmen. Somit würde Oesterreich-Ungarns Auflösung die Macht des deutschen Militarismus außerordentlich stärken. Die verwickelten Siedlungsverhältnisse und die einander gänzlich widerstreitenden „historischen“ Ansprüche aller Nationen würden jede Abgrenzung, wie immer sie getroffen werden mag, von vorneherein zu einer Quelle steter Reibungen und Unruhen machen, so daß der Weltfriede unausgesetzt bedroht wäre. Es fehlt eben die geistige Vorbereitung für eine rationale Lösung. Gewiß läßt sich eine solche denken: sie könnte wohl nur in einer weitgehenden Föderalisierung (verbunden mit einem Austausch mancher Gebiete) bestehen. Ein solches Oesterreich-Ungarn würde demokratisch-pazi-

fistisch sein und gleichzeitig ein wertvoller Stützpunkt für die demokratische Propaganda nach Deutschland hinüber. Aber, wie gesagt, es fehlt auch hierfür an geistigen Voraussetzungen, die erst mühselige Arbeit schaffen müßte.

Keineswegs soll nun die Aufzählung solcher Schwierigkeiten uns an der Aufgabe selbst verzweifeln machen. Wir haben vielmehr das Ziel einer Gesellschaft der Nationen auf demokratischer Basis fest im Auge zu behalten und mit aller Kraft darauf loszusteuern. Auch agitatorisch läßt sich die Formel gut verwerten. Unsere Warnungen bezwecken nur, vor Unterschätzung der Widerstände zu bewahren, die die Gefahr der Enttäuschung und Entmutigung mit sich bringt. Auch der circulus vitiosus darf uns nicht schrecken. Er ist ja sogar der Normalfall der geschichtlichen Entwicklung und politischen Tat. Große Umgestaltungen erfordern die mechanische Kraft von Kriegen oder Revolutionen, die natürlich nicht immer blutig verlaufen müssen. Aber Gewalt allein tut es nicht: die geistige Vorbereitung ist nicht weniger wichtig. Die Pazifierung, Demokratisierung oder Sozialisierung ist unwirksam, wenn sie nicht von geistig moralischen Wandlungen begleitet wird. Andererseits setzt aber jede psychologische Wandlung gewisse äußere Wandlungen voraus. Alle politische und soziale Entwicklung vollzieht sich in steter Wechselwirkung dieser Faktoren. Die idealistisch-reaktionäre Utopie, die alles Heil von der langsamen geistigen Reifung erwartet, ist ebenso einseitig, wie die materialistisch-revolutionäre Utopie, die ganz auf äußere Gewalt baut. Eine wirkliche Höherentwicklung der Menschheit kann allein auf dem Wege der „inneren Freiheit", den uns die deutschen Philosophen anpreisen, ebensowenig erzielt werden, als durch die Diktatur des Säbels oder durch die Diktatur des Proletariats, wie der deutsche Militarismus oder Lenin meinen.

Darin, daß die Sozialdemokratie diese einfache Wahrheit nie genügend beachtet hat, liegt ihre tragische Schuld. Heute behaupten „Marxisten", wie Paul Lensch und Karl Renner, der Weltkrieg sei eine naturnotwendige Folge der ökonomischen Entwicklung, der gegenüber menschliches Wollen ganz machtlos sei, sie bespötteln daher den Pazifismus, ja Lensch erblickt sogar im Krieg eine erfreuliche Entwicklung in der Richtung zum Sozialismus. Renner wieder erklärt auch die heutige österreichisch-ungarische Monarchie für ein sakrosanktes Produkt der naturnotwendigen ökonomischen Entwicklung und verdammt das bewußte Streben der Nationen nach wirklicher Selbständigkeit als Versündigung gegen den Geist des Marxismus. Also: Alles, was ist, ist vernünftig! Eine befremdende Parole für Revolutionäre! Aufrichtigere Sozialdemokraten beklagen wenigstens den Krieg, erklären ihn aber auch als unausweichliche Folge des Kapitalismus und schließen: Wir bekämpfen ja ohnehin den Kapitalismus, also haben wir unsere volle Schuldigkeit getan! Marx freilich hätte diesen Mißbrauch seiner Lehre wahrscheinlich

ebenso scharf abgewiesen, als Kant sich über jene Jünger entsetzt hätte, die den preußischen Drill als Verkörperung des kategorischen Imperativs verherrlichen.

Ganz anders hat Benoit Malon die Notwendigkeit einer geistig ethischen Ergänzung der sozialistischen Auffassung vom ökonomischen Determinismus erkannt und Jean Jaurès hat sein Wort in großartigster Weise zur Tat gemacht. Wenn der Sozialismus, insbesonders in Deutschland, die Kraft findet, sich geistig zu erneuern, aus dogmatischen Spitzfindigkeiten sich zu lebendiger und allseitiger Anschauung der Wirklichkeit aufzuraffen, so würde er der mächtigste Faktor der pazifistisch-demokratischen Entwicklung werden.

Auch der Pazifismus läuft nicht selten Gefahr, der materialistischen Zeittendenz zu unterliegen, die die Sozialdemokratie so verhängnisvoll beinflußt und ihre gewaltige Kraft gelähmt hat. Es handelt sich darum, den Völkern die geistige Vergiftung möglichst auszutreiben, bevor sich der große organisatorische Gedanke des Pazifismus voll entfalten kann. Ehe dies wenigstens bis zu einem gewissen Grad gelungen ist, wird man vergeblich nachweisen, daß der Pazifismus im „Interesse“ der Völker liege. Die Angelsachsen und vielfach auch Kaufleute anderer Nationen, die weniger unter historischer Belastung stehen, verstehen diese psychische Seite meist nicht und glauben damit auszukommen, daß sie vorkalkulieren, der Krieg sei eine „falsche Rechnung“, er rentiere sich nicht. Als ob jene Kreise, die die öffentliche Meinung gewisser Länder bestimmen, danach fragten! Auf was für gänzlich überflüssige und nutzlose nationalökonomische Untersuchungen sind vor dem Kriege von der Carnegiestiftung reiche Mittel verschwendet worden! Man muß endlich begreifen, daß der Nationalgeist der Niederschlag von Jahrhunderten ja Jahrtausenden ist, daß seit undenklichen Zeiten sich Ideale und Wertungen festgewurzelt haben, die zwischen den Völkern keineswegs übereinstimmen. Natürlich handelt es sich nicht um individuelle Moral oder Bildung. Der einzelne Deutsche, Engländer oder Franzose wird inbezug auf das, was im Privatleben Recht oder Unrecht ist, fast ausnahmslos genau das Gleiche meinen, ihr Handeln wird fast genau denselben Motiven unterliegen. Sobald aber öffentliche Dinge in Frage kommen, wird die Sachlage ganz anders. Auch hier mag ja z. B. der deutsche und der englische Arbeiter scheinbar übereinstimmen. Aber zunächst hat eben der deutsche Arbeiter nicht die geringste Möglichkeit, nach seinen eigenen Idealen aktiv an der Bildung des Nationalwillens mitzuwirken. Die öffentliche Meinung oder gar die Richtung der großen Politik wird im Deutschen Reich von ganz anderen Kreisen bestimmt. Die Wahrheit dieser Behauptung wird oft mit dem Hinweis angefochten, daß auch in England der Adel noch eine große Rolle spiele (was überdies noch übertrieben ausgemalt zu werden pflegt), während Bureaukratie und Heer Deutschlands stark verbürgerlicht seien. Aber auf die Herkunft der

leitenden Männer aus einer bestimmten Klasse kommt es nicht so sehr an, sonst wäre ja die Sozialdemokratie, deren Begründer Marx, Engels und Lassalle aus reichen Bürgerhäusern stammten, eine kapitalistische Partei. Sondern das Bestimmende ist 1. der Geist der einzelnen Klassen. Offenbar ist der Geist des englischen Adels, der seit vielen Jahrhunderten kein Kriegerstand mehr ist, vielmals „bürgerlicher" als der Geist des deutschen Bürgertums, dessen Ideal der Reserveoffizier bildet. Und 2. fragt es sich, ob ein Staatsmann die eigenen Ideale vertreten kann oder nicht. Ein David Lloyd George konnte seine demokratisch-sozialistischen Ideen auf die höchste Stufe der Machtleiter mitnehmen und zu verwirklichen beginnen, während er sie in Preußen schon vor dem Eintritt in irgend ein verantwortungsvolles Amt hätte preisgeben oder sorgfältig verstecken müssen.

In jedem Lande beeinflußt die geistige Haltung der herrschenden Schichten die Stimmung des ganzen Volkes. Presse, Erziehung, Literatur, Wissenschaft, Kunst — alles verbreitet gewisse Ideen, die unbewußt selbst von Schichten eingesaugt werden, die sich selbst für sehr oppositionell oder gar revolutionär halten. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß der nationale Sturmwind des 4. August 1914 das ganze stolze Gebäude der deutschen Sozialdemokratie niederwarf wie ein Kartenhaus? Die Gewalthaber wußten genau, was sie wagen durften. Freilich setzte die bewußte Aufpeitschung zum höchsten Grad nationaler Leidenschaft erst im Kriege ein, aber es wäre eben nicht denkbar gewesen, wenn die Ansätze hiezu nicht seit langem im deutschen Nationalgeist latent gewesen wären. Was dann an geistiger Bearbeitung der Volksseele geleistet wurde, ist vielleicht das Furchtbarste dieses Krieges. Die ganze Intelligenz ohne Spur von Eigendenken und Eigenwillen, sich hingebend als fanatisiertes Werkzeug der Gewalt; eine raffinierte Verkehrung von Schwarz in Weiß — man kann es kaum anders nennen, als geistige Vergasung. Freilich war dies die unerläßliche Voraussetzung, um *diesen* Krieg führen zu können.

Jedes Volk wie jeder Einzelne pflegt ja sich selbst zu überschätzen, weil es eben gar nicht in die Lage kommt, eigene und fremde Leistungen vorurteilslos zu vergleichen. Der moderne Nationalismus hat diese Selbstbewunderung bis zur krankhaften Selbstvergötterung gesteigert. Zweifellos hängt diese Entwicklung mit der Zurückdrängung religiösen Glaubens zusammen. Früher beherrschte den Menschen Ehrfurcht vor Gott, später trat der Glaube an die Menschheit, der Humanitätsgedanke an die Stelle und schließlich endigte man damit, die „Nation" oder gar die Rasse für das Heiligste und Höchste schlechtweg zu halten. Eine sonderbare geschichtliche Fügung wollte es, daß der deutsche Geist, der die großen Idealphilosophen hervorgebracht hat, am verhängnisvollsten in diesen platten Materialismus verstrickt wurde. Wo hat sonst die törichte Rassen-

lehre, die nicht den Geist, sondern das Blut für das Entscheidende ansieht, schon lange vor dem Kriege so ungeheure Verbreitung gefunden und so tiefen Einfluß auf die Herrschenden geübt? Wo gibt es sonst noch Könige, Minister, Generäle, Priester, Gelehrte, die ihre eigene Rasse als von Gott auserwählt, als Träger einer höheren Weltanschauung preisen, somit alle anderen Völker zum Pöbel herabwürdigen? Dies übersteigt weit das übliche nationale Selbstlob. Und wie der deutsche Intellektuelle ganz in den Bann der Vorstellung geriet, daß kein Volk dem deutschen an geistiger Tiefe, Genie, Herrlichkeit, Macht, Größe gleiche, daß es also berufen sei zu herrschen, so wurde dem Kaufmann und Arbeiter unaufhörlich gepredigt: wer ist so tüchtig wie wir, wer wächst so rasch an Volkszahl, Wohlstand, militärischer Kraft; wer also muß und soll auch so notwendig Raum gewinnen in der Welt, sich ausdehnen, ins Riesenhafte wachsen, immer wachsen?

Hier lag der geistige Nährboden des Alldeutschtums; aber die Wirkung dieser Idee reichte weit über die alldeutschen Kreise hinaus, sie drang tief bis in das Mark der Sozialdemokratie. Wie läßt sich solch ein Geist mit der Vorstellung einer „Gesellschaft der Nationen“ vereinigen?

Hier kann nicht versucht werden, den Nationalgeist der einzelnen Völker zu analisieren. Dies müßte den Gegenstand umfassender soziologischer Untersuchungen bilden, die leider heute noch fast ganz fehlen und zu denen der Schreiber dieser Zeilen manches beisteuern zu können hofft. Im wesentlichen hängt der Nationalgeist davon ab, wie ein Volk seine Geschichte sieht, welche historischen Vorgänge seine Phantasie erregen, welche führenden Männer ihm als nachstrebenswerte Vorbilder erscheinen. Der Ruhm des Eroberers Heinrich V., der sich die Krone Frankreichs aufsetzte, ist in England längst verblaßt und selbst Marlborough, Wellington und Nelson, die übrigens Verteidiger, nicht Eroberer waren, sind nicht mehr die Heroen des Volkes. In Frankreich wurde und wird noch kriegerischer Ruhm höher geschätzt, trotzdem beherrschen Ludwig XIV. und Napoleon nicht mehr die Seele des Volkes. Anders in Deutschland. Der Hohenzollernkult, besonders die Proskynesis vor dem „großen“ Friedrich, übersteigt an politischer Wirkung weitaus die Verehrung der Imperatoren in Rom oder Byzanz. Als Bismarck nach dem Sturz Napoleons III. gefragt wurde, gegen wen er denn den Krieg fortführe, antwortete er: gegen Ludwig XIV. So müßte auch in Deutschland erst einmal ein gründlicher Krieg gegen Friedrich den „Großen“ geführt werden. Schlagend sagt Nietzsche, daß die Toten die Lebenden beherrschen. In Deutschland erschöpft sich die Geschichtswissenschaft meist in gelehrtem Detailkram, oder sie dient unverhüllt der nationalen Selbstverherrlichung und politischen Beherrschung. Schöpfungen universalen Geistes oder ehrlicher Selbstkritik sind selten. Hier hat das Alldeutschtum seine eifer-

vollsten Verfechter. Treitschke, Dietrich Schäfer, H. St. Chamberlain beherrschen das Denken. „Einharts Deutsche Geschichte“, die den Geschäftsführer des alldeutschen Verbandes Claß zum Verfasser hat, ist bis jetzt in mehr als 60,000 Exemplaren verbreitet!

Wie die Geschichte, so stehen aber auch alle anderen Wissenschaften im Dienste der Politik. Der gefeiertste lebende Philosoph Deutschlands, den man Aristoteles und Leibnitz zu vergleichen pflegt, gibt sich dazu her, die geistige Minderwertigkeit der anderen Nationen an ihrer Philosophie zu demonstrieren! Selbst die Naturwissenschaft wird vergewaltigt, und wenn ein bedeutender Geist, wie Professor Nicolai, dem Mißbrauch der Biologie mit wissenschaftlichen Argumenten entgegentritt, so sperrt man ihn eben ein oder drangsaliert ihn sonst ausgiebig. Von Literatur oder Kunst wollen wir schweigen.

Ein geistiger Neubau auf allen Gebieten tut dringend not. Der Krieg, der mit dem Tag des Friedensschlusses entbrennen wird, braucht Waffen. Und wie die Waffentechnik des wirklichen Krieges die Theorie der Ballistik, die moderne Chemie u. s. w., zur Voraussetzung hat, so muß auch der pazifistische Krieg sich mit allen Errungenschaften der Wissenschaft rüsten und das höchste Kunststreben zu beseelen wissen. Die Weltanschauung der Humanität muß auf der alten, ewigen Grundlage mit neuen Bausteinen wieder aufgeführt werden. Es genügt nicht, die alten, abgelebten Schlagworte zu wiederholen; jede Zeit braucht ihre eigenen Formeln. Daher müßte eine gründliche Durcharbeitung aller geistigen Gebiete mit der Popularisierung Hand in Hand gehen. Waffen jeden Kalibers werden gebraucht, vom schweren Folianten bis zum Flugblatt, vom wissenschaftlichen Archiv bis zur Tageszeitung. Hauptsächlich auch müßte sich der kämpfende Geist dem fügen, was ihm am schwersten fällt: Disziplin und Organisation. Nicht im Sinne des Militarismus, sondern im Hinblick auf zweckmäßige Arbeitsteilung. Vielleicht noch schwieriger bringt der Kämpfer die Toleranz gegen den Mitringenden auf, der nicht ganz so denkt wie er. Jedes Bewußtsein einer Mission birgt die Gefahr eifervoller Unduldsamkeit. Auch hiegegen bietet geistige Ausweitung wenigstens teilweise Schutz.

Es wäre voreilig, hier schon einen Plan der Organisation zu entwerfen, der uns vorschwebt. Der richtige Geist findet schon den richtigen Weg. Aber soviel sei bemerkt, daß, wenn auch der Hauptkriegschauplatz dereinst im Deutschen Reich sein wird, doch die Neutralen eine große und wichtige Rolle zu spielen berufen wären und schon jetzt daran gehen könnten. Wenn es keine Neutralitätsverletzung war, dem wirklichen Kriege Waffen zu liefern, so kann noch viel weniger eine solche darin liegen, die Waffen für den pazifistischen Krieg zu schmieden. In den Kriegen der süddeutschen Städte und Bauern gegen den fürstlichen Absolutismus, jener großen Revolution, deren Fehlschlag das Schicksal der Demokratie in Deutschland besiegelte, standen teilweise die Schweizer mit den Waffen

für ihre süddeutschen Brüder ein. Die Glaubenskämpfe zeigten wieder oftmals das Zusammenschlagen der Herzen verschiedener Völker. Im 18. Jahrhundert hat die Schweiz einen höchst bedeutsamen Einfluß als Vermittler der englisch-französischen Aufklärung nach Deutschland hinüber geübt. Später haben die Demokraten und Sozialisten Deutschlands an der Schweiz ihren wichtigsten Stützpunkt gehabt.

Die Gegenwart stellt die neutralen Demokratien vor noch größere, schwere, aber ehrenvolle Aufgaben. Freilich kann die geistige Befreiung eines Volkes nicht bloß von außen her erfolgen. Die besten Kräfte in ihm müssen für diesen Kampf gewonnen und organisiert werden. Hier liegt aber eben die ungeheure Anfangsschwierigkeit. Man hat früher die Proletarier oft als „classe dangereuse“ bezeichnet. In Wirklichkeit verdienen die Intellektuellen diese Bezeichnung weit mehr, vor allen anderen aber die Intellektuellen Deutschlands. Sie stehen heute größtenteils mit Hingabe im Dienst des Gewaltstaats, dessen Idee sie ganz erfüllt. Die oppositionelle oder kritisch gestimmte Minderheit ist völlig ausgeschaltet. Manche leben in der Emigration, andere unter strengstem militärisch-polizeilichen Druck, wieder andere sind des Brots halber gar auf den Frondienst in der patriotischen Meinungsfabrik angewiesen. Nur eine großangelegte, sorgfältigst vorbereitete Offensive kann in diese geistige Front Bresche schlagen und hiefür wäre die Mithilfe eines Kontingents aus neutralen Ländern von größter, vielleicht entscheidender Bedeutung. Die Gelehrten, Literaten und Künstler mögen jeder ihren Stein zu dem Neubau des Humanitätsideals beitragen; die Propagandisten mögen die Grundgedanken in gangbare, kleine Münzen umprägen und diese in Umlauf setzen. Der Kaufmann und Industrielle müßte hierbei der natürliche Bundesgenosse oder stille Teilhaber sein. Jeder Kampf erfordert auch ganz bedeutende materielle Mittel. Erst wenn die Offensive weit vorgetragen wurde, kann die Armee ihre Kriegsmittel aus dem Lande selbst ziehen. Löbliche Gesinnung hat reiche Mittel zur Bekehrung der Neger und dergleichen mehr gespendet. Wieviel nötiger wäre es heute, Europäer zu christlichem Fühlen zu bekehren! Vor allem aber bedarf es der Organisation, des Zusammenschlusses zu arbeitsteiligem Wirken, der jeder Einzelkraft die richtige Stelle zuweist und ihre Wirkungsmöglichkeit vervielfacht.

Gedanken zur Reform der Presse.

Die Presse ersetzt heute Religion, Wissenschaft und das Denken überhaupt; alle finden wir unser Tun in der Presse vorgezeichnet, unser Denken vorgedacht, unsere Freude vorgejubelt, unsere Tränen vorgeweint. Wer vermag sich dem Zwang der fort-

währenden Suggestion zu entziehen, wenn er auch meint, über sie zu stehen? Der Zeitungsmann selber kann der Atmosphäre seiner Zeitung nicht widerstehen. Ist uns diese gewaltige Macht der Presse zum Heil geraten, ist sie eine Kundgebung gütigen, weisen, reinen Geistes? Nie gesehenes Verderben gibt darauf Antwort. Viele, wahrlich nicht die Schlechtesten und Törichtesten meinen, man könnte auf die politische Presse überhaupt verzichten; begibt man sich aber der politischen Beeinflussung, so wird dadurch nicht allein der schlechte, sondern auch der gute Einfluß getroffen, und das schlechteste Bestehende wird vor dem besten Werdenden geschützt. Der Kampf muß sich darum nur gegen die unberufene Presse wenden, um so der berufenen zum Sprechen zu verhelfen.

Die moderne Zeitung ist privates Geschäftsunternehmen, auf Eigengewinn gerichtet. Diesem Geschäft, dessen Absichten durchaus nicht als rein erwiesen dastehen, wird wie keiner anderen staatlichen Institution weitgehendster Einfluß auf das Leben der Gemeinschaft eingeräumt. Wie darf gelitten werden, daß des Volkes höchster Lehrer und Berater in allen Lagen des Lebens, ein aufgedrungenes, auf Gewinn gerichtetes Geschäftsunternehmen sein soll? Eine Horde Seelenverkäufer überschreien einander, bieten ihren käuflichen Rat feil, und Menschen besten Willens nehmen ihn dankbar ab; verschmähen sie ihn aber, so atmen sie doch die Luft um ihn ein. Wie jedes andere Geschäft, hat auch die Presse sich selber zum Ziel, sie dient ihren Unternehmern, und nicht der Gemeinschaft, — wie kann in ihr der Leser sein Heil suchen? Eine Institution, die größte Uneigennützigkeit, Verantwortlichkeitsgefühl und Reinlichkeit der Gesinnung zur Voraussetzung hat, wird dem privaten Unternehmungsgeist, den Zufällen des Konkurrenzkampfes überlassen. Jene Zeitung besiegt alle andere und bekommt den größten Einfluß, die sich am „geschicktesten" dem Augenblick anzupassen weiß und ihre Interessen wahrzunehmen versteht, die am wenigsten feste Grundsätze hat und am geschmeidigsten ist, die größte Schlauheit mit Habsucht zu verbinden versteht. Wer es zu dieser Vollkommenheit nicht bringt, unterliegt: die reine Zuchtwahl zum Bösen. Auch hier führt der auf Gewinn gerichtete Wetteifer „Verschlechterung der Produktion" herbei. Jede Zeitung, die ein Privatunternehmen ist und sich selber zum Ziel hat, ist von Uebel und muß bekämpft werden. Mit schwerem Bangen gewahren wir spät genug, wohin diese Führer uns führen.

Der Redakteur steht nicht im Dienst der Gemeinschaft, sondern Einzelner; die Beweggründe seines Wirkens sind die des Kaufmanns. Eine Wahl- oder Propagandarede sich bezahlen lassen, gälte als ehrlos, die politischen Mitarbeiter der Presse lassen sich ihre geschriebenen Propaganden mit ruhigem Gewissen, öffentlich bezahlen: ihr Geschäft ist Belehren, Ratgeben ihr „freier" Beruf, da aber ihr Ziel ihr Geschäft ist, muß in Konflikten des Geschäftes mit dem Gewissen, das Geschäft siegen. Der „beste" Journalist ist, wer sich am besten dem

Augenblick anzupassen weiß, der jeden Augenblick bereit ist, seines Herzens Gott dem Teufel zu opfern; wer dies am besten versteht, der geschmeidigste, gewandteste, geschäftsfähigste wird Redakteur. Sein Ziel ist Gedeihen seiner Zeitung und ihrer Tendenzen, gleichviel ob sie mit dem Wohl der Gemeinschaft, in deren Diensten er nicht steht, übereinstimmen, oder nicht.

Verdient der politische Journalist unser Vertrauen, kennen wir ihn überhaupt? Ein bezahlter Ratgeber, der geschäftswegen für alles Rat zu wissen hat; gleichviel ob er sich im Augenblick berufen fühlt oder nicht, muß er auf die Daten des oft noch unfertigen Geschehens seine zwangsweise gesammelten Geister wie Scheidewasser wirken lassen, und die erfolgte Lösung, die eher Zersetzung ist, der Gesellschaft als heilbringende Wahrheit vorsetzen; dafür wird er auch bezahlt. An der gegebenen politischen Situation ist er selber selten seelisch beteiligt, er hat für sie meistens nur sein geschäftliches, höchstens aber theoretisches Interesse übrig. Selten ist der Journalist ein von Berufung zur Führerschaft Durchglühter, seine Liebe zur Gemeinschaft ist bezahlt. Selten ist er ein kraftstrotzender voller Mensch, welcher spricht, weil er nicht anders kann, meistens ein traurig Gleichgültiger, der schreibt, weil er nicht anders verdienen kann. Unter halber oder ganzer Anonymität versteckt, wälzt er die moralische Verantwortlichkeit von sich auf den „verantwortlichen" Redakteur, der aus Geschäft und „Beruf" dem Buchstaben des Gesetzes gegenüber verantwortlich ist. Moralische Verantwortung kennt der Journalist nur gegenüber der Zeitung, oder „der Macht, die hinter ihr steht". Beiträge von Nichtjournalisten, die gelegentlich der Gemeinschaft etwas zu sagen haben, diese edelste berechtigtste Gelegenheitspublizistik, wird mißtrauisch und ungern gesehen; jedenfalls aber erst vom Standpunkt des Geschäftsinteresses geprüft; denn die Zeitung, gleichviel ob sie Dividenden zahlt, oder von Interessenten bezahlt wird, ist nicht der Gemeinschaft wegen da. Dies der Grund, warum sie die natürliche „Verbündete aller schlechten Geister" werden muß.

Die größten Mißstände der Presse sind also: ihr privater, rein geschäftlicher Charakter, die willkürliche autokrate Ernennung der Redakteure, und der bezahlte Berufsjournalismus; mit ihrer Abschaffung ist die Bahn zur Reform beschritten.

Entstammt die gegenwärtige Presse der Initiative Einzelner, und ist für diese Einzelnen auch da, muß sie in Zukunft aus der Gemeinschaft, für die Gemeinschaft kommen; darum muß sie vom Besitz Einzelner in den der Gemeinschaft übergehen: sie muß verstaatlicht werden. Dies ist keine Einschränkung der Freiheit, ebensowenig wie das Verbot der Kurpfuscherei und Falschmünzerei. Wie die Universität, das Gericht ohne Abhängigkeit vom Staat, staatlich ist, so muß es in Zukunft auch die Presse werden; dann erst wird sie sich allen in der Gemeinschaft schlummernden Möglichkeiten öffnen. Die Einrichtung des Geschworenengerichtes kann uns darüber belehren, wie eine Insti-

tution aus der Gemeinschaft für die Gemeinschaft, staatlich aber völlig unabhängig sein kann. Der Staat finanziert die Zeitung, bekommt den Gewinn, ohne daß ihm geringster Einfluß auf den Geist der Presse eingeräumt wird. Der Presse Ziel wird dann mit dem Wohl der Gemeinschaft identisch werden; ihre Vergehen aber werden dann eben Vergehen der Gemeinschaft sein. Nicht mehr auf den momentanen Gewinn gerichtet, wird sie mit ruhigem Gewissen weitsichtig sein dürfen, zum Wohl der Gemeinschaft, wie sie früher kurzsichtig sein mußte, zum Wohl der privaten Eigentümer. In natürlicher Weise wird dadurch auch die gefährliche Konkurrenz der „viel zu vielen" Zeitungen aufhören. Der Gefahr geistiger Stagnation einer solchen Presse wird vorgebeugt, indem jedem Bürger die Gründung neuer Zeitungen ermöglicht wird, die dann nach einiger Zeit, im Falle der Bewährung, auch verstaatlicht werden sollen. Die Presse als Eigentum der Gemeinschaft wird sein wie die Gemeinschaft, wird ihr Wollen und Wesen äußern, ob schlecht ob gut wird dann die Gemeinschaft jene Presse haben, die sie verdient. Ebensowenig wie Böses, darf auch Gutes nicht mit Gewalt aufgedrungen werden. — Die erste Forderung ist darum: die Presse muß Eigentum der Gemeinschaft werden für die sie erscheint.

Wird heute der Redakteur vom Kuratorium der Aktiengesellschaft, oder der „Macht, die hinter ihr steht" gewählt, so muß er in Zukunft, wie Leiter und Beamten anderer hoher politischer Posten, von der ganzen Gemeinschaft gewählt werden. Priester unterliegen der Wahl ihrer Gemeinden, warum nicht auch die weltlichen Berater? Richter, die Vergehen abzuurteilen haben, unterliegen der Volkswahl, Führer aber, die vor Vergehen bewahren sollen, brauchen bloß aus dem Kampfe der Schlauheit und Verschlagenheit siegreich hervorzugehen? Nicht nur Eigentümerin der Presse muß die Gemeinschaft werden, sie selber muß sie in den Personen der für eine kurze Amtsdauer gewählten Redakteure lenken. Wählt dann die Gemeinschaft mit Bewußtsein einen Ungeeigneten, darf es ihr niemand wehren; einer „besserwissenden" und besserwollenden Minderheit bleibt immer die Möglichkeit, sich ein durchaus eigenes Organ zu schaffen, denn mit „Wahl" ist hier Zustimmungsäußerung einer Bürgeranzahl und keinerlei Mehrheit gemeint. Dem Staat wird es infolge der Vereinheitlichung des Betriebes ein Leichtes sein, mehrere Zeitungen herauszugeben, weil sie sich einander ökonomisch nicht zu bekämpfen brauchen werden. Als Staatsbeamten müssen die Redakteure fix bezahlt werden, jeder „Nebenverdienst" ist Bestechung. Nicht für ihr So-Wirken, sondern für ihr Wirken überhaupt werden sie entlöhnt, sie haben keine Erhöhung oder Minderung ihrer Einkünfte je nach Art ihres Wirkens zu gewärtigen, nur allein die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit ihrer Wähler. Mit ihrem Gewissen in Frieden lebend, können sie mit Klarheit und Muße die Totalität jedes Geschehens übersehen, ohne die „Konsequenzen" jeden Augenblick ziehen und abschließen zu müssen. Im Dienst der Gemein-

schaft stehend, suchen die Redakteure sie zufriedenzustellen, wie früher den Privateigentümer. Täuschen sie aber das in sie gesetzte Vertrauen, werden sie nicht wiedergewählt. Nach Ablauf der Amtsdauer wird dem Hauptredakteur der Kontinuität der Erfahrung wegen, für eine Zeit lang, eine beratende Stimme eingeräumt. Der Redakteur aus Beruf ist ein Unding, wie Abgeordneter oder Geschworener aus Beruf. — Die zweite Forderung lautet somit: Redakteure und politische Unterredakteure sollen von der Gemeinschaft für eine zwei- bis dreijährige Amtsdauer durch Zustimmungsäußerung einer Bürgeranzahl gewählt werden.

Der Journalist, ein berufsmäßiger Alleswisser, der sich in jedem unerwartetsten politischen Geschehen, wie wenig er auch seelisch dabei beteiligt ist, „zurechtfinden“ muß, der alles im voraus auf sein Referat hin erlebt, daran arbeitend, bevor das Geschehen noch zu Ende ist, muß zum Schweigen gebracht werden; er bringt Verwirrung mit seinen Konjekturen. In allen Fächern darf eine Zeitung ständige Mitarbeiter haben, nur nicht in der Politik; Redakteure werden fix entlöhnt, sonst darf kein politischer Beitrag bezahlt werden. Der bürgerliche Anstand hat zu verbieten, für politische Belehrung Entgelt zu nehmen, oder zu zahlen, geschweige sie als Geschäft zu betrachten. Diejenigen, die dann, ohne Aussicht auf Entgelt, selten aber aus Notwendigkeit der Stunde schreiben werden, jene wirklich Beteiligten, werden aber auch die wirklich Berufenen sein, nicht wie heute Menschen, die außerhalb, oder „über“ der Gemeinschaft stehen: die Gemeinschaft selber wird zu Worte kommen. Dringt die Ueberzeugung durch, daß bei politischen Beiträgen von ehrlichem Entgelt nicht gesprochen werden kann, so wird auch der unehrliche unmöglich. Praktisch politische Erörterungen müssen aus der Not der Stunde hervorgehen, nur gelegentlich betriebene Publizistik ist ehrlich und wirklich erlebt. Die Einrichtung der verantwortlichen Redakteure hat wegzufallen, jeder soll für sich verantwortlich sein. Pseudonymität, halbe oder ganze Anonymität ist unstatthaft, selten steckt Bescheidenheit dahinter. So wird der ungeheuerliche Wust des Zeitungsmaterials auf das Notwendige, wirklich Erlebte reduziert werden. Allmählich wird sich dann bei Berufenen die Pflicht heranbilden, in nötigen Fällen das Wort in der Presse zu ergreifen, während es heute Unberufenen überlassen wird. So wird auch die Politik von all der sinnlosen, unwirklichen Spitzfindigkeit geläutert werden. — Die dritte Forderung lautet: Weg mit den berufsmäßigen, bezahlten politischen Journalisten; die einzig Berufenen sind die Gelegenheitspolitiker und Gelegenheitspublizisten, die aus der Gemeinschaft für die Gemeinschaft wirken.

Soll nicht alles vergebens sein, müssen auch die Preßbureaux (Informationsagenturen) wie die Presse vom Staat finanziert und durch einen vom ganzen Volk gewählten Leiter geführt werden. Auch die Mitarbeiter dieser Bureaux müssen fix bezahlt werden. — Dies die vierte Forderung.

Zur Praxis übergehend, muß dreierlei erörtert werden: Wie werden bestehende Zeitungen verstaatlicht, wie gründet der Staat neue Zeitungen, und wie haben die oben vorgesehenen neuen Zeitungsgründungen privater Initiative und ihre spätere Verstaatlichung vor sich zu gehen. Es soll hier mit dem letzteren begonnen werden, weil es die praktische Ausführung der beiden anderen Fälle zum Teil andeutet.

Jeder, der eine neue Zeitung zu gründen wünscht und für den Anfang die nötigen Mittel besitzt, meldet seine Absicht der Stadtbehörde und darf dann ohne weiteres sechzig Probenummern seiner Zeitung, zunächst von einem beliebigen Redakteur redigiert, erscheinen lassen; so über Absichten und Form der Zeitung hinreichenden Aufschluß gebend. Nach der sechzigsten Probenummer darf die Zeitung eine Wahlliste ihrer Redakteure der nächsten Volksabstimmung vorlegen. Durch Zustimmung einer gewissen (noch zu bestimmenden) Bürgeranzahl werden die politischen Redakteure gewählt, dann darf die Zeitung erscheinen. Erreichen die aufgestellten Kandidaten die nötige Stimmenzahl nicht, muß eine andere Kandidatenliste einer nächsten Volksabstimmung vorgelegt werden, sonst hört die Zeitung auf zu erscheinen. Die Redakteure werden auf die Dauer von zwei bis drei Jahren gewählt und behalten nach Ablauf ihrer Amtsdauer im Interesse ihrer Erfahrungskontinuität für ebenso lange eine gewichtige beratende Stimme, die ihnen nur im Falle einer Mißtrauenskundgebung entzogen wird. Nach den ersten zwei Jahren erstattet die Zeitung dem Staate Bericht über ihre Geschäftslage zur Prüfung. Ist ihre finanzielle Lage gesichert, oder sind dafür Aussichten in naher Zeit vorhanden, so zahlt der Staat den Gründern ihre Kosten und die Zeitung geht in Besitz des Staates über. Da die Gründung neuer Zeitungen nur aus uneigennützigen Motiven erlaubt ist, wird natürlich kein Nutzen bezahlt. Für die ersten zwei Jahre dürfen die Gründer Kandidaten zu Redakteuren vorschlagen; dies ist alles, was ihnen gewährt wird; später wird dies von den Redakteuren und Mitarbeitern, bezahlten wie unbezahlten (politischen), getan. Ist eine Zeitung nach den ersten zwei Jahren nicht gesichert und besteht nur von uneigennützigen Zuwendungen, so kann die Zeitung nur dann verstaatlicht werden und weiter erscheinen, wenn die Zuwendungen auch nach der Verstaatlichung nicht entzogen werden. Privatstiftungen zu Gunsten von Zeitungen nimmt der Staat gerne an, doch räumt er den Stiftern keinerlei Rechte ein. Ist die finanzielle Lage nach dem zweiten Jahr zwar nicht gesichert, doch hat sich ihr Wesen und ihre Gesinnung so bewährt, daß ihr weiteres Erscheinen wünschenswert ist, worüber wiederum eine (noch zu bestimmende) Anzahl Zustimmungen beim Volk einzuholen ist, so übernimmt der Staat trotzdem die Zeitung und läßt sie weiter erscheinen. Hat sich die Zeitung weder geistig oder ethisch hervorgetan, noch finanziell zu sichern vermocht, braucht sie der Staat nicht zu übernehmen, und sie muß ihr Erscheinen einstellen.

Will der Staat von sich aus eine neue Zeitung gründen, läßt er sich vom Stadtrat der Stadt, in der die Zeitung erscheinen soll, eine Wahlliste der Redakteure aufstellen, die dann die Zustimmung eines beträchtlichen Teiles der Stadtbevölkerung bedarf. Dann gibt der Staat die Zeitung auf eigene Kosten, zum eigenen Nutzen, mit Hilfe der gewählten Redakteure und politischen Unterredakteure, der bezahlten und unbezahlten (politischen gelegentlichen) Mitarbeiter, heraus. Kann eine vom Staat gegründete Zeitung nach zwei Jahren von ihren Abonnenten und Lesern nicht bestehen und hat hiefür in naher Zeit keine Aussicht, unterliegt ihr Weitererscheinen der Zustimmung eines Teiles der Gemeinschaft, die bei der nächsten Volksabstimmung einzuholen ist.

Am schwierigsten ist die Lösung der Frage: Wie sollen die bestehenden Zeitungen verstaatlicht werden, wie soll die Wahl unter den „viel zu vielen" vor sich gehen. Vielleicht ist das Folgende der Anfang einer Lösung. Schreitet eine Stadt zur Säuberung ihres Zeitungswesens, wählt sie eine Kommission, die zunächst die ungefähre Zahl aller Zeitungsleser der Stadt, und wieviele auf jede Zeitung entfallen, ermittelt. Die wenigen meistgelesenen Zeitungen, und jene, deren Existenz auch sonst (etwa durch Privatzuwendungen) gesichert sind, übergehen zwangsweise in Besitz des Staates, der den bisherigen Eigentümern eine gerechte Entschädigung, etwa außer dem faktischen Wert der Einrichtungen u. s. w. noch den Gewinn der nächsten fünf bis zehn Jahre, zahlt. In erster Reihe aber werden jene Zeitungen, ohne Rücksicht auf geschäftliche Umstände, verstaatlicht, deren Gesinnung sich bewährt hat. Für alle diese Zeitungen legt die Kommission eine Wahlliste der Redakteure, dem Volke zur Zustimmung vor. Die bisherigen Redakteure brauchen von der Liste natürlich nicht unbedingt ausgeschlossen zu werden. Alle anderen Zeitungeu, die sich weder durch Gesinnung, noch durch äußerlichen Erfolg bewährt haben, müssen eingehen, und ihre Eigentümer bekommen eine gerechte Entschädigung.

*

Der Redakteur ist die Seele einer Zeitung, er gibt ihr den Charakter; der Redakteur ist vom Besitzer abhängig und gewissermaßen von seinen Mitarbeitern. Darum muß die Gemeinschaft selber der Eigentümer, der Redakteur und der politische Mitarbeiter werden. Dies ist der Ausgangspunkt der hier angedeuteten Reformen.

Betont soll werden, daß dem Staat hierdurch keinerlei Einfluß auf den Geist der Zeitung eingeräumt werden will, und daß nur die Wahl der Hauptredakteure und der politischen Unterredakteure einer Volkszustimmung unterworfen wird.

Hervorragende Bürger guten Willens und reinlicher Denkart sollen häufig aufgefordert werden, ihre Ansicht in aktuellen politischen Fragen zu äußern; so wird allmählich das Pflichtgefühl zur spontanen Stellungnahme in der Presse, durchdringen und die Scheu, vor die

Oeffentlichkeit zu treten, überwunden. So werden jene verdrängt werden, denen zwar diese Scheu fehlt, aber auch sonst jede Berufung zur politischen Belehrung.

Meïr Wiener.

Wilhelm Muehlon.

Im Herbst des Jahres 1916, in einem Zürcher Café, hörte ich aus dem Munde eines der hervorragendsten deutschen Gelehrten den Namen Muehlon zum ersten Mal. Ein bisheriger Direktor der Krupp'schen Werke, der, angeekelt von dem Geschäft mit Mordwerkzeugen, sich davon zurückgezogen und fortab dem Dienst der Menschheit leben wolle. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich und spannte meine Neugierde, diesen Mann kennen zu lernen. „Sie werden ihn sehen", sagte mein Gewährsmann, „er ist jetzt noch irgendwo am Balkan, kommt aber demnächst in die Schweiz, um dauernd hier zu bleiben." Ich frohlockte bei dieser Aussicht. Es war gerade in den Jahren vor dem Krieg, als wir Pazifisten in den verschiedenen europäischen Ländern daran gegangen waren, den Virus der internationalen Kriegshetze zu entdecken und das ineinander verwickelte System der internationalen Rüstungsindustrie aufzudecken begannen. Wir waren als der Krieg ausbrach gerade soweit, um zu erkennen, auf welch richtigen Fährte wir uns befanden. Aber auch soweit, um uns klar zu machen, daß wir hier einem geschlossenen Kreis organisierter Interessen von höchster Macht gegenüberstanden, die uns das Eindringen in Vorgänge, die wir ahnten, zum Teil sahen, zum Teil errechneten, hartnäckig verschließen werden, um uns den gerichtsmäßigen Beweis unmöglich zu machen. Wir sahen die Opfer, die bei solchem Beginnen verbluteten, wie Liebknecht in dem berühmten Krupprozeß aus dem Jahr 1913. Jetzt aus diesen Kreisen selbst einen Mitarbeiter zu bekommen, einen Mann, der zu den Eingeweihten gehört und aus Ekel vor dem Getriebe sich von diesem wandte, erschien mir, mitten im Trübsal des Weltkriegs, als ein Glücksfall, als ein Ereignis, das für die schwergeprüfte Menschheit in den Kampf gegen das Mikrobenheer der Kriegsinteressenten von höchster Bedeutung sein könnte. Ein Bakteriologe, der die Lebensbedingungen der Krebszelle oder des Schwindsuchtsbazillus studiert, konnte einer zu erhoffenden Entdeckung nicht sehnsüchtiger entgegenharren, wie ich diesem Wissenden.

Einige Monate später hörte ich, Muehlon sei in der Schweiz. Er käme nach Bern, ich werde ihn kennen lernen. Nun erwartete ich, daß eines Tages ein Auto in meine stille Gasse rasseln, schnaubend vor der kleinen Pension halten werde, in der ich mein Kriegsheim aufgeschlagen habe, und dieser Dr. Muehlon mir so in

Erscheinung treten werde. Mit meinen alten Berliner Begriffen von neudeutscher Lärmtüchtigkeit konnte ich mir das Erscheinen eines Mannes aus dem Essener Welthaus nur so vorstellen. Es kam anders. Eines Abends — es war am 13. Dezember 1916; das Extrablatt mit dem Friedensangebot der Zentralmächte hatte ich mir eben an die Tür meines Zimmers genagelt — brachte mir das Stubenmädchen die Karte Dr. Muehlons. Also ohne Auto. Und so gar nicht rasselnd und stampfend, mit seinem auf den ersten Blick einen jeden gewinnenden und in seinen Bann schlagenden Lächeln, trat er ruhig und bescheiden in mein Zimmer. Ich war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der seit einigen Tagen als Neuankömmling in meiner Pension neben mir Speisende, daß mein neuer Zimmernachbar, von dem ich so gar keine Notiz genommen hatte, der Gewaltige von Krupp, der von mir so sehr erwartete Dr. Muehlon sei. Durch diese Enttäuschung an den von mir vorausgesehenen Nebenumständen hatte ich plötzlich den ganzen Menschen erkannt. Der Abtrünnige von jenem System, das in dem Wort Krupp ausgedrückt ist, kann ja unmöglich mit jenen Aeußerlichkeiten behaftet sein, die die Vorstellung eines Angehörigen jenes Welthauses in uns hervorruft. Zu der Apostata-Rolle gehört vor allem eine Denkweise, die mit der alten bricht, und ein solcher Widerspruch im Innern muß auch das Aeußere beeinflussen. Unsere Vorstellung, die so leicht der Routine anheimfällt, stellt uns so öfter Fallen.

Ich sollte ihn noch weiter kennen lernen.

Muehlon ist kein Lärmender. Er hatte gar keine Absicht, in das Kampfgewühl zu steigen. Sein Sinn ging darauf hinaus, sich zurückzuziehen von einem System, das er so gründlich kannte und so innig haßte. Nicht als ein Rächer ging er in die Schweiz, sondern als einer an den Zeitereignissen Leidender, als einer, der so innig deutsch war, daß er das Gebahren der Ueberpatrioten, die Handlungen des Krieges und seine Vorbereitung, die verfehlten Versuche zu ihrer Rechtfertigung schwer empfand und sich durch alle diese Vorkommnisse, deren Hintergrund er kannte wie kein Anderer, aufs tiefste abgestoßen fühlte. Er wollte, fern vom Kampfgetümmel, seelisch genesen. Nichts lag ihm ferner als während des Kriegs öffentlich aufzutreten. Er wußte und sagte es gerade heraus, daß ein solches Hervortreten im heutigen, von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen, Deutschland wenig nützen und nur Freude bei der Entente auslösen könnte. Dies galt ihm, zu vermeiden. So suchte er nur, im Stillen in Deutschland selbst zu wirken. Er ließ seine Kenntnisse und seine Anschauung der Dinge vertraulich an maßgebende Persönlichkeiten gelangen. Dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg schrieb er einen Brief, in dem er ihm die Schädlichkeit der falschen Haltung der deutschen Regierung in der belgischen Frage und in der Behandlung der belgischen Bevölkerung darlegte. Er ließ an eine Anzahl führender Parlamentarier ein

Schreiber gelangen, in dem er seine Kenntnisse von der Vorgeschichte des Kriegs mitteilte, um jene zu einer Einwirkung auf die Regierung zu veranlassen. Es war dies das Dokument, das im März dieses Jahres, just vor der großen Westoffensive im Hauptausschuß zur Besprechung und dadurch in die Oeffentlichkeit gelangte. Das war gegen Muehlons Willen. Das Unglück wollte es, daß man glaubte, seine ernsten Mahnungen dadurch abtun zu können, indem man das beliebte Verfahren der „Pathologisierung" einschlug. „Ein an seinen Nerven zusammengebrochener Mann." So lautete das Verdikt der Regierung, das jene ernsten Mitteilungen entkräften sollte. Dieses Verdikt, an das zwar wenige geglaubt haben dürften, trieb Muehlon erst in die Oeffentlichkeit. Er verfaßte einige Aufsätze in Schweizer Zeitungen und gab schließlich die Einwilligung zur Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen aus den ersten Kriegstagen.

Diese Aufzeichnungen, die unter dem Titel „Die Verheerung Europas" (Orell Füßli in Zürich) erschienen, bilden einen Lichtstrahl in dem Dunkel der Zeit. Sie zeigen einen ganzen Menschen und den Eindruck der Ereignisse auf einen, dem allgemeinen Taumel gegenüber immun Gebliebenen. Es sind ganz intime Niederschriften, die ein durch die furchtbaren Ereignisse der Kriegswerdung gequälter Europäer zur eignen Erleichterung festgehalten hat. Sie waren sicherlich nicht dazu bestimmt, während des Kriegs veröffentlicht zu werden. Da es nun doch geschehen, zeigt es sich, daß der Verfasser kein zusammengebrochener Mann, sondern ein Recke ist, dessen Kraft in der hohen Sittlichkeit seiner Weltanschauung liegt.

Die Schrift Muehlons bedeutet eine Niederlage für den Kriegsgeist, die nachhaltiger wirken wird als alle Giftgas-, Feuerwerfer-, Luft- und Unterseesiege. Sie wird noch eine große Rolle spielen in der Geschichte des deutschen Volks, das nie an dieser mutigen Tat vorübergehen kann, wenn diese auch jetzt noch so sehr von dem Fluch der Schwertgewaltigen und ihren schreibenden und telegraphierenden Advokaten verfolgt werden sollte. Diese Schrift Muehlons ist die Morgenröte eines neuen Deutschlands. Sie läßt die Hoffnung auf das deutsche Volk gerade jetzt aufleben, wo man alle Hoffnung für geschwunden hielt.

Diese Schrift, die den Deutschen die Irrwege ihrer Politik, die Verblendung ihrer Führer, die Krankheit des Volkskörpers so unerbittlich vor Augen hält, ist nicht das Werk eines Verbitterten, eines Unzufriedenen, eines in seinem Ehrgeiz nicht Befriedigten. Muehlon hatte Stellung und Ansehen wie nur wenige im Reich. Es lag eine glänzende Zukunft vor ihm, und er hat alles abgeworfen aus Ekel, aus Entrüstung, aus einem Sittlichkeitsempfinden heraus, das als heilig bezeichnet zu werden verdient. Wenn die Entente über diese Schrift auch jubeln wird, so geht es doch aus keiner Zeile, aus keinem Wort hervor, daß er sie um ihres Beifalls wegen geschrieben. Um sich selbst zu entlasten, verfaßte er diese

Aufzeichnungen, um sich zu rechtfertigen, veröffentlichte er sie jetzt. Mögen die Kriegswächter, Kriegsschürer und Kriegsinteressenten im Reich über diesen Mann und über seine Schrift den Bannfluch sprechen. Er hat mit ihr dem deutschen Volk mehr gedient als alle militärischen Taten. Denn er hat in der das Deutschtum verachtenden Welt den Glauben an das deutsche Volk wieder erweckt und wird damit den Frieden möglicher machen als es die Siege Hindenburgs und Ludendorffs können. Ein Volk, das einen solchen Mann hervorbringen kann, der, klar sehend, in der Zeit der tiefsten geistigen Verirrung alle Taten und Handlungen richtig einzuschätzen vermag, ist kein verlorenes Volk. Muehlon steht nicht allein. Nur hat nicht jeder die Nerven und die Gelegenheit, sein Denken jetzt so zum Ausdruck zu bringen wie es dieser und einige andere getan haben. Aber unterhalb der militärisch vergifteten Oberfläche, hinter der Grimasse der kriegerisch reglementierten öffentlichen Meinung, stehen Tausende, die innerlich den Tanz um die Schwerkanone nicht mitmachen, und die eines Tags das fieberdurchrüttelte Volk zu sich selbst und zur Genossenschaft mit den andern Völkern der Welt führen werden.

In dieser Schrift steht es vor uns, dieses furchtbare, dieses zeitwidrige, dieses grauenhafte System des raubgierigen und brutalen Pangermanismus und Militarismus. Nackt steht es da in seiner ganzen Scheußlichkeit und analysiert in seinen intimsten Regungen, in seinem Denken und perversen Fühlen. Aus den zahlreichen, zu Herzen gehenden Aeußerungen, die alle wie kräftige Striche das gigantische Porträt zeichnen, nur eine Stelle: „Macht, materielles Wachsen, Arbeitsgebiete, Disciplin, Methode, waren die Worte und der Sinn. Sonst keine Idee, die sie berechtigte, zu herrschen, keine Wohltat und keine Rücksicht, die sie den Besiegten schuldeten. Kurz, kein Edelmut. Sie wollen sich in das Bett der andern legen und lassen sich ruhig dafür Barbaren schimpfen. Sie haben nicht den leisesten Ehrgeiz, die andern moralisch zu gewinnen."

Einmal denkt er nach, daß es gut wäre, dem führenden Preußen den Sieg über Europa und die Ehre der Gestaltung der künftigen internationalen Beziehungen zu gönnen. Und er malt ein Bild aus, das er selbst als utopisch bezeichnet, um dann resigniert sich zu sagen: „Es wird alles rauben, was es kann, um es zubehalten. Es wird nur geben, woran ihm nichts liegt, und das nur auf Kosten anderer. Es wird nie seinen Fuß vom Nacken der Besiegten und Ueberfallenen nehmen. Es wird jede fremde Zivilisation zwingen, seine Barbarei zu verehren. Es glaubt nur an die starke Faust im Innern und nach Außen. Es erkennt keine Macht auf Erden als den Zwang."

Und an einer andern Stelle:

„Wir haben keine Achtung vor den Verträgen gezeigt, wir können keine andere Gesinnung als die von uns selbst bekundete

von andern Völkern gegen uns erwarten. Aber wir werden mit unserm Standpunkt nicht durchdringen. Es gibt ein moralisches Element in der Entwicklung der Menschheit, das wird uns besiegen, je mehr wir es verletzen."

Die Presse! Welche Erlösung liegt in dem Fluch, den Muehlon am 25. September 1914 gegen den Kriegswahn der deutschen Presse richtete. „Man muß ihrem Inhalt an vielen Stellen ausweichen, wie man schmutzigen Pfützen ausweicht. Auf einige Blätter werfe ich nur noch einen flüchtigen Blick des Abscheus, wie jemand, der sich täglich überzeugt, daß ein ekelhaftes Reptil, das er nicht töten kann, sich noch am selben Ort befindet. Ja, die Presse ist wirklich einstimmig, wie sie sich rühmt. Möge niemals das deutsche Volk beschuldigt werden, was die Welt in diesen Zeiten zu hören bekam, sei die freie Sprache des Volks durch sein eignes Sprachrohr gewesen ... Nie wird sich die deutsche Presse von der Schmach erholen können, die sie in diesem Krieg auf sich geladen hat. Wir müssen uns nach dem Krieg eine neue Presse anschaffen, die jetzige ist ein schmählicher Aussatz."

Wenn man liest, was Muehlon über die Vergewaltigungen in Belgien, in Polen, in Elsaß-Lothringen sagt, so fühlt man, daß die deutsche Menschheit noch nicht rettungslos verloren ist im Treischketum und Bernhardismus. In diesem Mann erhebt sich der neue Geist gegen jene Sünder am Deutschtum. Von Muehlon geht die Rückwirkung aus, aus dieser kleinen Schrift sprießt die Gesundung.

Und was für ein Mensch! Er kann seit der Mobilisierung nicht mehr im Automobil sitzen. „Ich kann nicht mehr im Wagen durch das Volk fahren, das jetzt die furchtbare Arbeit des Krieges zu leisten haben wird." Die Reservistentruppen, die mit ihren Habseligkeiten, von Gendarmen geleitet, zur Bahn ziehen, stimmen ihn traurig. „Ich kann den Leuten nicht in die Augen sehen, wie wenn ich an einem Verbrechen an ihnen Mitschuld hätte."

Ob er nicht mitziehen solle in den Krieg, erwägt er. „Ob ich nicht freiwillig das Schicksal unsrer Soldatenmasse teilen soll, ohne Rücksicht auf meinen persönlichen Standpunkt, lediglich aus dem natürlichen Trieb, mit und bei denen zu sein, die kämpfen und leiden müssen. Aber der Auftakt in Belgien hat die Gefühle im Keime erstickt. Nicht einmal gezwungen ginge ich mit. Wofür habe ich Ueberzeugungen, wenn ich ihnen nicht treu bliebe und für sie einträte."

Und so wie er sich vom Krieg loslöst, weil er einen Rechtsbruch zur Voraussetzung hat, löst er sich von seiner Stellung los. Er beschließt „bei mir selbst anzufangen, und mich von meiner Stellung, von meiner täglichen Arbeit, von der ich mich längst und bisher vergeblich befreien wollte, mit einem scharfen Schnitt loszutrennen."

Und das tut er auch.

Er gibt mit dem Beginn des Krieges erneut seine Demission, die er, der nur mit innerm Widerwillen in das Getriebe der Rüstungsindustrie hineingehetzt wurde, schon vorher so oft gegeben hat, ohne einen andern Erfolg zu erzielen als ein neues Avancement, eine stärkere Kettung an die Firma, dessen Chef die ungewöhnlichen Eigenschaften dieses Manns erkannt hatte. So war er — noch nicht vierzig — in das Direktorium dieses Welthauses gelangt, befand sich in einer glänzenden Position, auf dem Gipfel einer Karriere, die Unzählige ersehnen, ohne sie je zu erreichen. Jetzt aber war er entschlossen, nicht mehr nachzugeben. Im August 1914 forderte er seine Entlassung; im November, als man sah, daß nichts mehr ihn zurückhalten könne, wurde sie ihm gegeben. Das mag natürlich ein großes Kopfschütteln in den Kreisen jener „Realpolitiker" verursacht haben, die ideale Motive als etwas minderwertiges, als etwas anormales ansehen. Aber für „zusammengebrochen" hat ihn wohl keiner angesehen. Dies beweisen die Angebote, die dem Ausscheidenden von allen Seiten gemacht wurden. Die Reichsregierung übertrug ihm noch eine Mission in Rumänien, die er glanzvoll ausführte, ohne das ihm angebotene Honorar anzunehmen. Sie bot ihm sogar einen Gesandtenposten an.

Aber Muehlon zog es vor, sich den Cincinnatus zum Muster zu nehmen. Er ging nach der Schweiz, um hier Kohl zu bauen und Hühner zu züchten, und so die Tage zu erwarten, die es ihm vielleicht wieder einmal möglich machen könnten, einem Vaterland zu dienen, das seinen Fehler eingestanden hat. Viele glauben, der Tag werde dereinst kommen, wo dieser Mann als Retter seines Volks in die Heimat berufen werden wird. Nur er selbst will daran nicht glauben.

Alfred H. Fried.

Rundschau.

Wir haben in **Winterthur eine Streikperiode** hinter uns, die mehr als eine nur lokale und vorübergehende Bedeutung hat. Am 21. Juni traten die Straßenbahner und sämtliche städtischen Arbeiter in Ausstand. Acht Tage später ruhte die Arbeit in den drei großen Betrieben der Metallindustrie und zu gleicher Zeit streikten die Textilarbeiter etlicher Firmen. Die Ursache ist überall dieselbe: Lebensmittelteuerung ohne entsprechende Lohnerhöhung. Den städtischen Arbeitern war schon im Herbst 1917 eine Lohnerhöhung auf 1. Mai 1918 in Aussicht gestellt worden und zwar durch Gemeindebeschluß. Trotzdem ließ die beschlossene Revision der Lohnansätze auf sich warten. Begreiflicherweise folgten die Privatunternehmer diesem schlechten Bei-

spiel des Stadtrates. Die Situation war vollkommen klar und wurde auch von der großen Menge verstanden, mit Ausnahme der hartgesottenen Spießbürger und der einseitigen Politiker. Die Forderungen der Arbeiter sind denn auch zum großen Teil akzeptiert worden, die Metallarbeiter erreichten nach achttägigem Streik 85 % der von ihnen geforderten Lohnansätze. Das ist umso auffallender, als die allgemeine Geschäftslage für die Unternehmer viel günstiger war, als für die Arbeiter, namentlich in der Textilbranche, wo wegen Rohstoffmangel die Gefahr der Arbeitseinstellung, wenigstens der Arbeitszeitverkürzung drohte; andererseits waren aber gerade hier die Löhne so niedrig, daß auch den ruhigsten und bescheidendsten Arbeiterinnen die Geduld ausging. Es gab solche mit einem Zahltag von nur 17 bis 27 Franken.

Bekanntlich sind ja die Frauen schwer zu organisieren, es mußte sehr schlimm stehen um den „Verdienst", daß sie sich endlich einmal in geschlossenen Reihen wehrten und streikten. Die Arbeitgeber waren über dieses Benehmen erstaunt und sträubten sich anfangs, überhaupt in Verhandlungen sich einzulassen, indem sie den Standpunkt des „Herrn im eigenen Hause" geltend machen wollten. Sie kamen aber zu der Einsicht, daß das nicht mehr festzuhalten sei, und lenkten wohl oder übel ein. Das bedeutet einen großen moralischen Erfolg in Bezug auf die Anerkennung der Organisation. Es sind denn auch nicht weniger als etwa 500 Textilarbeiterinnen der Gewerkschaft beigetreten und ebenso etwa 1000 Metallarbeiter. So hat die Arbeiterschaft offenbar einen erfreulichen ökonomischen und politischen Erfolg davon getragen, der gewiß nicht zum geringsten Teil der eindrucksvollen Geschlossenheit und der musterhaften Ruhe während des gesamten Streiks zuzuschreiben ist.

Wir stehen aber damit keineswegs am Ende der Lösung eines gewaltigen Problems. Wenn auch der Streik gewiß für alle Teile ersprießlicher ist als eine lärmige Hungerrevolte, so ist damit doch noch lange nicht die Existenzfrage der untern Volksschicht gelöst. Darum traten kürzlich Vertreter der Behörden, Unternehmer und Arbeiter zu einer gemeinsamen Besprechung der Lebensmittelversorgung zusammen. Also kaum zehn Tage nach dem Lohnkampf finden wir Arbeiter und Arbeitgeber in gemeinsamer Beratung mit gemeinsamer Front gegen die Preisaufschläge, welche eben die Lohnerhöhungen illusorisch machen. Wenn es sich dabei auch nur um eine Aussprache handelte, so ist doch bezeichnend, daß man auch in den Kreisen der Behörden und Unternehmer, die sonst mit dem Spekulantentum glimpflich umzugehen pflegen, dem Ernst der Lage gemäß anfängt, die Preissteigerung zu bekämpfen. Die Streikbewegung hat also auch nach dieser Seite hin heilsam gewirkt. Kurz, er ist gewissermaßen das Sicherheitsventil gewesen, durch das die abnormalen Druckverhältnisse im wirtschaftlichen Leben eine kleine ausgleichende Regulierung gefunden haben, bis irgendwie wieder neuer Druck sich ansammelt, was wohl nicht allzu

lang auf sich warten lassen wird in diesen Zeiten privilegierter Unordnung und Ungerechtigkeit im Völkerleben. L. St.

Die Vermeidung des Bürgerkrieges. Ueber das schweizerische Hauptereignis der letzten Zeit, das sich in der Frage zuspitzt, ob der Landes-Generalstreik ausbrechen und damit die Gefahr des Bürgerkrieges uns sehr nahe rücken werde, wäre Vieles zu sagen, wenn wir nicht alles Prinzipielle, was damit verbunden ist, in den Neuen Wegen und anderwärts schon oft ausgesprochen hätten. Diese Vorgänge sind nur eine Bestätigung dessen, was wir, begleitet von viel Entrüstungslärm, oft genug gesagt haben. Darum dürfen wir uns auf ein paar kurze Bemerkungen beschränken.

Da wir im Laufe dieser Jahre an der Taktik der Arbeiterschaft so oft Kritik üben mußten, so liegt uns an, zu erklären, daß wir diesmal mit ihr im Wesentlichen durchaus einverstanden waren. Die von ihr aufgestellten Forderungen waren im Ganzen das, was wir immer verlangt haben: einfach, einleuchtend, notwendig und so, daß auch eine große Menge von Nichtsozialdemokraten sie mit Freuden als die Ihrigen anerkennen konnten. Daß die Drohung mit dem Generalstreik nötig wurde, tat uns natürlich leid. Denn wir sind nun einmal abgesagte Gegner aller Gewalt. Aber wenn irgend einmal, so war sie wohl diesmal berechtigt. Denn es waren namentlich die reaktionären *politischen* Maßregeln des Bundesrates: die Beschlüsse in Sachen der Refraktäre und Deserteure und der Preß- und Versammlungsfreiheit, die dem Faß den Boden ausschlugen. Dergleichen dürfen wir uns einfach nicht länger bieten lassen. Unser vorläufig noch herrschendes System, dessen Organ der Bundesrat nur zu sehr bildet, muß einsehen, daß die Macht der Reaktion nicht mehr so groß ist, wie sie noch vor einiger Zeit zu sein schien und daß es einfach nicht mehr angeht, die Opposition derart als quantité négligeable zu behandeln, wie das bisher üblich war. Diese Kreise sind gewarnt. Sie sollen nicht mit dem Feuer spielen und sich klar werden, ob sie länger Organe einer Partei oder der sittlichen Idee der Volksgemeinschaft sein wollen. Entweder — Oder. Wenn sie aber unklar hin und her schwanken und es bald — irgend einem Drucke nachgebend — mit der starken Hand versuchen, und bald mit dem Vermitteln, dann können sie sich nur Niederlagen zuziehen und jeden Kredit verlieren oder allfällig wider Willen den Bürgerkrieg entzünden.

So lange der Bundesrat und analoge Behörden sich so wie bisher als Vertreter der herrschenden Gesellschaftsordnung und ihrer gesamten Denkweise empfinden, haben sie auch kein Recht, von einer Nebenregierung, einem „Soviet", von Olten zu reden. Denn so lange steht einfach eine Klassenorganisation der andern gegenüber, wobei bloß die eine den *Schein* der Gesetzlichkeit für sich hat, aber nur den Schein davon, und jedenfalls kein überlegenes *moralisches* Recht. Anders würde dies erst mit dem Tage, wo wir mit einander wirklich auf den Boden einer sittlichen und echt demokratischen Volksgemeinschaft, wie *wir* sie wollen, getreten wären. *Jetzt* steht Gewalt gegen Gewalt, *wir* wollen anstelle dieses Zustandes Gerechtigkeit und Liebe setzen. Uns ist also der Generalstreik oder gar der Bürgerkrieg nichts, das wir *wünschten*. Auf dem *heutigen* Boden hatte die Drohung mit dem Generalstreik ein relatives Recht, wie die Oltener Organisation ihr relatives Recht hat, aber wir blicken auch über *diesen* Krieg hinaus auf einen Friedenszustand, der *unser* Ziel ist.

Wir möchten darum auch dem Bundesrat nicht Unrecht tun. Sein Einlenken ist doch wohl nicht bloß eine Frucht der *Angst* gewesen. Wir trauen einem Manne wie Motta und auch dem jetzigen Bundespräsidenten, welches auch ihre Fehler in diesen Dingen gewesen sein mögen, und so sehr wir des Letztern Haltung in Sachen der akademischen Dienstverweigerer verurteilen müssen, doch ein nicht ganz kleines Maß von sozialem Verständnis und Freiheit von der Systemsborniertheit zu. Ueberhaupt regt sich in der bürgerlichen Welt sehr stark ein neues soziales Gewissen, viel stärker, als dies in unserer Freisinnspresse zum Ausdruck kommen kann. Freilich muß der neue Geist da noch ganz anders aufbrechen, wenn wir dem sozialen Bürgerkrieg endgültig entgehen wollen. L. R.

Büchertisch.

Claire Studer: Die Frauen erwachen. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1918, Fr. 3.50.

Der Wert dieses Antikriegsbuches, das gewiß von sich reden machen wird, läßt sich vielleicht durch folgende kurze Inhaltsangaben andeuten. In der ersten Novelle: „Die Wachshand“ sagt Ines Folgendes: „Dies ehrlose Heldentum, das darin bestand, Menschen ins Unglück zu stürzen, Menschen wie sie selbst. Die blinde Massenunterwerfung unter die verbrauchte patriotische Forderung, deren Unsinn viele wie sie erkannten. Die würdelose Hingabe des Menschen für die Uniform.“ Ferner: „Man hat uns (Frauen sind gemeint) die zweifelhafte Ehre verweigert, in den Krieg zu ziehen, aber nicht ein einziges Mal machten wir von der viel größeren Ehre Gebrauch, gegen den Krieg zu ziehen.“ Ines kann nicht mit ihrem Mann, der einer von den Mördern im Kriege war, der aber seine Schuld nicht erkennt, weiterleben, sie fühlt sich schuldig an dem, was er getan, und wählt den freiwilligen Tod, denn „es gab nur eine Türe aus ihrer Schuld, die Türe in den Tod.“ — In der letzten der acht Novellen: „Verschüttet“ tötet sich die Frau ebenfalls; ihr Bräutigam lebt völlig zerstört an Körper und Geist als armer Narr weiter, zwei hoffnungsvolle Leben sind vernichtet. Die Forderung der Rache wird hier erhoben und gewissermaßen erfüllt, indem das Mädchen vor ihrem Selbstmord einen General erschießt. Die „Schneiderin“ wird nach dem Tod ihres Mannes aus Verzweiflung und Wut zur Prostituierten, die den Toten an den Männern, in welchen sie seine Henker sieht, rächt, indem sie dieselben ansteckt, und sie bestiehlt deren Frauen durch ihre Krankheit. Zwei Novellen schildern den Wahnsinn infolge des Krieges. „Er würgte sie, bis ihre Zunge mit einem bellenden Laut aus dem Munde fuhr. Als sie steif war und er sich sicher vor ihr fühlte, ließ er sie fallen. Das Geschrei des Kindes zerschlug das Zimmer, reizte und lockte ihn. Er rannte darauf zu und erstickte es mit seinem Griff. Immer noch glaubte er die Verfolgung zu spüren . . . wehrte hinter sich den eingebildeten Angreifer ab. Schrie, schrie, rettete sich vor ihm auf das Fensterbrett und sprang hinunter in den Abgrund.“ — „Der messianische Frühling“ ist die Vision eines sterbenden Malers, der um seine beiden Arme kam, er sieht ein Bild für die Kirche der Zukunft, wie sich die Völker einander hingeben: „alle tragen ihre Herzen hoch in den Händen wie glühende Sterne. Sie beten die Sonne an, den Geist, die Liebe.“ — „Der weiße Kreuzzug“ der Kinder und Frauen ist vielleicht die schönste Arbeit der jungen Schriftstellerin, Sehnsucht nach Friede, rein und gut: „Dies Wort . . . schmetterte wie ein Fanfarenstoß hin über die Stadt: Friede. Es wehte wie Sommer über den Platz. Es wirkte wie eine einzige Umarmung.“ Der Verlag hätte das Buch in seiner Anpreisung nicht neben Barbusses „Feuer“ stellen sollen, aber den Worten der Verlagsempfehlung schließen wir uns gern an, daß Claire Studer die Frauen ermuntert: „gebärt und erzieht nicht Sklavenhelden, sondern freie Menschen — den neuen Menschen!“

Volkart.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir freuen uns, in den Zusammenhang der in der letzten Zeit durch die Neuen Wege behandelten Fragen den Aufsatz über „die Taktik des Pazifismus und die Neutralen“ hineinstellen zu können. Das nächste Mal werden wir eine Auseinandersetzung bringen, die an den Aufsatz: „Unsere Politik“ anknüpft, dazu Anderes dieser Art. Zu dem Aufsatz über die „Reform der Presse“ bemerken wir, daß wir nicht als Redaktion uns auf die einzelnen Reformvorschläge des Verfassers festlegen können, daß es uns aber wichtig scheint, das Thema weiter zu diskutieren.

Im übrigen bitten wir um Geduld, wenn die Papiernot uns zwingt, manches etwas länger zurückzustellen, als uns lieb ist. Kürze wird in dieser Zeit eine besondere Tugend.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Gebet.

Der du gibst die höchsten Güter,
Himmelskraft und Himmelsruh,
Du der Wahrheit heil'ger Hüter,
Meine Sehnsucht bleibest du!

Ach, ich seh' die andern treiben
Der Zerstreuung leeres Spiel;
Mich, o Gott, laß einsam bleiben,
Einsam komm' ich nur an's Ziel.

Wer kann in dem Weltgetriebe
Dich in deiner Reinheit seh'n?
Wer den leisen Ruf der Liebe,
Deiner Liebe Ruf versteh'n?

Nur in tiefsten Einsamkeiten
Kann ich sammeln meine Kraft,
Kann ich zur Vollendung schreiten
Unter deiner Führerschaft.

Nur in einer sel'gen Stille
Fühl' ich deiner Nähe Macht,
Fühl' ich, was dein heil'ger Wille
Meinem Geiste zugedacht.

Gaben schenkst du hier in Fülle,
Die die Welt nicht ahnt und kennt,
Und es fällt die letzte Hülle,
Die von dir mich scheidend trennt.

Einsam, einsam laß mich leben,
Führest so mich himmelwärts,
Und mit tiefem Dankesbeben
Sink' ich dir an's Vaterherz.

Max Friedrichs.

Heiligkeit und Liebe.[1])

Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und wie wollte ich, es brennete schon. Luk. 12, 49.

Liebe Zuhörer! Das Thema, das schon in normalen Zeiten jedem ernsthaften Menschen schwer zu schaffen macht, das aber in diesen Kriegsjahren sozusagen das Thema, das Thema der Themen, geworden ist und den Hauptgegenstand unserer Beobachtung und Ueberlegung, unserer Schmerzen und Zweifel bildet, ist die ungeheure Macht des Bösen. Wie ein alles überflutender Strom wogt es daher; in großen und kleinen und kleinsten Formen und Bildern stellt es sich uns jeden Tag dar. Es blickt uns an aus den Blutströmen der Schlachtfelder und der Druckerschwärze der Zeitungen; es verknüpft sich sozusagen mit jedem Bissen, den wir essen; es geht als schamlos freche Lüge und als im Stillen schleichende Verleumdung durch Stadt und Land; es ist die Luft, die wir atmen müssen, es ist, wie wir vielleicht richtiger sagen, ein Feuer, das alles verzehren will, was Gutes, Großes und Reines in unserer Welt lebt, ein von tausend Dämonen geschürtes Höllenfeuer, das immer höher auflodert. Sollte es nötig sein, davon noch ausführlicher zu reden?

Gewiß nicht! Aber aus dieser uns nur zu bekannten Tatsache steigt ein Problem auf, das jeden von uns, auch die Allerjüngsten, schon in den gewöhnlichen Zeiten mehr oder weniger beschäftigt hat, jetzt aber entsprechend der so furchtbar groß und deutlich gewordenen Offenbarung des Bösen unter uns immer brennender wird. Als Menschen, die an das Gute glauben und ihm dienen wollen, als Jünger Christi und Bürger des Gottesreiches, die wir sein möchten, fühlen wir uns aufgefordert, das Böse zu bekämpfen. Ja, wir müssen es hassen. Oder sollte etwa ein Christ, der ja nach dem Wort Jesu unter Umständen um Christi und des Evangeliums willen auch Vater und Mutter, Bruder und Schwester hassen soll, nicht das Böse hassen müssen? Man kann nicht zweien Herren dienen, wer Gott liebt, der muß seine Feinde hassen. Sollen wir zum Beispiel nicht den Krieg hassen? Und wenn den Krieg, dann doch wohl auch alles, was den Krieg hervorruft und stützt, also den Egoismus, den Mammonismus, den Machtdrang, den Haß selbst? Dann müssen wir aber urteilen und richten, und zwar Sachen und Menschen. Wir müssen uns erheben gegen gewisse Methoden des Krieges; wir müssen protestieren gegen die systematische Hinmordung ganzer Völker; wir müssen uns empören gegen Lüge, Wucher, Ausbeutung aller Art. Wir müssen fragen, wer die Schuld hat am Ausbruch des Krieges und an seiner Fortsetzung; wir müssen Gerechtigkeit verlangen

[1]) Akademische Predigt, gehalten in der Kirche zu Oberstraß, am 7. Juli 1918. An einigen Stellen ein wenig weiter ausgeführt.

und Wahrheit. Ja, wir müssen im Kampf gegen das Böse aller Art, nicht bloß das im Krieg erscheinende, wohl noch weiter gehen bis zu Ekel und Verachtung. Als natürlich empfindende Menschen können wir gar nicht anders, als besonders vor dem Bösen in Form der Gemeinheit Abscheu zu fühlen, und je edler ein Mensch selber ist, desto stärker muß dies Gefühl sein. Oder kann ein aufrichtiger Mensch anders, als Lüge und Heuchelei schändlich zu finden? Kann ein reiner Mensch anders, als von gewissen Formen des Lasters sich mit Ekel abzuwenden? Gibt es nicht eine Bosheit, die auf uns wirkt, wie ein giftiges Reptil, und eine Gemeinheit, die uns anmutet, wie übelriechender Unrat? Ist nicht unsere erste und natürlichste Regung, das Reptil zu zertreten, von dem Unrat uns mit Verachtung abzuwenden? Ueberhaupt: ist nicht allen Formen des Bösen gegenüber die einzig richtige Haltung des Jüngers Christi wie des echt empfindenden natürlichen Menschen die des Kampfes bis aufs Messer? Heißt es nicht von dieser Macht, daß sie uns in die Ferse stechen, wir aber ihr den Kopf zertreten sollen? Kurz: ist nicht die äußerste und unbedingte Energie gegen das Böse eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Merkmale eines Gottesmenschen nach dem Bilde Christi?

Wenn uns so das Böse verhaßt ist, wo es uns entgegentritt in Dingen und Menschen, die wir als Gegner betrachten, so wird es uns vollends ein Schmerz, ja eine Qual, wo wir es bei solchen antreffen, mit denen wir eng verbunden sind. Hier empfinden wir es beschämt als eine Schande für uns selbst. Wir wissen auch, daß es den geliebten und verehrten Menschen zum Schaden gereichen muß. Wir wissen, daß es, wenn sie vielleicht Vertreter einer wichtigen oder gar großen Sache sind, diese selbst heruntersetzt. Darum flammt hier das Feuer des Zornes über das Böse besonders hell auf. Es wird vielleicht genährt durch den Brennstoff einer Eigenliebe, die in diesem Falle doch wohl zu entschuldigen ist. Aber es kann auch aus reiner Liebe stammen. Ja, es kann aus dem Gefühl einer besonders tiefen Verantwortlichkeit entstehen. Denn wir können uns allfällig, wenn auch ohne viel Recht, sagen, daß wir für das Böse, das in unserem weiteren Lebenskreise, in Gesellschaft, Kirche und Staat, vielleicht gar in der fernen Welt draußen geschieht, nicht haftbar seien, aber für den engsten Kreis, den Familie, Freundschaft, Mitarbeiterschaft bilden, gilt dies auf keinen Fall. Hier sind wir verantwortlich, hier haben wir das Rechte unerbittlich zu vertreten und das Unrechte ebenso unerbittlich zu bekämpfen. Je mehr wir im allgemeinen für die Sache des Guten eintreten, desto ernster ist die Pflicht, es in unserem besonderen Kreise zu verwirklichen, je mächtiger und wuchtiger unser Kampf gegen das Böse in der Welt ist, desto schlimmer müßte die Niederlage sein, wenn es uns da besiegte, wo wir seiner doch am ehesten Herr werden sollten. So ist es denn auch im Sinne des neuen Testamentes, wenn von dem Jünger Christi gerade für seinen engeren Lebenskreis die größte Energie gegen das Böse gefordert wird. Paulus hat mit

leidenschaftlicher Schärfe eingegriffen, wenn sich in seinen Gemeinden, diesen Gemeinschaften der Christus Geheiligten, etwas Faules zeigte; es heißt einmal, wer seine Hausgenossen nicht versorge (und dieses Versorgen wird doch wohl auch auf das Geistige anzuwenden sein!), der sei schlimmer als ein Ungläubiger.

Aber gerade an dieser Stelle erhebt sich sofort mächtig und schmerzlich das Problem vor uns. Wer von uns weiß nicht an Menschen, die ihm lieb und teuer sind, und für die er irgendwie die Verantwortung mitträgt, schwache Stellen, Mängel, Gefahren — der Freund am Freund, der Gatte am Gatten, der Bruder am Bruder, die Schwester an der Schwester? Du weißt, daß du eingreifen solltest, weil sonst Unheil erwachsen kann — aber ist die Sache nun so leicht? Wenn du es tust, kannst du es dann auf die rechte Weise tun? Wirst du nicht, wenn du es auf falsche Weise tust, den Schaden nur mehren und das Unheil, das du bannen wolltest, erst recht herbeiführen? Könntest du nicht dich irren und Unrecht tun? Würdest du den Andern, wenn du seine Fehler so aufdecken wolltest, daß er sie sehen müßte, nicht vielleicht zerbrechen? Und würde nicht die Liebe Schaden leiden, vielleicht gar entzwei gehen? Ueberhaupt die Liebe! Würde solches Handeln nicht gegen die Liebe streiten?

Damit kommen wir wieder zu dem allgemeinen Problem. Gegen die Forderung, daß wir das Böse hassen und bekämpfen sollen, erhebt sich gewaltig die entgegengesetzte, daß wir als Jünger Christi nicht zum Hassen und Kämpfen, sondern zum Lieben und Heilen berufen seien. Zweifellos ist die Liebe das höchste Gesetz (wie man sagt) des Gottesreiches, sie und nicht der Haß gegen das Böse ist das „neue Gebot", woran man die Jünger Jesu erkennen soll. Wenn man aber mit den Augen der Liebe in die Welt schaut, dann nimmt auch das Bild des Bösen eine andere Gestalt an. Wir fangen an, das Böse und die Bösen zu entschuldigen statt zu beschuldigen. Wir fragen zum Beispiel nicht mehr darnach, welches Volk oder welche Regierung am Weltkrieg die größte Schuld trage. Einerseits sind sie alle schuldig und anderseits sind ihnen allen Milderungsgründe zuzubilligen. Sie sind weniger durch ihren bösen Willen, als durch die Uebermacht gewisser Verhältnisse in den Krieg hineingetrieben worden. Sie hassen diesen im Grunde alle. So verhält es sich aber mit dem Bösen überhaupt. Der Mensch ist im Grunde nicht selbst böse, er ist bloß dem Bösen verhaftet. Von rein weltlichen Gesichtspunkten aus kann man sagen, er werde in seinem Tun, wenn nicht ganz und gar, so doch vorwiegend durch das bestimmt, was man etwa das Milieu nennt: durch die Last der Vererbung, die Erziehung, die Jugendeindrücke, die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse. Diese müßte man also anklagen — aber sind sie nicht selbst wieder das notwendige Ergebnis einer notwendigen Entwicklung? Religiös betrachtet, kann man sagen, sie stünden unter einem Bann des Bösen, von dem sie nicht loszukommen vermöchten, aber sie litten und seufzten unter diesem Bann

und verdienten also nicht Haß und Zorn, sondern bloß Verständnis und Mitleid. Freilich bliebe ja scheinbar der Ausweg offen, daß es nicht gelte, die Bösen zu hassen und zu bekämpfen, sondern das Böse, und dies möchte grundsätzlich betrachtet ganz richtig sein; aber wie kann man das Böse bekämpfen ohne seine Träger mit zu bekämpfen? Wie kann man das Gemeine verabscheuen und den Gemeinen ehren? Erheben sich nicht einfach gegen diese ganze Forderung des Kampfes und Hasses jene größten Worte des Evangeliums, daß wir nicht widerstehen sollen dem Bösen, sondern dem, der uns auf den rechten Backen schlägt, auch den andern hinhalten, und daß wir nicht richten sollen, auf daß wir nicht gerichtet würden? Kurz: erhebt sich nicht gegen jede Zumutung des Hasses und der Verachtung allgewaltig die Liebe, die allein vor Christus bestehen kann?

Aber wie — wenn wir nun versuchten, diesen Weg zu gehen und ihn allein, wenn wir all unser natürliches und ethisches Empfinden überwänden und uns zu dem Hochland dieses religiösen Heroismus erhöben, wäre dann das Problem wirklich gelöst? Wäre die Folge nicht eine sittliche Knochenerweichung, ja eine eigentliche Fäulnis? Würde nicht unter dem Schutze der Sentimentalität die Brutalität am besten gedeihen? Fehlte dann nicht allem Leben das scharfe Salz? Würde nicht das Christentum ein wertlos Ding? Und käme nicht in unsere engeren persönlichen Verhältnisse ein Geist der Unwahrheit hinein, der die Liebe schließlich viel gründlicher zerstören müßte, als die offene Vertretung der Wahrheit? Denn nicht wahr, das wissen wir doch auch Alle, daß nichts so geeignet ist, die Liebe zu untergraben und im Kern zu vergiften, wie Mangel an Vertrauen und Offenheit? Nichts erweist sich auf die Länge als so verkehrt, wie eine Liebe, die aus Angst für die Liebe das Rechte nicht tut. Sie mag manchmal nicht bloß Schwächlichkeit sein, sondern geradezu heldenhafte Formen der Hingebung annehmen, desto größer wird dann die Tragödie sein. Es wird dann tragische Schuld — aber es ist Schuld und ist Torheit und Verderben.

Kurz: wir sehen nicht ein, wie die Liebe bestehen und die Welt retten könnte ohne die Energie des Guten gegen das Böse.

Damit aber sind wir, liebe Zuhörer, sowohl für unser Wirken im größeren Stil als für unsere individuellen Lebensverhältnisse und Lebensprobleme in einen Konflikt gestellt, der von aufreibender Schwere werden kann. Wir können ihn nun durch zwei kurze, aber inhaltsvolle Worte bezeichnen: es treten einander als gleichberechtigt gegenüber die Heiligkeit und die Liebe. Beide fordern gebieterisch ihr Recht, aber wenn wir es der Einen geben, verletzen wir das Recht der Andern. Wir finden nicht selten einen großen sittlichen Ernst, der sich mit Schärfe gegen das Böse wendet. Da fehlt es nicht an Eifer, ja Leidenschaft dagegen. Ja, es kann zu einem glühenden Haß kommen, der sich in stürmischem, aber zäh anhaltendem Kampfe kundtut. Dieser Haß mag durchaus dem Edelsten in der Natur eines

Menschen entstammen; es mag wirklich eine heilige Flamme sein, ein Haß, der bloß dem Schlechten gilt. Ein Mensch mag damit Gott dienen wollen und nichts anderes. Aber auf diesem Wege droht die Gefahr, daß man sozusagen unmerklich über die Liebe hinauskommt. Der Haß gegen das Böse überträgt sich vielleicht auf die Bösen. Dann mischt sich aber leicht menschliche Unreinheit der heiligen Flamme bei. Der Eifer wird ungerecht, er geht über das Maß hinaus oder verkennt wichtige Züge der Wahrheit. Die Energie gegen das Böse wird zu einer Härte, die verdammt und vernichtet. Sie wird Pharisäismus. Und dann wird das Böse nicht überwunden, sondern eher gestärkt. Es lehnt sich trotzig gegen seinen harten Richter auf und setzt sich mit seinen Mitteln zur Wehr. Die Dämonen leben auf, wenn man sie haßt; der Haß ist das Element, von dem sie sich nähren. Der Haß gegen das Böse facht seine Flamme an.

Darum kommen dann Andere und wollen es bloß mit der Liebe versuchen, der göttlichen Liebe. Sie wollen nur freundliche und sanfte Gedanken hegen, keine Gedanken des Zornes oder des Hasses. Sie wollen nicht kämpfen, sondern bloß beten. Sie wollen sich nicht gegen das Böse stellen, sondern es übersehen, es einfach nicht gelten lassen, es für nichtig halten und es dadurch vernichten. Sie wollen einfach auf das Gute sehen, das Gute vertreten, das Gute bejahen und so die Dämonen entwaffnen und das Höllenfeuer auslöschen. Eine große Haltung, gewiß, und eine, die mehr dem wahren Sinne Christi zu entsprechen scheint. Aber auch sie kann in die Irre führen. Ihre Gefahr ist die Abnahme, ja Lähmung der Energie gegen das Böse. Sie gerät leicht auf die Bahn des allzubereiten Entschuldigens. Sie kann zu Weichlichkeit, ja Sentimentalität werden. Ja, es mag wohl auch diese Art der Deckmantel einer frommen Selbstsucht werden, die sich auf diese Weise der furchtbaren Schwere des Kampfes gegen das Böse entzieht. Dann lebt das Böse daneben fröhlich fort und gedeiht, und die unheilige Flamme wird auch durch diese Art Liebe nur genährt, statt ausgelöscht. Aber wie häufig ist unter uns diese Art, die Liebe Christi auszulegen!

Wie sollen wir zwischen diesen beiden Irrtümern den rechten Weg finden? Geben wir der Heiligkeit die Ehre, so läuft die Liebe Gefahr, gehen wir den Weg der Liebe, so wird die Heiligkeit verkürzt.

Die Meisten unter uns schwanken zwischen beiden Forderungen hin und her, finden das rechte Maß und die Lösung des Knotens nicht und werden im innersten Wesen haltlos. Der Richter in ihrem Allerheiligsten weiß kein Urteil. Das ist eine große Not. Und so kann eine ganze Zeit zwischen diesen Wahrheiten unsicher hin und her schwanken und immer mehr in sittliche Verfinsterung geraten. Hören wir nicht aus dem heutigen Kampf um den Frieden das verwirrende Feldgeschrei dieser beiden Lager? Wo finden wir Klarheit und Hilfe? Gibt es eine Lösung dieses Konfliktes? Wo ist das Tribunal, das ihn entscheiden könnte?

Wir wenden uns, liebe Zuhörer, zu der höchsten Instanz, und das ist Gott selbst. Denn Er ist unser höchstes Vorbild. Jesus weist uns an, wenn wir wissen möchten, was wir tun sollen, auf Ihn zu schauen, Ihn nachzuahmen. Wir sollen vollkommen sein, wie Er vollkommen ist; Sein Tun muß unser Kompaß sein. Darum fragen wir: Wie ist denn Gottes Tun? Wie ist Gottes Art? Wie verhält sich das, was wir über Gott wissen, wie verhält sich der Gott, an den wir als Christen glauben, und von dem wir Erfahrung haben zu diesem Gegensatz von Heiligkeit und Liebe?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein; sie ist einfach und vollkommen deutlich. Gott ist die Liebe, er ist der Vater. Das ist das Neue, was das Evangelium verkündigt. Das bedeutet nicht, daß man vorher davon gar nichts gewußt habe, sondern, daß es darauf allen Nachdruck legt. Aber dieser Gott, der die Liebe ist, ist auch die Heiligkeit. Er bleibt der „eifrige" Gott, der nichts duldet, was seinem Wesen und Willen widerspricht. Von ihm sagt Paulus: „Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten." Er ist das Gericht über alles, was unrecht und unrein ist. Sein richtender Glanz dringt in alle verborgensten Tiefen des Herzens. Er beleuchtet nicht nur die Tat selbst, sondern auch ihre Beweggründe. Er sagt zu dem, der ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, daß er dadurch schon mit ihr die Ehe gebrochen habe in seinem Herzen. Er bleibt nicht stehen bei dem: „Du sollst nicht töten," sondern richtet schon den Zorn und die Verachtung, die die Wurzel des Totschlages sind. Er verlangt, daß unsere Rede Ja Ja sei und Nein Nein und daß wir uns lieber die Hand abhauen und das Auge ausreißen sollen, wenn sie uns zur Verführung werden könnten, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Dieser Gott läßt keine Entschuldigung aus dem Milieu gelten, er kennt Schuld, rechnet Schuld zu. Diesen Gott der Liebe sollen wir fürchten, nicht als Knechte freilich, sondern als Söhne, in Ehrfurcht. Vor diesem Gott der Liebe geht Heiligkeit her wie verzehrendes Feuer, wie Wetter des Gerichts — er ist Heiligkeit und Liebe, denn er ist heilige Liebe.

Denn das ist nun das wundertiefe und tagesoffene Geheimnis, daß seine Heiligkeit und Liebe zusammen gehören und keines ohne das andere bestehen und sein Werk verrichten kann. Von einem Gott, der nur gerecht, nur heilig wäre, ließen wir uns nicht in völliger Willigkeit richten. Es bliebe immer etwas übrig, das sich dagegen auflehnte. Aber wir ließen uns auch von einem Gott nicht retten, der nicht heilig wäre. Denn die Seele, die sich schuldig weiß, will nicht, daß diese Schuld geleugnet oder leicht genommen werde. Sie fühlt zu tief ihren Ernst und ihre Wirklichkeit. Die Schuld ist ihr Heiligtum, weil sie sich darin verantwortlich weiß und in der Verantwortlichkeit ihre Würde besteht. Sie ist durchdrungen von ihrem Unendlichkeitscharakter. Sie weiß, daß nur der Unendliche selbst, gegen den sie gesündigt hat, ihr die Schuld abnehmen kann.

Nur wenn Er selbst sich zu ihr neigt, der Heilige, und zu ihr spricht: „Deine Schuld ist dir vergeben, stehe auf und wandle“, kann sie seine Hand ergreifen und aufstehen zu neuem Leben. Und nur der starke Hauch, der von diesem heiligen Gott ausgeht, bewahrt uns vor sittlichem Versinken. Dieses Feuer ist es, was uns reinigt. Es ist das Licht, das in die Finsternisse leuchtet, in die wir uns sonst so leicht verirren, das die Selbstentschuldigungen des Herzens und die Sophismen des allezeit bereiten Advokaten Verstand vertreibt. Wir leben sittlich von der Heiligkeit Gottes. Auch nur von ihr aus verstehen wir seine Liebe. Denn wie könnten wir ihre Größe begreifen, wenn wir nicht auch die Größe der Schuld einsähen? Wie könnten wir ihre Unbedingtheit erfassen, wenn uns nicht im Ernst seines heiligen Willens überhaupt die Unbedingtheit klar geworden wäre?

So gehören Gottes Heiligkeit und Liebe zusammen. Aber nicht so, daß sie bloß neben einander wären, einander ergänzten oder mit einander abwechselten, sondern so, daß sie Eins und Dasselbe sind. Denn die Heiligkeit Gottes ist nur eine Aeußerungsform seiner Liebe. Sie ist der Glanz, der diese umgibt; sie ist ihre Höhe und Reinheit; sie ist der scharfe Höhenwind, der sie umweht. Gott ist also im Grunde nicht Heiligkeit und Liebe, er ist nur Liebe, nichts Anderes, aber heilige Liebe. Als heilige Liebe neigt er sich zu dem verlorensten Sünder, und keiner ist so verloren, daß er nicht gerettet werden könnte. Er vernichtet als Heiliger das Böse, aber um den Bösen zu retten. Seine Liebe ist die Sonne, die alle Finsternis vertreibt, aber die auch groß und freudig leuchtet über die Guten und Bösen, ihnen Allen zeigend, daß Er, der Heilige, nur Liebe ist.

Alte Kirchenlehrer haben diese Lösung des Konfliktes in Gott selbst auf eine eigenartige, uns Heutigen schwer verständliche Weise dargestellt. Die Heiligkeit des unendlichen Gottes, sagten sie, sei durch die Sünde des Menschen verletzt worden. Seine Liebe möchte ihm gerne vergeben, aber sie sei durch die Gerechtigkeit gebunden, wie umgekehrt die Liebe der Gerechtigkeit sozusagen in den Arm falle, wenn diese den Schuldigen vernichten wollte. Gelöst könnte dieser Konflikt nur werden, wenn eine Macht, die selbst unendlich wäre, die unendliche Schuld auf sich nähme und damit tilgte. Das habe Christus getan, indem er, der Sohn Gottes, selbst Gott von Art, herabgestiegen sei unter die Menschen, um den ganzen Fluch der Sünde in stellvertretender Genugtuung auf sich zu nehmen und für sie am Kreuze zu sterben. Durch das Liebesopfer des Gerechten — nicht durch den Fluch des Gesetzes — wurde die Macht des Bösen besiegt. Ist das nicht eine Antwort von unendlicher Tiefe, trotz ihrer seltsamen Form? Zeigt sie uns nicht den rechten Weg zur Bekämpfung und Besiegung des Bösen?

Doch wollen wir, da wir nun zu ihm gelangt sind, auch einen Augenblick vor dem Bilde Christi selbst verweilen. Wie stellt sich in ihm das Verhältnis von Heiligkeit und Liebe dar?

Wieder ist die Antwort zweifellos, schlicht und vollkommen deutlich. Daß Christus die Liebe ist und dies das Neue, das Wesentliche an ihm, ist gewiß. Aber auch er ist die heilige Liebe. Wir würden in seiner Botschaft vergeblich nach einer Abschwächung des sittlichen Ernstes suchen. Vielmehr führt er diesen fort bis zum Letzten und, Schwersten. Kein Jota noch Häkchen vom Gesetz soll verloren gehen. Er ist gekommen, nicht das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Seine sittlichen Forderungen sind scharf wie Schwerter. Jene Worte die wir vorhin vernommen haben, sind das Salz der Erde geworden. Auch er anerkennt keine Entschuldigung des Milieus. Er weiß, daß die Menschen unter dem Bann dämonischer Gewalten stehen, aber er nimmt ihnen damit den eigenen Willen und die eigene Schuld nicht ab. Seine Liebe weiß nichts von jener Weichlichkeit, womit manche seiner Jünger sie deuten. Herber Wind der Wahrheit weht um ihn. Nichts Böses wird in seinem Kreise geduldet. Er ist das Gericht der Heuchelei, namentlich der in Gestalt der Frömmigkeit auftretenden. Die Worte, womit er seine Gegner zeichnet: „Schlangenbrut, Heuchler, übertünchte Gräber", würden, von einem Heutigen gebraucht, unerhört erscheinen und von allen guten Christen verurteilt werden. Aber auch seine Lieben und Getreuen faßt er mit schonungsloser Schärfe an, wo es die Wahrheit festzustellen gilt, und das Wort „Satan" ist ihm für Petrus nicht zu stark. Jesus, der wirkliche Jesus, ist die männlichste Gestalt der Geschichte. Nie ist sonst eine solche unendliche Energie des Guten gegen das Böse auf Erden erschienen. Es ist ein verzehrendes Feuer, das er angezündet hat. Er ist der Heilige.

Aber er ist zugleich die zarteste Liebe, die in Menschengestalt erschienen ist. Man hat davon geredet, daß es eine weibliche Liebe sei, eine Liebe, wie nur ein Weib sie so persönlich, so fein, so hingebend, so leidenschaftlich empfinden könne. In dieser Liebe reicht er den schmutzigsten und verlorensten seiner Brüder die Hand und richtet die Dirne aus dem Staube auf, worin die Pharisäer sie drücken. Er, der gewaltigste Kämpfer gegen das Böse, richtet doch die Pharisäer. Er, der Zarteste, kämpft zwar wie kein Harter, aber der Kampf ist ihm nicht eine Lust, das Schwert ist ihm keine Freude. Er leidet unter dem Kampfe selbst am meisten. Er kämpft um der Liebe willen, weil das Böse das Verderben der Menschen ist. Und auch in seinem Zorn ist doch kein Haß. Auch schafft er kein Gesetz, um damit die Menschen zu ächten und zu plagen. Er lebt selbst das Gute. Er ist gut. Und damit richtet er, er richtet durch die Liebe.

Damit ist aber schon gesagt, daß auch in ihm Heiligkeit und Liebe, Gerechtigkeit und Güte, Wahrheit und Barmherzigkeit nicht neben einander sind, oder einander bloß ergänzen. Es ist auch in ihm alles Eins. So schroff seine Herbheit und seine Liebe sich zu widersprechen scheinen, sie gehören dennoch unauflöslich zusammen. Eine bedingt die andere. Ohne seine Herbheit wäre seine Liebe und umgekehrt ohne seine Liebe seine Herbheit nicht das, was sie sind. Es

ist heilige Liebe. Sie muß so sein, damit sie die Menschen vom Verderben retten könne. Aus der Unendlichkeit der Liebe entspringt ihr Ernst. Die Heiligkeit ist eine Aeußerungsform seiner Liebe. Die völlige Aufhellung dieses Sachverhalts bringt das Kreuz. Denn am Kreuz vor allem offenbart sich diese Liebe endgültig als eine, die nicht bloß richten, sondern retten will. Hier geschieht das große Wunder der Geschichte: der Haß gegen das Böse wird so groß, daß Er, der Gute, selbst böse wird. Er stößt das Böse nicht verächtlich von sich, sondern nimmt es auf sich, geht in es ein. Er, der Reine, geht unter die Unreinen, Er, der Heilige, läßt sich als Verbrecher an den Pfahl der Schande schlagen. So wird die Liebe Heiligkeit und die Heiligkeit Liebe im Hohenpriestertum Christi. So wird sie göttlich und die Offenbarung Gottes. So richtet sie im Retten und rettet im Richten. So wird die Hölle zerstört. So wird das Kreuz zum Zeichen, daß hier wirklich der prinzipielle Sieg über das Reich des Bösen gewonnen ist, der nicht mehr aufgehoben werden kann. Darum ragt das Kreuz so hoch empor, daß auch die Höllenflammen des Weltbrandes es nicht zu überfluten vermögen.

Damit, liebe Zuhörer, haben wir wohl die Lösung des Konfliktes gefunden, der uns quält. Auch für uns wird sie zweifellos, schlicht und vollkommen deutlich. Der Weg, den wir zu gehen haben, ist die Liebe. Sie zu üben, in ihr zu wachsen, ist unsere Eine Aufgabe, in ihr vollkommen zu werden, unser höchstes Ziel. Diese Wahrheit ist die Sonne, die unser Leben erhellen und über all unserem Tun stehen muß. Aber auch unsere Liebe muß eine heilige sein. Sie soll durchaus nicht zu einer Abschwächung der Energie gegen das Böse führen, im Gegenteil zu deren höchster Steigerung. Denn gerade die Liebe ist es ja, die das Böse nicht duldet, weil es den Menschen verderbt. Die Liebe löscht das Feuer des Heiligen nicht aus, sondern facht es erst recht an. Wie an der Liebe soll man einen echten Jünger Christi auch an einer richtenden Kraft erkennen, die von ihm auf alles ausgeht, was unwahr, faul und schlecht ist. Dieses darf sich in seiner Nähe nicht wohl fühlen und nicht behaupten. Es weht auch um ihn, wie um den Meister, klare und herbe Luft. Auch der Haß gegen das Böse, der Abscheu davor steht einem Jünger Christi wohl an und gehört zu ihm. Er soll nicht über Christus, ja über Gott selbst stehen wollen. Dieser Haß aber geht so wenig als bei Christus auf die Vernichtung des bösen Menschen aus und ist nicht der Abscheu des Pharisäers vor dem unreinen und geächteten, im Gegenteil, gerade weil er so groß ist, wird er gegenüber dem einzelnen in die Macht des Bösen verstrickten Menschen zur unbedingten rettenden Güte. Gerade seine Erhabenheit und Unbedingtheit muß ihn von der Wendung gegen den Bösen frei machen. Er ist verbunden mit einer so tiefen Erkenntnis der dämonischen Gewalt des Bösen, daß er mit dem Bösen Erbarmen hat. Dieses Erbarmen nimmt ihm die Schuld freilich nicht ab; das wäre im Grunde Grausamkeit, nicht Erbarmen;

es billigt dem Menschen die Würde der eigenen Verantwortlichkeit zu. Es ist gerade als Erbarmen unendlich ernst, unerbittlich. Aber gerade diese Unendlichkeit und Unerbittlichkeit ist wieder Erbarmen. Seine Heiligkeit ist eine Aeußerung der Liebe. Heute ist es umgekehrt: wie sehr ist dieselbe bürgerliche und christliche Gesellschaft, die so wenig Kraft gegen das trotzige und mächtige Böse aufbringt, das über uns herrscht, geneigt, die Gefallenen dauernd zu ächten und ihnen das Aufstehen unmöglich zu machen, wie ist sie erfüllt vom Geist des Hasses nnd des Richtens! Genau das Umgekehrte müßte unser Weg sein.

Dieser Weg ist einfach: wir müssen in der Liebe wachsen, um heiliger zu werden. Einmal gibt uns nur die Liebe das Recht zu dem Kampf gegen das Böse. Denn nur in dem Maße, als wir von ihr erfüllt sind, dürfen wir sicher sein, daß wir recht kämpfen und das Rechte ausrichten. Wenn wir bloß aus Hochmut und Verachtung kämpften, dann würden wir, wie wir gezeigt haben, nur Trotz, Verhärtung und Verwirrung wirken. Nur die Liebe ist gerecht, nur die Liebe ist verständnisvoll, nur sie kann in Härte barmherzig sein. Und sie allein gibt auch den Mut zum unbedingten Einstehen für das Rechte. Denn sie macht selbstlos. Wenn wir oft um der Liebe willen nicht wagen, der Wahrheit die Ehre zu geben, so läuft dabei eine Täuschung mit unter. Wir haben dann nicht zu viel, sondern zu wenig Liebe. Weil wir nicht imstande sind, aus Liebe unter Umständen auf die Liebe zu verzichten, bringen wir die Kraft nicht auf, den Dienst der Wahrheit an den Geliebten zu tun. Dieses Opfer ist uns zu schwer. So haben die Eltern, die es nicht über sich bringen, in der Erziehung ihrer Kinder die nötige Strenge und Unerbittlichkeit walten zu lassen, nicht zu viel, sondern zu wenig Liebe; so haben die Gatten, die es nicht wagen, mit einander in voller Ehrlichkeit, in voller Behauptung dessen, was ihnen als gut und recht gilt, zu leben, nicht zu viel, sondern zu wenig Liebe; so haben die Führer eines Volkes, die es nicht vermögen, gegen das zu stehen, was die Masse für richtig hält und ihrem Volke herbe Wahrheit zu sagen, nicht zu viel, sondern zu wenig Liebe. Wahrlich, Jeremias liebt sein Volk mehr als Paschur und Hananja! Nur die Liebe kann ganz gut und wahr sein. Die Liebe bemißt sich mit dem Maß der Selbstverleugnung, die in ihr ist.

Wir sind zu wenig heilig, weil wir zu wenig Liebe haben. Aber freilich ist auch das Umgekehrte richtig: wir haben zu wenig Liebe, weil wir zu wenig heilig sind. Wir müssen heiliger werden, um liebevoller zu sein. Denn wer ist es, der am strengsten über die Sünden der Mitmenschen zu Gerichte sitzt? Sind es im allgemeinen die, welche das Böse am meisten unter die Füße bekommen haben und in wahrer Heiligkeit am höchsten gestiegen sind? Die Erfahrung lehrt uns eher das Umgekehrte: dies sind gewöhnlich die Mildesten, während die Strengsten die zu sein

pflegen, die selbst noch mit der Sünde zu ringen haben und die Allerstrengsten — die Heuchler! Ja, diese Beobachtung ist so häufig, daß große Strenge des Urteils von vornherein in den Verdacht verborgener eigener Unreinheit des Richters bringt. Das mag auch wieder zu Ungerechtigkeit führen, aber jener Zusammenhang bleibt eine Tatsache. Warum waren die Pharisäer so strenge Richter der Zöllner? Etwa weil das, was sie diesen vorwarfen, die Habsucht, die mangelnde Erfüllung des Gesetzes, ihnen besonders fern lag? Wirft ihnen Jesus vor, daß sie gerade der schmutzigen Habsucht besonders häufig verfielen und nennt er sie nicht übertünchte Gräber, auswendig schön, inwendig aber voll Moder und Totengebein? Das Gesetz zwar hielten sie äußerlich genau, aber es war ihnen eine saure Mühe, nicht eine Freude, und wenn sie die verdammten, die es nicht hielten, so spielte dabei der heimliche Neid auf sie keine kleine Rolle. Im besseren Falle verdammten sie in den Andern unbewußt und mittelbar sich selbst. Er, der in Heiligkeit und Liebe die vollkommene Erfüllung des Gesetzes ist, er konnte milde sein; wir üben zu wenig Liebe, weil wir zu wenig Heiligkeit haben.

Wenn wir also in einem Konflikt zwischen Heiligkeit und Liebe kommen, so müssen wir tiefer hierin in die Liebe. Aber wir müssen stets auch daran arbeiten, daß es immer mehr eine heilige Liebe werde. Unsere Heiligkeit wird nur echt und unser Kampf gegen das Böse möglich und erlaubt in dem Maße, als Liebe in uns ist und unsere Liebe nur in dem Maße wahr und heilsam, als sie heilig ist. Beides muß mit einander wachsen, es muß Eins sein: Liebe, die als heilige ganz und völlig Liebe ist. Dabei müssen auch wir wissen, daß unser Kampf für das Gute nicht in erster Linie in Worten bestehen soll, sondern in einem Sein. Unser ganzes Wesen müßte eine richtende und läuternde Kraft haben. Auch müßte in uns kein Hochmut des Guten wohnen, sondern die tiefste Demut, kein Richtgeist im Sinne des Pharisäismus, sondern der Geist des Rettens im Sinne Christi. Und damit wären wir auch in jenem höchsten Sinn auf den Weg Christi gewiesen, den das Kreuz anzeigt. Auch wir kämen dazu, wenigstens in Kleinheit und Schwachheit zu tun, was Christus in Größe und Kraft getan hat: das Böse nicht bloß von uns zu stoßen, sondern es auf uns zu nehmen, es nicht bloß zu richten, sondern zu erlösen. Wir verstünden etwas von jenem Priestertum des Christen, das darin besteht, für Andere einzutreten, als verhältnismäßig Reine für den Unreinen, als verhälnismäßig Unschuldige für den Schuldigen. Wir vermöchten dann umtobt von der Hölle des Hasses das Wort zu sprechen, worin auch Heiligkeit und Liebe in der höchsten Form zusammenfließen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Wir drängen damit vor zu dem letzten Geheimnis des Kampfes gegen das Böse: zu der

Ueberwindung des Bösen durch das Gute, das sich nur in der Liebe völlig offenbart.

Unser Weg ist klar. Auch für uns sind Heiligkeit und Liebe nicht zwei getrennt nebeneinander hin gehende oder sich widersprechende Mächte, sondern zwei Formen der Einen Sache: die Heiligkeit eine Aeußerungsform der Liebe. Zwar wissen wir wohl, daß wir die uns damit gestellte Aufgabe immer sehr mangelhaft lösen werden. Wir werden es bald an beidem fehlen lassen, an der Heiligkeit und an der Liebe, bald werden wir mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite neigen; aber wenn wir auch in unserer Schwäche den Weg nur mit unsicheren Tritten gehen, so liegt er doch ganz taghell vor uns: völliger zu werden in der Liebe, um völliger zu werden in der Heiligkeit und umgekehrt. Wir kennen die Aufgabe und sind dadurch erlöst von der Not des Zwiespaltes. Es leuchtet bei all unserer Unzulänglichkeit, bei allem täglichen Kämpfen und Erliegen ein helles Licht über uns.

Wir müssen aber zum Schlusse das Licht dieser Wahrheit noch auf unser heutiges Geschlecht und seine ganze Lage fallen lassen. Es wird damit eine Aufgabe gezeigt, die gerade ihm obliegt. Einer der charakteristischen Züge des heutigen Geschlechtes ist eine gewisse sittliche Erlahmung. Es fehlt uns in ganz ungewöhnlichem Maße die Energie des Guten. Die Gefahr, darin zu weit zu gehen, ist eigentlich nicht gerade die, die ihm droht, sondern eher das Gegenteil. Sittlicher Zorn und sittliche Leidenschaft sind gar vielen Kindern unserer Zeit etwas Fremdes, etwas, das ihnen töricht und überlebt vorkommt. Besonders sind es nicht Wenige unter unseren Gebildeten, die nur ein spöttisches oder ungläubiges Lächeln haben, wenn von moralischen Forderungen oder Idealen im Ernste die Rede ist — im Ernste, nicht bloß zur Dekoration, wo man es sich schon gefallen läßt und es beklatscht. Wir sind an jene Methode gewöhnt, den Menschen zu entschuldigen, indem wir die Verhältnisse beschuldigen. Dies könnte ja freilich zu einem neuen Ernst des Guten führen, indem wir die Schuld, statt Andern mehr uns selbst aufluden. Auch könnte die Verachtung der Moral sich nur auf das beziehen, was man unter uns so Moral nennt und was zum guten Teil nur Firnis und Heuchelei ist. Dann wäre diese Verachtung der Moral nur die Kehrseite einer neuen Ehrfurcht vor der wirklichen sittlichen Wahrheit. Aber es hieße wohl unseren geistigen Zustand zu milde beurteilen, wenn wir annähmen, dies seien die einzigen Ursachen der moralischen Kühle unseres Geschlechtes. Es fehlt uns vielmehr an dem Ernst einer sittlichen Weltanschauung. Wir haben die tiefe seelische Kraft eingebüßt und damit die Fähigkeit zur Leidenschaft des Guten. So sehen wir im Kriege Dinge geschehen, die vorher undenkbar waren, aber kein Sturm des Entsetzens erhebt sich, sie wegzufegen. So beobachten wir Wucher, Ausbeutung, schamlosen Egoismus am Werke, wie sie unser Volk in Verzweiflung und Bürgerkrieg treiben, aber wir haben nicht die Kraft, ihnen zu wehren. So gehen wir täglich an Reklame-

bildern und Reklameschriften vorbei, die durch ihre Gemeinheit oder sensationelle Roheit die Seelen vergiften und lassen sie stehen, jahraus jahrein. So lassen wir trotz aller Kriegsnot das Kino und den Alkohol mit wenigen Einschränkungen weiter walten. So dulden wir das furchtbare Krebsgeschwür der Prostitution. So lassen wir eine völlig skrupellos gewordene Presse die Seelen vergiften. Wo einzelne Menschen oder kleine Gemeinschaften sich gegen diese Mächte erheben, da sind sie ohnmächtig. Feigheit, Halbheit und Untreue derer, die sich zu den Guten zählen, verhelfen dem Bösen zum Siege. Ach, das Feuer, das anzuzünden Jesus kam, will nicht aufschlagen!

Wir sind aber auch ein egoistisches Geschlecht. Und daher stammt unsere sittliche Mattheit. Not und Unrecht, unter denen Andere leiden, bewegen uns nicht tief, weil wir zu stark mit uns selbst beschäftigt sind. Wenn es an uns selbst kommt — an unsere Eitelkeit, unsere Vorurteile, unseren Geldbeutel, dann können wir freilich aufflammen. Ja, und hassen können wir, und wie! Diese Flamme brennt — und etwas Sentimentalität können wir auch als Weihrauch drein werfen — aber es brennt nicht das Feuer der gewaltigen Liebe, das Jesus anzuzünden gekommen ist!

Darum verkündigen wir auch an diesem Punkte unserem Geschlechte Umkehr: Umkehr von einer sittlichen Kälte, aus der doch die Glut des Hasses emporsteigt, zu einer Energie des Guten, die aus der Liebe kommt. Wenn der Weltbrand gelöscht werden soll und zwar in jeder seiner Formen, auch in der des offenen oder versteckten Bürgerkrieges, dann kann dies nur dadurch geschehen, daß das Feuer, das Jesus entfachen will, aufschlägt. Nur das heilige Feuer kann das unheilige zum Erlöschen bringen. Wir müssen mit unseren matten, kalten Seelen zu Christus und durch ihn zu dem Gott, der Heiligkeit und Liebe ist, um bei ihnen zu genesen zu Kraft und heiliger Glut. Denn freilich kann nur glühen und leuchten, wer entzündet worden ist; freilich kann nur Liebe geben, wer Liebe empfangen hat. Darum ist die Hinkehr zu Gott nötig, wenn heilige Liebe die Erde erneuern soll. Darum wird die Hoffnung auf das Aufschlagen des Feuers Christi auf Erden zum Gebet um den Pfingstgeist. L. Ragaz.

Die Ueberwindung des Militarismus.

I. Eine Erwiderung an Herrn Professor Ragaz.

Sehr verehrter Herr Professor!

Seit vier Jahren habe ich, und vermutlich auch andere, darauf gewartet, daß Sie sich darüber aussprächen, wie Sie von Ihrem allgemeinen religiösen Standpunkt aus zu Ihrem politischen Urteil über den Krieg, die kriegführenden Parteien und den Weg zur Ueberwindung des Krieges ge-

kommen sind. Ich gestehe, daß ich zu denen gehöre, die nicht selten an diesen Ihren Werturteilen Anstoß nahmen und die fanden, daß Sie dem Guten bei der einen Partei nicht immer gerecht würden, während Sie bei der andern ein sehr anfechtbares Verhalten zu wenig würdigten, dessen verhängnisvolle Bedeutung hätte entschieden hervorgehoben werden sollen. Ich persönlich überwand dieses Gefühl von Bedauern allemal bald wieder, da ich mit der ganzen Art und Weise, wie Sie dem Leben, auch dem gesellschaftlichen und politischen, gegenüberstehen, grundsätzlich und von Herzen einig gehe und es mir eine Angelegenheit von durchaus untergeordneter Wichtigkeit war, wenn Sie sich nach meiner Privatmeinnng im Urteil über Menschen und Dinge gelegentlich vergriffen. Da Sie aber nunmehr in den „Neuen Wegen" Ihre politische Stellung zum Krieg zusammenhängend umschrieben und begründet haben, darf ich als Deutscher mir vielleicht gestatten, auch ein Wort der Entgegnung anzubringen, in dem gleichen Sinn, wie Sie Ihr Votum abgegeben haben: nicht als irgendwie erschöpfende Darlegung, sondern nur als Skizzierung einer abweichenden Denkweise in bestimmten Punkten und damit als Beitrag zur Herstellung einer gemeinsamen Plattform, auf der sich alle im Tiefsten und Prinzipiellen Gleichgesinnten zusammenfinden könnten.

Ich gehe aus von dem, was ich auch politisch mit Ihnen gemeinsam habe: die unbedingte Ablehnung des ganzen gegenwärtig in Deutschland herrschenden öffentlichen Geistes, von dem ich mich durch eine Welt getrennt weiß, die Ablehnung dieser gräßlich materialistischen, durch und durch unidealen Sinnesart — denn die „deutsche Freiheit" und die „preußisch-deutsch-germanische" Weltanschauung Chamberlains und Wilhelms II. töten sich selber durch ihre Lächerlichkeit —, die es mir schon vor dem Krieg unmöglich gemacht hat, in reichsdeutscher Atmosphäre weiter zu atmen. Dazu kommt das Gefühl innerer Verbundenheit mit so vielem, was in den Ententevölkern wirkt und schafft, deren Geistesleben ich höchste Güter verdanke, vielleicht mehr als Sie selbst. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie unheimlich stark, wie selbstverständlich allmächtig der Gewaltglaube in Deutschland ist, und wie die große Masse dieses Volkes, besonders die Menge seiner Gebildeten, von menschlicher Würde so betrübend wenig Ahnung hat, der muß es als etwas ganz Großes empfinden, daß es auf der anderen Seite Nationen gibt, die mit dem Innersten, was in ihnen lebt, gegen die Deutschland beherrschenden Lehren protestieren, und für den braucht es wahrlich keinen Beweis dafür, daß eine radikale Sinnesänderung beim deutschen Volk vor sich gehen muß, soll die Welt der Herrschaft des Guten unterworfen werden, eine Sinnesänderung, die fürs erste der Menschheit den Frieden sichern würde, da sie die stärksten Gründe der Feindseligkeit der Ententevölker gegen Deutschland beseitigen und den Kriegswillen ihrer Gewalthaber unblutig überwinden würde.

Aber wie ich Deutschland das Recht abspreche, Krieg zu führen, wie ich überzeugt bin, daß es in Deutschlands eigener Hand liegt, ohne

Gewaltanwendung sein Leben und seine Zukunft zu sichern, so glaube ich, daß auch die Entente durch eine grundsätzliche Aenderung ihres politischen Verhaltens imstande wäre, den deutschen Militarismus moralisch und dadurch materiell zu entwaffnen, daß sie also kein Recht hat, den Frieden in erster Reihe von einem Umschwung beim Gegner abhängig zu machen und zu dessen Beschleunigung den Krieg weiterzuführen. Daß ich so nach Ihrer Meinung „Neutralist" bin, schreckt mich nicht. Es genügt mir, daß ich sittlich, im Kampf zwischen Wahrheit und Irrtum, klare Stellung beziehe, entschieden Partei ergreife, mich unbedingt auf eine Seite schlage; wenn ich finde, daß mich die Parteinahme für die Wahrheit nicht auch zur Parteinahme für die Entente verpflichte, daß sie mich vielmehr zum Gegner beider Kriegsgruppen, wenn auch in verschiedener Weise, machen muß, weil sich der Kampf der beiden Parteien auf einer ganz anderen Ebene abspielt als das Ringen zwischen Wahrheit und Irrtum, so ist das nicht meine Schuld, wie verlockend es auch erscheinen mag, dieses Ringen — natürlich cum grano salis — dem Krieg zwischen der Entente und den Mittelmächten gleichzusetzen.

*

Diese Gleichsetzung ist nun allerdings nach Ansicht der Entente selbstverständlich, und je mehr man auf dieser Seite die Ereignisse religiös betrachtet und deutet, umso bestimmter spricht man es aus, daß dieser Krieg ein Krieg der Guten wider die Bösen sei, ja ein Krieg des guten Prinzips gegen das böse, der apokalyptische Kampf Michaels mit dem Drachen, ein heiliger Kreuzzug der Kinder des Lichts gegen die Söhne der Finsternis, eine Bekehrungsaktion grandiosesten Stils, die das tausendjährige Reich heraufzuführen berufen sei. In der weltlichen Sprache ertönt es entsprechend anders: Recht gegen Macht, Zivilisation gegen Barbarei, Menschlichkeit gegen Bestialität, Geist gegen Materie (Bergson!), Freiheit gegen Autokratie u. s. w., aber der Sinn ist hier wie dort der gleiche, und der Geist, aus dem heraus diese ganze Ausdrucks- und Anschauungsweise kommt, auch — es ist der Geist der Selbstgerechtigkeit, des Hochmuts, der Ueberheblichkeit und unbewußten Heuchelei, kurz der Pharisäergeist, der am widerlichsten dort wirkt, wo er in christlichem Gewand auftritt.

Was ich an dieser Auffassung für richtig halte, habe ich vorhin angedeutet: die Entente ist die gewaltige geschichtliche Gegenkraft gegen den Militarismus, und diese Kraft wird aus den heiligsten Tiefen der Menschenseele selbst gespeist. Das gibt dem Kampf der alliierten Völker den unvergleichlichen idealen Schwung, dem gegenüber sich der Krieg Deutschlands, der im Volksbewußtsein doch nur einfach als Kampf ums weltpolitische Dasein lebt, höchst nüchtern und materiell ausnimmt. Aber indem die Entente dem deutschen Gewaltgeist selber mit Gewalt widerstand, hat sich bei ihr gleichfalls eine Machtpolitik ausgebildet, die wiederum für Deutschland zu einer unerträglichen Last wurde, ist bei ihr ein Stimmung von Haß und Rachgier groß

geworden, eine Fülle von unedlen und niedrigen Kräften ausgelöst worden, deren Umfang und Gefährlichkeit nur ein Blinder verkennen kann. Das Freiheits- und Friedensideal der Entente läßt heute nicht nur jene höchste Reinheit vermissen, die menschlichem Wollen überhaupt versagt scheint, sondern hat sich allmählich aufs Verhängnisvollste vermischt mit Strebungen, die aus trüben und trübsten Quellen fließen und die nur dem Bösen dienen können.

Die Entente hat sich tatsächlich nicht nur als idealistischer Abwehrbund gegen den deutschen Militarismus, sondern auch als ganz materielle Interessengemeinschaft innerhalb des großen Kampfes um die Weltmacht gebildet. Nur so ist es zu erklären, daß sich die demokratischen Westmächte mit dem absolutistischen Rußland zusammenfanden (dessen Bürgertum freilich auch ideologisch mit Frankreich und England eng verknüpft war), daß Japan in die Allianz für Freiheit und Recht eintrat, daß der italienische und rumänische Nationalismus aufgeboten wurde; nur so ist es begreiflich, daß die Entente bei ihrer Kriegführung in der Wahl ihrer Mittel nicht eben wählerisch war und ist; und nur so konnte es kommen, daß die Kriegsziele der Alliierten eine solch wunderliche Mischung von Menschheitsforderungen und Machtwünschen darstellen. Nach meiner Ansicht wenigstens stehen hinter dem sich als moralische Forderung immer mehr durchsetzenden Begehren auf bedingungslose Wiederherstellung Belgiens nicht nur ideale Beweggründe, sondern auch höchst materielle Berechnungen; die elsaß-lothringische Frage, die wohl durch Volksabstimmung, also durch das Recht, am ehesten zu lösen wäre, wird von Frankreich zu einer bloßen Machtfrage degradiert; die polnischen Länder sollen nicht zuletzt darum vereinigt werden und Danzig mit Hinterland als Zugang zum Meer bekommen, weil dadurch Deutschlands Machtstellung geschwächt würde; die Aufteilung der Türkei und Oesterreich-Ungarns wird nicht allein im Namen der Humanität und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verlangt, sondern auch darum, weil dann Deutschland ohne alle Bundesgenossen in der Welt dastünde — ist es da wirklich so unverständlich, wenn Deutschland befürchtet, bei einem solchen Frieden wäre der Völkerbund nur eine Organisation zu seiner Niederhaltung, und wenn es sich mit allen Kräften gegen diese Drohung wehrt?

Man soll doch nicht glauben, daß die dunklen Gewalten der Lüge, Herrschsucht und Machtgier, daß Disziplinierung und Terrorismus allein imstande wären, ein Volk von 65 Millionen keineswegs bösartiger Menschen durch Jahre hindurch so in ihrem Bann zu halten, daß eine Koalition von zahlenmäßig weitaus stärkeren und mit unvergleichlich reicheren Hilfsmitteln ausgestatteten Nationen, trotzdem die Wahrheit auf ihrer Seite mitkämpft, sich nur mühsam zu behaupten vermag! Es ist der ungeheure Fehler Deutschlands, hinter dem Krieg der Entente lediglich Machtinteressen wirksam zu sehen; es ist aber auch falsch von der Entente, bei Deutschland nur rohen Militarismus und Imperialismus zu suchen, der eben die andern nicht leben lassen wolle. Hier

ist einfach ein großes Unrecht der Entente mit im Spiel, aus dem Deutschland nach hergebrachten Begriffen das Recht ableitet und die Kraft schöpft, mit Gewalt Widerstand zu leisten; besonders in dem Kampf Deutschlands gegen das zarische Rußland wird vielleicht auch bei den Westvölkern später einmal das defensive Moment gerechtere Würdigung finden als bisher.

Das große Unrecht aber, das daneben wirklich auf Seiten Deutschlands verbleibt, ist im Wesentlichen im Kampf um sein großes Recht entstanden. Es ist hier eben gegangen, wie es nun einmal menschlich ist, und wie es auch bei der Entente gegangen ist: man begnügt sich nicht, das Böse abzuwehren, sondern erwidert es selbst mit Bösem; die Gewaltgeister in der eigenen Brust, durch die Gewalttätigkeit der andern herausgelockt, werden lebendig, zerren und wühlen unablässig und gewinnen schließlich über die guten Kräfte die Oberhand. So hat der deutsche Militarismus und Imperialismus seine furchtbare Gewalt über das deutsche Volk erst im Laufe der Jahrzehnte, unter dem beständigen Anreiz der Machtpolitik der Entente, gewonnen; so konnte sich auch die deutsche Autokratie nur darum zu ihrer heutigen Allmacht aufschwingen, weil man das Volk überzeugen konnte, daß sich im militärischen Machtkampf allein der erfolgreich behaupten könne, dessen Staatsorganisation am straffsten konzentriert sei und durch Parlamentarismus und individuelle Freiheiten am wenigsten behindert werde. Wie verführerisch dieses Argument ist, zeigen die Ententevölker selber; eines wie das andere ist bereit, auf alte Freiheiten und Rechte zu verzichten, sobald die Bedürfnisse der Kriegführung das zu verlangen scheinen — ist es da so etwas Außerordentliches, wenn die geschichtliche und geographische Lage Deutschlands angesichts ganz bestimmter feindseliger Strömungen in den Nachbarstaaten einen solchen Entschluß frühzeitiger nahelegte und gründlicher verwirklichen ließ?

Sieht man die Politik Deutschlands unter diesem psychologischen Gesichtspunkt an, so wird man vieles nachsichtiger beurteilen, als man es tut, wenn man immer nur das von seiner Vorgeschichte losgelöste Faktum, das als schließliches Ergebnis herauskommende „Verbrechen“ ins Auge faßt. Dies gilt namentlich auch von der eigentlichen Herbeiführung des Krieges durch die Mittelmächte; die, wie man annehmen sollte, von der Julikrisis 1914 an für jeden denkenden und ehrlichen Menschen klarliegende Schuldhaftigkeit der deutschen und österreichisch-ungarischen Politik konnte und kann dem deutschen Volk nur deshalb verborgen bleiben, weil die Politik der Entente in den ganzen Jahren vorher ihm eben doch den Eindruck der planmäßigen Einkreisung Deutschlands gemacht hatte, der gegenüber die allerletzten Ereignisse unmittelbar vor Kriegsausbruch in seinem Bewußtsein nur mehr die letzten notwendigen Glieder einer von der Entente mitgeschmiedeten Kette darstellen; und selbst die Behauptungen der leitenden Kreise von dem früher oder später doch nicht zu vermeidenden Krieg halte ich eben darum — im Vordergrund stand seit Anfang 1914 die

immer drohender gewordene Haltung Rußlands, deren überragende Bedeutung Sie offenbar stark unterschätzen — für durchaus aufrichtig, mögen auch noch so viele andere, besonders innerpolitische, Gründe bei den Regierungen in Berlin und Wien den Kriegsentschluß mit bestimmt haben.

Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch: Ich will nicht das Unrecht der Mittelmächte irgendwie beschönigen, ich wollte lediglich die Versuchungen andeuten, mit denen Deutschland fortwährend zu kämpfen hatte, an das Milieu erinnern, in dem sich die deutsche Politik abspielte. Daß bei diesem inneren Kampf schließlich die Kriegskräfte siegten (das entscheidende Uebergewicht scheinen sie im Frühjahr 1914 gewonnen zu haben, nachdem ein so nüchterner, unverdächtiger Beobachter wie Professor Otfried Nippold noch im Jahre 1913, in seiner Broschüre über den deutschen Chauvinismus, festgestellt hatte, „daß die Kriegsgenerale tatsächlich auf die Politik noch nicht den entscheidenden Einfluß haben"), daß also Deutschland als ganzes genommen am Ende der Versuchung erlag, das ist eben seine Schuld; aber es soll nicht vergessen werden, daß es die Entente war, die mit ihrem eigenen Unrechttun diese Versuchung schuf, die die bösen Geister Deutschlands weckte und großzog, bis sie allmählich zu einer so entsetzlichen Gefahr für die ganze Welt herangewachsen waren. Bevor also die Entente ihre Anklagen gegen Deutschland richtet, möge sie ihre eigene Gewalttätigkeit ablegen, sonst trifft sie die volle Schärfe des Wortes: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge, danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest."

In diesem Sinn kann man ganz allgemein sagen, daß jedes Volk den Feind hat, den es verdient, weil es sich ihn selbst geschaffen hat, das heißt weil es den Nachbar in Versuchung geführt, auf Feindseligkeit wieder mit Feindseligkeit zu antworten; die Ausrede: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt," gilt mindestens für das moderne Völkerverhältnis nicht.. Ich weiß nicht mehr, welcher politische Dichter in Deutschland einmal gesagt hat: „Der wahre Feind sitzt an der Spree." Er hat vollkommen recht. Ebenso muß man aber auch den Völkern der Entente sagen: „Der wahre Feind ist in eurem eigenen Lager in Gestalt eurer Machtpolitik. Hier ist der wirkliche Kriegsschauplatz, hier schlagt eure Schlachten — und ihr werdet sehen, daß unterdessen der äußere Feind in aller Stille abgezogen ist, weil er bei euch gar nichts mehr vorfindet, womit er seine Völker schrecken und ihnen die Berechtigung des Krieges beweisen könnte." Das Böse in erster Linie beim andern zu sehen und zu bekämpfen, ist freilich bequem, weil es der Selbstgerechtigkeit schmeichelt und dem Eigenwillen die Zügel schießen läßt; dennoch bleibt es unsere vornehmste Aufgabe, das Böse, den Feind, in uns selber zu suchen und zu überwinden und so den andern von der Lockung zu erlösen, auf unser Unrecht mit neuem Unrecht zu reagieren. Gewaltanwendung gegen den äußeren Feind kommt, be-

wußt oder unbewußt, nur aus dem Selbsterhaltungstrieb des Unrechtgeistes, der sich vor der Gefahr der Vernichtung durch den Geist des Guten durch Ablenkung nach außen zu retten sucht. Wenn wir uns darum einmal mit Ernst entschließen, nicht mehr dem uns drängenden Unrechtgeist zu folgen, sondern dem Geist der Wahrheit und Liebe, dann wird die Notwendigkeit, den äußeren Feind zu bekämpfen, ganz von selbst wegfallen, weil einfach kein Feind mehr da ist.

Das sind alles elementare religiöse Wahrheiten, die ich wirklich nicht weiter darzulegen brauche — aber warum haben Sie gegenüber den Ententevölkern solche Gedankengänge nie klar und beharrlich ausgesprochen? Warum sind Sie nicht nachdrücklich der so üppig entwickelten Selbstgerechtigkeit auf jener Seite entgegengetreten, die immer nur von den Deutschen Bekehrung verlangt, der es aber gar nicht einfällt, vor allem einmal ihre eigenen politischen Ziele von der ihnen anhaftenden Selbstsucht zu reinigen und dann abzuwarten, wie das wohl auf die Deutschen wirken werde? Ihr Hinweis darauf, daß Sie sich ja gar nicht an die Ententevölker wenden könnten, sondern für Deutschschweizer und Deutsche schrieben und redeten, vermag mich nicht zu befriedigen; mit dem gleichen Recht dürfte man sich dann auch — was in der Tat geschieht — bei der Vertretung eines mehr die deutsche Auffassung betonenden Standpunktes darauf berufen, daß die Ententeauffassung ja in der Schweiz, wenn auch nicht gerade in der deutschen, genügend stark vertreten sei, sodaß man zur Herstellung des Gleichgewichtes wohl auch ein wenig prononciert für die andern einstehen dürfe — und diese Meinung werden Sie so wenig teilen wie ich. Selbstverständlich muß man bald diese, bald jene Seite der Wahrheit betonen, je nach den Ereignissen; selbstverständlich hat man auf sein Publikum zu achten und dessen Vorurteile zu zerstören; wenn aber diesem Publikum fast immer nur die eine Seite der Sache gezeigt wird, während es die Empfindung hat, daß es auch noch eine andere Seite gebe, dann wird es mißtrauisch, glaubt nicht mehr an die Gerechtigkeit seines Mannes und verschließt sich allmählich auch allen noch so berechtigten Bemühungen, jene eine Seite der Wahrheit deutlich zu machen, die es nicht von selbst schon sehen kann oder mag. Diese Gefahr droht nun nach meiner auch von andern geteilten Ansicht tatsächlich Ihrer Darstellung des Gegensatzes zwischen der Entente und den Mittelmächten; die einzige Erklärung, die ich dafür finde, ist, daß Sie eben die andere Seite, das große Unrecht der Entente (ich meine natürlich nicht deren von Ihnen so genannte allgemeine, sondern ihre besondere, politische Schuld gegenüber Deutschland) und das große relative Recht der Deutschen selbst nicht hinreichend scharf sehen. Ueber diese Verschiedenheit des geistigen Sehens länger zu diskutieren, wäre freilich ebenso unnütz wie der Versuch, einem überzeugten Protestanten oder Katholiken die Einseitigkeit seiner Denkweise auseinanderzusetzen; er glaubt uns einfach nicht, weil, vom menschlichen Standpunkt aus, eben beide Auffassungen recht haben, der Gegensatz also wirklich nicht

zu lösen ist. Wie wir aber sub specie aeterni die Bedingtheit beider religiösen Glaubensbekenntnisse unschwer durchschauen, so vermögen wir, wenn wir uns nur entschlossen genug auf den absoluten Standpunkt stellen, auch das relative Recht und das absolute Unrecht in der politischen Auffassung beider Kriegsparteien „neutral“ zu beurteilen.

*

Zu der gleichen Forderung an die Entente, die Ueberwindung des deutschen Militarismus nicht durch Gewalt, sondern durch Liebe zu erstreben, gelangen wir von einer anderen Richtung her. Die allgemein verbreitete Ansicht ist, es sei Sache der Menschen, bestimmte äußere Zustände selbst zu schaffen, von denen man erklärt, ihre Herrschaft diene dem Sieg des Guten. Die Entente setzt so fest, daß die Verwirklichung ihrer Ziele den Krieg selbst überwinden werde, und wirft ihre ganze Kraft in den Kampf, um die Erreichung ihrer Ziele durchzudrücken. Daß diese Ziele neben dem Großen und Guten, das sie umschließen, auch recht viel Niedriges und Schlimmes enthalten, und daß es die Entente gar nicht nötig hätte, Krieg zu führen, wenn sie sich nicht unberechtigte Ziele stecken würde, ist meine vorhin kurz begründete Ueberzeugung. Aber selbst angenommen, die Ziele der Entente seien im Ganzen rein und edel — wer gibt ihr denn das Recht, auch noch so berechtigte Ziele durch Tötung von Millionen Menschen und Zerstörung von Sachgütern im Werte von Milliarden zu erstreben? Heiligt denn der Zweck die Mittel oder hat nicht vielmehr eine reine Sache gar nicht nötig, sich mit so unsauberen Waffen durchzusetzen? Ist nicht die Wahrheit die größte, die einzige Macht, der man sich nur hinzugeben braucht, um obenauf zu kommen? Oder zeigt sich nicht vielleicht auch hier wieder, daß Gewaltanwendung nur dann relativ nötig ist, wenn man eine von Eigenwillen und Selbstsucht erfüllte Sache vertritt?

Wenn der Krieg so überhaupt die titanenhafteste Form menschlichen Eigenwillens ist, der sich vermißt, etwas selber „machen“ zu wollen, so auch der Krieg der Entente, die sich nichts Geringeres herausnimmt, als den Weltfrieden auf dem von ihr festgesetzten Weg herzustellen, zumal heute der Krieg der Entente einen ausgesprochen präventiven Charakter trägt. Zum Hochmut gegenüber dem moralisch „minderwertigen“ Gegner gesellt sich damit der Uebermut, die H y b r i s, die sich unterfängt, dem Reich Gottes auf Erden die Art seines Kommens und den Weg, den es zu nehmen habe, vorzuschreiben. Und wie es bei den Mittelmächten mit Händen zu greifen ist, daß der von ihnen so eigenmächtig losgelassene Krieg längst ihren Händen entglitten ist, so zeigt es sich auch bei der Entente immer klarer, daß die Ergebnisse, zu denen ihr Krieg treibt, ganz andere sind, als sie sich in ihrem Sinn gedacht und geplant hatte.

Was sehen wir denn bis jetzt als Resultate dieses Waffenkampfes für Recht, Freiheit und Menschlichkeit? Hat etwa der Militarismus,

seitdem sich die Entente zu seiner gewaltsamen Vernichtung aufgemacht hat, in der Welt an Macht verloren? Ich habe nicht den Eindruck, sehe vielmehr, daß in Deutschland die militärische Autokratie fester im Sattel sitzt als je — die Verabschiedung Kühlmanns hat es aufs Neue erwiesen —; daß der deutsche Gewaltgeist, trotzdem die dort gesäte Drachensaat schon aufzugehen beginnt, im Osten Triumph auf Triumph erlebt hat; daß die Durchführung und immer weiter gehende Verschärfung des Wirtschaftskrieges der Entente Deutschland zu seiner unerhörten Ausbeutungspolitik gegenüber Rußland und Rumänien geradezu zwingt und seine Begehrlichkeit gegenüber Belgien und den französischen Erzlagern gewiß nicht vermindert, daß also die Entente mit ihrem Versuch, den deutschen Gewaltgeist durch eigene Gewalt auszutreiben, auf dem besten Wege ist, die Tragödie des Bolschewismus zu wiederholen, von der Sie selbst geschrieben haben: „Dieser halbherzige, durch das bessere Ideal nur gebrochene, aber nicht aufgehobene Militarismus mußte vor dem ganzen und rücksichtslosen zu kurz kommen und aus einem Segen ein Fluch Europas werden." Ich sehe auch, daß der Militarismus in den Ententeländern selber prächtige Fortschritte macht, daß sich die allgemeine Wehrpflicht, dieses Kernstück des Militarismus, bereits Länder unterworfen hat, die früher als Hochburgen des Individualismus galten, daß die bürgerlichen Freiheiten und parlamentarischen Rechte in der demokratischen Entente allmählich bedenklich wenig geachtet werden und den Deutschen billigen Anlaß geben, die „westliche Freiheit" zu verspotten und den „Freiheitskrieg" als pure Heuchelei zu brandmarken. Und ich sehe, daß unsere ganze Menschlichkeit, in deren Namen wir uns gegenseitig abschlachten, einer Verrohung Platz gemacht hat, wie sie auch in den schlimmsten Zeiten früherer Barbarei nicht ärger gewesen sein kann.

Von einem Sieg der Entente vollends verspreche ich mir alles, nur nicht die Ueberwindung des Krieges und der politischen Unfreiheit auf Erden. Daß nach vieljährigem, unvorstellbar schwerem und opfervollem Ringen eine entscheidende militärische Niederlage Deutschlands, die dieses der Entente auf Gnade und Ungnade ausliefern würde, bei den Alliierten nicht die schon jetzt einflußlose gemäßigte Richtung ans Ruder brächte, die, wie Sie das gerne möchten, Deutschland sein Lebensrecht lassen würde, sondern daß dann trotz Wilson, der nun auch nicht mehr gegen Roosevelt aufkäme, die extremen Imperialisten und Chauvinisten Oberwasser gewännen, das scheint mir ebenso sicher zu sein, wie daß im Falle eines (seit Englands und erst recht Amerikas Kriegseintritt glücklicherweise ausgeschlossenen) deutschen Sieges das radikale alldeutsche Maximalprogramm verwirklicht würde. Und daß die Entente einen solchen „Friedenszustand" nur mit Aufbietung der äußersten militärischen und wirtschaftlichen Gewalt, die alle Freiheitsregungen hüben wie drüben ersticken müßte, aufrecht erhalten könnte, darüber ist wohl auch kaum ein Zweifel möglich. Die gemäßigten Anhänger des Ententekrieges hätten dann aber selbst, wenn auch un=

gewollt, zu einem solchen Ergebnis beigetragen — der Krieg wäre auch ihnen über den Kopf gewachsen.

Sie meinen, soweit werde es auf keinen Fall kommen; Deutschland sei militärisch stark genug, um dieses Aeußerste abzuwehren. Ich hoffe das wirklich auch — aber die Führer der Entente und mit ihnen die Mehrheit ihrer Völker hoffen und erstreben das Gegenteil, und dem Götzen des „Endsieges“ werden täglich eben doch die fürchterlichsten Opfer dargebracht, für die alle diejenigen moralisch die Verantwortung mitübernehmen, die die Ententepolitik im großen und ganzen gutheißen.

Springt jetzt nicht die Torheit und der Widersinn dieser Art und Weise, Militarismus und Krieg zu bekämpfen, noch deutlicher in die Augen? Die Bekehrungsmethode, die hier die Entente gegenüber Deutschland anwendet, kommt mir ebenso kindisch vor, wie wenn ein sich als vollkommener Ehrenmann fühlender Mensch auf einen andern, der nach seiner festen Ueberzeugung ein Schelm und Bösewicht ersten Ranges ist, mit dem dicksten Prügel, den er auftreiben kann, hineinhauen und ihm mit noch viel Schlimmerem drohen würde, dabei aber unaufhörlich schriee: „Wirst du jetzt bald gestehen, du Halunke? Wann willst du erbärmlicher Geselle dich endlich einmal bessern?“ In gewissen Strafanstalten soll ja freilich diese Methode noch heute praktiziert werden, aber glaubt irgend ein vernünftiger Mensch noch an ihre Wirksamkeit? Und vollends gegenüber einem Volk, das nur einen ehrenvollen Frieden annehmen zu wollen erklärt? Gewiß soll sich Deutschland „bessern“ und „gestehen“; ohne das geht es einfach nicht. Aber so, wie sich die Entente benimmt, tut sie ihr Möglichstes, um diesen notwendigen und heilsamen Vorgang zu erschweren, wenn nicht gar zu verhindern. Indem sie sich mit Pharisäermiene entrüstet weigert, eine große Schuld auch auf ihrer Seite anzuerkennen, treibt sie Deutschland in immer starrere Selbstgerechtigkeit hinein, weckt und stärkt sie seinen Trotz täglich neu und appelliert tatsächlich beständig an seine schlechtesten Kräfte.

Sie versuche es doch einmal mit dem Rat, den Emerson einmal gibt: „Speak to his heart, and the man becomes suddenly virtuous.“ Sie möge vor allem eine Kopfklärung bei sich selber vornehmen, möge ihre eigenen Ziele mit Recht und Gerechtigkeit in Einklang bringen, möge mit ihren eigenen Gewaltgeistern radikal brechen und dann an die besten Kräfte des deutschen Volkes appellieren — sie wird Wunder erleben, wie schnell und gründlich die Bekehrung Deutschlands, die Freimachung seiner Seele, die Abschüttlung seines falschen Ich, von dem es sich jetzt tyrannisieren läßt, vor sich geht. Das schlöße freilich den Verzicht auf alle die glühenden Wünsche in sich, an den deutschen Autokraten sein Mütchen kühlen und das großartige Schauspiel des Zusammenbruchs des deutschen Militarismus selbstzufrieden mitansehen zu können. Aber es wäre auch der größte Sieg, den die Entente überhaupt erstreiten könnte: die Ueberwindung

des deutschen Militarismus, ja des Militarismus und des Kriegs überhaupt, durch Selbstüberwindung. Um diesen Weg zu betreten, brauchten die Alliierten nicht auf den großen Umschwung in Deutschland zu warten und ihn durch militärische Gewalt herbeizuführen zu suchen. So unberechtigt es ist, wenn sich Deutschland auf den Kriegswillen der Entente beruft, um vor sich selber und vor der Welt seine eigene Kriegsfortsetzung zu entschuldigen, und so berechtigt es ist, wenn man von Deutschland selbst innere Umkehr ohne Rücksicht auf das Tun und Lassen der andern fordert, ebenso wenig darf auch die Entente ihren Verzicht auf Gewaltanwendung von einer vorausgehenden Bekehrung Deutschlands abhängig machen, sondern hat die Pflicht, dem Gebot des Sittengesetzes unbedingt zu gehorchen und in erster Linie selbst von dem Versuch abzustehen, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.

Welch prachtvolle Gelegenheit wäre hier für einen Wilson gewesen, als es sich darum handelte, wie die Vereinigten Staaten am richtigsten in den Kampf gegen den Krieg eingreifen sollten! Daß auch er sich, aus menschlich durchaus verständlichen Gründen, für die Methode der Entente entschied, daß sich auch er von der Gewaltpolitik Deutschlands verleiten ließ, nun ebenfalls mit Gewalt aufzutrumpfen, das ist ein wahrhaft ungeheures Verhängnis; umsomehr hätte man aber von allen Freunden der Freiheit und des Rechts erwarten dürfen, daß sie nun mit doppelter Eindringlichkeit auf die ethische und psychologische Verfehltheit des Unterfangens, den deutschen Militarismus mit militärischer Gewalt zu überwinden, hinwiesen und sich gerade im Namen der Ideale, für die die Entente zu kämpfen erklärt, weigerten, den Krieg der Entente zu billigen.

Daß gerade auch Sie das unterließen, ja daß Sie mehr oder weniger entschieden den Krieg der Alliierten sogar verteidigten, hat Sie bei nicht wenigen Leuten sehr unnötiger Weise in den Ruf des Jusqu'auboutismus gebracht. Nun ist ja der Jusqu'auboutismus gewiß nicht etwas absolut Verabscheuungswürdiges und ebensowenig der Defaitismus, der einfach ruft: „Die Waffen nieder!“ etwas von vornherein sittlich Höherstehendes. Frieden um jeden Preis ist nun einmal, und mit Recht, nicht jedem das höchste Gut, und wenn die Entente heute einfach den Krieg da abbräche, wo er im Augenblick militärisch und politisch steht, dann wären selbstverständlich ihre Opfer zum großen Teil umsonst gebracht; was sich 1914 ereignete, könnte jedes Jahr wieder vorkommen. Was aber doch die große Kraft des Defaitismus ausmacht, das ist, daß er (in seiner besten Form) an das natürliche menschliche Mitgefühl, ja an das Gewissen appelliert und sich gegen die ihm als herzlos, unmenschlich erscheinende Politik des Jusqu'auboutisten aufbäumt, der, weit weg von den Schützengräben, die dank dem militärischen Zwangsdienst zum Einsatz ihres Lebens verurteilten draußen stehenden Männer unermüdlich anfeuert, doch ja gewiß durchzuhalten, bis die schönen Kriegsziele, die er sich zu Hause

aufschreibt, erreicht seien. Vermöchte man nun aus diesem Widerstreit von Kopf und Herz nicht dadurch herauszukommen, daß man den Weg der Selbsteinkehr, der Ueberwindung des Eigenwillens, des Verzichts auf die Bestrafung des „schlechten" Gegners und seiner Gewinnung durch Liebe beschritte? Wäre damit nicht den Jusqu'auboutisten Genüge getan, die um keinen Preis den Militarismus mit heiler Haut entkommen lassen wollen, und gleichzeitig auch dem menschlichen Gefühl der Defaitisten Rechnung getragen, denen die Aussicht auf keinen noch so idealen Siegespreis über die Scheußlichkeit der zu seiner Erlangung verwendeten Mittel hinweghilft?

*

Nun kommt freilich Ihr prinzipieller Einwand. Wenn aber die Völker einfach noch nicht reif sind, konsequent den geistigen Weg zu gehen, dürfen wir ihnen dann überhaupt ein äußeres Verhalten zumuten, das ihrem inneren Entwicklungsgrad noch gar nicht entspricht? Würden wir sie damit nicht zur Heuchelei erziehen und uns selbst nur Scheinerfolge vortäuschen, deren Unbeständigkeit sich bei der ersten Prüfung erweisen müßte? Es ist also die große Frage des Verhältnisses zwischen der absoluten Forderung und ihrer Verwirklichung auf der relativen Ebene, die Sie aufwerfen, und Sie kommen zu dem Schluß, daß man im vorliegenden Falle von der Entente auch ein unterhalb der absoluten Lösung stehendes Verhalten annehmen dürfe, so bestimmt Sie für sich selbst an dem reinen geistigen Weg zur Ueberwindung von Militarismus und Krieg als dem höchsten und in letzter Linie für einen Christen allein möglichen festhalten.

Nun kann es mir nicht einfallen, dieses Problem, mit dem wir wohl in unserem ganzen Leben nie fertig werden, ausführlich abzuhandeln, zumal ich als Laie der theologischen Dialektik nicht mächtig bin; einige Bemerkungen möchte ich aber doch anbringen. Zunächst: Warum verzichten Sie nur gegenüber der Entente auf die Stellung der absoluten Forderung der Umkehr zur Liebe und zur Preisgabe der Gewaltmethode, während Sie von Deutschland eine Sinnesänderung verlangen, wie sie revolutionärer noch selten von einem Volk erwartet worden ist? Sie erwidern vielleicht, daß das ja eben ein Zeichen Ihrer gewaltigen Hochachtung vor den im deutschen Volk schlummernden sittlichen Kräften sei, die Sie vor die höchste Aufgabe stellen, um ihrem Durchbruch durch die eiserne Front der Gewaltkräfte die Bahn zu bereiten. Man könnte aber ebenso auch von der Entente sagen, daß sie, die den Gegensatz der beiden in Frage stehenden Denkweisen schon in so hohem Grad erfaßt hat, am ersten dazu berufen sei, nun auch den letzten entscheidenden Schritt zur endgültigen Ueberwindung der Gewalt zu tun. Das wäre dann wirklich großzügiger Antimilitarismus, dessen Sieg den unsterblichen Ruhm der heute im Waffenkampf gegen den Militarismus stehenden Völker ausmachen würde!

Ihre Billigung des relativen Wegs nur bei der Entente kommt mir aber auch darum nicht ganz berechtigt vor, weil es ja auch in Deutschland und Oesterreich-Ungarn zahlreiche Friedensfreunde gibt, die über das Verschulden der Mittelmächte nicht viel milder denken als Sie, und die dennoch erklären, Deutschland wehre sich praktisch eben doch seiner Haut, da die Entente mit ihm bös umspringen würde, wenn es heute aus Müdigkeit den Kampf aufgäbe. Können Sie diesen Relativismus, der z. B. die Meinung Lichnowskys wiedergibt, auch annehmen? Sie verneinen natürlich die Frage, weil eben nach Ihrer Auffassung Deutschland mit der Entente gerade nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden dürfe, vielmehr die Gewaltanwendung auf Seiten der Entente einen ganz anderen Sinn habe als bei Deutschland, nämlich den, daß sie im Dienste der endgültigen Zerstörung aller Gewalt stehe, die Deutschland immer noch Selbstzweck sei. Nun glaube ich gewiß auch an diese Mission des Ententekrieges; der deutsche Militarismus, dieses höchst entwickelte System der Gewalttätigkeit und der Entpersönlichung des Menschen, wird ja wohl schließlich (freilich kaum schon während dieses Krieges, der mir eher den Militarismus noch weiter zu steigern und auszubreiten scheint) unter der Mitwirkung der organisierten Waffen- und Wirtschaftsmacht der Allierten verschwinden — aber nach meiner Ueberzeugung nur um den Preis, daß sich auch die Entente von Grund auf erneuert. Zu dieser Erneuerung wird nun jedoch wiederum die Waffengewalt Deutschlands ihrerseits aufs Kräftigste beitragen, sodaß also damit der Relativismus jener deutschen Pazifisten doch auch gerechtfertigt wäre. Machtpolitik auf der einen Seite führt eben fast automatisch zur Machtpolitik auf der andern, schafft sich damit also selbst ihr Gegengewicht und erzeugt so die Kraft, die sie schließlich zu zerstören berufen ist; wer sich in diesen Prozeß hineinstellt und der Gewalt wieder mit Gewalt entgegentritt, der trägt zwar im Endergebnis wohl zur Zerstörung jener Gewalt bei, macht aber sie selbst wieder als menschliche Reaktion auf die eigene Gewalt relativ notwendig.

Das Ziel der Zerstörung des Bösen wird also zuletzt auch auf dem Wege der Entgegensetzung eines anderen Bösen erreicht, weil dann eben beide Formen des Bösen sich gegenseitig aufheben — aber ist denn dies der Weg des Christentums? Weist uns vielmehr Jesus nicht den Weg, der Versuchung zur Erwiderung des Bösen mit Bösem zu widerstehen und das Böse mit Gutem zu überwinden, sodaß also das in uns selbst lauernde Böse gar nicht erst durch den äußeren Anreiz herausgelockt und draußen zerstört zu werden braucht, sondern in unserer eigenen Brust unschädlich gemacht wird und damit das bisher vom Bösen im Bewußtsein des anderen überwältigte Gute erlöst, wodurch das Böse auf der ganzen Linie geschlagen ist? Wenn das Christentum überhaupt einen Sinn haben soll, so doch nur den, daß es uns zeigt, wie wir den langen Leidensweg, auf dem wir in jedem Fall zur Freiheit kommen, abzukürzen vermögen, indem wir das, was wir ja früher

oder später doch einmal tun müssen — uns selbst überwinden — gleich von vornherein tun. Sie bezeichnen zwar auch den andern Weg, der über Leiden zur Selbstzerstörung des Bösen führt, als Gottes Weg, und man kann das im relativen Sinn auch tun; absolut gesprochen ist es eher der Weg des Teufels, das Wirken der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, während der göttliche Weg uns in zwar steilerem, aber auch großartigerem Anstieg unmittelbar zur Höhe emporleitet.

Und diesen Weg den anderen zu weisen, das sollte doch eigentlich die einzige Aufgabe der Nachfolger Jesu sein. Wenn die andern nicht wollen, was geht das uns an? „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach!“ In den Ohren vieler klingt das hart und selbst lieblos; sie möchten ja so gerne den leidenden Brüdern helfen, machen darum, wenn diese die volle Wahrheit noch nicht vertragen, auch Abstriche vom Absoluten und sind's zufrieden, wenn das reine Wasser der Wahrheit auch nur langsam, Tropfen um Tropfen, und in starker Verdünnung auf den staubigen Erdenweg der Menschheit heruntersickert. In Wirklichkeit brauchen wir uns aber doch gar nicht darum zu kümmern, ob und wie die absolute Wahrheit ins Bewußtsein eindringt; daß es nicht zu stürmisch hergeht und die Leute nicht allzu viel auf einmal zu schlucken bekommen, dafür sorgt ihre begrenzte Aufnahmefähigkeit ganz von selber. Unsere Sache kann es allein sein, den Quell rein und frisch zu erhalten, aus dem die dürstende Menschheit je und je getränkt wird, die lebendige Kraft zu bewahren, aus der jeder schöpfen mag, soviel er fassen kann. Wenn wir aber schon selbst das Licht unter den Scheffel stellen, damit es schwache Augen nicht zu sehr blende, wie dürfen wir dann erwarten, daß in die dunklen Ecken menschlichen Treibens auch nur ein Schimmer seines echten Glanzes falle?

Und auch der Trost, daß man doch wenigstens für sich selber am Absoluten festhalte und nur den andern zum Relativen rate, ist trügerisch. Solch doppelte Buchführung läßt sich vielleicht einige Zeit lang ohne Schaden für die Seele aufrecht erhalten; unmerklich legt man aber den relativen Maßstab auch ans eigene Tun und Lassen an und hat dann schließlich die absolute Wahrheit überhaupt verloren. „Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man's salzen?“ Statt daß man den andern eine Hilfe wäre, verlängert man nur ihren Leidensweg und gerät am Ende selbst darauf, während ein unerbittliches Standhalten auf dem Gipfel den Suchenden drunten immer wieder ein Orientierungspunkt, ein Stern in der dunkeln Nacht, gewesen wäre.

Gerade aus Liebe zur ganzen Menschheit müssen wir auf diesem Standpunkt verharren. Wenn wir die Not der Brüder mit ansehen und doch zugleich ihr Unvermögen feststellen müssen, sich auf geistigem Wege zu helfen, so liegt freilich die Versuchung nur zu nahe, ihnen eben den materiellen Weg zur Durchsetzung ihres Rechtes anzuraten:

Helfe, was helfen mag — dies besonders, wenn noch die irrige Meinung dazu kommt, erst müsse der „böse Nachbar“ anständig denken lernen, ehe man selber der Stimme des Guten gefahrlos folgen dürfe. Weil wir aber im Lichte der absoluten Wahrheit auch das große Recht der andern und das große Unrecht bei uns selber oder bei unseren Freunden erkennen, also beide lieben und mit beiden leiden, bringen wir es einfach nicht fertig, uns in Reih und Glied mit der einen Partei zu stellen und nur der andern das relative Recht zum gewaltsamen Widerstand abzusprechen. Wollen wir nicht in unfruchtbarem passivem Neutralismus überhaupt darauf verzichten, in dem Kampf der Nationen einen Sinn zu sehen und zu ihm relativ Stellung zu nehmen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns auf die Höhe des Absoluten zu retten und hier oben über das heilige Feuer zu wachen, das doch allen in irgend welcher, und sei es noch so abgeschwächter Form, Licht und Wärme spendet. Es rächt sich allemal, wenn wir festzusetzen suchen, wo in der Außenwelt das Zentrum des Feindes ist, und wenn wir uns Pläne zurecht machen, wie dieser Feind am besten anzugreifen, wie seine Stellung am gewissesten zu erstürmen sei. Wir vergessen dabei zu leicht, daß dies eben bereits nicht mehr der göttliche, sondern bereits der menschliche, eigenwillige Weg ist, daß der Feind nie außer uns steht, sondern immer in uns, und daß unsere Arbeit einzig der Gehorsam gegen Gottes Willen in Ueberwindung dieses inneren Feindes sein kann: auf welche Weise dann im einzelnen der äußere „Feind“ vernichtet wird, das zu bestimmen ist nicht unsere Sache — wir werden bald sehen, wie wunderbar auch die materielle Gefahr aus der Welt geschafft wird und die äußeren Dinge in Ordnung kommen, ohne daß wir dabei unrechte Wege haben gehen müssen. Wir sind also weit entfernt, müßig die Hände in den Schoß zu legen und auf irgend eine geheimnisvolle Umwandlung der Geister zu warten, sondern sind vielmehr recht aktiv am Werk, die Grundlagen für die radikalste Umgestaltung der Außenwelt zu bereiten, die man sich nur denken kann.

All dies meine auch ich freilich nicht in dogmatischem Sinn. Eine starre Formel hat nur der nötig, der sich innerlich nicht fest fühlt und darum nach einer äußeren Stütze greift, die ihm jedoch nur zu oft eine Schranke wird, von der er sich den Zugang zu den schönsten Möglichkeiten versperren läßt. Wer des Absoluten sicher ist, der braucht solche künstlichen Hilfsmittel nicht und getraut sich wenn nötig ruhig auch in die relativistische Niederung herab, ohne für seine Grundsatzreinheit zu fürchten. Es gibt aber Zeiten, wo man sich einfach gezwungen fühlt, oben zu bleiben, wo wir nicht für eine Partei mit nur relativ berechtigten Zielen eintreten dürfen, bloß weil sie gegenüber ihrem Widerspiel doch etwas Höheres, dem Absoluten Näherstehendes darstellt, Zeiten, wo es für uns heißt: Das (schlechthin) Gute ist des (nur im Vergleich zu einem andern) Bessern Feind. Wenn man immer erst darauf warten wollte, bis alle fürs Absolute „reif“ sind, dann

käme man überhaupt nie weiter; einmal muß man eben anfangen, der relativistischen Praxis die absolute Forderung entgegenzustellen, sonst werden die Menschen nie dafür reif, das Absolute — es handelt sich ja immer nur um ein Stück des Absoluten, zu dessen Aufnahme ins Leben allemal eine Zeit reif ist — zu verwirklichen. Eine solche Zeit scheint mir aber die gegenwärtige zu sein, in der alle Entwicklungen so sehr ins Riesenhafte wachsen und der Zusammenbruch der hergebrachten Vorstellungen so katastrophal ist, daß auch wir nur den größten Maßstab an die Aufgaben der Zukunft anlegen dürfen. Darum bin ich zuerst etwas erschrocken, als ich vernahm, wie offenherzig Sie sich in der Friedensfrage jetzt zum Relativismus bekennen. Die Treue, mit der Sie in großen Dingen immer zum Absoluten standen, wo andere schwankten und fielen, die Entschlossenheit und Unbekümmertheit, mit der Sie Ihren Weg gingen, wo viele zaghaft dahinten blieben, war, wie für andere, so auch für mich stets ein Trost und eine Stärkung. Und nun schien es, als wollten auch Sie zum großen Heerbann der Opportunisten stoßen — das konnte einen im ersten Augenblick niederdrücken. Aber die Gefahr einer solchen Schwenkung ist ja bei Ihnen zum Glück doch nicht im Ernst vorhanden; Sie sind schon zu stark vom Geiste der Wahrheit erfaßt, der Sie einfach weiterführt, dahin, wo er will; aber es ist, glaube ich, doch ein Umweg, den Sie eingeschlagen haben, eine unnötige Stillegung Ihrer Kraft, die Sie verhindert, den Suchenden und Wartenden so rasch, als es nur möglich ist, die Speise zu bringen, nach der sie verlangen. Denn die Welt hungert nach dem Absoluten, und wer es ihr reicht, der ist ihr Mann.

In aufrichtiger Verehrung bleibe ich stets Ihr ergebener

Hugo Kramer.

II. Antwort.

Verehrter Herr Doktor!

Ich bin Ihnen für Ihre Erwiderung aufrichtig und herzlich dankbar. Aus drei Gründen.

Es ist mir und meinen Mitredaktoren immer eine Freude und Genugtuung, wenn einmal jemand, sei's Freund, sei's Gegner, in den Neuen Wegen selbst zu den von uns vertretenen Ansichten das Wort ergreift. Die Tore stehen dafür immer offen, aber leider finden viele Freunde es bequemer, uns allein die Arbeit tun und viele Gegner, es beim Schimpfen bewenden zu lassen oder gar den Schein zu erregen, als übten wir eine Meinungstyrannei und wollten in den Neuen Wegen nur unsere Stimme oder doch nur Zustimmung hören. Das liegt uns überall ganz ferne. Wir wollen in der Freiheit der Freiheit dienen. Wir sprechen unsere Meinungen und Ueberzeugungen aus als das, was sie sind, als die unsrigen, ohne jeglichen Anspruch auf Auto-

rität oder gar Infallibilität. Wir bieten sie an als Anregung und Ausgangspunkt von Diskussion, vielleicht auch als Zeugnis und Bekenntnis, nicht anders. Wir tun dies gerade darum, weil wir es in diesem bescheidenen Sinne meinen, in aller Rücksichtslosigkeit, ohne Floskeln und diplomatische Ueberlegung, erwarten aber, daß Andere ihr Herz auf die gleiche Weise walten lassen. Das ist unser Subjektivismus, der so wenig verstanden wird, weil wir noch so armselig unfreie Menschen sind. Ich benütze den Anlaß, um wieder einmal ein wenig Licht auf diesen Sachverhalt zu werfen.

Was den vorliegenden Fall betrifft, so wollten gerade die Ausführungen des Aufsatzes über „Unsere Politik" nichts Anderes sein, als eine solche Anregung zur Aussprache und Verständigung. Sie sollten, wie wiederholt gesagt wurde, nur den Zusammenhang zeichnen, in den das, was wir „Unsere Politik" nannten, hineinzustellen sei. Darum wurden die meisten Probleme und ihre Lösungen nur angedeutet, nicht gründlich und ausführlich entfaltet. Das hat mir nachträglich leid getan, ließ sich aber nicht mehr ändern. Auch füge ich das Geständnis hinzu, daß ich selbst durch die Abfassung dieses anspruchslosen Aufsatzes in der Klarheit über die von ihm behandelten Gegenstände weiter gekommen bin. Ich weiß nicht, ob es Andern auch so geht wie mir: ich strenge in diesen vier unerhörten Jahren des Untergangs einer alten und Auftauchens einer neuen Welt Kopf und Herz ohne Rast und bis zur Ermattung an, um den dadurch aufgewirbelten Problemen politischer, sozialer, ethischer, religiöser, kurz, aller Art, gerecht zu werden. Von Zeit zu Zeit meine ich, zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein, dann aber ist es mir plötzlich, als ob ich noch gar nie nachgedacht hätte und ganz neu anfangen müßte. Die Wahrheit erscheint in diesen Zeiten wie das Gewand der Penelope, das täglich gewebt und täglich wieder aufgetrennt wird. Wir müßten uns vervielfachen können, um dieser Arbeit nachzukommen und wären immer noch viel zu wenig. Wir sind viel zu klein dafür. Darum aber wollen wir bescheiden sein und darum war an meinem Aufsatz vielleicht gerade seine Anspruchslosigkeit das Beste, namentlich wenn er nun einer fruchtbaren Aussprache, einer gemeinsamen Arbeit am Suchen der Wahrheit und vielleicht gar einer gewissen Verständigung riefe.

Damit komme ich auf das Zweite, wofür ich Ihnen dankbar bin. Als ich Ihre Erwiderung las, da habe ich freudig aufatmend gerufen: „Endlich, endlich einmal ein edler Gegner." Ja, endlich einmal! Denn wie lange schon schreit meine Seele nach einer anständigen Gegnerschaft, von einer r i t t e r l i c h e n ganz zu schweigen, weil dies zu viel verlangt scheint. Wir sind an Gepolter oder Gekläff, an theologische und fromme oder an untheologische und profane Gemeinheit gewöhnt, an den ausgemachten Willen, uns n i c h t zu verstehen, uns schlecht zu machen, zu entstellen; edle Gegnerschaft ist uns fast ein Wunder. Und doch, was für ein Segen wäre sie! Wie Vieles würde anders, wenn

man nicht sofort beschmutzt und niedergeschrieen würde, sondern sich erklären könnte, und umgekehrt: wie Vieles, was zur Verständigung und Vertiefung diente, bleibt unausgesprochen, weil das Sprechen nicht möglich ist. Daß wir in dieser Beziehung endlich auf ein höheres Niveau kommen, daß es wieder eine Ehrfurcht vor der freien Meinungsäußerung und einen ritterlich geführten Streit um die Wahrheit und damit erst einen geistigen Kampf unter uns gebe, dies gehört auch zu den Vorbedingungen einer Besiegung des Krieges und der Erneuerung unserer Welt, dies ist auch ein Stück Ueberwindung des Militarismus. Sie haben, verehrter Herr Doktor, dafür ein gutes Beispiel gegeben.

Aber ich bin Ihnen auch noch für ein Drittes dankbar. Sie haben sich nämlich nicht nur als edler Gegner gezeigt, sondern in Ihrer Antwort gerade auch diejenigen Punkte getroffen, wo wirklich die Probleme liegen. Das ist immer eine Wohltat, gerade weil es auch selten ist. Es wird auch hierin Andern gehen wie mir: so nahe es uns läge, uns zu freuen, wenn ein Gegner neben uns vorbeischlägt, unsere wahre Meinung gar nicht trifft und sich in lauter Mißverständnissen bewegt, so daß wir ihn leicht zurückweisen können, so ist uns dies doch keine Freude. Wir sehnen uns nach einem wackeren Gegner, einem, der trifft, und es ist uns eine köstliche Freude, wenn er uns gerade da trifft, wo unsere schwachen Punkte sind, da wo auch für uns die Probleme liegen. So kann es statt eines Gladiatorenspiels einen ernsten Kampf um die Wahrheit geben — immer vorausgesetzt, daß wir es mit einem loyalen Gegner zu tun haben. Darob jauchzt unsere Seele auf.

Nach dieser langen Einleitung, die aber doch wohl nicht unnötig ist und gerade für die Verhandlung der Dinge, die uns beschäftigen, ihren guten Sinn hat, gehe ich zur Sache über.

Hier freue ich mich nun herzlich, mit dem Geständnis beginnen zu dürfen, daß ich Ihre Gegnerschaft als eine solche empfinde, die eine weitgehende Einigkeit zur Voraussetzung hat. Ja, ich muß erklären, daß ich in allem Wesentlichen mit Ihnen einverstanden bin. Deswegen wäre es aber doch nicht gut, es bei dieser Erklärung bewenden zu lassen. Denn einmal stehen doch noch Mißverständnisse zwischen uns, sodann hat es noch einen besondern Wert, den Sinn dieser Gegnerschaft in der Einigkeit und Einigkeit in der Gegnerschaft zu beleuchten. Denn das ist doch eigentlich gerade der Boden, auf dem eine geistige Auseinandersetzung einen Sinn und Wert hat. Mit absoluten Gegnern und absoluten Gesinnungsgenossen gibt es entweder keinen Streit oder doch keinen fruchtbaren.

Dieser ersten Bemerkung füge ich die zweite hinzu, daß bei der furchtbaren Größe und Schwierigkeit der Probleme, die wir erörtern, auch diesmal ganz selbstverständlich nicht eine erschöpfende Behandlung, sondern nur der Versuch einer weiteren Klärung und Verständigung in Frage kommen kann. Ich hoffe ferner Ihr Einverständnis zu haben,

wenn ich mich nicht mit allen Ihren Argumenten besonders beschäftige, sondern es mehr darauf anlege, durch eine neue Gesamtdarstellung meiner Auffassung diese klarer zu machen. Das Einzelne erledigt sich dann ja von selbst. Es kommt auf diese Weise ja wohl mehr heraus.

Die Fülle dieser Probleme teilt sich, wenn ich recht sehe, in zwei Hauptgruppen. Es handelt sich um die Schuld Deutschlands und der Entente am Kriege und sodann um den rechten Weg zum Siege über den Militarismus.

Also zunächst wieder die Schuldfrage. Hier möchte ich noch einmal mit aller Klarheit feststellen, was sie für mich für einen Sinn hat. Die Schuldfrage soll behandelt und nicht unterdrückt werden. Aber wie und warum? Etwa bloß um des Richtens willen? Etwa bloß, damit der wirkliche oder vermeintliche Schuldige der Demütigung und Mißachtung übergeben werde und der wirkliche oder vermeintliche Unschuldige Anlaß zu pharisäischer Selbstüberhebung bekomme? Nein, nur um des Einen willen: daß der Krieg an den Wurzeln zerstört und ein wirklicher Friede werde. Denn ein solcher kann nach den tiefsten Ordnungen der Geisteswelt nicht werden ohne Tilgung der Schuld. Wenn wir im Besonderen verlangen, daß die deutsche Schuld am Weltkrieg aufgedeckt und anerkannt werde, dann gewiß von Ferne nicht, damit Deutschland erniedrigt und die Andern erhöht würden, sondern einzig und allein darum, damit ein wirklicher Friede, eine ehrliche und tiefe Versöhnung möglich gemacht und damit gerade auch in Deutschland der Krieg mit den Wurzeln ausgerottet werde. Dieses deutsche Volk, wo, wie Sie selbst, verehrter Herr Doktor, wissen und zugeben, der idealistisch maskierte Militarismus seine tiefsten Wurzeln hat, wo Krieg und Kriegsrüstung im stärksten Glanz der Verklärung standen, wo „Krieg" sich viel zu lange und viel zu sehr auf „Sieg" reimte, muß einmal gründlich einsehen, was der Krieg wirklich ist, es muß einsehen, wie er gemacht wird, es muß erfahren, wie ungeheuerlich es besonders in Bezug auf die Entstehung dieses Krieges von seinen Führern betrogen worden ist. Dann muß es draußen zu einer gewaltigen und für alle Welt segensreichen Umkehr kommen, dann muß in seiner Seele der Militarismus stürzen. Wenn dann noch die Erkenntnis dazu kommt, daß es auf den bisherigen Wegen nur in den Abgrund geführt wird, daß sein Militarismus es, statt es, wie man sich einredete, vor dem Weltbrand zu schützen, erst recht in diesen hineingestoßen hat, dann wird es — wenn es dessen überhaupt noch fähig ist, was wir im Glauben festhalten wollen — die Götzen, denen es lange gedient hat, stürzen und zum wahren Gott, der nicht der „deutsche Gott" ist, zurückkehren.

Das ist der Zweck, den in meinen Augen die Erörterung der Schuldfrage hat, das allein! Ich füge aber zur Erläuterung Folgendes hinzu.

Erstens: Diesen Zweck hat sie im allgemeinen, nicht bloß in Bezug auf Deutschland. Wir müssen die letzten, absoluten Ursachen

des Weltbrandes aufdecken, wo wir auf unser Aller Schuld stoßen, damit der Krieg überhaupt entwurzelt werde. Darüber, wie über diese letztern und allgemeinen Ursachen selbst sind wir gewiß einig und brauchen also davon nicht zu reden. Daneben muß jedes Volk die Aufdeckung seiner besonderen Schuld besorgen.

Dies führt mich zur zweiten dieser Bemerkungen. Ich wiederhole, was ich in dem Aufsatz selbst mehrmals gesagt, daß ich es für das Richtige und Wünschenswerte halte, wenn jedes Volk das Gericht über sich selbst vornimmt und nicht von Fremden gerichtet wird. Dieses ist nur nötig, solange es in Selbstverblendung verharrt, was in Deutschland lange genug der Fall war. Sobald es anfängt, sich selbst zu richten, sollen die Andern schweigen, sonst machen sie sich des Pharisäismus schuldig. Sie sollen dann vielmehr mit sich selbst ins Gericht gehen. — Warum denn aber und in welchem Sinn habe ich selbst von der deutschen Schuld geredet? Aus einem doppelten Grunde. Ich mußte einmal, weil seit Jahren an diesem Punkte tausendfach und auf alle Weise angefochten, über meine Auffassung dieser Sache genauere Rechenschaft geben. Sodann habe ich — was ich recht sehr zu beachten bitte — meinen Aufsatz in einem Augenblick geschrieben, wo der deutsche Militarismus mit neuem unerhörtem Uebermut sein Haupt erhob und seine Waffenerfolge ihn zu einer völligen Ueberflutung Europas zu führen schienen. In dieser Stunde fühlte ich mich verpflichtet, gegen ihn Zeugnis abzulegen und dem Moloch unter die Zähne zu treten. Die Heftigkeit einiger meiner Aeußerungen aus dieser Zeit stammte aus der gleichen Quelle. Aber wenn nun das Werk, das „J'accuse“, Fernau, Bernstein, Foerster, Nikolai, Lichnowsky, Muehlon, Voeste, Kramer und Andere, jeder auf seine Weise, tun, richtig vorwärts geht, dann gehört es sich, daß wir schweigen, und ich für meine Person werde froh genug sein, wenn ich schweigen darf — ist mir doch das Reden schwer genug geworden! Auch scheint jene Gefahr ja nun endgiltig vorüber zu sein.

Meine dritte Bemerkung aber ist, daß, wenn ein Volk seine Mitschuld am Kriege selbst ehrlich eingesteht, es keinen Sinn mehr hätte und nicht recht wäre, wenn man mit ihm darüber rechten wollte, wie groß oder klein sie im Vergleich zu der der anderen sei. Unendlich ist sie dann ja für alle und die Unendlichkeit hat keine Grade und Vergleichbarkeiten.

Wenn ich nun, verehrter Herr Doktor, von diesen Voraussetzungen her wieder zu unserer Diskussion komme, dann bricht der Streit sofort in sich zusammen. Sie anerkennen nicht nur das Recht der Schuldfrage überhaupt, sondern auch die ganze Schwere der besonderen deutschen Schuld. Dann aber fällt an diesem Punkt für mich aller Grund zu Auseinandersetzungen dahin. Einem solchen Mann kann ich nur die Hand drücken und sagen: Mea culpa, mea maxima culpa! Während des ganzen Krieges habe ich immer so empfunden; ja, sogar noch weiter bin ich gegangen: wenn ein Deutscher auch nur die all=

gemeine Schuld ehrlich und ernsthaft anerkannte, ohne noch die besondere Schuld Deutschlands zu sehen, spürte ich gar kein Bedürfnis mehr, von dieser ein Aufheben zu machen. Ich darf auch bei dieser Gelegenheit versichern, daß ich meinen Freunden in den Ententeländern gegenüber den Gedanken der allgemeinen Schuld sehr kräftig verfochten habe, nicht immer zu ihrer Erbauung!

Aber warum habe ich denn öffentlich und privatim doch mehr die deutsche Schuld hervorgehoben und meine Vorwürfe nach Deutschland gerichtet? Und wie verhält es sich denn mit dieser besondern deutschen Schuld? Besteht sie oder besteht sie nicht und wie ist sie zu beurteilen?

Ich bemerke zunächst gegen Sie, daß unsereins doch ungleich mehr Anlaß hat, sich mit Deutschland auseinanderzusetzen, als mit den Ländern der Entente. Wir sind mit der deutschen „Intelligenz“, mit deutschen Menschen und Zuständen, unsereins noch dazu mit dem deutschen Christentum und dem deutschen Sozialismus, doch sehr viel mannigfaltiger und inniger verknüpft als mit denen der Ententeländer. Man setzt sich aber doch mit Menschen und Dingen nur in dem Maße auseinander, als man mit einander verbunden ist. Auch ist ja von dieser Seite unaufhörlich Anlaß zu solcher Auseinandersetzung gegeben worden. Man verlangte von uns Zustimmung zum deutschen Standpunkt, hielt sie sogar für selbstverständlich und das Gegenteil für Böswilligkeit, man zürnte, tobte, beschimpfte uns oder bekümmerte sich in Freundschaft um unser Urteil. Das alles kam von der Ententeseite her gar nicht oder nur in ganz unvergleichlich schwächerem Maße vor. Sodann wissen Sie, Herr Doktor, so gut wie ich, wie in der deutschen Schweiz, für die ich doch vor allem rede und schreibe, der deutsche Standpunkt wahrlich genügend und übergenügend vertreten war und ist und der der Entente wenig genug, und daß meine Denkweise besonders in den spezifisch kirchlichen und theologischen Kreisen der deutschen Schweiz sich wohl immer noch in der Minderheit befindet. Ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß man das betont, was die Andern verkennen und nicht das, was sie nur zu stark selbst betonen?

Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Ich glaube freilich an eine besonders große und besonders geartete deutsche Schuld und will nun noch einmal zu zeigen versuchen, wie ich dies meine und wie aus meiner Auffassung meine Art, diese Frage zu behandeln, fließt.

Ich schlage hiefür einen Umweg ein. Immer wieder höre ich die Rede, ich betrachte die Entente als ganz unschuldig, idealisiere sie, schwärme sogar dafür, glaube vielleicht gar, daß sie den Christ gegen den deutschen Antichrist darstelle. So haben neuerdings einige sozialistische Blätter der Zimmerwaldrichtung von meiner blinden Begeisterung für die Entente und Aehnlichem geschrieben. Das ist — sit venia verbo! — dummes Zeug, wozu ich nie Anlaß gegeben. Ich kenne nicht nur im allgemeinen die Fehler und Sünden der Ententeländer, in denen ich (zum Unterschiede von Vielen, die mich immer

wieder als „weltfremden Studierzimmermenschen" meinen erledigen zu können), kürzere oder längere Zeit gewesen bin (Amerika nicht ausgeschlossen) so gut wie die Allermeisten unter uns, sondern weiß auch genau, daß sie den Krieg keineswegs im Geiste und aus den Motiven des reinen Idealismus führen und lasse mir nicht einfallen, in ihnen die fleckenlose Unschuld und die reine Vertretung des Christ gegen die deutsche Schuld und Vertretung des Antichrist zu erblicken. Wie kann man Einen nur für so dumm halten? Ich habe auch in den Neuen Wegen diese Fehler und Sünden besonders der Regierungen der Entente (es handelt sich aber auch bei Deutschland vorwiegend um die regierenden und führenden Kreise) viel mehr betont, als man meint, gelegentlich mit starken Worten. Es ist ein Unrecht, wenn man alle diese Aeußerungen übersieht. Wer mir Vergötterung der Entente vorwirft und meine Stellung zum Kriege daraus ableitet, hat von meinem wahren Denken und Wollen keine Ahnung. Es ist auch ein seltsames Mißverständnis, wenn Sie, Herr Doktor, meinen, ich mute Deutschland zu, daß es auf allen Krieg verzichten sollte, während ich den Krieg der Entente „billige". Wenn die Entente den Krieg erzwungen hätte, wie es nach meiner und Ihrer Ueberzeugung Deutschland getan hat, dann würde ich Deutschlands Krieg „billigen" — natürlich nur mit dem Vorbehalt, daß von einem höheren Standpunkt aus aller Krieg zu verurteilen ist. Ich messe Deutschland nicht mit einem anderen Maßstab als die Entente. Deren Krieg ist bloß relativ betrachtet, mit den üblichen Maßstäben gemessen, berechtigter, als der Deutschlands. Ebenso wenig fällt es mir ein, Deutschland alles Große und Gute abzusprechen und es in den Abgrund zu verdammen. Aber so verkehrt dies Alles wäre, ebenso verkehrt wäre es, wenn ich das täte, was Viele und bis zu einem gewissen Grade auch Sie, verehrter Herr Doktor, von mir zu erwarten scheinen: wenn ich mit der vermeintlich unfehlbaren Wage einer neutralen sogenannten Gerechtigkeit dastünde, mit selbstzufriedenem Richterblick die Sünden Deutschlands in die Eine und die der Entente in die andere Schale legte und sie sorgfältig in ein Buch des Lebens und des Todes eintrüge.

Nein und abermals nein! So allgemein man auch zu glauben scheint, dies bedeute die höchste sittliche Haltung, so behaupte ich und fühle tief, daß sie sogar sehr tief steht und statt der Vollendung vielmehr eine böse Entartung des sittlichen Lebens darstellt. Das ist „Richten" und das ist's, was die Bergpredigt, wie jede tiefere Sittlichkeit verurteilt. Das ist freilich die übliche, aber doch eine grundfalsche Methode der sittlichen Beurteilung der Menschen. Man tut dem Menschen im Guten wie im Bösen nie so sehr Unrecht, als wenn man ihn in Stücke zerlegt, die einen Stücke Tugend nennt und die andern Fehler, sie dann auf die Wage legt, addiert und subtrahiert, um dann das Endurteil über den sittlichen Wert des Menschen zu fällen. Nein, es kommt nicht auf den Haufen von Tugenden und Fehlern an, die ein Mensch hat, sondern auf den Geist, der ihn

regiert. Ein Mensch, der fast nur aus Tugenden besteht, kann sittlich sehr wenig und einer, der fast nur aus Fehlern besteht, sehr viel wert sein. Denn es mag der Eine im Grunde ein korrekter Philister oder Pharisäer und sein Tun von der wahren Quelle und Art des Guten sehr ferne sein, während in dem Andern etwas Großes lebt, das ihn vielleicht zeitweilig in die Tiefe reißen, ihn aber auch in größere Höhe führen kann. Nehmen wir dazu noch einen andern Gesichtspunkt. Ich habe in meinem Aufsatz auf das Wort: „Wir sind allzumal Sünder" Bezug genommen und betont, daß es doch die Unterschiede zwischen den Menschen nicht in jeder Beziehung aufhebe. Wenn Einer unter uns ein Verbrechen begeht, so wissen wir freilich, daß in uns Allen die Möglichkeit dafür wenigstens keimartig vorhanden ist. Dennoch geben wir ohne weiteres zu, daß dieser Mensch nun in einem besonderen Maße von der Macht des Bösen überwältigt worden, daß er von einem Dämon besessen ist, der ihn selbst und durch ihn auch Andere ins Verderben stürzt. Auf der andern Seite aber — und damit kehren wir zum ersten Gesichtspunkt zurück — ist es uns vielleicht klar, daß dieser Mensch seiner Anlage nach hoch über Vielen von denen steht, die ehrbar ihren Weg gehen und ihn verurteilen, und daß er eines Tages gründlich umkehren kann.

Das ist der Gesichtspunkt, nach welchem ich die Schuld Deutschlands und ihr Verhältnis zu der der Entente beurteile, wobei ich freilich bitte, die Analogie nicht ungebührlich zu pressen, weder im Guten noch im Schlimmen. Es handelt sich für mich durchaus nicht darum, ob das deutsche Volk oder die Ententevölker an sich besser oder schlimmer seien und sogar auch nicht einmal darum, ob sie im Kriege mehr oder weniger gesündigt haben. Ich lehne jedenfalls jede mechanische und rein quantitative Betrachtung auch dieser Sache ab. Vielmehr ist dies der Punkt, auf den es ankommt: ich glaube, daß das deutsche Volk, als Ganzes betrachtet, verirrt und in die Gewalt eines bösen Geistes geraten sei, der es ins Verderben reißt. Ich glaube, daß es von dieser Gewalt befreit werden muß. Nicht darauf kommt es an, ob es mehr oder weniger Fehler habe; es mögen die Ententevölker meinetwegen sogar viel mehr haben; sondern darauf, ob es nicht auf besondere Weise von einem bösen Geist beherrscht ist. Von ihm erlöst mag es rasch weit über andere Völker steigen. Alles, was ich gegen Deutschland an Anklage gerichtet, hat nur diesen Sinn: diesen bösen Geist aufzudecken, und nicht den, über seine Sünden Buch zu führen und sie mit den Ententesünden zu vergleichen. Ich füge aber, um ein naheliegendes Mißverständnis auszuschließen, sofort hinzu, daß ich mich für viel berufener halte und viel mehr geneigt bin, uns Schweizern unsere Verblendung vorzuhalten, als den Deutschen die ihrige. Wer wird wagen, mir vorzuwerfen, daß ich schweizerischem Pharisäismus verfallen sei?

Aber warum, warum denn soll gerade Deutschland dem Menschen gleichen, der auf besondere Weise von einem bösen Geist beherrscht sei und nicht die Völker der Entente ebenso?

Warum? Nun, verehrter Herr Doktor, ich muß zur Antwort auf das verweisen, was ich in dem Abschnitt meines Aufsatzes: „Deutschland und die Entente" ausgeführt habe und was ich durchaus aufrecht erhalte. Dem füge ich hinzu: Ich glaube, daß Deutschland in dieser Sache eine besondere und zentrale Stellung einnimmt. Gewiß ist richtig, was Sie ausführen, daß auch die Politik der Entente derart war, daß sie Deutschland in seinem eigenen verhängnisvollen Geist bestärkte; gewiß ist überall ein falscher Geist wirksam gewesen, gewiß sind sie allzumal Sünder. Aber da müssen Sie zunächst einmal doch einen Unterschied beachten. Es sind die Ihnen und jedermann bekannten Versuche gemacht worden, diesen Geist und diese Politik zu ändern, aber das Land, das diesen Versuchen sowohl in seiner Diplomatie als in seiner ganzen Geistesrichtung am fremdesten gegenüberstand und am meisten tat, um sie zu vereiteln, war Deutschland. Das ist eine Tatsache, die umzustoßen nicht gelingen wird. Daß von einer „Einkreisung" Deutschlands nicht mehr im Ernst gesprochen werden konnte und es diesem durchaus freistand, in andere und für es aussichtsvolle weltpolitische Konstellationen einzutreten, habe ich gezeigt und kann ich, wenn nötig, weiter zeigen. Daß Rußlands Macht von den deutschen Führern, den politischen und militärischen, für so sehr gefährlich gehalten wurde, ist nicht anzunehmen; das hieße deren Urteil zu niedrig einschätzen. Mit England in Frieden oder gar Freundschaft, brauchten sie Rußland nicht zu fürchten. Vor allem aber: es war draußen aus Bismarckscher „Realpolitik" und deutschem Idealismus, aus Neuluthertum und Alldeutschtum, aus Staatsabsolutismus, Darwinismus, Nietzscheanismus, beidemal falsch verstandenen, dazu aus Industrialismus, Mechanismus und Materialismus ein Gebilde zusammengeflossen, wie es so furchtbar und dämonisch weder die Ententeländer kennen, noch die Welt je gesehen hat. Immer muß ich es wiederholen: es ist nicht die Brutalität dieses Gebildes, was ihm seine Furchtbarkeit verliehen hat, sondern seine falsche Idealität. Diese verblendet auch edle Geister, während die Brutalität sich selbst richtet. Es ist die Kriegsideologie die, wie ich auf Grund von großer Kenntnis des Sachverhaltes sagen darf, nirgends eine ähnliche Entwicklung erfahren hat, wie in Deutschland. Wo wäre, um nur dies eine Beispiel zu nennen, jene Theorie von der „Eigengesetzlichkeit" der Welt vertreten worden, die man nicht ethisch und religiös vergewaltigen dürfe, eine Theorie, die im Grunde einfach darauf hinauskommt, daß man die Welt dem „Fürsten dieser Welt" überlassen soll und die mit ihrem trügerischen Tiefsinn so recht charakteristisch für diesen ganzen verirrten deutschen Idealismus ist. Ein falsches Christentum ist vielleicht, wie im Allgemeinen, so auf besondere Weise in Deutschland die eigentliche Wurzel der Kriegsschuld.

Ich glaube also, daß ein falscher Geist, der allerdings in allen Völkern ohne Ausnahme vorhanden ist, doch für eine bestimmte Epoche in Deutschland eine gewisse Konzentration erfahren hat, wie solches in

andern Epochen mit andern Völkern geschah und leider wohl wieder geschehen wird. Es ist dies keine Schande für das deutsche Volk. Groß eingelegte Menschen und Völker sind auch großen Versuchungen und Verirrungen ausgesetzt. Es mag in der deutschen Seele ein besonders starker Trieb zum Absoluten hin sein, ein faustischer Drang, der sie in besonders große Höhe aber auch in besonders dunkle Tiefen führen kann. Sie ist in dieser Epoche auf falsche Bahn geraten. Deutschland ist jetzt ein Zentrum falschen Wesens.

Dieses falsche Wesen, das vor allem in einer schweren geistigen Gesamtverirrung besteht, hat sich dann auch in der ganzen Art der Kriegsführung ausgewirkt. Denn daß Deutschland in allem Brutalen und Höllischen, was dieser Krieg gezeitigt, die Führung gehabt hat, läßt sich doch schwer bestreiten. Es hat nicht nur mit Virtuosität all jene alten Unmenschlichkeiten geübt, die nun einmal zum Kriege gehören, sondern eine gewisse dämonische Genialität in der stetigen Erfindung neuer gezeigt. Gewiß haben die Ententevölker auch ein schweres Sündenregister. Der Krieg, aus dem Geiste der Hölle entstanden, mehrt auch immer die Kräfte der Hölle. Besonders ist mir der englische „Hungerkrieg" zwar völkerrechtlich erlaubt und bloß als Anwendung alter Methoden, die auch Deutschland nicht verschmäht (man denke an die Belagerung von Paris anno 1870 und den U-Bootkrieg!), aber doch als eine furchtbare Sache erschienen. Trotzdem haben mir, wie zahllosen Andern, die Methoden der Entente, verglichen mit den deutschen, den Eindruck einer gewissen Halbheit und lobenswerten Stümperhaftigkeit gemacht. Es fehlte jene dämonische Genialität, der deutsche Trieb zum Absoluten, im Bösen und im Guten, die Maßlosigkeit, der falsche Idealismus, die Methode in der Brutalität, der Mißbrauch alles Heiligen, die Raffiniertheit und Unehrlichkeit der innern und äußern Politik, die das so seltsame Gegenteil dessen ist, was man einst für echt deutsch hielt.

Ich glaube, daß ein ehrlicher Blick in dieser Sache nur zu einem Ergebnis gelangen kann. Wenn wir die Reihe der Ungeheuerlichkeiten nehmen, die Deutschland (das will in solchen Zusammenhängen immer heißen: die Leitung der deutschen Politik und Kriegsführung) in diesem Kriege verübt hat: das satanische Raffinnement seines Kriegsplans, die Vergewaltigung, Verleumdung und Ausplünderung Belgiens, die Verwüstung und Beraubung von Nordfrankreich und Polen, der Auslieferung der Armenier, die Deportationen und die sonstigen Versklavungen, die Anwendung vergifteter Gase im großen Stil, den U-Bootkrieg mit seinen Verbrechen, die schauderhafte, mit allen denkbaren und undenkbaren Mitteln arbeitende Propaganda, die Ruinierung der russischen Revolution, den „Frieden" von Brest-Litowsk und von Bukarest und so fort in infinitum, und ihm die Liste der analogen Sünden der Entente gegenüberstellen, etwa das Verhalten gegen Griechenland, gewisse neueste Vorkommnisse in Rußland (die

freilich noch nicht geklärt sind), den „Hungerkrieg" und die Blockadepolitik überhaupt, so springt der Unterschied sofort in die Augen. An militärischen und politischen Fehlern und Dummheiten großen Stils mag die Entente sogar noch mehr auf dem Gewissen haben als Deutschland, aber diese gehören bei beiden auf ein anderes Blatt. Auch geht es nicht an, uns einzuwenden, daß die Entente nur nicht in die Lage gekommen sei, Aehnliches zu tun, es sonst aber gewiß getan hätte. Wohin kämen wir mit einer solchen Methode? Wir haben uns an das zu halten, was geschehen ist, nicht an das, was vielleicht hätte geschehen können. Wohl aber füge ich hinzu, daß ich den Machtwillen zwar auf beiden Seiten nicht leugnen will, daß er aber mir und zahllosen Andern nur von der Einen Seite her in dämonischer Unheimlichkeit entgegengetreten ist. Daß für Europa und die Schweiz nur diese Macht als eine absolut beherrschende in Frage kommen konnte, war vollends klar.

Kurz: in dem Gebilde, das ich wieder geschildert, ist eine zeitweilige Konzentration schlimmen Geistes vorhanden. Dieses Gebilde aber (nicht einfache Militärmacht) ist es, was die Welt „deutschen Militarismus" nennt, wofür aber freilich ein besseres Wort gefunden werden sollte.

Ich glaube also in all diesen Beziehungen an eine besonders große und besonders geartete deutsche Schuld. Ich betone: das glaube ich! Denn, verehrter Herr Doktor, darüber wollen wir uns ganz klar sein: wissenschaftlich beweisen kann man solche Annahmen so wenig, als man sie wissenschaftlich widerlegen kann. Das Reich der Statistik hört hier auf. Wie Sie selbst sagen: es kommt darauf an, mit was für Augen man sieht, und ich füge hinzu: es kommt auf die ganze individuelle Erfahrung und Einstellung zur Welt an. Hier hört darum auch der Streit auf. Die Zukunft wird ja vielleicht zeigen, wer Recht hat. Ich sage also bloß: ich glaube, daß Deutschland diese besondere Schuld, diese besondere Stellung hat. Es hat eine zentrale Stellung. Das ist seine Ehre und ist sein Verhängnis. Was jetzt in Deutschland vorgeht, das ist für die weitere Entwicklung der Geschichte entscheidend. Wenn es umkehrt, so ist das eine ungeheure Erlösung, wenn nicht, dann verliert es für lange seine Verheißung. Auf alle Fälle muß die Macht, die in ihm groß geworden ist, von der es beherrscht wird und die von ihm aus die Welt bedroht, stürzen, und zwar gerade das, was daran Idealismus scheint. Vorher gibt es keinen Frieden. Das glaube ich all diese Jahre her, das empfinde ich bis in alle Tiefen meiner Seele. Diese Empfindung ist mit allem, was ich sonst glaube und hoffe, was ich von Gott, Christus, dem Menschen verstehe und erwarte, wurzelhaft verbunden — da kann ich nicht anders! Und wie viele der edelsten Deutschen denken genau so! Aber nochmals: ich sage dies Alles nur, wenn die

Deutschen es nicht selbst sagen, nur, wenn ich muß, und hoffe dringend, es nie mehr sagen zu müssen.

Und wie soll denn nun Friede werden? Das ist die zweite Gruppe der Probleme, die wir verhandeln. Ich will versuchen, in der für diese Erörterungen notwendigen relativen Kürze zu sagen, was ich darüber denke. Mehr ist nicht möglich, denn gerade über dieser Frage lagert eine Finsternis, die keine Kunst und Weisheit der Welt bis jetzt aufgehellt hat. Wer unter uns kann sie mit Zuversicht beantworten? Aber wir können dem Lichte wenigstens ein paar Schritte näher kommen.

Wir wollen uns klar machen, was wir meinen. Auf welche Weise überhaupt Friede werden, auf welchen allgemeinen Grundlagen dieser ruhen müsse, das ist unter uns wohl nicht mehr unklar und darüber herrscht wohl zwischen Ihnen, Herr Doktor, und mir völliges Einverständnis: nur in einer aus dem Geiste Gottes erneuerten Welt, in neuen politischen, sozialen und sittlichen Ordnungen, wird der Friede möglich sein, den wir meinen. Fraglich ist für uns bloß, wie dieser Krieg, der heutige Weltkrieg, zu Ende gehen kann und soll.

Auch hier möchte ich einen Satz an die Spitze stellen, der alles Uebrige beleuchtet: Jetzt muß es zu einer grundsätzlichen und tatsächlichen Besiegung des Krieges kommen. Die Welt ist in jeder Hinsicht, geistig wie materiell, vor ein Entweder-Oder gestellt: entweder geht sie selbst zu Grunde oder der Krieg; entweder töten wir ihn oder er tötet uns. Dieses Entweder-Oder lebt in mir vom ersten Tag des Krieges an und ist der Schlüsselpunkt meiner ganzen Stellung zu einer großen Zahl der von ihm aufgewühlten Probleme. Darin bin ich keine Sekunde schwankend geworden. In diesem Sinne, aber nur in diesem, bin ich „Jusqu'auboutist".

Aber wie nun töten wir diesen Krieg und allen Krieg überhaupt? Wieder stelle ich einen Satz an die Spitze, der eigentlich von verblüffender Selbstverständlichkeit ist, aber von jener Art von Selbstverständlichkeit, die uns wie ein Paradox vorkommt: Ich glaube, daß Gott dem Kriege ein Ende machen kann und will, er allein. So habe ich letzten Winter bei Anlaß eines bekannten Streites auf die Frage, wie denn der deutsche Militarismus gestürzt werden könne, geantwortet: „Christus wird ihn stürzen." Dabei bleibe ich, das ist die Voraussetzung all meines Denkens über diese, wie über alle andern Fragen. Es wird rasch klar werden, was das bedeuten soll. Zwar erscheint es ja Vielen als seltsam, wenn ein langjähriger Pfarrer und Professor der Theologie erklärt, daß er an Gott oder was hierin ja auf das Gleiche hinauskommt, an Christus glaube, aber Ihnen, Herr Doktor, wird es nicht seltsam erscheinen. Nie könnte der Friede kommen, nie der Krieg besiegt werden, wenn Gott es nicht wollte und schaffte.

Dieser so seltsame, von Manchen zwar im allgemeinen zugestandene, aber vielleicht für unfruchtbar gehaltene Satz entfaltet sofort seine Konsequenzen, wenn wir ins Konkrete kommen und an die erste Untergruppe dieser Abteilung unserer Probleme gelangen.

Ich habe erklärt, daß es keinen Frieden geben könne, bevor der deutsche Militarismus (was natürlich nicht „Deutschland" bedeutet) niedergeworfen sei. Das ist der Satz, der die Frage: „Wer ist am Kriege schuld?" mit der andern: „Wie kann Friede werden?" verbindet. Es muß freilich in aller Welt der Militarismus gestürzt werden; damit dies aber geschehen könne, ist vermöge der zentralen Stellung, die Deutschland in dieser Sache einnimmt, vor allem nötig, daß er in seiner Mitte gestürzt werde.

Hier setzen Sie, verehrter Herr Doktor, schon mit einem Fragezeichen ein. Die Behauptung, daß wir eine solche Taktik üben, ein solches „Zentrum" aufsuchen müßten, gehe, meinen Sie, über menschliche Kompetenz hinaus. Wir müßten einfach den Krieg bekämpfen und es Gott überlassen, welchen Erfolg wir damit hätten. Das Letztere gebe ich in bestimmtem Sinne zu. Sodann wäre hier, wie vorhin, zu betonen, daß es sich bei der Bestimmung dieses Zentrums schließlich um einen Glauben handelt. Aber sollte uns für diesen Glauben nicht Kompetenz verliehen sein? Sollten wir Menschen, die wir nun einmal diesen furchtbaren Krieg gegen widerwidergöttliche Mächte zu führen haben, nicht auch eine Erkenntnis besitzen müssen, wo jeweilen der Feind seine Hauptburgen hat? Sollten wir dafür nicht wenigstens einen Instinkt besitzen? Sollten wir so ganz im Dunkel gelassen sein? Das glaube ich nicht. Wie die alten Christen und nachher die Protestanten wußten, daß das irdische Zentrum des Feindes für sie in Rom sei; wie spätere Geschlechter wußten, daß es in Madrid und Wien sei; wie noch später die Einsicht, daß Napoleon stürzen müsse, eine allgemeine Ueberzeugung wurde, die trotz allem auch Wahrheit war, so kann es in unsern Tagen die Erkenntnis sein, daß zu dieser Stunde unser Gegner in „Berlin" sein irdisches Hauptquartier habe und zwar besonders in geistiger Beziehung. Ein solcher Instinkt darf wohl viel mehr Anspruch auf Wahrheit machen, als ein aus Abstraktionen zurechtgeschnittenes Dogma pazifistischer, neutralistischer oder pseudomarxistischer Natur. Wenn neuerdings sogar ein Mann wie Romain Rolland darauf hinauskommt, so ist das wahrhaftig kein geringer Beweis für die zwingende Wahrheit dieses Instinktes, der doch bei Vielen wohl begründet und helle Erkenntnis ist.[1])

Aber wie soll denn diese zentrale Burg, der „deutsche Militarismus", gestürzt werden? Hier erneuere ich nun das Geständnis, daß ich niemals von der Waffengewalt der Entente erwartet habe,

---

[1]) Was wir an der Position Romain Rollands auszusetzen hatten, fällt nach seinen neuesten Erklärungen dahin.

sie könne ihn stürzen. Ich erwarte es auch nicht von der ungeheuren amerikanischen Macht. Vor der graut mir eher ein wenig; denn Gott pflegt nicht da zu sein, wo die große Macht und ein gewisses Vertrauen darauf ist, und ein solches läuft ja bei dem unbestreitbaren gewaltigen Idealismus des amerikanischen „Kreuzzuges" doch mit. Jedenfalls bleibe ich dabei: wenn es auf bloße Macht und Gewalt angekommen wäre, dann hätte Deutschland längst gesiegt. Aber es durfte nicht siegen; die sittliche Weltordnung erlaubte es nicht, Gott ließ es nicht zu. Ich bin also himmelweit entfernt von dem Satze, daß die Gewalt durch die Gewalt, der Krieg durch den Krieg, der Militarismus durch den Militarismus besiegt würden. Diese Mächte werden alle — das ist für mich ganz selbstverständlich — nur besiegt durch tiefere, höhere Kräfte: durch ein Aufbrechen besserer Erkenntnis in den Köpfen und besseren Lebens in den Herzen — durch Gott und sein Reich, durch Christus. Wenn diese Kräfte nicht kämen, würden freilich alle Niederlagen eines Militarismus ihn und das Volk, das ihm vertraut, nur veranlassen, es ein andermal mit der Aussicht auf mehr Erfolg zu versuchen. Diese Mächte allein können also auch Sieger über den deutschen Militarismus sein.

Und doch liegt in der Haltung jener „Jusqu'auboutisten", die durch die Militärmacht der Entente den deutschen Militarismus vernichten wollen, auch ein Stück Wahrheit — ich sage ausdrücklich: ein Stück! Ich meine nicht nur die Wahrheit, daß dieser Krieg ein Ende des Krieges überhaupt bedeuten und daß dazu der Sturz des „deutschen Militarismus" erfolgen muß, sondern noch etwas anderes. Es kann nämlich in dem Zusammenstoß jener rohen Mächte das walten, was man eine „innere Dialektik" nennen mag. Die Welt des Krieges und der Gewalt hebt in furchtbarer Selbstoffenbarung zugleich sich selbst auf. Der Krieg wird zum Selbstgericht. Wir dürfen vielleicht diese Dialektik, die wir auch sonst genug erkennen, „göttliche Ironie" nennen. „Gott lachet ihrer." Er will selbst nicht Krieg, sondern Frieden, aber wenn die Welt nicht seinen Weg gehen will, dann muß sie die Folgen selber tragen. Sie ist frei. Also Folge dieser Dialektik ist, glaube ich, daß der deutsche Militarismus, und mit ihm alle andern, zerstört werde. Er wird seine Katastrophe erleben, vorher gibt es nicht Frieden. Vielleicht hat er sie schon erlebt. Und Deutschland erlebt damit seine Katastrophe und mit ihm wieder die ganze Welt.

Der Vorgang, an den ich und viele Andere denken, ist also der: Nicht die bloße Niederlage des Militarismus ist es, die ihn zerstören kann. Wie oft haben in vergangenen Zeiten Militarismen Niederlagen erlebt und sich wieder erhoben, wie zum Beispiel der preußische nach Jena und der französische nach Leipzig und Waterloo! Damals setzten eben nicht die tieferen Kräfte ein, die ihn entwurzeln können. Diese sind es, auf die wir vertrauen. Aber die

Frage ist: „Woher sollen sie kommen?“ Und da ist es nun eine Antwort, die sich durchaus hören läßt: „Aus dem Unglück, dem Mißerfolg.“ Der Militarismus muß versagen und dann beginnt das Umdenken. Vielmehr: das Umdenken hat schon begonnen. Wir stehen heute allgemein, auch Deutschland nicht ausgeschlossen, dem Kriege kritischer gegenüber als noch vor einigen Jahrzehnten. Der Friedensgedanke hat eine ungeahnte Macht gewonnen. Wenn nun Deutschland — um bei diesem zu bleiben — erlebt, daß sein vielbewunderter Militarismus, der es schützen und groß machen sollte, es im Gegenteil zu Grunde richtet, dann wird jene ganze glänzende und trügerische Kriegsidiologie, die es sich aufgebaut, zusammenstürzen. Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Dies könnte auch auf anderem Wege geschehen und sollte es. Aber es ist nun einmal so, daß wir Menschen vor allem durch Erfahrung klug werden und im Leiden lernen. Es kommt hinzu, was ich schon anderwärts gesagt habe, daß das deutsche Volk in ganz besonderer Stärke dem Götzendienst des Erfolges verfallen war. Davon wird es wohl am besten durch Mißerfolg geheilt. Besonders war sein Militarismus ihm ein rechter Götze mit allen Merkmalen eines solchen geworden. Götzen stürzen aber, wenn sie versagen. So kann im Versagen aller seiner Götzen das deutsche Volk wieder zu Gott kommen, dem deutschen Gott meinetwegen, aber im besseren Sinn des Wortes.

Daß dieser Satz der Ententepolitiker von der militärischen Besiegung des deutschen Militarismus als der Vorbedingung seines Sturzes wenigstens ein Stück Wahrheit enthält, die es zu beachten gilt, hat doch die Erfahrung schon gezeigt. Wir haben es in diesen vier Jahren und ganz besonders in dem letzten zu unserm großen Aergernis gesehen: so oft es auf den Schlachtfeldern gut ging, erwachte bis tief in die Reihen der Sozialdemokraten hinein der Kriegs- und Annexionsrausch, sobald es bergab ging, fing man an, sich für den Völkerbund zu begeistern und ließ das preußische Wahlrecht aus der Versenkung auftauchen. Ich habe freilich die Empfindung, daß besonders die „Intellektuellen“ und hier wieder vor allem die Theologen und „Frommen“, noch ein gut Teil mehr Schläge brauchen, bis sie zur Wahrheit erwachen. Sieht es nach dem Versagen der Offensive nicht schon sehr anders in Deutschland aus als vorher? Haben die Alldeutschen und die Militärpartei wirklich Oberwasser gewonnen und nicht umgekehrt?

Und die Entente? Gewiß hat sie sich durch den Krieg militarisiert. Aber es kann schon fraglich sein, ob es nicht ein Fortschritt war, wenn auf diese Weise der auch in ihr zum Teil in latentem Zustande vorhandene Militarismus zum Ausbruch kam und das Problem eine Dringlichkeit und Schärfe erhielt, die es bei den bequemen militärischen Einrichtungen Englands und Nordamerikas vorher nicht hatte. Jedenfalls aber steht Eins fest: wenn

der deutsche Militarismus gesiegt hätte, dann wären jene andern, neu entstandenen Militarismen aufrecht geblieben und die Welt zur Kaserne, Schlachtbank und Hölle geworden. Wenn er aber zusammenbricht und „Mitteleuropa" mit ihm und dafür der Völkerbund kommt, dann brechen jene über Nacht zusammen; sie können es auf alle Fälle und ich bin fest überzeugt, daß sie es auch tun werden. Wir dürfen auf die von mir geschilderten Kräfte vertrauen, die in jenen Völkern wirken und die der Krieg wohl einen Augenblick zurückdrängen, aber nicht vernichten konnte. Wir müssen bedenken, daß jene Völker (was immer die Regierungen geplant haben mögen) in den Krieg gezogen sind, um den Krieg zu vernichten, was vom Deutschen, wie Sie selbst zugeben, nicht gilt. Daran können sie gefaßt werden, das werden sie selbst nicht vergessen. Darauf dürfen wir uns verlassen.

Es bleibt also dabei: wir müssen, wenn wir den Weltfrieden wollen, durchaus den Sturz des deutschen Militarismus wünschen, als Vorbedingung für den Sturz aller andern. Niemand kann ihm Sieg wünschen.

Aber wie nun — ist das nicht der Gedankengang der kriegerischen Jusqu'auboutisten? Soll also doch der Krieg fortgesetzt werden, bis die Alliierten am Rhein oder gar in Berlin stehen? Sollen wir zu Kriegsverlängern oder Kriegshetzern werden?

Das wäre ein arges Mißverständnis. Es ist ja Folgendes zu bedenken: Einmal ist ja die Frage, wann denn der deutsche Militarismus besiegt sei. Wer weiß, vielleicht ist er schon jetzt besiegt. Das würde sich jedenfalls zeigen, wenn die Entente ein richtiges Friedensangebot machte. Sodann ist auch keineswegs gesagt, daß der Sturz des deutschen Militarismus nur durch militärische Mittel herbeigeführt werden könne. Ich bin weit davon entfernt, dies anzunehmen, glaube vielmehr fest, daß es bessere, höhere Mittel dafür gibt. Darin bin ich mit Ihnen völlig einig. Die Sache stellt sich mir so dar: Jene Dialektik der Aufhebung der Gewalt durch die Gewalt, der Zerstörung des Krieges durch den Krieg ist nur so lange nötig und wirkt nur in dem Maße, als die andern Kräfte fehlen. Sie zu vertreten, soll aber eben unsere Aufgabe sein. Hier tritt Ihr Satz in sein Recht, daß unser Tun nicht durch den Gedanken an den Erfolg bestimmt sein darf und wir nicht in Gottes Rat sitzen. Wir haben, so viel an uns liegt, Frieden zu schaffen. „Selig sind die Friedeschaffer, denn sie sollen Söhne Gottes heißen." In diesem Sinne sind wir als „Christen" selbstverständlich auch „Pazifisten". Es kommt nur darauf an, daß wir es nicht auf eine flache, dogmatische oder sentimentale, sondern auf tiefe, ernste, große Weise seien, im Sinne der großen Gedanken und des großen Herzens Gottes. Der Krieg ist eine so furchtbare Sache, daß wir ihn keine Sekunde länger dauern lassen dürfen, wenn es möglich ist, ihn ohne Verrat am Höchsten zu Ende zu bringen.

Ob jene „innere Dialektik" den heutigen Krieg noch weiter treiben muß, wissen wir nicht, wir wissen bloß, daß wir, so viel an uns liegt, diese Notwendigkeit aufzuheben haben durch Erschließung der höheren, rettenden Kräfte: der Kräfte des Reiches Gottes.

In diesem Sinne habe auch ich immer gehandelt. Ich habe mich gelegentlich gegen einen Lügenfrieden, wie den von Brest-Litowsk, gewendet, aber um des echten Friedens willen; ich habe falsche Arten des Kampfes gegen den Krieg bekämpft, aber nur um des wahren Kampfes willen; denn nichts schadet einer edlen Sache mehr als ihre Verfälschung. Ich habe für diesen wahren Kampf um den Frieden vor allem eine bessere Erkenntnis Gottes und Christi und eine bessere Art, sie zu vertreten, gesucht und, so gut ich konnte, verkündigt. Auf dem scheinbaren Umwege der Mobilisation der Kräfte und Wahrheiten des Reiches Gottes, der doch in Wirklichkeit der nächste Weg ist, habe ich diesem Kampf die nötige Tiefe und Stärke, den tiefen Untergrund und Hintergrund zu verschaffen versucht.

Dabei habe ich nie unterlassen, auch auf ein rasches, ein baldmöglichstes Ende des Krieges hinzuwirken. Nur zweierlei will ich anführen: Als Ende 1916 das deutsche Friedensangebot erfolgte, da habe ich es zwar für heuchlerisch gehalten, mich aber dennoch bemüht, einen Aufruf an die Entente zustande zu bringen, der sie bitte, es doch ernst zu nehmen und ihm durch das von ihr und Wilson vertretene ideale Friedensprogramm zu begegnen. Als der Aufruf aus Mangel an Unterstützung nicht zustande kam, habe ich mich mit dem gleichen Vorschlag durch Hilfe von Freunden an eine Reihe von führenden Staatsmännern der Entente gewendet. Letzten Winter aber habe ich mit Freunden zusammen einen neuen Versuch ähnlicher Art gemacht, diesmal mehr auf Grund meiner sozialistischen Beziehungen. Die deutsche Offensive hat ihn mitten in der Ausführung vernichtet. Solche Aktionen habe ich von Beginn des Krieges an bis heute eine ganze Reihe unternommen, wie ich jederzeit beweisen kann. Ich habe es nicht in der Meinung getan, daß ich etwas bedeute und ausrichten könne, sondern aus einem innern Zwang, im Glauben, daß Gott vielleicht auch eine solche „kleine Kraft" segnen könne, wenn er wolle. Dies alles noch ganz abgesehen von allem Uebrigen; denn mein Leben war ja in diesen Jahren fast bis zu jedem Atemzug ein Kampf gegen den Krieg. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß ich meine, genug getan zu haben!

Auch jetzt wüßte ich wohl einen Weg zum Ende des Krieges und betrachte ihn als den idealen. Nun, nachdem es ihr nicht mehr als Schwäche ausgelegt werden könnte und die Katastrophe des deutschen Militarismus schon eingetreten zu sein scheint, müßten die Entente und Wilson mit einem Friedensvorschlag hervortreten. Sie müßten an das deutsche Volk (nicht an seine Regierung) die Frage stellen: Willst du den Völkerbund, der den Frieden ver-

bürgen soll, und seine Voraussetzungen? Willst du völlige Abrüstung zu Wasser und zu Lande? Willst du das Recht der Nationalitäten, ihre staatliche Zugehörigkeit selbst zu bestimmen? Willst du eine Neuordnung der internationalen Wirtschaftspolitik im Sinne einer Solidarität statt des Wirtschaftskrieges? Willst du in diesem Sinne eine neue Lösung der Kolonialfrage? Willst du für die Zuverlässigkeit der so verbundenen Völker eine Bürgschaft in Form einer demokratischen Staatsverfassung anerkennen? Sie müßten dann ihrerseits Deutschland das feste Versprechen geben, ihm im kommenden Völkerbund die Möglichkeit vollster Entfaltung seines Lebens so gut zu sichern, wie für sich selbst. Wenn dann aus der Mitte des deutschen Volkes ein deutliches und ehrliches Ja käme, dann wäre es furchtbare Sünde, falls die Entente den Krieg noch einen Tag fortsetzte. Dann wäre ja der deutsche Militarismus und aller Militarismus gestürzt und in dieser Beziehung ein Friede und eine neue Welt möglich.[1])

Leider ist nicht zu erwarten, daß die Entente diesen Schritt tue. Dafür ist die Mehrheit ihrer Leiter vorläufig wohl noch nicht reif, noch nicht groß genug. Ich weiß auch nicht, ob es je getan wird. Aber das weiß ich, daß es unser Weg ist. Wir müssen, soweit wir können, in diesem Sinne wirken. Aller schändliche Mißbrauch des Friedensgedankens im Dienste ganz anderer Zwecke, alle Heuchelei, die mit ihm gerade jetzt getrieben wird, kann uns bloß veranlassen, ihn erst recht auf unsere Weise und ehrlich zu vertreten. Dabei darf uns, wie ich in meinem Aufsatze gezeigt habe, der Gedanke des Völkerbundes als positiver Orientierungspunkt dienen. Je mehr dieses Ideal die Herzen ergreift, desto rascher stürzt der Militarismus und hört auch dieser Krieg auf. Dazu muß aber all die andere Arbeit für die neue Welt kommen, die ich nun wiederholt geschildert habe.

Ich hoffe, verehrter Herr Doktor, daß wir uns darin verstehen. Aber nun taucht am Ende dieser schon recht langen Auseinandersetzung erst die furchtbare Reihe der Probleme auf, die wir mit den Stichwörtern „Relativer oder absoluter Weg?“ bezeichnet haben. Darüber möchte ich nun noch Rede stehen, natürlich wieder nicht in der Meinung, diese Probleme in ihrer ganzen Breite und Tiefe zu behandeln, sondern nur, um zu zeigen, wie ich mich im Zusammenhang des Kriegs- und Friedensproblems dazu verhalte.

Ich stelle zur Vermeidung alles Mißverständnisses noch einmal den Satz her: „Der Krieg muß besiegt werden und zwar jetzt!“ Das ist die absolute Forderung, von der ich nicht um Haaresbreite abgehe. Man kann also nicht mit Recht sagen, daß

---

[1]) In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen korrigiere, erscheint das österreichische Friedensangebot. Nun wäre die geschilderte Aktion der Entente am Platze.

ich das Absolute an das Relative preisgebe. Das Relative kann mir höchstens als ein Weg erscheinen, der dem Absoluten entgegenführt. Ich bin Antimilitarist und bleibe es. Wenn ich die Wege zur Besiegung des Krieges ansehe, die vorgeschlagen werden, so ist mein Maßstab für ihre Richtigkeit bloß der, ob sie wirklich zu diesem Ziele führen oder nicht. Den Sinn der Unterscheidung zwischen relativen und absoluten Urteilen, die ich in meinem Aufsatz gemacht, haben Sie, geehrter Herr Doktor, offenbar ein wenig mißverstanden. Es fiel mir nicht ein, damit den Ernst der absoluten Forderung abzuschwächen, sondern ich wollte damit nur den Sinn meiner Stellung zu den verschiedenen Versuchen, den Krieg zu besiegen, klar machen und zeigen, daß zwischen ihnen und meiner Zentralthese kein Widerspruch bestehe. Ich will aber nur versuchen, die gleiche Sache auf etwas andere Weise zu sagen.

Die Wege, die in diesem Zusammenhang in Betracht kommen, zerfallen in zwei Gruppen. Die Einen wollen den Krieg an sich durch jedes Mittel zu Ende bringen, ohne jede andere Rücksicht, die Andern wollen den Krieg durch den Krieg selbst überwinden und diesen jetzigen Krieg so lange führen, bis solches erreicht sei. Ihr Ziel ist, die Herrschaft der Gewalt durch die Herrschaft des Rechtes zu ersetzen. Dazu allein, also zu ihrer eigenen Aufhebung, wollen sie die Gewalt brauchen. Der ersten Gruppe gehören die „Defaitisten", neutralistischen Pazifisten, die Zimmerwald-Sozialisten, die Dienstverweigerer an, der andern Wilson und die pazifistischen Jusqu'auboutisten aller Länder, jede dieser Gruppen freilich auf ihre besondere Weise. Auf beiden Seiten stehen aufrichtige und entschlossene Menschen und gewichtige Argumente.

Auf welche Seite sollen wir uns stellen? Auf welche Seite stelle ich mich?

Brauche ich wohl zu sagen, daß mein Herz mehr auf der ersten Seite ist, daß hier mein letztes und höchstes Ziel liegt? Meine höchste Sehnsucht geht auf den Tag, wo die Menschen nicht nicht mehr Krieg führen können, wo sie die Waffen wegwerfen und „nicht mehr Krieg lernen", und dies natürlich in aller Welt, nicht etwa nur in der Schweiz. Warum denn aber wende ich mich zwar nicht gegen allen, aber gegen eine gewisse Art von „Defaitismus" und „Pazifismus"? Warum predige ich nicht die Dienstverweigerung von den Dächern?

Meine Antwort ist die: Ich fürchte mich vor dem Mißbrauch des Höchsten, gerade weil es das Höchste ist. Zu meinen eindruckvollsten Erkenntnissen und Lebenserfahrungen gehört, daß das Höchste, wenn es falsch vertreten wird, zu den furchtbarsten aller Tragödien führt. Ich möchte den religiösen Antimilitarismus davor bewahren. Ich stimme zu und stehe dafür ein, wo „Defaitismus" und Dienstverweigerung mit der höchsten

Motivierung, wenn auch in menschlicher Unvollkommenheit, auftreten, aber ich wende mich dagegen, wo sie bloß aus utilitaristischer Ueberlegung oder politischem Kalkül entsprungen oder gar nur einer andern Form der Macht und des Militarismus, nämlich dem sozialen Bürgerkrieg und Weltkrieg, dienen sollen. Dann halte ich sie für schlimmer als den rohen Militarismus selbst. Ich bin auch tief überzeugt, daß der rechte Antimilitarismus nur im Zusammenhang mit dem Kommen der ganzen neuen Welt, zu der er gehört, gedeihen kann. Darum ist meine Hauptsorge, einmal, daß dieser Strom so rein als möglich bleibe, sodann, daß allerorten die Quellen des neuen Lebens aus der Tiefe brechen, die allein ihn vor dem Versanden und Versagen bewahren können; darum fließt mein antimilitaristisches Wollen und Sehnen in das allgemeine Gebet: „Dein Reich komme!" Darum fürchte ich namentlich die politische Entartung dieser Sache, ihre Verunreinigung durch Machtrechnung, Schlagwort, Agitation. Man darf mir glauben, daß es für mich keine bequeme Ausflucht ist, wenn ich die Frühgeburt einer großen Sache nicht fördere, sondern eher verhüten will; auch dies geht nicht über menschliche Kompetenz hinaus. Aber in dieser negativen Arbeit, so heilig und schwierig sie ist, gehe ich nicht auf. Genau so stark als ich auf das Reich Gottes hoffe und dafür eintrete (möchte ich es noch mehr tun!), so innig ersehne ich den Tag, wo der große Kriegsstreik im Namen Gottes beginnt, und so stark strengt sich alles in mir dafür an. Dessen darf man gewiß sein. Im Uebrigen ist aber das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen.

Inzwischen nur noch eine Frage: Ich bin Einigen in der Kriegsgegnerschaft nicht „absolut" genug. Das kommt mir ein wenig seltsam vor. Seit Jahren sind bei uns alle Waffen der Militaristen auf mich mehr als auf irgend einen Andern gerichtet und von der Menge der „Absoluten" habe ich nichts gemerkt. Sie dürfen ruhig in die gleichen Zeitungen schreiben, die mich als Ungeheuer darstellen. Wo bleibt da die Vertretung des „Absoluten"? Wer ist da der Gefährlichere? Wenn es Euch so bitter ernst ist, dann heraus, ihr Radikalen und zeigt Euch, statt bloß Anderen vorzuwerfen, sie seien nicht radikal genug!

Aber nun der andere Weg, der Weg Wilsons, um es kurz zu sagen? Habe ich für ihn nicht Worte der Verteidigung und sogar Bewunderung gefunden?. Gewiß, und sie sollen nicht etwa zurückgenommen werden. Ich will aber noch einmal zu zeigen versuchen, wie ich es meine.

Ich fühlte und fühle mich verpflichtet, für einen Mann wie Wilson gegen die Verkennung und zum Teil schändliche Behandlung, die er bei uns gefunden hat, einzutreten. Ich habe nie gesagt, daß das Wilson'sche Programm sich mit meinen Idealen decke, sondern habe, für jeden, der lesen kann und will das Gegenteil deutlich genug gesagt. Auch daß ich es als ein Verhängnis betrachte, daß

er auf den Weg des Krieges gedrängt worden sei, habe ich in den Neuen Wegen doch gewiß kräftig genug erklärt. Aber ich frage: Sollte man einen Mann, mit dem man nicht ganz und gar gehen kann, nicht doch für gut und groß und ein Werkzeug Gottes halten können? Es fehlt leider bei uns so stark an der Fähigkeit zu sittlichem Enthusiasmus, daß man einen Mann wie Wilson und das Beste des amerikanischen Wesens einfach nicht verstehen kann. Das ist ein schlechtes Zeichen für uns. Dagegen kämpfe ich. Ich wiederhole, daß ich von Wilsons Lauterkeit und Hohheit aus den sichersten Quellen weiß. Ich weiß auch, daß das amerikanische Heer wirklich mit Kreuzzugsbegeisterung in diesen Krieg zieht. Wer sich durch die Nichtsnutzigkeit des gewöhnlichen Zeitungsurteils über Amerika diese Tatsache verhüllen läßt, kommt um ein hochbedeutsames Stück Wahrheit.

Und nun meine ich: Dieser so heiße und reine Strom idealen Wollens kann für das Reich Gottes nicht verloren sein. Er kann durch Gottes Macht Zwecken dienen, die über die Theorien Wilsons und vieler Amerikaner noch hinausgehen. Diese „Heterogonie der Zwecke" oder „List der Geschichte" ist ja eine der großen Wahrheiten, die uns die Geschichte lehrt. Das ist *mein* Glaube und er erklärt meine Stellung. Auch hier also ein *Glaube!* Auch ich bin mir der ungeheuren Gefahr und Versuchung bewußt, in der Wilson und sein Volk stehen. Aber helfen wir ihnen dadurch, daß wir sie verkennen, ja schmähen oder vielmehr dadurch, daß wir dem Großen, das in ihnen erscheint, die Hand reichen und hoffen und bitten, daß es Gottes *höchsten* Gedanken dienstbar werde? Gern füge ich aber hinzu, daß nach meinem Glauben auch all der *deutsche* Idealismus echter Art, der ja unzweifelhaft in diesen Krieg geflossen ist, auf gleiche Weise jenen höchsten Zwecken dienen wird. „Gott ist größer als unser Herz."

Noch einmal und allgemein: Es handelt sich bei meiner ganzen Stellung zu all diesen Problemen des Krieges und Friedens um einen Glauben, nicht um Dogmen, Philosophien; auch nicht in erster Linie um Forderungen, sondern um eine bestimmte Art, Gottes Willen und Walten zu verstehen. Ich kann darum nur in Form eines zwar bestimmten aber bescheidenen Bekenntnisses davon reden. Ich kann meine Behauptungen wohl begründen, aber nicht beweisen, wie die Gegner die ihrigen auch nicht. Ich stehe für das ein, was ich für Wahrheit halte, die ganze Wahrheit ist bei Gott allein.

Sie werden sich, verehrter Herr Doktor, gewiß überzeugt haben, daß meine Stellung nicht irgendwelchen rein menschlichen Gefühlen gegen Deutschland entspringt. Woher sollten diese kommen? Ich wünsche Deutschland so gut alles Heil wie meinem eigenen Volke. Daß ich nicht seine Verstümmelung oder Zurückführung auf das Kantische und Goethesche Zeitalter seines *politischen* Zustandes will, wie ein törichtes Mißverstehen etwa meint, erhellt aus dem

ganzen Zusammenhang meiner Gedanken. Ich stehe einfach in der Opposition, neben andern Männern, die Deutschland mit besserer Liebe lieben, als die theologischen und nichttheologischen Erhalter und Mehrer seiner Verblendung innerhalb und außerhalb seiner Grenzen. Aber über Deutschland steht mir allerdings das Reich Gottes, wie es mir auch über der Schweiz steht. Ich gäbe ja auch die Schweiz preis, wenn es um des Reiches Gottes Willen sein müßte. Vieles fließt in diesem Problem zusammen, Kleines und Großes, Menschliches und Göttliches, aber letzten Endes handelt es sich um das Kommen des Reiches. Was mich bewegt, ist der geistige Kampf, der die Weltkatastrophe begleitet und über dem Weltbrand steht. Und dieser geistige Kampf wird für mich schließlich ein religiöser, besser: ein Kampf um den wahren Gott. Es handelt sich nun in aller Welt, auch in der Schweiz, darum, ob Baal oder Wotan oder Jupiter Kapitolinus Gott sind oder der heilige und lebendige Gott, der sein Wesen in Christus enthüllt; ob Gott das letzte Wort der Weltmacht und Weltleidenschaft ist oder ob er der ist, der die Welt richtet, weil er mehr ist als sie und sie erlösen will; es handelt sich mit andern Worten darum, ob die Gewalt gilt oder die Liebe, der Mensch oder der Staat, der Stoff oder die Seele, Cäsar oder Christus. Das ist das gewaltige Entweder-Oder, vor das wir gestellt sind und das, in aller Demut gesagt, die Leidenschaft meines Kampfes. Das darf ich vor Gott und Menschen sagen. Wer hier auf der einen oder andern Seite steht, gehört zusammen, nicht wer zur Entente oder zu Deutschland steht, und hier ist die Grenze, die uns von allem „Neutralismus" scheidet. Hier stehen Sie und ich gewiß auf einer Seite.

Es ist selbstverständlich, verehrter Herr Doktor, auch jetzt noch lange nicht alles gesagt, was zu sagen wäre, aber sollten wir nicht einander und der Wahrheit näher gekommen sein? Wir wollen ihr jedenfalls weiter entgegendringen, theoretisch und praktisch.

In herzlicher Gesinnung bleibe ich Ihr

L. Ragaz.

Von der katholischen Kirche zu Gott.

(Schluß.)

Da die Antwort meines Vaters:

„Lieber Sohn!

Wenn das hl. Weihnachtsfest wieder naht, so ist überall Freude; Eltern und Kinder, Verwandte und Bekannte feiern es miteinander.

Auch wir haben uns jetzt schon darauf gefreut. Die Freude soll uns nun aber nicht zu teil werden. Es ist, wie wir heute morgen erfahren, unser Sohn, welcher uns das Liebste auf der Welt gewesen ist, für welchen wir gearbeitet, dem wir alle Wünsche erfüllt, auf welchen wir unser Vertrauen gesetzt haben, es werde uns einmal unsern Lebensabend versüßen und wir werden Freude an ihm erleben, ist von der hl. katholischen Kirche abgefallen. Das ist zum Dank für das viele Gute und Liebe, die man ihm erwiesen hat, unser Weihnachtsgeschenk. Statt seinen Studien obzuliegen und einmal etwas zu werden, liest er schlechte Bücher und saugt das Gift des Modernismus ein. Er denkt nicht mehr an seine immer gut katholisch gewesenen Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits. Was würde die liebe Großmutter sagen, wenn sie das noch erlebte. Wie wirst du dich in Zukunft stellen zu deinen Verwandten? Sie werden dich verachten. Und dann die Hauptfrage: Wie stellst du dich in Zukunft zu deinen Eltern. Diese Frage werden wir mündlich besprechen.

Die Mutter ist sehr niedergeschlagen. Sie weinte gestern den ganzen Tag; ich kann sie fast nicht trösten. Hoffentlich wirst du ihr zu liebe deine überspannten Ideen aufgeben und wieder ein ordentlicher Mensch werden. Mit Gruß Deine Eltern."

Schicksalsschwerer Tag. Ich muß das Studium aufgeben, weil ich nicht mehr weiter studieren kann; ich gehe zum Militär. Ich bin wieder Katholik; aber ich kann nicht mehr aus Ueberzeugung dafür eintreten; ich bin es aus Liebe, aus Kindesliebe. Ich will einfach glauben, ohne weiteres zu denken. Der Glaube soll ja eine Gnade Gottes sein; gut, dann sei sie in mir ausgelöst durch die Kindesliebe. Aber mir fehlt jetzt alle Kraft; ich bin geistig tot, muß stillestehen auf meinem Wege. Ich kann nicht über meine Eltern hinweg. Was wäre ohne sie mein Glück! Ich will das Opfer bringen, wenn ich dadurch meine Eltern wieder glücklich machen kann, und so noch ein klein wenig Glück für mich abfällt. So habe ich meine Aenderung den Eltern mitgeteilt.

Menschenschicksal! Was ist eine Tragödie auf der Bühne gegen das, was ich erlebe! Phantasiegebilde gegen Wirklichkeit! Ich habe jetzt nur einen Wunsch: Möchte doch jetzt Krieg ausbrechen, jetzt, sogleich, zur Stunde. Ha, wie wollte ich vorrücken, und aus dem ersten Gefecht trügen sie mich als einen der Erstgefallenen weg.

Und was für eine aberwitzige Idee liegt diesem Katholizismus zu Grunde, mußte ich gestern abend wieder denken, da mich die Aufregungen der vergangenen Tage nicht schlafen ließen: da erschafft ein allwissender Gott zwei Menschenseelen, von denen er kraft seiner Allwissenheit von Ewigkeit her weiß, daß sie sündigen und so ihn beleidigen werden, sieht sich dann aber durch seine Güte veranlaßt, sie selber zu erlösen. Ein allgütiger Gott läßt während viertausend

Jahren Millionen von Seelen verdammt werden, um dann seine Gnade wenigen europäischen Kulturvölkern zu teil werden zu lassen, während immer noch ungezählte wegen ihres Nichtchristentums zu Grunde gehen. Nicht nur, auch von den Seinen gibt es solche, die trotz seines Leidens einmal in ewiger Verdammnis werden leben müssen; er hat sie geschaffen, trotzdem er ihr Geschick von Ewigkeit her kannte. Wenn Gott allwissend ist, und es eine Hölle gibt, so weiß Gott, daß so und so viel Prozent aller Seelen dorthin kommen werden und er weiß es von dir und mir und jedem einzelnen, der da fröhlich leben möchte. Und was würde man von einem Menschen sagen, der einen andern, über den er Macht hat, mit Wissen und Willen ins Unglück stürzt. Und das soll Gott tun?

Doch was denke ich noch? Wenn's keinen Krieg gibt, was bleibt mir? Mich nominell als Katholiken geben; geistig tot sein; nichts leisten und bedeuten. Eine Weltanschauung muß einem durchdringen, von der man überzeugt ist; sonst ist man einer von denen, die kommen und gehen.

*

Gewiß! Aber um überzeugter Katholik zu sein, dazu braucht es noch die Gnade Gottes. Ich brauche nicht des langen auszuführen, warum ich es wieder bin; wer's erfährt, begreift es; wer sie nicht erfahren, dem helfen Worte nicht. — Man denke sich doch die unbewiesenen Häckelschen Hypothesen gegen die Wahrheitsbeweise des Katholizismus!

Wenn dem verstorbenen Bundesrat Zemp in den „Neuen Zürcher Nachrichten" nachgesagt werden muß, er habe wenig soziales Denken und Empfinden gekannt, so soll von mir ernst das Gegenteil gesagt werden müssen. Mein Ziel ist wieder mehr denn je die Politik, die Presse, die katholische Sache.

Aber es ist da für mich doch beachtenswert, wie wenig soziales Empfinden auch bei den gut situierten Katholiken zu finden ist; wie wenig in ihnen das Bedürfins vorhanden ist, die Hauptforderung des Christentums in die Tat umzusetzen.

Ich lese Meyenbergs „Brennende Fragen". Welche Anregung. Und was finde ich da über die Stellung der Kirche zur Deszendenztheorie ausgeführt: Was ich mir auch gedacht habe. Es hätte all der Absage, Unruhe und Aufregung gar nicht gebraucht. Jetzt bin ich beruhigt.

Meyenbergs „Wartburgfahrten", was ist das für ein Buch. Ich bedaure nur, daß ich mir die katholische Weltanschauung wieder erobern muß. Ich werde dabei zwar gewinnen; aber ich stehe eben doch wieder am Anfange, nicht mehr schon mitten drin. So herrscht jetzt ungestillte Sehnsucht nach Vertiefung, Versenkung, Adventsstimmung.

Eins habe ich gelernt: das Leben zu nehmen, wie es ist und daraus meinen Vorteil zu ziehen. Im Grunde genommen, muß ich mir aber sagen, sind wir alle eigentlich keine Christen. Man geht wohl zur Kirche, mag dort recht andächtig sein; man geht zur Beichte, man lebt vielleicht sogar in der Gnade, glaubt alles: Und doch durchdringt einem im täglichen Leben das Wesen des Christentums nicht. Die Nächstenliebe ist für alle eine Lehre, aber keine Tat. Alle sind bloß Egoisten; auf den Vorteil, das Geschäft, den Gewinn bedacht. „Hungernde speisen und Dürstende tränken", nur einen Hundertstel dessen zu tun, was eine heilige Elisabeth an Nächstenliebe getan hat, fällt niemandem im Traume ein. Alles das kennt man wohl genau; allein es liegt nicht im Grunde des Herzens, wie Radium beständig Kraft ausstrahlend, sondern existiert nur an der Oberfläche und ist gar bald erschöpft. — Aber die Welt ist nun einmal so; ich wollte, sie wäre anders, und ich möchte sie auch gerne anders machen. Aber was hätte ich davon? Hohn und Spott aus den eigenen Reihen. Und schließlich bin ich kein Pfarrer, die sind ja selber keine Christen, wenn mans so nimmt. Was will ich anderes? Ich muß so sein wie die Welt ist oder ins Kloster gehen.

Weihnachten! Im Stande der Gnade; nur sie giebt volle, reine Harmonie; ohne sie reift aus all unserm Tun nur Adventsstimmung heraus. So selig diese ist, sie hat etwas Bedrückendes, Ungestilltes.

So muß ich mich von innen heraus wieder ganz und scharf abgegrenzt der katholischen Kirche zur Verfügung stellen. Ich sehe vieles, was faul ist; aber ich habe den starken Glauben an ein neues Mittelalter, wie es Meyenberg in seinen „Wartburgfahrten" ausführt, wie Baumberger und die christliche Sozialreform es aussprechen, wie ich es selber fühle und hoffe.

Aber da sitzen mir schon wieder die Grübeleien im Kopf. Wenn nach Meyenberg die schöne Seele sich durchringt auch durch Sünde und Schuld, so soll bei diesem Sich-durch-Ringen jedesmal eine Beleidigung Gottes dabei sein, auf die ewige Höllenstrafe gesetzt ist? Mögen andere es lösen!

Eine andere Grübelei kommt mir aus Hiltys „sub specie aeternitatis". Wenn ich auch seine Idee von einer Erlösung aus der Hölle nicht teilen darf, so brauche ich für mein Empfinden doch den Gedanken: Nur bewußt ganz schlechte und Gott leugnende Seele können mit dem ewigen Höllenfeuer bestraft werden; für all die andern alle alle, die der Gesinnung nach gut sind, mögen sie auch schwer gefehlt haben, hat gewiß der alles Verborgene kennende Gott in der Stunde des Todes noch einen Heilsweg offen. Sei dem wie immer, es ist meine Pflicht, mein Heil zu suchen

auf dem von Gott durch die Kirche mir nun einmal gewiesenen Wege.

Seitdem ich Meyenbergs „Wartburgfahrten" gelesen, habe ich nur einen geistigen Drang: Harmonie! Harmonie, reine, ungestörte zwischen Glauben und Leben, Religion und Kultur. Aber da lese ich im „Freidenker" einen Artikel: „Keusche Päpste". Was läßt sich gegen solche Tatsachen einwenden? Das stimmt zu all der Harmonie so schlecht. Und deine Sünde und der andern Sünde? Und das Leben der Katholiken in dieser Welt, ist es nicht eben auch so, wie das der andern, so materialistisch, sündhaft, ohne Wärme, Liebe, Ideale? Aber mit welchem Rechte will ich da in der Presse und Politik den Katholizismus noch verteidigen und in ihm die einzige Rettung der Menschen und der Gesellschaft preisen, wo ich selber auch nicht besser darnach zu leben vermag und ich Gegner finden werde, die mir an Charakter überlegen sind? Verlogen wäre mein Leben, und diese Lüge müßte mich vernichten. Ich muß in Harmonie leben! Ich will!

Doch was soll das? Und wenn es dir gelingt, sind dafür die andern Katholiken auch schon bessere Menschen, innerlich wahrhaftig gut, harmonisch? In Verzweiflung muß ich schreien: Nein und tausendmal nein! Ja, aber wo ist denn da die sittliche Kraft des Katholizismus, wenn seine Bekenner nicht besser sind als andere, andere ebenso gut, ja noch besser als Katholiken?

Recht leben ist die beste Religion. Toleranz! Gott ist absolut gerecht! Er wertet den Menschen nach seiner Gesinnung. Ein Protestant, ein Freigeist, der gut gelebt hat, wird von ihm in Gnaden angenommen, steht ihm höher als ein verkommener Katholik, dem es durch Zufall gelungen, in der Todesstunde noch die Sakramente zu empfangen. Toleranz!

Ja Harmonie! Ich habe sie nicht: ich finde sie nicht: ich sehe sie nirgends, jene Harmonie zwischen katholischer Weltanschauung und dem privaten und öffentlichen Leben; wo findet man sie im Mittelalter, wo heute beim Großteil der sogenannten „guten" Katholiken? Ich, wenn ich ehrlich bin, finde sie nicht. Wo denn, wann? Bei einer verschwindenden Zahl von Seligen und Heiligen, den Ausnahmen zur Regel, die dafür umso besser gilt. Pessimismus, das ist jetzt meine Stimmung. Was hat es noch für einen Sinn, die katholische Weltanschauung wie ein Marktschreier ausrufen zu wollen? Ich will ja glauben, noch ein Dutzend Dogmen mehr, wenns sein muß; ich will erfüllen, was vorgeschrieben und es einem über mir überlassen, wie er mich erfindet und — still bleiben. Wo soll ich da hinaus?

Keine Ruhe! Andere wandern schablonenhaft in die Kollegien, schreiben auf, verdauen, werden dick dabei; ich stürme unruhig durch die Straßen, gehe unzusammenhängende Gedankengänge durch. Ich

suche, suche, finde sie nicht, die ersehnte Harmonie, nicht in mir, nicht außer mir, nicht in der Geschichte, dort erst recht nicht.

Unmöglich, daß das Bekenntnis eines Glaubens, die Annahme einer Lehre solche Bedeutung haben kann, wie die Kirche fordert; oder dann soll der Katholizismus den Beweis erbringen durch das bessere Leben seiner Anhänger, den Beweis in der Geschichte. Aber vor dem wird er sich wohl hüten. Ja fällt mir ein, daß ein Geistlicher aus ganz katholischer Gegend, der in unsere paritätischen Verhältnisse hineingekommen ist, mir versicherte, er sei erstaunt, wie strenger es die Katholiken in der Diaspora mit dem Glauben und dem Leben nehmen als dort, wo sie allein und unter sich seien.

Verlangte Gott wirklich den Katholizismus als das einzige Mittel zur Seligkeit, so könnte er unmöglich solche Spaltungen in seiner Christenheit zulassen und ließe heute kein Heidentum mehr existieren. Wäre dem unendlichen, unfaßlichen Gott wirklich bloß der Katholizismus angenehm, so hätte er schlecht für seine Allgemeinheit auf Erden gesorgt. Und man halte sich nebeneinander: den unendlichen, allumfassenden Gott und die Engherzigkeit und Ausschließlichkeit „seiner" Kirche! Trotz Meyenbergs: „Weitherzigkeit katholischen Gottes- und Weltanschauung". Man nenne mich indifferent; ich kann nicht anders denken. Und ich weiß, so denken die meisten Katholiken, die ich kenne. Ueberhaupt, die meisten Katholiken wären erstaunt, was sie eigentlich von all ihrem persönlichen Denken nicht denken dürften, wenn sie dies alles der kirchlichen Entscheidung unterbreiteten. Aber sie tun es nicht, weil es sie in der Regel nicht weiter beschäftigt. Sonst müßten sie alle entweder fanatisch werden oder dann — indifferent zum mindesten und könnten — gehen, wie ich es vielleicht noch muß.

Und weiter: Wenn über die Kirche und den Katholizismus jene bekannten, vielbeklagten Prüfungen und Verfolgungen hereingebrochen sind, so ist das — ich kann es jetzt nicht anders ansehen — eine notwendige Folge jener Disharmonie, des Widerspruchs zwischen dem Glauben, den Ansprüchen, die die Kirche stellt, und der Wirklichkeit, so sind sie eine Reaktion gegen die übertünchte Lüge und Heuchelei. Darum die Reformation, der Niedergang des mittelalterlichen Geisteslebens. Aber wie will man da Reformation und Revolution verurteilen, wo sie doch sein mußten! Ich kann es nicht mehr — und sollte doch. Modernismus?

Wie werde ich, dem innere Wahrheit über alles geht, noch durchkommen, existieren können, in der katholischen Kirche?

Ich könnte, müßte jetzt, wenn ich nach außen mich ehrlich zu geben hätte, nichts anderes schreiben als Abhandlungen „zur Begründung meiner konfessionellen Indifferenz". Ihr positiv entgegenzusetzen hätte ich nur noch die Erkenntnis, daß es überall einzig ankomme auf das sittlich Hochstehende, die Herrschaft des Geistes über die Materie im Sinne einer Durchdringung der Materie

mit Geist, einer Einheit also, nicht eines Zwiespaltes, auf den lebendigen Geist also, den wir betätigen.

Und eine weitere Abhandlung könnte ich schreiben über „Gesetzmäßigkeit, Vorsehung, Willensfreiheit". Seitdem ich aus Meyenberg Gott kennen gelernt als den unendlichen Gesetzgeber, kann ich mir kein Geschehen mehr anders denken als gesetzmäßig; ein direktes, unvorhergesehenes Eingreifen Gottes in den Lauf der Dinge kann ich nicht mehr annehmen; mein einziges Bittgebet kann nur noch sein: „Dein Wille geschehe." Gotteslästerung scheint es mir, den Erhabenen zu bitten um Wohlergehen, guten Geschäftsgang, besonderen Schutz für sich. Ist das nicht ein Egoismus sondergleichen? Ueberhaupt, wie die Menschen Gott für ihre Geschäfte mißbrauchen! Sie müssen einen recht geringen Begriff von ihm haben; sonst könnten sie nicht so an ihn gelangen. „Verschone unsre Häuser, zünd' lieber andre an", ist zwar ein Witz; aber so beten im Ernste die Menschen.

Lassen wir Gott in dem, was geschieht, ganz aus dem Spiel; nehmen wir die Gesetze und Kräfte, die er in die Welt gelegt, zur Erklärung; maßen wir uns nicht an, ihn durch Gebet umzustimmen und seine Vorsehung durch unsere aufdringlichen Bitten lenken zu wollen nach unsern Interessen. Nehmen wir einen Bergsturz als Naturvorgang, wie gutes und schlechtes Wetter auch und glauben wir nicht, einen Regensommer durch Bittprozessionen und Wettersegen abwenden oder verkürzen zu können, wenn es so nun einmal vorgesehen ist.

Zufällig kommt mir eine Broschüre von Gaßmann in die Hände. Das fehlte noch! Der Zölibat also einfach ein Gebot kirchenpolitischer Klugheit! Uebrigens: Hat dieser Liguori schon im christlichen Altertum gegolten? Warum denn jetzt? Ist er mehr als Mensch? Also gelten in der unfehlbaren Kirche Spintisierereien eines Menschen, die vorher nicht gegolten, überhaupt nicht da waren. Wo ist da die Göttlichkeit der Lehre?

Wie kann man nur so kurzsichtig sein, zu glauben, die Wohlfahrt der Völker gedeihe am besten, wenn sie unter dem Segen der katholischen Kirche stehen? Wie wirkungslos muß dieser Segen sein, wie zweifelhaft seine Göttlichkeit, wenn man sieht, wie England in jeder Beziehung voran ist, namentlich auch sozial, und steht Deutschland nicht größer da als Oesterreich? Sind etwa die Japaner nicht eine vorbildliche Nation?

Was für einen praktischen Wert haben die Dogmen? Ein Bischof hat ja letzthin selber gesagt, in Ausübung der Charitas sei unsere Zeit der Vergangenheit über. Während die Kirche ihre

besten Kräfte auf Ausgestaltung der Dogmen verwendete, litt darunter das praktische Christentum, von glänzenden Ausnahmen abgesehen. Im Sozialen ist die nichtkatholische Welt der Kirche über. Wäre nur etwas praktisches Christentum vor 1789 vorhanden gewesen, die Revolution wäre nicht gekommen. Und da soll die Revolution Sünde gewesen sein. Gesündigt haben die Heuchler auf Thron und Kanzel mit ihren fetten Einkommen, so daß die Revolution mit all ihren Greueln eine Tugend dagegen war. Desgleichen die Reformation. Viele Schuld rächt sich auf Erden. Und wenn etwas die katholische Welt in hervorragendem Maße fehlt, so ist es die Selbsterkenntnis, die mit schonungsloser Schärfe die eigenen Mängel aufdeckt, das Insichgehen, das Gefühl eigener Unzulänglichkeit, die freimütige Kritik. Alles muß immer schön, gut, herrlich, über Lob und Tadel erhaben sein. Ich rede wohlverstanden nicht vom Einzelnen, sondern von der katholischen Welt. Ich glaube, es gibt nirgends so viel offizielle Lobhudelei gegen sich selbst als dort, und nirgends wohl werden fremde Errungenschaften so kritisiert und heruntergesetzt als offiziellerweise von ihr.

Wenn ich bedenke, was der Katholizismus entsprechend seinen Prätensionen, göttlich, unfehlbar, alleinseligmachend, das non plus ultra alles Geisteslebens zu sein, hätte leisten und erreichen sollen, und dabei sehe, wie wenig im Verhältnis zu seinem Größenwahn er bloß erreicht und geleistet hat, und erkennen muß, daß Reformation und Revolution, Aufklärung und Liberalismus die treibenden Kräfte im politischen und kulturellen Leben geworden sind, so bestärkt mich das immer mehr in meiner Abneigung gegen Rom. Die Kirche kann nicht so, wie sie behauptet, göttlich sein, ganz abgesehen davon, daß sie sich einer solchen anfänglichen Göttlichkeit durch ihren Lebenswandel höchst unwürdig erwiesen hätte und schon aus innerer Wahrhaftigkeit diesen Anspruch aufgeben müßte, wie ich sie jetzt wiederum und diesmal mit bessern Gründen aufgebe.

*

Es genügt mir vorläufig, an Gott, Ewigkeit, die menschliche Vernunft und das Gewissen zu glauben und darnach zu tun. Vor der Hölle ist mir nicht mehr bange. Ich könnte jetzt so sterben und vor Gott treten, ohne Furcht.

Und wieder liegt es wie Schatten über meiner Zukunft, meinem Leben. Einmal mußt du doch herausrücken mit alle dem, deinem Liberalismus und wieder in Gegensatz kommen zum Elternhaus. Das wird dir deine besten Mannesjahre verdüstern; Leid mußt du bringen und freudlos, friedlos leben.

Aber ich kann nicht gegen mich selbst. Ueberall, wo ich hinsehe in der mich umgebenden katholischen Welt, alles, alles ohne Ausnahme Schein, Kirchenchristentum, Formeln ohne Geist, gedankenlose Gewohnheit, nirgends Nächstenliebe, gar Feindesliebe; daneben

die einzige Jagd nach dem Geld, Tand, Klassengeist, Mißachtung aller sozial tieferstehenden Bevölkerung, der Arbeiter, Egoismus, Materialismus. Meinetwegen. Aber die dem allem umgelegte Formel des einzig wahren, alleinseligmachenden, unfehlbaren Christentums, das empört mich.

Mir bleibt nichts Anderes, als Realist in des Wortes nüchternstem Sinne zu sein. Das ist jetzt meine Lebensauffassung, ohne allen schönen Schein.

So beginne ich heute das Studium von Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Welch ein Buch! Dies sei vorderhand meine Bibel; ich finde alles darin. So arbeiten, arbeiten und etwas leisten wie der, das ist mein Ideal. Ja, ich bin durch und durch Realist; aber als Seele brauche ich etwas vor mir, über mir, ein Ziel, ein Ideal. Menschengeist! Und erst du, Weltgeist, Weltplaner, Gesetzgeber, Allwissender du. Ich fasse, ahne dich wie nie zuvor. Endlichkeit, Unendlichkeit! Hauch des Ewigen, du, Menschengeist. Ich habe dich erlebt, gespürt, Weltgeist.

Ich arbeite täglich in Chamberlain; ich kann immer nur denken: Wie konnte ich früher so bodenlos borniert katholisch sein. Jetzt bin ich frei. Eine Wonne für mich, in diesen „Grundlagen" den Abschnitt: „der Kampf", „Empörung gegen Rom" zu studieren. Alles, alles habe ich unter Schmerzen und Freuden selber tausendfach erlebt. Und „es gehört Leben dazu, um das Leben zu verstehen", wie Chamberlain sagt.

Wenn in kommenden kritischen Tagen Leute, um mein Seelenheil besorgt, mich fragen, warum ich nicht Katholik sein könne, während doch so viele hervorragende Geister, die doch jedenfalls gescheiter seien als ich, sich zur Kirche zu bekennen vermögen, so werde ich antworten: Entweder sind sie nicht konsequent genug nach außen; sind Katholiken aus Ueberlieferung und Erziehung, aus Ueberzeugung und religiösem Bedürfnis; aber so, wie sie eigentlich sein müßten, lücken- und bedingungslos jesuitisch-römisch sind sie nicht, oder wären sie nicht, wenn sie alles zu Ende dächten. Sie bleiben in der Kirche, weil sie an dem nicht rühren, was sie aus der Kirche treiben müßte; sie wären alle auch Modernisten. Und mußte nicht ein Meyenberg es sich gefallen lassen, von einem Decurtins als Modernist verdächtigt zu werden; hat man nicht einmal letzthin in der katholischen Schweiz Stellung genommen gegen die Modernistenschnüffelei? Und ist seit dem neuen Papst Benedikt jener Decurtins nicht freiwillig gegangen, weil ihm diese Richtung nicht mehr scharf genug war? Konsequenterweise sollte man eben in der Kirche, so wie er, päftlicher als der Pavst sein — oder dann gehen.

Und die, die wirklich so sind, die wenigen, die vom Jesuitengeist, haben sich freiwillig, bewußt und mit voller Absicht, bedingungs- und willenlos von Anfang und für immer, in allem

und jedem einzelnen, Großen und Kleinsten, die Autorität bis in die letzten Konsequenzen unterworfen. Sie halten eine Disziplin des Geistes und Willens, die den andern eben fehlt, trotzdem sie auch zur Truppe gehören. Zu ihnen würde ich gehören und müßte ich gehören mit der Notwendigkeit mathematischer Schlußfolgerung, wenn ich die kirchliche Autorität noch als göttlich und unfehlbar ansehen könnte. Daß ich das nicht mehr kann, tue ich mit demselben Rechte, mit dem jene zu vier Fünftel disziplinierten den letzten Fünftel ihrer persönlichen Meinung bewußt oder unbewußt vorbehalten. Wir sind alle nur Menschen; wir können raten und meinen, mehr nicht, und müssen uns bescheiden überall. Aber wahrhaftig sein vor uns selber, das können, das müssen wir. Ich achte jeden, der das ist.

Hie und da kommt wieder jene bleierne Schwere über mich bei dem Gedanken, daß ich in nächster Zeit einmal brechen muß mit denen, die mir lieb sind — um des Glaubens, um des Unglaubens willen, wie sie es nennen werden.

Ostern! Meine Gewissenserforschung und meine Osterbeichte habe ich gemacht; kein römischer Priester hat sie gehört: Mein Handeln mag nicht immer richtig, meine Lebensführung nicht untadelhaft sein, so bin ich nicht schlechter geworden und gesinnt, bin so gut wie früher. Mögen meine Anschauungen in vielem irren, so kann ich doch nicht anders, als meinem besten Wissen und Gewissen folgen; ich habe den guten Willen, nach der Erkenntnis zu streben und ein guter Mensch zu sein. — Ich glaube; ich glaube an einen Gott so sicher wie an meine eigene Existenz. Ich glaube an das Göttliche im Menschen, das weiterleben wird über den leiblichen Menschen hinaus. Wie? Ich weiß es nicht; ich werde es erleben. Unser Handeln darf nicht Willkür sein; es gibt ein Gewissen, ein Recht, Gebote, die geachtet sein wollen.

Sonntagsglocken! Ich möchte ihnen folgen. Aber wohin? In eine katholische Kirche jedenfalls nicht mehr; in eine altkatholische ebenso wenig, ihre Zeremonien und Dogmen existieren jedenfalls ebensowenig kraft göttlichen Rechtes als die römischen. In eine reformierte Landeskirche eintreten mag ich auch nicht; ich mag mich nicht jetzt an Formen gewöhnen, die doch auch Menschenwerk sind, und den orthodoxen Protestantismus könnte ich so wenig bekennen als den Alt-Katholizismus. Zudem fehlt mir jede Absicht gegen die katholische Kirche; ich verdanke ihr zu viel, um sie hassen zu können und denke — trotz allem — zu hoch von dem, was an religiösem Leben in ihr ist und wirkt, als daß ich sie nicht dulden und mich einer neuen Ausschließlichkeit verschreiben könnte. Und überdies! Gibt es nicht auch in der protestantischen Welt jenes Kirchenchristentum, das dem katholischen gleich ist — vielleicht mit dem Unterschiede, daß viele Theologen und Laien mit mehr

Freimut das gestehen und zu überwinden suchen? Und da ich sofort zu denen gehören müßte, käme auch gleich wieder die Gewissensfrage: „Und was bist denn du selbst für ein Christ?“ Und weil ich da jetzt nicht vor mir bestehen könnte, so will ich nicht in neue Widersprüche mich begeben. Es scheint mir schon Widerspruch genug, praktisch in einer Gesellschaftsordnung zu leben und sie erhalten helfen, die ganz und gar nicht christlich ist; ich brauche mich nicht noch ostentativ zu einer Christengemeinde zu bekennen.

Aber es ist demgegenüber erfreulich zu sehen, wie alle großen Bewegungen der Weltgeschichte, die von einem unmittelbaren Erfassen der Evangelien ausgegangen sind, einen demokratischen Charakter zeigen, wenn sie ihn auch leider in der Folge mehr bloß im Geiste weiterexistieren lassen als in Wirklichkeit.

So bleibt mir vorläufig nichts Anderes, als einfach Mensch zu sein. Wie verschieden in der Gesinnungsrichtung sind die beiden, wenn ihr praktisches Verhalten wohl häufig auf dasselbe hinauskommt. Dem Christen erscheint alles von oben herab; für ihn steht am Anfang Gott und Gebot. Alles Leben ist ihm unzulängliches Nichts dagegen. Der Mensch geht aus von der Natur, ihren Kräften und seinen Fähigkeiten, Trieben und Anlagen und erstrebt daraus sein Glück, schafft sich seine Ideale, denen er folgt und adelt sich selbst. Er sieht von unten nach oben. Ihm gefällt Kraft und Freude, nicht das schwächliche Seufzen im Jammertal.

Aber wie stellt dieser Mensch sich mit seiner Moral der Kraft und Freude zum Leiden? Da ist der echte Christ ihm wohl überlegen. Das Leiden, wie es kommt, wie es den Menschen von außen faßt und wie er es selber sich schafft? Er kann ein Stoiker sein und es ignorieren, wenn er's vermag. Aber ob er damit irgend etwas an sich und der Welt gebessert hat? Aber habens die Christen getan bis heute?

Wieviel mehr als alle Dogmen, Beichten und Kirchenlieder könnten die drei Ehrfurchten, von denen Goethe spricht, das Glück der Menschen begründen helfen, und unter ihnen die Lehre von der Ehrfurcht vor sich selbst, die von selbst zur Würdigung des Mitmenschen führt.

Auf einem Acker hacken gebeugt über ihren Karst Landleute den Boden auf — Arbeit! Sie soll ein Fluch sein? Nein, sie ist Glück! Wirklich ganz? Nicht der Mensch, wenn er arbeitet; der Mensch, wenn er von seiner Arbeit sich erhebt, seines Wirkens seiner selbst sich bewußt wird, er ist glücklich. Mensch, arbeite und sinne!

So wenig als Dogmen, ist die Wissenschaft im Stande, den Menschen gut zu machen und zu erhalten. Es kommt vielmehr auch für den Menschen darauf an, wie er gesinnt ist und ob er die Kraft habe. Aber das hat mit Glauben und Wissen gleicherweise

wenig zu tun; nur insofern das Erkennen des Wahren und das Erleben des Göttlichen in uns eine Stimmung erzeugen und die Gesinnung befruchten, wirken sie mit. Diese Kraft aber ist ebenfalls in uns zugleich mit der Fähigkeit, sie zu mehren. Das ist die Kraft, nach der Hilty fragt (Ewiges Leben) und die er so gänzlich verkennt. Woher sie komme? Denke sich jeder die Urgründe des Seins, wie er mag. Genug für die Lebensführung, daß sie ist und wachsen und zu einer fast absoluten Macht werden kann. „Das Himmelreich ist innwendig in Euch.“ Merkwürdig, dieses Wort des Edelsten aller Menschen hatte ich bisher gar nie gehört; aber es gibt kein anderes, das etwas Besseres sagte; in ihm liegt die Summe und der Urgrund aller Sittlichkeit; der Quell ist es, aus dem allein alle Lebensweisheit fließen kann, und ist zugleich die Höhe, auf der alle Wege hinführen. Wenn wir diese Wege gehen, kommen wir zum edeln Menschen, zum Gotte in und dem außer uns, der das Göttliche in uns hineingelegt.

Und wenn wir ihm nahegekommen sind, ob wir dann wohl einst plötzlich aufhören werden? Ich weiß es nicht; ich hoffe, daß dem kein Ende sein werde. Die Natur läßt ja nichts verloren gehen; sie kann es gar nicht.

Komme ich aber aus diesen Sphären des Himmelreichs in uns wieder zurück auf diese Erde mit ihrer Realität, ihrem brutalen Egoismus im Streben nach dem Erfolg, so fühle ich wohl, wie sofort wieder jene zwei Dinge wie Pole unvereinbar einander im Menschen entgegenstehen, von denen auch die christliche Lehre spricht, und daß auch dem Menschen nichts bleibt, als ganz dem einen oder dem andern zu folgen oder zwischen beiden hin- und hergeworfen zu werden, wenn ihm Halbheiten nicht genügen.

Setzen wir also keine absolute Gegensätze in die Welt, die entweder weltentrückte Schwärmer oder Pessimisten und pure Materialisten schaffen müßten; setzen wir vielmehr das Streben nach dem Ziele ein, und halten uns an das, was uns wirklich zu erreichen möglich ist, so werden wir zur Ruhe kommen.

Dieses ruhige Gleichgewicht für alle und für immer zu schaffen, scheint das Ziel der Weltverbesserer zu allen Zeiten und heute wieder zu sein. Ob sie damit nicht den Todesschlaf der menschlichen Gesellschaft herbeiführten? Aber das Leben wird stärker sein, und das Gleichgewicht schon wieder stören. Und es ist wohl gut so.

Wir Menschen werden immer, so lange wir leben, aufsteigen und uns erheben, fallen, wieder aufstehen, bergan gehen, stürzen, uns erheben, abwärts gehen, unten stehen, und wieder emporklettern zu den geschauten, sonnigen Höhen, bis wir verzweifeln, oder uns ergeben und müde endlich uns hinlegen, um auszuruhen von diesem Leiden und Streben, die unser bestes Teil sind. Ewig wird der Zwiespalt sein zwischen dem, was sein sollte und dem was ist, heißen die Namen

wie immer sie mögen. Wo ist die Kraft ihn ganz und für immer zu überwinden? Ich habe sie nicht! Die Gnade? Ich kenne sie nicht. Und der Christ, der sie hat, erzeugt er sie selbst, oder schenkt sie ihm Gott ohne sein Zutun? Warum? Die Egoisten, die sie haben, besitzen und dran sichs genügen lassen! Sie leben gelinde. Uns Menschen aber nicht die Ruhe, sondern die Tat! –

Uns Menschen vor allem die soziale Tat! Ich bin kein Sozialist. Aber wie man im Zeitalter der Reformation den lebendigen Christus auf Erden wandelnd sich dachte und ihn der alten Kirche und ihrer Geistlichkeit entgegenstellte, so bin ich sicher, heute den lebenden und auf Erden wandelnden Christus nicht auf der Seite derer zu finden, die im Auto zur Kirche fahren, wohl aber als Fürsprech aller derer, die unter der seelenlosen Härte von Kapital und Maschinen leiden und entbehren, körperlich weniger, als an ihrer Seele leiden und betrogen werden um die Freude, die sie haben könnten.

Gestern sah ich zerlumpte Kinder; ich brauche sie nicht zu schildern. Nicht einmal gewaschen und gekämmt waren sie. Es wollte mir schier das Herz abdrücken in der schönen Frühlingsnatur. Da taten sich mir die Fragen auf, eine nach der andern: Was und wer ist Schuld an solcher Sünde? Wer sind die Eltern, wo und wie wohnen sie; wie lang und wie früh am Morgen schon müssen sie an ihre Proletarierarbeit gehen; was verdienen sie? Und macht sich der Fabrikbesitzer kein Gewissen daraus, daß die Kinder seiner Arbeiter so leben müssen. Und wo sind die, die ihm ins Gewissen reden oder es sollten? Aber da glaube ich mich zu erinnern, daß man's bei vornehmeren Leuten den Pfarrern schon übel nimmt, wenn sie predigen, man solle die Dienstboten anständig behandeln. Wie viel Schuld aber liegt, trotz den drückenden Verhältnissen an der Nachlässigkeit der Eltern? Und wie weit ist auch diese wieder zu entschuldigen? Oder haben vielleicht die Gewerkschaften den wohlgemeinten Maßnahmen des Fabrikbesitzers Widerstand entgegengesetzt mit Spott und Hohn und böswilliger Verdrehung? Und wo ist da der Ausweg?

Wie ich höre, gibt es in dieser vielgerühmten Schweizerstadt und unter unsern „gesunden" sozialen Verhältnissen, die nicht im entferntesten mit ausländischen Großstädten verglichen werden dürfen, da gibt es ein großes altes Holzhaus, bewohnt von 64 armen und ärmsten Familien. Zu einer Wohnung gehört je eine dunkle Küche und ein größeres Zimmer als Eß-, Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum für Mann, Frau und Kinder. Wer das hört und entrüstet sich nicht, dem fehlt das Gewissen, mag er sonst noch so gerecht sein. Aber das ist eine der größten Schwächen unserer charakterlosen Zeit, daß sie die Fähigkeit nicht mehr aufbringt, sich zu empören und im heiligen Zorne zu handeln.

Gehe ich heute früh durch den kalten Wintermorgen und sehe zwei frierende Kinder eine allerchristlichste Zeitung vertragen. „Wann sie jeden Tag aufstehen müßten?" „Um fünf Uhr!" Schulpflichtige

Kinder im Winter Tag für Tag in den dunkeln kalten Morgenstunden von Haus zu Haus Zeitungen vertragen, nicht einmal tüchtig, wie sie's haben sollten, zu essen dazu! Man fühle und gestehe: Wer ein edler Mensch sein will, muß schon um der Kinder willen mitankämpfen helfen gegen die Schäden unserer Gesellschaftsordnung. Was haben wir denn überhaupt sonst noch Gutes zu tun? Was für einen andern Sinn können wir sonst dem ganzen sinnlosen Wirtschaftswirrwarr unseres Fabrik- und Börsenzeitalters geben? Wer heute nicht aus innerem Antrieb mithilft an der Hebung der sozial Gedrückten und Leidenden, dessen Leben ist sinnlos, gottlos, mag er sonst tun und leisten, was immer oder egoistisch dem Genusse Gottes sich hingeben in Andacht, Stimmung und Gebet.

Ist nicht unser ganzes Leben eine Schuld? Alle Kultur ist erkauft durch die Ausnutzung breiter Massen; dadurch allein, daß wir teilhaben an dieser Kultur, begehen wir ein fortwährendes Unrecht, an dessen Sühnung wir beizutragen haben, wenn wir es nicht vermeiden können oder wollen. Sonst verdienen wir weder Christen noch Menschen zu heißen. Mit einem vergrämten, freudlosen Leben, Blutarmut und Bleichsucht, Unterernährung, Siechtum und frühen Tod bezahlen die einen das Glück der andern. Irgendwo im Leben der menschlichen Gesellschaft gähnt ein fressendes Ungeheuer und verschlingt Tausende und Millionen mit Leib und Seele. Ich glaube, das ist jener brüllende Löwe, von dem es heißt, er gehe umher, zu suchen, wen er verschlinge. Das ist Satan! Wir leben in einer furchtbaren Doppelseitigkeit, von der uns grauen muß, wenn sie uns sichtbar und bewußt wird: Das ist das verschleierte Bild von Sais.

Was sollen wir da tun? Dürfen wir noch sprechen und tun: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt, einen Freund am Busen hält und mit dem genießt?" Nie mehr! Aber ändert sich das alles, wenn ein zur Freude geborenes Menschenherz sich in dieser Erkenntnis zergrämt, und ein zum Licht verlangendes Menschenauge sich in Anblicke dieses Dunkels verdüstert? Aber sind Freude und Licht nicht auch Wirklichkeiten? Darum, sei dir selber eine Welt, lebe und glaube, und lebe deinem Glauben an kommende, bessere Zeiten. Kommende? Zu schaffende! Wo sind ihre wahren Propheten, und wo das auserwählte Volk?

Das ist das Beste in uns, das Unstillbare, und das ist das Salz unseres Lebens: der Rest, der uns zum vollen Glücke noch fehlt, uns allein und uns allen.

So entsteigt denn aus mancher Leere und Oede des Daseins die Sehnsucht empor und blüht wie ein Wunderbaum. An ihr reift die Erkenntnis, daß das Menschenleben nur Sinn und Wert hat, wenn es in irgend einer Form auf etwas Unbeschränktes und Feststehendes, Ewiges bezogen wird. Mag vielleicht, wie einige meinen, diese Beziehung nur durch den Menschengeist selbst gemacht werden

und nur in ihm, sonst nirgends als Wirklichkeit existieren, genug, daß es da ist und zu wirken, zu erheben und dauernd zu beglücken vermag. Wir bleiben deswegen nach wie vor in unserer Beschränkung und werden wohl weder besser noch schlechter durch jene Erkenntnis allein. Aber der Gedanke, daß dieses unser Dasein nicht das letzte Bewußtsein seiner selbst in sich trägt, sondern getragen wird von einem höhern, allumfassenden Bewußtsein, kann uns retten aus dem verzweifelten Gefühl unseres Ungenügens und unserer Unzulänglichkeit; er läßt uns unser Teil auf uns nehmen und zuversichtlich sein. Ja, weit entfernt, unserem Selbstbewußtsein zu nahe zu treten und uns herabzudrücken, befreit uns diese Einsicht von unsern eigenen Fesseln, uns selbst, und dem menschlich-irdischen Wesen, das wir anhaben und dem wir dienen müssen; denn wir wissen, daß seine erbärmliche Herrlichkeit nicht das Letzte und Oberste ist, was es gibt, wie einige rühmen, und wir wissen, daß es eine höhere Macht gibt, dem unser Erdenwesen seinerseits gehorcht. Ihr dient es; ihr dienen wir, wenn wir ihm, unserm beschränkten Wesen dienen mit seiner Tyrannei, in der es uns festhält. Unerträglich wäre diese Tyrannei, und von uns werfen müßten wir sie; denn vor ihr könnten wir nicht freiwillig und gern wie der Wurm im Staube kriechen, oder gar sie verehren und schweigend hinnehmen und denken: es sei so gut. Zu erbärmlich sind wir uns oft; unerträglich, wenn wir nichts Höheres wüßten? Ob es wirklich ist? Das ist seine Sache! So sind wir wieder frei, auch ihm gegenüber, indem wir es auf sich selbst beruhen lassen.

Wenn wir uns so recht einsam fühlen, dann kommt uns unser ganzes Getriebe und Schaffen vor wie eine Uebertönung von etwas viel Schönerem, was verborgen ist, und in der Stille nur laut wird, kommt das Sehnen aus aller Begrenzung hinaus in ein Reich reinen Bewußtseins, reinen Gefühls, reiner Seele. Dann gelangen wir zum Urgrund unseres leiblichen und geistigen Seins, sind selig wie die Kinder und dürfen ohne Scham in kräftigen Mannesjahren singen: „Lieber Vater, hoch im Himmel, merk auf deines Kindes Flehn! Laß uns heut und alle Tage, Herr, in deinem Segen stehn!“

Ihr nennt ihn den Herrn der Heerscharen; aber sicher ist dieser Gott von Menschengestalt. Wenn wir diesen nicht glauben, sind wir noch keine Gottesleugner, so wenig als wenn wir Mars und Apollo nicht glauben. Denn es gibt einen Gott; aber er ist viel zu geheimnisvoll, als daß wir von ihm etwas sagen, viel zu hoch, als daß wir ihn herabziehen, viel zu heilig, als daß wir mit ihm handeln könnten, wie Ihr es tut. Sagen wir damit, daß wir Gott einen guten Mann sein lassen? Wir sind so durchdrungen von ihm wie Ihr, und wenn es Euch um Worte zu tun ist, ist auch er ein persönlicher Gott, nicht ein sächlicher. Aber wir entweihen ihn nicht durch Geschäfte, die wir mit ihm hätten; wir rufen ihn nicht an um unser irdisches Wohlergehen und das Gedeihen der Mammonsinstinkte. Er ist uns wohl

der Gott des Gewissens und einer sittlichen Ordnung unter den Menschen; aber wir rufen ihn nicht an als den Hüter einer Gesellschaftsordnung, die brutal sagt: „Es ist recht, daß die einen Herren und die andern Knechte seien, sondern fühlen aus ihm die Kraft und die Pflicht, für eine kommende Zeit zu arbeiten, wo der Mensch den Gegenstand jener Ehrfurcht bedeutet vor dem, was neben uns ist. Wir verehren ihn wohl als den Keimer der Saaten und danken ihm dankbar fürs tägliche Brot. Aber wir glauben nicht, Mißwachs und Seuchen durch Bitten und Flehen von uns abwenden zu können. Denn hinter Regen und Sonnenschein, Wachsen, Gedeihen, Leben, Krankheit, Sterben und Tod steht er viel zu geheimnisvoll, so daß unser Erkennen all das sehr wohl dem Gang des Naturgemäßen und unserer eigenen Tat der Abwehr und Fürsorge überlassen kann. Aber damit inthronisieren wir keineswegs die Natur mit ihrem Stoff und Gesetz oder gar den Menschen mit seinem Witz auf den Thron des Allerhöchsten. Wir bekennen damit nur, daß wir still verehren, was wir nicht erkennen, und in dieser Beschränkung tun wollen, so viel wir können, was er uns eingibt.

Zum erstenmal in meinem Leben komme ich endlich dazu, mit der Bibel, dem Alten Testament mich zu beschäftigen. Was einem da die katholische Kirche in der Jugend vorenthält! Eine neue Welt fängt hier an sich vor mir aufzutun und hält mich in ihrem Banne, mehr erst im Vorgefühl ihrer Erhabenheit. Diese Propheten, was sind das für Gestalten, Geister und Mächte; was für ein Mut ist in ihnen, den Königen die höhere Wahrheit zu sagen, sich einzusetzen für jene unsichtbare Macht der Gerechtigkeit und Wahrheit, der auch die Mächtigen dieser Erde gehorchen müssen, soll nicht Menschenschicksal und Menschenwürde wie Gewürm im Kote vor ihnen kriechen und unter ihren Tritten sich krümmen und zerquetscht werden. Wo wäre es hingekommen mit der Menschheit, wenn Despotismus nicht diese Beschränkung durch Geistesmacht gefunden hätte! Hellas, deine Freiheit und Schönheit hätte die Menschen nicht gerettet, und dem Wahnwitz römischer Cäsaren zu widerstehen war Römertugend unvermögend. Prophetenmut hat den Einzelnen gerettet und ihm seine Rechte gewahrt. Und was für Erleuchtung erstrahlt aus dem Propheten Jesaias! Was ist der griechische Mythos für ein Spielzeug dagegen, gegen die sittliche Kraft des Prophetenglaubens und seine Leidenschaft. Sie besaßen den Gott, den sie in die Tat umsetzten. Den haben wir nicht mehr, ob wir uns gleich Christen nennen oder zur Humanität uns bekennen.

Es gibt ein Christentum und eine Humanität, die sich außerhalb des Wirtschaftslebens stellen, das den Menschen nicht bloß nährt, kleidet und wohnen läßt, sondern den Reichtum und das Elend schafft und den einen zu Knechten der andern macht. Wie übel ist es bestellt um solche Religion und solchen Idealismus. Wie viel übler aber steht es noch um jenes Christentum, das zwar in der Welt steht, aber sich mit ihr

arrangiert hat, um diesen geschäftsmäßigen Ausdruck zu gebrauchen. — Aber seien wir wieder gerecht und anerkennen wir, wie viel reine Werte jener Verzicht auf die Welt schaffen kann, und wie viel Heilendes von ihnen schon in die kranke Welt schon gekommen ist. Und bedenken wir auch, was es heißt und wie viel es schon darstellt, in dieser Welt nur schon einigermaßen die sittliche Tat des Christentums, die Nächstenliebe, erfüllt zu haben. Aber nur um ihrer vollen Erfüllung willen dürften wir uns Christen nennen; es gibt nicht verschiedene Grade: deutlich und klar heißt es: „Wenn du mir nachfolgen willst, so verkaufe alles was du hast und gib es den Armen“. Ich glaube kaum, das darüber so viel gepredigt wird, als die Schärfe dieses Gebotes erforderte. Und doch wäre seine Erfüllung allein das Kriterium desjenigen, der es wagen dürfte, sich Christ zu nennen. Wir andern alle, die wir das weder können noch wollen, nennen wir uns nicht nach ihm. Nicht darum handelt es sich, ob bei allgemeiner Erfüllung dieses Gebotes die Welt bestehen könnte oder nicht, nur um die Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere, um die Selbsterkenntnis. Von da zur Tat! Dann werden sich alle finden, die guten Willens sind, und ihnen ist der Friede verheißen, den sie haben.

Der Mensch und sein Gott! Das göttliche Wesen ist, wie es ist, unabhängig von den Vorstellungen und Begriffen, die wir uns von ihm machen. Aber wir können es nicht so auf sich beruhen lassen; wir müssen es denken, wollen es fühlen; es drängt uns zu ihm. Alle unsere Vorstellungen von ihm sind gleich wahr und wichtig; denn sie vermögen doch immer nur ein Teilchen von ihm zu erfassen. Ihm ganz zu gehören, ist unser unstillbares Sehnen, ihn ganz in die Tat umzusetzen, unsere unerfüllbare Bestimmung, daran uns zu freuen und zu leiden unser Los, uns daran zu erheben unser Adel, und der Sinn und Wert unseres Lebens ist es, mit dem Ewigen verbunden zu sein und im Unendlichen zu enden. Das schönste Wort hat Augustin gesprochen:

„Du hast uns zu dir hin geschaffen, und ruhelos ist unser Herz in uns, bis daß es Ruhe finde in dir, o Gott.“

Rundschau.

Konferenz in Winterthur. Als Beauftragte eines Kreises von Deutsch- und Welsch-Schweizern, denen die religiösen und sozialen Aufgaben der Gegenwart viel Not bereiten, möchten die Unterzeichneten sich hier zum Worte melden. Wir wissen, daß viele Einzelne heute erfüllt sind vom gleichen Suchen und Sehnen, vom gleichen Glauben und Hoffen wie wir, und daß diese Einzelnen darauf warten, gerufen zu werden. Der Ruf kann und wird nur von Gott kommen. Aber es ist unsere Pflicht, einander zu finden, zu stärken und vorzubereiten, gemeinsam auch Dinge in Angriff zu nehmen, die

heute schon getan werden können, damit wir an dem Tag, auf den wir warten, nicht vereinzelt und ungerüstet sind.

Der beste Weg, uns zu finden, scheint uns der einer Konferenz zu sein. Wir wollen nun am 6. und 7. Oktober in Winterthur zusammenkommen. Alle, deren Ziel freier Sozialismus und deren treibende Kraft Glaube an den schaffenden Gott ist, Laien und Theologen, Deutsch-, Welsch-Schweizer und Ausländer seien hiemit zu dieser Konferenz eingeladen. Wir beabsichtigen, in Winterthur Fragen zu besprechen, die vielen von uns die brennenden Fragen zu sein scheinen, Fragen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Zur Einleitung der jeweiligen Besprechung wird einer unserer Freunde ein Referat bringen, das Stoff und Wegleitung geben kann. Die soziale, wirtschaftliche Not, die auf unserem Volke lastet, und unsere Stellung zur Gewalt scheinen uns die Fragen zu sein, die am meisten brennen.

Zur ersten Frage wird Pfarrer K. Straub (Arbon) sprechen, zur einen Seite der zweiten Frage: Bürgerkrieg, Dr. Gerwig (Basel), zur andern Seite: Krieg und Landesverteidigung, Redaktor Humbert-Droz (La Chaux-de-Fonds) und U. W. Züricher (Ringoldswil). An Anregung und Gelegenheit zu offener Aussprache wird es also nicht fehlen. Durch einen Volksabend am Sonntag möchten wir auch größere Kreise für unsere Gedanken interessieren. Frau Cl. Ragaz (Zürich), Pfarrer Reichen (Winterthur) und Pfarrer Gerber (Feldis) werden da unsere Sprecher sein.

Wir sind uns wohl bewußt, daß Referate und Diskussionen, auch Volksversammlungen keine Lösungen bringen können, aber sie bringen uns, was wir brauchen: Klärung und Stärkung. Wir bitten nun unsere Freunde, ihre Bekannten auf unsere Zusammenkunft aufmerksam zu machen. Das Kirchgemeindehaus in Winterthur wird unser Versammlungsort sein. Besuchern der Konferenz, die Privatquartiere wünschen, wird Herr Pfarrer Stückelberger auf rechtzeitige Anmeldung hin womöglich solche verschaffen. Derselbe ist während der beiden Konferenztage im Kirchgemeindehaus zu treffen und wird daselbst gern jede gewünschte Auskunft erteilen.

Zürich und Arbon, Anfang September 1918.

H. Kober. D. Staudinger. K. Straub.

In Sachen Deserteure und Refraktäre ging auch der appenzellischen Synode von einigen Synodalen ein Antrag ein. Der Erfolg war aber ein anderer als z. B. in der bündnerischen und der schaffhauserischen Synode. Mit 34 gegen 6 Stimmen wurde die Motion abgelehnt. Dies Ergebnis war für die Motionäre nicht im geringsten überraschend. Es war ihnen keinen Augenblick zweifelhaft, daß Advokaten der bundesrätlichen Verordnung das erste und gewichtigste Wort sprechen werden. Aber abschrecken ließen sich die Motionäre dadurch dennoch nicht. Unerwartet und im höchsten Grad bedauerlich war ein Wort, das vom Präsidententisch erging: Die Zurückweisung der Deserteure und Refraktäre sei eine Angelegenheit, die die kirch-

lichen Instanzen rein nichts angehe! Das ist doch zum Staunen, wenn man sich das Staunen gegenüber kirchlichen Instanzen nicht längst abgewöhnt hat, daß sogar von solchen Leuten genau dasselbe wie von irgend Hinterwäldlerbauern gehört werden muß: die Pfarrer und kirchlichen Organe haben ihre Funktionen zu verrichten, irgendwie das Evangelium zu verkünden. Um alles Uebrige aber, es mag dem Evangelium direkt ins Angesicht schlagen, haben sie sich nichts zu bekümmern. Das geht sie rein nichts an. Ihr einfältigen Pfarrer versteht auch von den Dingen allen rein nichts, die im Bundeshaus behandelt werden. Laßt darum eure Hände davon. Drei Redner haben sich dagegen energisch gewehrt und an das Wort vom Salz der Erde erinnert. Aber 34 Synodalen haben doch ihre Zustimmung zu dem gegeben, was vom Präsidententisch kam. In Bern aber konnte man seither doch einlenken. Was die appenzellische Synode nicht wollte, wollten dafür Andere.

Ein böser Zufall wollte es, daß unmittelbar auf dieses Traktandum ein Antrag erhoben wurde, die Gemeinden zu stupfen, ihren Pfarrern Teuerungszulagen zu geben. Wie wäre es gewesen, wenn sich dabei eine Stimme hätte hören lassen, die Synodalen, zumal die Pfarrer, sollen davon die Hände lassen. Die Gemeinden, welche Teuerungszulagen geben können und wollen, finden den Weg schon. Können sie nicht oder wollen sie nicht, so ist es nicht geraten, dazu zu drängen und den Schein zu erwecken, als läge den frommen Synodalen die eigne Not mehr als die Not der armen Mitmenschen am Herzen, die die Verzweiflung zur Selbsthilfe auf abenteuerliche und lebensgefährliche Wege treibt. Wäre doch dieser Antrag auch mit 34 Stimmen abgelehnt worden! Aber er wurde mit 34 Stimmen oder noch etwas dazu, angenommen. „Und er zog seine Straße fröhlich" war der Text der Synodalpredigt. Es war kein Grund für die appenzellischen Synodalen, ihre Straße fröhlich zu ziehen.

V. G.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben, unter Zurückstellung wertvoller Beiträge für das nächste Heft diesem ein größtenteils einheitliches Gepräge zu verleihen versucht. Der Leser wird den Zusammenhang zwischen der Predigt und der Verhandlung über die Besiegung des Militarismus von selber bemerken. Die persönliche und sachliche Einseitigkeit der Nummer wird sich von selbst wieder ausgleichen.

Wir geben im übrigen aus technischen Gründen diesem Heft einen größeren Umfang, werden uns aber erlauben, dafür an den nächsten abzuziehen

---

Druckfehler. Seite 331, Heft 7, ist Zeile 9 von unten zu lesen: „Idole" statt „Ideale".

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



„Meine Worte werden nicht vergehen.“ [1]

In dieser Woche ist nun wirklich geschehen, was am Anfang des Krieges bei uns nur ganz wenig Menschen für möglich gehalten hätten: das vierte Kriegsjahr ist zu Ende gegangen, ohne eine sichere Hoffnung auf Frieden zu hinterlassen. Wir meinen, es sei dies in jeder Hinsicht ein sehr ernster Gedenktag. Es ist ja gewiß verständlich, wenn nun Rückblicke gehalten werden, die mit einer gewissen Befriedigung feststellen, was im letzten Jahre „erreicht“ worden ist. Aber wir alle spüren doch, daß diese Hinweise ihrer tiefsten Berechtigung entbehren, solange sie den Krieg mehr oder weniger nur als technisches Problem ansehen. Wir spüren, daß man sich über Kriegserrungenschaften doch immer nur insoweit freuen kann, als sie zum Frieden führen. Wir empfinden, daß auch die glänzendsten Kriegsleistungen doch noch auf Zerstörung von Leben und Vernichtung von Gütern beruhen. Jedenfalls wollen wir an dieser Stelle heute unsern Blick nicht nach außen, sondern auf den innern Zustand der Menschen lenken. Ueber diesen innern Zustand aber kann nichts so sehr ein grelles Licht verbreiten als das Christuswort: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Wir wollen es gleich vorweg nehmen: dieses Wort spricht eine Ueberzeugung aus, zu der heute nur ganz wenig Menschen mit voller Klarheit stehen. Es ist dem 24. Kapitel des Matthäus-Evangeliums entnommen. Dort wird von gewaltigen Umwälzungen geredet, die der letzten großen Offenbarung Gottes vorausgehen sollen: Krieg und Kriegsgeschrei werden kommen; ein Volk wird wider das andere aufstehen; alle Liebe wird auf Erden erkalten; auch vor stillenden Müttern wird eine große Verwilderung nicht Halt machen; wer Haus und Hof hat, wird daraus vertrieben werden; eine große Trübsal wird eintreten, wie sie seit Erschaffung der Welt noch nicht gewesen ist; die

[1]) Diese Predigt eines unserer deutschen Freunde bringen wir mit Freuden gerade als Zeugnis edelsten deutschen Geistes. Wir haben von dem gleichen Prediger früher eine über das Wort: „Du sollst nicht töten“ veröffentlichen dürfen. Die Red.

Sonne wird sich verdunkeln, der Mond wird seinen Glanz verlieren, die Sterne werden ihren Platz verlassen und die Reiche des Welt- und Himmelsraumes werden erschüttert werden. Es sind das Schilderungen, die gewiß niemand lesen kann, ohne dadurch entfernt an unsere Zeit erinnert zu werden. Und sie werden ja auch oft genug auf unsere Zeit angewendet. So sehr nun aber auch die äußeren Ereignisse mit denen unserer Zeit zusammenzustimmen scheinen, so grundverschieden ist der innere Gehalt, die Seelenstimmung dieses Kapitels dem innern Zustand unserer Zeit gegenüber. Denn den Grundton jener Christusrede bilden eben die Worte: Himmel und Erde werden vergehen, mein Wort aber wird nicht vergehen. Mag der äußere Zusammenbruch auch die Grundbestandteile der sichtbaren Welt, Himmel und Erde, mit umfassen, mag eine allgemeine Unsicherheit und Vergänglichkeit alles Sichtbare in ihren Strudel ziehen, Eins wird bleiben: Christi Wort, das heißt, die Gesetze des inneren Lebens, die er offenbart hat. Die äußere Welt mag zusammenbrechen, die innere Welt aber wird ewig auf den Lebensgesetzen beruhen, die das Evangelium enthält. Ewig wird währen Glaube, Liebe, Hoffnung; ewig und unerschütterlich gelten die Berufung der Menschen zur Vollkommenheit; unzerstörbar wird aufleuchten aus der Vernichtung alles sichtbaren Lebens das Ziel, das ausgesprochen ist in den Worten: „Dein Reich komme.“ In dem Worte: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen“, bringt Christus der Menschheit mitten in aller Unsicherheit des äußeren Lebens ihre unentreißbare innere Lebensgarantie zum Bewußtsein. Das aber ist die einzige Rettung, die es äußerer Bedrängnis und äußerer Not gegenüber gibt. Wo das Leben in seinem äußeren Bestand bedroht ist, muß es sich mächtig konzentrieren und auf die innerlichsten Grundlagen seiner Existenz besinnen. Dieser Stellung zum Leben ist der Geist unserer Zeit aber gerade entgegengesetzt. Es ist, als werde die Menschheit unter den äußeren Ereignissen dieses Weltkrieges nur immer äußerlicher, obwohl man meinen sollte, daß sie deutlich genug zur innerer Einkehr aufrufen. Und statt nach den innersten und tiefsten Wegen zum Frieden zu suchen, ist man noch immer in einer Anbetung der äußerlichsten Mittel und Methoden befangen, ja, scheint in den Götzendienst der Gewalt nur immer tiefer hineinzukommen. Denn die Meinung jener Christusworte ist doch vor allem auch die, daß jenem äußeren Chaos, jener durchgreifenden Verwilderung des ganzen sichtbaren Lebens wie ein ragender Fels die allem Wechsel überlegenen ewigen Wahrheiten des inneren Lebens aktiv, tätig entgegengesetzt werden sollen, doch natürlich nicht um die Verwirrung zu steigern, sondern um sie zu lösen; denn am Ende jener Schilderung im Matthäus-Evangelium steht nicht ein allgemeiner Weltuntergang, eine Götzendämmerung, ein Nichts, sondern die Erscheinung des Menschensohnes in Glanz und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels, das heißt aber doch: der Anbruch schöpferischsten Lebens, Neuschöpfung der

altgewordnen Welt, die große Stunde der Menschheit bricht an. Die Menschheit hört auf, im Erdenstaube nach Gold zu wühlen, sie hört auf zu rufen: „Kreuzige, kreuzige“, wenn sie an ihre ewige Bestimmung gemahnt wird, sie schlägt Christus nicht ans Kreuz, des Menschen Sohn kommt auf den Wolken des Himmels. Das bedeuten die Worte: „Erde und Himmel werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Sie enthalten eine große Hoffnung. Sie weisen energisch in die Zukunft, die herrlicher als alles, was ist, aus der Seele der Menschen emporsteigen wird; sie befreien den Menschen endgültig von aller Anbetung des Aeußeren und Greifbaren; sie weisen seinen Tatendrang aus der Welt titanenhafter äußerer Erfolge und Erschütterungen auf die unendliche Bahn inneren Aufstieges, geistigen Heldentums, und sie bieten all der Not, die aus dem prometheischen Uebermut der Menschheit, ihrer Berauschung an eigenen Großtaten, ihrer götzendienerischen Eigenmächtigkeit letzten Endes immer hervorgeht, die Hilfe: Gottes Kraft, ewiges Leben, Anschluß an die Hauptschlagader des Weltlebens.

Es ist nun für den, der dies alles deutlich empfindet, ein großer Schmerz, daß unsere Mitwelt, daß die Menschheit, die unter dem Weltkrieg leidet, den sie selbst entfesselt hat, diese Hilfe nicht erkennt und nicht ergreift. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß es keine andere gibt. Der Weg zum Frieden heißt Christus. Gewiß kann der Menschheit kein größerer Dienst getan werden, als daß ihr die Steine aus dem Weg geräumt werden, die ihr den Zugang zu Christus unmöglich machen. Eines der größten Hindernisse ist diese ausschließliche Hinwendung aufs Aeußere. Aus ihr geht im besonderen die Ueberzeugung hervor, daß das Christentum, die gewaltigste Schöpfung der nach innen gerichteten Energie eine Erscheinung der Vergangenheit sei. Es hängt das mit dem vorhin Berührten eng zusammen und hat darin seinen Grund. Vielen hat sich gerade unter dem Eindruck der Kriegsereignisse die Meinung befestigt, daß das Christentum zusammengebrochen sei und daß die Worte Christi nicht über den allgemeinen Zusammenbruch triumphierten, sondern daß umgekehrt der allgemeine Wahnsinn auch die Worte Christi mit verschlungen habe. Es ist darum gewiß ein Dienst, den wir dem Großen und Ganzen der Menschheit leisten, wenn wir, sei es auch nur im kleinsten Kreise, die Frage beantworten: „Worauf gründet sich der ungeheuere Anspruch, der in dem Wort enthalten ist: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“? Ist er bloßer Ueberschwang? Oder etwa gar fromme Ueberhebung, der es auf ein allzu starkes Wort nicht ankommt? Wir glauben, daß es nichts von all dem ist, sondern einfache, schlichte Tatsächlichkeit. Wir glauben, daß die Worte Jesu wirkliche, tiefste Lebensgesetze enthüllen, endgültige Lebensweisheit und umfassendste Lebenserfahrung enthalten. Darauf beruht ihre ewige Geltung. Die Weltnot entspringt aus der Blindheit gegen diese Tatsachen.

Woher kommt nun diese Blindheit? Sie kommt daher, daß die Menschheit noch viel zu sehr im Rausch äußerer Taten und bloßen sichtbaren Vollbringens steht. Man mißt den bloß greifbaren Veränderungen der äußeren Welt eine viel zu große Bedeutung bei. Es wirkt das schrankenlose Selbstbewußtsein noch zu stark, das die modernen Erfindungen und die durch sie hervorgerufene Weltbeherrschung über die moderne Welt gebracht haben. Man schwelgt noch viel zu sehr im eigenen Kraftgefühl, ohne doch seine tiefsten Quellen zu kennen. Man ist zu stolz, wenn man ein neues Riesengeschütz erfunden oder eine neue Angriffsmaschine entdeckt hat, macht sich aber nicht genug klar, daß die ganz großen Konflikte der Weltgeschichte doch unmöglich mit Panzertanks und Riesenkanonen gelöst werden können, sondern nur mit ganz großen Kräften der Seele. In den Büros unserer größten Firmen sitzen die Ingenieure und wenden all ihre Kraft auf die Erfindung noch weiter schießender Riesengeschütze, es fehlt aber an einer entsprechend gut organisierten und gleich intensiven Produktion wahrhaft heilender und Wunden nicht bloß äußerlich behandelnder Gedanken. Man überschätzt mit einem Wort die äußere Kraftentfaltung und unterschätzt die Bedeutung innerer Werte. Das ist die Weltenursache, aus der der Krieg hervorging, aus der er immer neues Leben zieht. Die großen Erfindungen und Entdeckungen, die Elektrizität, die Dampfmaschine, das Luftschiff, überhaupt die ganze ungeheure Arbeitsleistung der modernen Menschheit mit ihrer gewaltigen weltumspannenden Weltveränderung sind gewiß etwas Großes — aber nur im Bunde mit Christus. Ohne ihn ist sie ein Fluch. Ohne einen gewaltigen Unterbau der Liebe und Gerechtigkeit gilt für die moderne Menschheitskultur das, was in der Prometheussage in so ergreifender Weise geschildert wird: der, der der Menschheit das Feuer brachte, der das möglich machte, was wir Zivilisation nennen, wird vom Geier seiner eigenen grenzenlosen Begierden zerfleischt. Nicht weil die Zivilisation an und für sich etwas Schlechtes wäre, sondern weil sie es ohne Gott ist. Diesen Fluch einer bloßen äußeren Lebensbereicherung ohne innere Veredlung erfahren wir jetzt. Sie steigert nur die Begehrlichkeit des Menschen ins Grenzenlose; immer neue Begierden steigen in seiner Seele auf, immer neue Lebenserleichterungen werden möglich. Aber was nützt es, daß ich mit dem Telephon in alle Weltgegenden sprechen kann, wenn durch diese neue Verbindung der Menschheit nur die Worte des Hasses rascher weiter getragen werden als früher? Muß dadurch die Summe des Hasses in der Welt nicht ungeheuer vermehrt werden? Und was nützt alle körperliche Kultur, was nützen alle schönen Kleider und alles gute Essen, wenn nicht eine Kultur der Seele, eine Veredelung des inneren Menschen damit Hand in Hand geht? Muß dadurch nicht nur die freche Selbstsicherheit und die aufdringliche Betonung der eigenen Person gesteigert werden, die vor der Verletzung fremder Rechte und vor der Verhöhnung fremder Wünsche nicht mehr zurückschreckt? Begehrlichkeit ohne Liebe führt zum Krieg.

Solche Erfahrungen haben doch viele Landbewohner mit Städtern gemacht, daß einfache, natürliche Nahrungsmittel gar nicht mehr gekauft wurden und nichts gut genug war. Es ist nur völlig verkehrt, wenn das dem einzelnen Menschen zum Vorwurf gemacht wurde, das war der Geist der gesamten Menschheit. Sie war ganz versunken in eine Verherrlichung äußerer Bedürfnisse; sie war von einem großen Kraftgefühl erfüllt, aber es war ganz nach außen gerichtet und führte deshalb zu einer Vernachlässigung des inneren Menschen. Der Mensch kannte eigentlich nichts mehr außer Essen und Trinken. Aus dieser Verlorenheit in das bloß Sichtbare und Greifbare ging der Krieg hervor.

Dem gegenüber aber gilt es nun, sich zu besinnen auf die Wahrheit Jesu Christi. Der moderne Mensch vernachlässigt gerade die tiefsten Lebensgesetze und Lebenswirklichkeiten. Komitees zum Durchhalten, zur Lösung der wirtschaftlichen Fragen haben sich viele gebildet. Man ist unablässig bestrebt, ihre Organisation zu vervollkommnen. Wo sind die entsprechenden Organisationen zur zielbewußten Verwertung christlicher Gedanken im Völkerleben? Ist es nicht eine unseren inneren Zustand grell beleuchtende Tatsache, daß so viele Pfarrer nichts Besseres zu tun wissen als in ganz weltlichem Sinn in irgend einer wirtschaftlichen Organisation mitzuarbeiten, statt sich vor allem auf die Arbeit zu konzentrieren, die niemand besser sollte leisten können als sie? Christus ist nicht etwa eine Lehre, die für moderne Menschen unbrauchbar geworden ist, weil sie schon 2000 Jahre alt ist und nichts von Elektrizität und 120-Kilometer-Kanonen darin enthalten ist. Sie bringt uns die ewige Wahrheit zum Bewußtsein, daß die Dinge der Außenwelt nicht so wichtig sind wie das Leben der Seele, daß es ein schwerer Irrtum ist, nur an äußere Vorteile, Veränderungen in der äußeren Welt und Arbeit für die äußere Lebensverbesserung zu denken. Die wahre Grundlage des Lebens ist die Seele Denn in ihr gewinnen wir den Zugang zu der tiefsten Quelle aller Kräfte und alles Lebens, zu Gott, das Leben ohne Gott aber ist ein Irrtum, es ist unmöglich. Es führt zur Auflösung, es führt zum Krieg, es führt zu allgemeiner Verwilderung und läßt alle die Bilder der Selbstzerstörung wirklich werden, von denen das 24. Kap. des Matthäus-Evangeliums redet und deren grauenerregende Anfänge in diesem Kriege die Menschheit zur Einkehr, zur Besinnung auf die Grundsätze des inneren Lebens rufen wollen. Gott erwartet einen großen Aufschwung des Lebens von uns; er will die Menschheit auf die unendliche Bahn innerer Vervollkommnung rufen und ihr die wahren Ziele ihres Strebens vorhalten, indem er die falschen in Abgrund und Verderben hineinführen läßt; er will der Menschheit ihre gräßliche Veräußerlichung zum Bewußtsein bringen und ihr erst zeigen, was wirkliches Leben heißt. Laßt auch uns im engsten Kreise den Irrtum ablegen, daß die sichtbaren Dinge die wichtigsten seien. Dieser Irrtum ist auch tief in das Arbeitsleben eingedrungen. Laßt gerade

in diesen arbeitsreichen Wochen uns immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß der Mensch seiner inneren Vollkommenheit wegen lebt und daß auch die Arbeit dieser Vollendung des Charakters und der Seele zu dienen hat. Bete und arbeite! Das heißt: beziehe die Arbeit ununterbrochen auf das Heil deiner Seele. Das ist das Eine was not ist. Ohne dieses Eine wird auch der Frieden nicht kommen, weder dieser noch der dauernde, der die Menschheit freimacht von dem wahnsinnigen Kräfteverbrauch in dem Bereiche des niederen Lebenskampfes und ihre Kräfte erst wahrhaft freimacht zu menschenwürdiger Weltarbeit. Christus ist das Grundgesetz der Welt. Die Welt braucht viel Liebe, die Gerechtigkeit muß das Fundament ihrer Ordnungen sein; dann mögen „Himmel und Erde vergehen", sie wird teilnehmen an jener wunderbaren Objektivität und Unerschütterlichkeit des Lebens, von dem die Worte zeugen, „aber meine Worte werden nicht vergehen."

Alfred D. Müller.

Vom Sinne der Arbeit.

Liebe Sempacherinnen![1])

Wir haben uns in diesen Tagen des Zusammenseins mit allerhand Fragen und Aufgaben aus dem Bereich des Frauenlebens beschäftigt, und nun haben Sie den Wunsch, sich nach alledem, das ja durch eine gewisse Buntheit und Mannigfaltigkeit gekennzeichnet war, noch einmal zu sammeln, damit wir miteinander klar zu werden versuchen, was wohl der Sinn, nicht nur dieser Zusammenkünfte, sondern der Arbeit sei, in die wir alle wieder hineinwollen, und für die wir von hier aus neue Kräfte und Anregungen mitnehmen möchten. Dafür ist dann freilich ein solches Besinnen nötig. Jedem arbeitenden Menschen ist es eine Lebensnotwendigkeit, „daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand". Auch der Mann kann sich vor philisterhafter Verödung und fachlicher Verengung nur durch ein stetes großzügiges Konzentrieren auf einen Sinn der Arbeit retten — aber uns Frauen ist es noch viel notwendiger. Denn

---

[1]) Sempach ist nun auch „Konferenz-Ort" geworden, wie Aarau, St. Croix, Montricher, Bachtalen u. a. Zum zweiten Mal versammelte sich dort — nachdem die erste Zusammenkunft 1916 in Rüschlikon den Wunsch dazu angeregt hatte — eine größere Anzahl junger Mädchen — zumeist nicht studierende — um sich über ihre Arbeit mit einander zu besprechen, Fragen und Probleme zu erörtern, die sich dahinter auftun. „Dem Sinn der Arbeit und des Lebens näher zu kommen", ist das Ziel der Sempacher Zusammenkünfte, hinter denen keine geschlossene Vereinigung steht, sondern die ihre Tore allen Gleichstrebenden offen halten. Die obenstehende Ansprache wurde — allerdings nicht wörtlich — an der diesjährigen Tagung, im April 1918, gehalten.

unser Leben hat seine ganz besonderen Aufgaben und damit seine eigenen Schwierigkeiten und Gefahren, die es von dem des Mannes tief unterscheiden. Es hat sein „Doppelgesicht", seine zwei Pflichtenkreise, die Pflicht gegen die Gattung, und die Pflicht, die uns aus unserer Begabung und unserem persönlichen Verlangen nach Betätigung und eigenem Schaffen entspringt. Daß sich diese beiden Pflichtenkreise so oft nicht wirklich decken, ist die Ursache einer Fülle von verschiedenartigen Konflikten, Leiden und Gefahren des Frauenlebens. Was will schon allein das sagen, daß die Pflichten der Gattin und Mutter, die ja gewiß manches Leben ausfüllen können, eben nicht kommen, wann man sie braucht, sich nicht wie ein Beruf wählen lassen!

Die Notwendigkeit und die mannigfachen Versuche einer Vereinigung beider Pflichten charakterisieren die Besonderheit des Frauenlebens. Sie verleihen ihm — soweit es sich mehr um ein freies Gegengewicht gegen einseitige Berufsarbeit durch allerlei andere Arbeiten handelt — die Buntheit und Mannigfaltigkeit, die sein Reichtum, aber auch seine große Gefahr ist, sie gestalten es aber auch nur zu oft zu einer ungeheuer schweren Last, wenn Mutterpflichten, Hausfrauenarbeit und Erwerbsarbeit unter dem Zwange der Not vereinigt werden müssen. Hier tauchen Fragen vor uns auf, hier enthüllen sich uns Bilder aus dem Frauenleben, so düster und trostlos, daß sie zu den härtesten Anklagen gegen unsere heutige Kultur werden. Diese Seite der Frage der Frauenarbeit kann heute Abend nicht unser Thema sein, aber gestreift mußte sie werden, weil eben doch gerade sie der dunkle Hintergrund ist, aus dem alle die anderen Fragen für uns aufsteigen, auf dem sich auch unser eigenes Leben mit seinen sonnigen und seinen schattigeren Seiten abhebt.

Zu diesem eignen Leben, d. h. zu den Fragen, die ganz besonders Sie bewegen, müssen wir nun übergehen und werden da auf eine besondere Schwierigkeit geführt, auf eine Eigenart des weiblichen Lebens, die sich vor allem in Ihren Jahren und bei Ihrer Arbeit fühlbar macht: das ist die über Ihnen allen stehende Ungewißheit, welcher der beiden Pflichtenkreise für Sie noch einmal ausschlaggebend, lebensbestimmend werden möge. Hat das Leben Sie zur Mutter bestimmt, oder werden Sie die Arbeit, die Sie sich wählen wollen, als Lebensberuf wählen können? Diese Frage steht natürlich über der studierenden Frau wie über der unstudierten, über der, die erwerbstätig ist, wie über der anderen, die einen freien Beruf ergriff. Sie gibt der Frauenarbeit aller Art, besonders der jugendlichen, nur zu leicht etwas Unstetes, Interimistisches, Halbes. Sie steht wohl mehr oder weniger deutlich hinter jedem Mädchenleben und will verarbeitet und überwunden werden.

Darum können diese Dinge aber auch nicht in einem Vortrag behandelt werden; denn wie könnte man sprechen über all das echte und tiefe Verlangen nach der natürlichen und herrlichen Pflichten-

erfüllung, oder wie dürften wir jene ganz schweren Konflikte berühren, die sich da auftun, wo eine geliebte Arbeit, die vielleicht eng mit der Persönlichkeit verwachsen ist, nun aufgegeben werden muß, der Mutterpflichten wegen, wo bitter gerungen wird um die Vereinigung beider Arbeitskreise. Hier haben alle allgemeinen Lösungsversuche zu schweigen. Diese Lösungen können nur immer wieder von den Einzelnen gefunden werden, ja sie müssen erkämpft werden mit Schmerz und Herzblut. Aber helfen können und müssen wir alle einander, und wir können es wohl am besten, indem wir immer wieder dem Sinn all unserer Arbeit nachfragen, indem wir recht große und weite Gesichtspunkte suchen, in deren Lichte dann die einzelnen Lebensprobleme gelöst werden können, in deren Licht sich das Aufgeben einer Arbeit gegen eine andere ohne Bruch vollziehen kann, und das Ergreifen eines Berufes nicht eine Flucht sein muß vor der Leere, die nicht erfüllte Träume aufreißen wollen.

Eine solche Vorarbeit und Hilfe, ein solches Besinnen auf den Sinn von Leben und Arbeit, ist ja wohl eigentlich auch die Absicht Ihrer Sempacher Tagungen, und in unseren Verhandlungen ist auch immer wieder der Grundton durchgeklungen, ohne den wir dem Sinne der Arbeit nie näher kämen: die soziale Orientierung. Nun liegt das „Soziale" ja jetzt gewissermaßen in der Luft, man wird davon berührt, mag man es suchen oder nicht. Die Grundlage von Not und Elend und Unfreiheit, auf der unsere heutige Kultur beruht, ist nun nicht mehr in Dunkel gehüllt, sie drängt selbst ans Licht und wurde von all denen ans Licht gezogen, deren Gewissen diese Zustände nicht mehr ertragen konnte und die sich nun einfügten in die Arbeit, um auf irgend eine Weise an der Beseitigung des Unrechtes mitzuhelfen. Diese soziale Orientierung wurde für diejenigen, welche eine feste Arbeit als Grundlage hatten, zur Quelle des Segens und zur Bereicherung ihrer Arbeit; — für die Frauen und Mädchen aber, die das nicht haben, war und ist sie eine große Gefahr. Denn sie griffen und greifen danach aus der Leere und Unbefriedigtheit ihres persönlichen Lebens und wollen darin auf leichte und unverbindliche Art und Weise eine Befriedigung finden. Bei gar vielen von ihnen trat freilich dann ein Wandel ein, die Arbeit trug und veredelte sie; aber wir kennen auch heute noch — obwohl die schlimmsten Zeiten in dieser Beziehung wohl überwunden sind — eine Art sportsmäßiger sozialer Betätigung, bei der man mit einem gewissen Grauen an die Wahrheit des Nietzschewortes denken mußt: „Ihr flüchtet zum Nächsten vor euch selber und möchtet euch daraus eine Tugend machen, aber ich durchschaue euer Selbstloses. — Der Eine geht zum Nächsten, weil er sich sucht, und der Andere, weil er sich verlieren möchte." Was diese soziale Arbeit auch da charakterisierte, wo sie nicht als Sport und aus Selbstbefriedigung betrieben wurde, war eine Unkenntnis der sozialen Verhältnisse, der wirtschaftlichen Zusammenhänge, und auch eine große Fremdheit gegenüber den Men=

schen, denen man helfen wollte, die man einmal idealisierte, ein ander Mal zu gering wertete. Solche Unkenntnis, verbunden mit gewissen Vorurteilen, aus der Umgebung, der Presse und der eigenen Gesellschaftsschicht bezogen, tritt uns auch heute noch oft in den Kreisen der jungen Mädchen und Frauen entgegen und bringt nur gar zu oft ehrliches und liebevolles Wollen zur Arbeit in die Gefahr, Mißerfolge und Schlimmeres zu erleben. Man erwartet Dankbarkeit, und erntet Bitterkeit, man will wohltun und tut weh, man will Brücken bauen und reißt Abgründe auf, man hofft auf Vertrauen und mehrt doch das Mißtrauen.

Wie können wir uns daraus helfen? Wohl nur durch dies Eine: Wir müssen die soziale Hilfe ansehen und betreiben als eine Arbeit, ja als die allerernsteste, und müssen dann, wenn wir sie so in das ganze Gefüge der Arbeit eingereiht haben, erkennen lernen, wie alle Arbeit sozial ist und sein muß, und wie alle Arbeit, besonders die soziale, heute unter einem Schicksal steht, von einem Leiden befreit werden muß.

Alle Arbeit sozial: jede Arbeit bedarf der Gemeinschaft, sowohl als Nährboden, als auch als Feld zum Auswirken. Diese einfache Wahrheit drängt sich wohl einem Jeden auf. Ja, jeder denkende, lebendige Mensch erlebt wohl einmal eine Stunde, in der es ihm ganz besonders erschütternd klar wird, wie sein ganzes Sein und Leben, sein Wirken und Genießen auf dieser Arbeitssolidarität der Menschheit beruht. Kein Atemzug, kein Schaffen, kein Freuen möglich, ohne daß unzählige Gegenwärtige und Vergangene in der Ferne und in der Nähe, in Schweiß und Mühe, in Not oder Schaffensfreude sich für Dich regten und rührten! Alles was Du bist, alles was Du tust, blüht empor aus dieser Gemeinschaftsleistung der Menschen! Ist das nicht etwas Erhabenes und Wundervolles? Dünkt uns dies nicht wie eine ungeheure Symphonie eines durch Welten und durch Jahrhunderte wirkenden gewaltigen Orchesters? Woran liegt es wohl, daß gerade edle, feinempfindende Seelen dies Zusammenwirken als Vorwurf, ja bisweilen als fast unerträgliche Qual empfinden? Warum möchten sie, statt sich in aller Bescheidenheit und Demut einzuordnen und in dieser Symphonie ihre eigene Melodie zu spielen, lieber dem allen entfliehen, fort aus diesem gegenseitigen Gebundensein. Warum will sie uns fast zerbrechen, diese Erkenntnis, daß unser Glück und Leben auf dem sichtbaren und unsichtbaren Opfer Anderer beruht? Ist uns das Opfer an sich etwas so Schlimmes? Doch wohl nicht. Im Gegenteil, unser Leben käme uns wohl unsäglich schal und unwert vor, wenn wir nicht auch fürs eigne Leben die Krone des Opferns zu erwerben hoffen dürften. Was uns aber da vor Augen schwebt, ist ein freies, selbstgewähltes Opfer, eine Arbeit, die Menschendienst im eigentlichen Sinne wäre. Daß aber dies heute noch längst nicht alle Arbeit ist, daß die Arbeit der Anderen, der wir zum größten Teil unsere

eigenen Lebensmöglichkeiten verdanken, nicht ein solches freies Dienen und Opfern, sondern Zwang und unfreies Fronen ist, das macht uns dies Verbundensein der Menschen zur Qual und zum Vorwurf. Nicht daß andere Menschen Dinge für uns verrichten, die wir aus irgend einem Grunde nicht selbst tun, nicht daß die Arbeit verschiedenartig ist, nicht diese Ungleichheit plagt uns. Wir würden gern die Dienste der anderen entgegennehmen, wenn sie freigewählt, ohne materiellen, unerbittlichen Zwang geleistet würden, und wenn wir zu Gegenleistungen — nicht gnädig geneigt, sondern ebenso solidarisch verpflichtet wären. Heute aber ist auf unserer Seite in der Regel Freiheit, auf der anderen Seite Zwang — es herrscht in der Welt der Arbeit nicht Gemeinschaft, nicht Solidarität, sondern Ungerechtigkeit, Sklaverei.

Wir werden im Weiteren sehen, wie diese Tatsache auf alle unsere Arbeit wirkt. Zunächst aber müssen wir nach der Ursache dieser Ungleichheit forschen, und stoßen da auf eine Tatsache, die uns so selbstverständlich und geläufig ist, daß Viele von uns sie nicht nur als feststehend, sondern auch als recht und gut ansehen. Die ganze Welt der Arbeit, in die wir alle hineinverflochten sind, beruht auf der Tatsache, daß die Dinge, die zur Arbeit nötig sind, nämlich die Erde selbst und ihre Schätze an Nahrung und Rohstoffen aller Art, daß all dies Besitztum eines Teiles der Menschheit ist. Der andere Teil der Menschen hat zunächst nichts anderes, als seiner Hände oder seines Geistes Arbeitskraft. Und weil er die Dinge, an denen sich diese Kraft auswirken könnte, nicht selbst besitzt, muß er zu denen gehen, welche sie besitzen, und muß ihnen seine Arbeitskraft zur Verfügung stellen, wofür er seinen Lohn erhält. So steht vor aller Arbeit und über aller Arbeit die Trennung in Besitz und Nichtbesitz, die Scheidung in die Herrschenden und die Dienenden. So darf nun der Eine seine Arbeit frei wählen, darf auch wählen, ob er überhaupt arbeiten will oder nicht, während der Andere arbeiten muß, und meist ohne Wahl, getrieben von den Umständen, den Zufällen, der Not, dem Hunger. So ist neben jener Ungleichheit und Versklavung aber auch Kampf und Krieg in die Arbeit gezogen, und so ist gerade die Arbeit, die eigentlich festestes und schönstes Bindeglied der Menschen sein sollte, das Element geworden, welches sie immer wieder gegeneinander aufbringt und aufhetzt. So ist aber auch die Welt der Arbeit der Herrschaft des Menschen entglitten. Denn der Mensch, sein Bedürfen und Wünschen treibt das ganze Getriebe im Grunde genommen gar nicht mehr an, sondern eine andere Macht hat sich an seine Stelle gedrängt: eben der Besitz selbst, der Mammon, das Kapital. Das regiert heute die Arbeit, das fragt nicht mehr, was die Menschheit braucht, um zu leben und aufwärts zu kommen, sondern fragt, wo und wie am besten verdient wird. Und weil die Erde und alle ihre Möglichkeiten, weil das Erzeugen der Nahrungsmittel wie das Bauen von Wohnungen, weil die Arbeit Anderer für uns nun Mittel ge-

worden sind, um daran zu verdienen, wird die gegenseitige Versklavung und Unterdrückung der Menschen immer schwerer und härter. Und das für beide Teile, denn darunter leiden ja nicht nur die Besitzlosen, sondern alle die unter den Begünstigteren, deren Seele noch nicht durch die Gewohnheit dieser fürchterlichen Welt abgestumpft ist. Und wir mögen es nun wissen oder nicht, wir mögen es zugeben oder nicht, auch wir leiden schwer darunter — auch auf unsere Arbeit fällt ein tiefer Schatten.

Denn wir können uns von alle dem nicht isolieren, wir werden hineingezogen, angeweht von dem Geist, der in einem solchen System allein gedeihen kann: dem Egoismus, der nur nach dem Seinen schaut, darauf bedacht, ein Teilchen, und wäre es auch noch so klein, von jenem Besitz zu erhalten; der schon lange verlernt hat, daß niemals der eine Mensch den anderen nur als Mittel ansehen darf, sondern immer zugleich auch als Zweck. Wir stehen mitten drinnen in einer Welt, in welcher die Arbeit ihre Würde und ihre Seele verloren hat. Nicht nur, weil sie unter der Herrschaft des Mammons, im Interesse des Rentierens, nun zerteilt und differenziert wurde bis zu den kleinsten und eintönigsten Funktionen, die ein Mensch tagaus tagein verrichten muß, nicht nur, weil der Arbeitende nun gar nicht mehr Bestimmer über sein Arbeitsprodukt ist, sondern auch, weil die Arbeit, anstatt freier schöpferischer Kampf mit der Natur zu sein, unter dem Zeichen der Konkurrenz nun Kampfmittel zwischen Mensch und Mensch geworden ist, um des Besitzes willen. Von dieser Entwürdigung ist keineswegs nur die Handarbeit ergriffen, — mindestens ebenso verheerend finden wir sie in der geistigen Arbeit: Brotstudium, Spezialisierung, Einseitigkeit und Strebertum bis zum Aufgeben der Freiheit der Ueberzeugung, wo die Laufbahn oder die Stellung in Gefahr ist.

Wir aber wollen ja hier von der Frauenarbeit vor allem reden; wie steht sie wohl da in dieser Arbeitswelt, ja, wie nimmt sich die Frau darin aus? Da müssen wir wohl vor allem sagen, daß der Riß, den unsere Besitzordnung gezogen hat, durch die Frauenwelt ganz besonders scharf geht, die Kontraste hier besonders kraß sind. Denn bei uns ist auf der Seite der Besitzenden das freie, müßige Genießen häufiger und ausgeprägter, auf der anderen Seite aber liegt die Last der Besitzlosigkeit doppelt und dreifach auf weiblichen Schultern. Das dumpfe, gequälte und hoffnungslose Leben der Arbeiterin, das in Schande und Nacht gehüllte der Aermsten der Armen, und das Leben der besitzenden Frau, wie es sein kann und oftmals noch ist — solche Kontraste sind wohl unter den Männern schwer zu finden. Sie müssen und sollen uns gegenwärtig sein, als Mahner, als Treiber in unserer Arbeit. Wir müssen uns auch klar sein, daß es das Charakteristische unserer heutigen Arbeitsordnung bildet, die nach dem Besitz orientiert ist, daß sie nicht nach Frauenglück und Frauenwürde, auch nicht nach Mutter- und Kindeswohl fragen kann und mag. Um das zu erkennen, müssen wir nur auf die Wohnungsnot schauen, oder daran

denken, wie immer wieder Frauen- und Kinderschutz verlangt werden muß, von Schlimmerem zu schweigen.

Wie ist es dann aber mit unserer sozialen Arbeit bestellt? Sie ist im engeren Sinne ja eigentlich das Produkt dieser ganzen Ordnung, sie soll und will helfen und ausgleichen, was diese Ordnung — diese heillose Unordnung — anrichtet. Im einzelnen betrachtet, hat die soziale Hilfsarbeit da ganz wundervolle Aufgaben und hat große und herrliche Dinge geleistet. Sie selbst haben in Ihrem Kreise von solchen Aufgaben gesprochen und kennen das Glück dieser Arbeit. Aber Sie kennen wohl auch ihre Tragik, oder werden sie kennen lernen; die schwere Bitterkeit, die darin liegt, unaufhörlich heilen und lindern zu sollen, was unaufhörlich von neuem verwüstet wird. Wohl keine andere Arbeit, als gerade die soziale, leidet so unter unserm heutigen System, ist so ihrer Würde und ihrer Hoffnung beraubt worden!

Aber natürlich steht jede andere Frauenarbeit unter diesem Fluch unserer Gegenwart. Nur eben, als Frauenarbeit, immer besonders schwer, weil Konkurrenzarbeit am allerwenigsten zur Frau paßt. Was sie hineingeben kann in die Arbeit, hat keinen Konkurrenzwert, sie muß sich selbst, ihrer Natur und ihrem Wert untreu werden, tritt sie in den heutigen Arbeitskampf ein. Ganz besonders scheint mir heute das künstlerische Schaffen darunter leiden zu müssen. Nicht nur, weil es unter diesem System seine Würde und Freiheit verloren hat, weil es Konkurrenz- und Erwerbsarbeit werden muß in vielen Fällen, sondern vor allem auch, weil wahre Kunst nur blühen kann, wenn sie aufsteigt aus wirklicher, freier und edler Menschengemeinschaft und wiederum zurückfließen darf in eine solche Gemeinschaft, wenn ihrem Dienst wie ihrem Genießen keine anderen Schranken gesetzt sind, als die der Begnadung. Wo aber, wie heute, Besitz und materielle Güter bestimmen, wer der Kunst sich weihen darf und wem sie ihre Freuden spenden darf, muß Entartung eintreten, muß — was wir alle fühlen — auf der Ausübung wie auf dem Genuß der Kunst ein Vorwurf, ein Alpdruck liegen. Wir haben auch hier keine reine Freude.

Wir werden in aller Arbeit keine Freude haben, wir werden heimatlose Wanderer sein, bis wir eine Welt gefunden haben, in der die Arbeit von ihrem Fluche erlöst ist, in der sie freier und gegenseitiger Menschheitsdienst sein kann. Diese Welt zu suchen, besser: sie zu erbauen, scheint mir heute der nächste Sinn der Arbeit überhaupt zu sein.

Sie wissen, daß die Hoffnung auf eine solche Welt heute schon viele Menschen beseelt, Sie wissen, daß diese Hoffenden mancherlei Wege vor sich sehen, zu dieser Welt zu gelangen. Diese Wege im Einzelnen zu schildern, das würde, so gern ich es täte, bei weitem über den Rahmen des heutigen Vortrages hinausgehen. Ich muß

Sie bitten und auffordern, sich selbst damit zu beschäftigen. Allen Wegen liegt aber ein Ziel vor Augen: das Grundübel, das die Arbeit entwürdigt und entseelt hat, zu beseitigen, nämlich dafür zu sorgen, daß die Grundlagen aller Arbeit, vor allem also die Erde selbst und ihre Reichtümer, nicht mehr Privatbesitz Einzelner, sondern Gemeingut Aller werden müssen, daß einzig Arbeit zum Genusse dieser Güter berechtigen darf, freie, möglichst dem Einzelnen gemäße Arbeit.

Erst eine solche Ordnung wird die Arbeit wieder zu dem machen, was sie sein soll, zum Bindeglied der Menschen, zum gegenseitigen Dienst in der gemeinsamen Ueberwindung aller Mächte, die sich dem menschlichen Wege entgegenstellen wollen. In einer solchen Ordnung gewinnt die Arbeit wieder Sinn und Würde, auch die kleinste und bescheidenste, weil sie freier Dienst am Ganzen ist. Hier aber findet auch die Kunst erst ihre Heimat. Und in eine solche Ordnung, die nun keine Jagd um Besitz mehr kennen muß, wo Konkurrenz durch edlen Wettbewerb ersetzt ist, und wo die erste und wichtigste Frage der Mensch und sein Bedürfnis ist — da gehört nun auch die Frau hinein mit ihrer Arbeit und ihrer Eigenart. In dieser Welt der Arbeit wird sie ihren Platz und ihre Würde haben, als Mutter wie als Berufstätige, und da wird ihrem edelsten Berufe — der Hilfs- und Liebestätigkeit in jeder Form — die Bitterkeit genommen sein, ja, diese Tätigkeit wird Seele und Geist der ganzen zukünftigen Ordnung sein. Welch eine neue Welt erschließt sich uns in diesen Hoffnungen! Wie fremd, wie entgegengesetzt ist sie alle dem, was uns heute umgibt, so fremd und neu, daß Viele von uns ungläubig den Kopf schütteln. Gerade bei den jungen Menschen findet man dies Kopfschütteln so oft; aber freilich nur bei denen, welche die Qual unserer heutigen Welt noch nicht an ihrem eigenen Körper und an ihrer eigenen Seele durchgemacht haben. Alle diese anderen haben in der Hoffnung auf die neue Ordnung, auf die eigentliche Menschenheimat, ihren Halt und Ansporn zum Leben und Arbeiten gefunden.

So bin ich der Ueberzeugung, daß heute alle Arbeit irgendwie darauf gerichtet sein muß — direkt oder indirekt — diese neue Arbeitsordnung zu schaffen, ja, daß heute unsere Arbeit dadurch ihren Sinn erhält, daß wir gemeinsam wandern und suchen nach dieser Heimat. Aber dies nun freilich noch in einem höheren Sinne, als nur indem wir äußerlich Verhältnisse ändern. Es gehört ja unendlich viel mehr dazu. Es gehört vor allem dazu, daß wir etwas von dem Geist in uns tragen und verwirklichen, ohne den eine solche Welt der Gemeinschaft und der Arbeitssolidarität unmöglich ist. Wo heute Egoismus und Konkurrenz herrscht, da sollen wir Brüderlichkeit, Gemeinsinn, Liebe pflegen; Mißtrauen sollen wir durch Vertrauen und Entgegenkommen, Arbeit um des Profites willen durch Hingabefähigkeit und Opferfreudigkeit überwinden. Alles was wir tun und arbeiten, sei es an welchem Platze es auch wolle, sei es klein oder groß, geheim oder öffentlich,

alles muß nun getragen und durchleuchtet sein von diesem allerhöchsten Pflichtgefühl. Welch eine ungeheure Aufgabe ist das, und welch ein Glaube gehört dazu! Den zu erringen, das mag uns heute oft unsagbar schwer fallen, denn die anderen, die uns immer wieder beweisen wollen, daß eine solche freie menschliche Gemeinschaft gar nicht möglich sei, daß die Menschen ja nur unter der Hetzpeitsche der Konkurrenz oder der des winkenden Lohnes willen schaffen, die haben ja scheinbar in den Tatsachen so mächtige Fürsprecher! Scheinbar. Denn wir dürfen auch andere Tatsachen erleben. Wir dürfen erleben, wie Liebe und Vertrauen in kleinen und in großen Dingen immer wieder die stärksten Mächte sind, die unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten überwinden. Wir dürfen erleben, wieviel Gemeinsinn und Hingabe in den Menschen schlummert und nur darauf wartet, recht gebraucht zu werden. Ja, und über allem dürfen wir erleben, wie bei dieser ganzen mühevollen Wanderung in das ersehnte Land mit jedem Schritt, den wir erringen, uns auch das Ziel selbst einen Schritt entgegenkommt, denn dort steht die lebendig schaffende Kraft Gottes, die ungeahnte Kräfte weckt. Was wir erstreben, ist sein Wille, was wir bauen möchten, sein Reich, wo es gilt: Ein Vater, wir alle Brüder, seine Kinder!

Nicht wahr, wenn solche Ziele über unserem Leben leuchten, wenn solcher Sinn unserer Arbeit zugrunde liegt, wie herrlich groß, wenn auch schwer, wird nun Leben und Arbeiten für uns. Wie lösen sich da unsre eignen Fragen, wie klein werden unsere persönlichen Wünsche und Enttäuschungen in dem Lichte dieser Wahrheiten, die ja nicht neue Wahrheiten sind, sondern die ewig alten, die sich durch uns verwirklichen wollen. Daß wir uns ihnen hingeben in Glauben und Liebe, ganz, rein und mit heiligem Willen — das scheint mir der Sinn unserer Arbeit wie unseres Lebens zu sein. D. Staudinger.

Ueber einige religiöse Grundlinien der Versöhnung unter den Menschen.

(Noch ein Briefwechsel.) [1])

Sehr verehrter Herr Professor,

Wenn Sie meine Erwiderung auf Ihre Abhandlung „Unsere Politik" als Zeichen eines ehrlichen Willens, der Wahrheit gemeinsam näher zu kommen, so freundlich begrüßt haben, so habe ich erst recht Grund, Ihnen für Ihre Antwort dankbar zu sein, weil sie mich genötigt hat, den Unterschied zwischen Ihrer und meiner Betrachtungsweise nochmals grundsätzlich durchzudenken. Den Anstoß gaben mir Ihre Bemerkungen über die „Neutralisten",

[1]) Vgl. den im Septemberheft enthaltenen.

zu denen Sie mich in gewissem Sinn auch rechnen, und die daran anknüpfenden Ausführungen, die Ihre Weigerung, auf den Boden des Neutralismus zu treten, begründen sollen.

Wenn Sie aber wirklich glauben sollten, ich hätte Sie veranlassen wollen, in der Beurteilung der beiden Kriegsparteien mehr „Gerechtigkeit" im Sinne der Neutralisten walten zu lassen, dann wäre das ein arges Verkennen meiner Absicht, an dem ich freilich selber schuld bin, da ich die Maxime meines Verhaltens nicht klar genug herausgearbeitet hatte. Indessen spricht doch schon die Tatsache, daß ich in der Beurteilung des ganzen Geistes der Weltpolitik beider Mächtegruppen und in der Schuldfrage im besonderen Ihrer Auffassung viel näher stehe, als es ein grundsätzlicher Neutralist je tun darf, gegen Ihre Vermutung; statt den Charakter des deutschen Militarismus irgendwie vertuschen zu wollen, um für Deutschland die Zubilligung mildernder Umstände zu erwirken, habe ich die sozusagen kongeniale Intuition, mit der Sie Wesen und Urgrund dieses Gebildes erfaßt haben, bei jeder Ihrer Darstellungen immer nur bewundert. Worin ich aber völlig anders denke als Sie, das ist, wo es sich um die Bewertung des Militarismus im Hinblick auf die Friedensaktion handelt. Ihnen erscheint der deutsche Militarismus als eine veritable, furchtbare Macht, die imstande sei, den Frieden und noch viel höhere Güter dauernd zunichte zu machen, wenn sie jetzt nicht endgültig zerstört werde. Der Frieden, um nur von ihm zu sprechen, ist Ihnen also eine ganz bestimmte Ordnung des Völkerverhältnisses, an deren Aufrichtung Sie Ihre edelste Leidenschaft setzen, und deren Störung oder Zerschlagung auch Ihrer Seele den Frieden rauben würde. Mir ist Frieden etwas ganz anderes: die Ordnung des Reiches Gottes, die nicht erst auf Erden herunterkommen muß, oder die zwar jetzt schon da wäre, aber nur in einem „Jenseits", sondern jetzt und hier bereits verwirklicht ist, da die Herrschaft des Guten eine stets gegenwärtige Wirklichkeit ist, die sich unserem inneren Auge, je tiefer wir in Gott hineinschauen, in immer vollerer Klarheit offenbart. Wenn sich also dem leiblichen Auge eine Macht darstellt, die den Frieden stören oder zerstören zu können beansprucht, so wissen wir, daß es sich einfach um die anmaßende Lüge einer Scheinmacht handelt, die sich wider die Allmacht des Guten erhebt — um Luzifer, der gegen Gott rebelliert. Sie werden ja, verehrter Herr Professor, nicht müde, die dämonische Natur des deutschen Militarismus klarzustellen; aber ist denn ein Dämon eine Macht? Ist Ihnen der Teufel eine Wirklichkeit? Und kann eine wirkliche Macht jemals vernichtet werden? Haben wir ein Recht, sie zu bekämpfen, wenn Gott sie zugelassen hat? Warum zerstört Gott eine solche Macht nicht selber, sondern überläßt es uns Menschen, damit fertig zu werden? Lauter Fragen, die nur unbefriedigend beantwortet werden können, wenn wir das Böse und mit ihm

den Militarismus als wirkliche Macht bekämpfen, die sich aber von selbst lösen, wenn wir ihm jede, aber auch wirklich jede Macht und Daseinsmöglichkeit absprechen und ihn lediglich als Versuchung auffassen, uns an das Vorhandensein einer Macht außer dem Guten glauben zu machen, die wir fürchten und bekämpfen sollen, damit wir Gott und sein Reich, in dem ewiger Frieden herrscht, aus dem Auge verlieren und einen andern Frieden, einen Frieden in einer materiellen Weltordnung, suchen sollen.

Mit dieser Erkenntnis erledigt sich aller Streit um die Frage, wie gefährlich denn eigentlich der Militarismus sei, ob und in welcher Weise er den Frieden bedrohe, und mit welcher Taktik er zu bekämpfen sei. Ob man ihn, wie die Jusqu'auboutisten, die kriegerischen und nichtkriegerischen, tun, für eine entsetzliche Gefahr hält, die unbedingt beschworen werden müsse, oder ob man mit ihm, wie die Defaitisten und Neutralisten meinen, ein Kompromiß schließen zu können glaubt – das spielt nun von vorneherein nicht mehr die Rolle, daß von der Entscheidung dieser Frage auch die Art und Weise seiner B e k ä m p f u n g abhinge. Alles Urteilen über Völker und Regierungen mit dem Zweck, eine Grundlage für die praktische Stellung zu ihnen zu gewinnen, wird gegenstandslos, nicht nur das Urteilen der Neutralisten, die aus vermeintlicher Gerechtigkeitsliebe, in Wahrheit aber aus willkürlicher Voreingenommenheit, auf keiner Seite vorwiegend Recht oder Unrecht sehen wollen, und deren Aktenstudium und Beweisaufnahme zu einem Wahrspruch überhaupt nicht führen d a r f, sondern jedes Urteilen, weil dieses notwendig zu einem Verurteilen wird, das heißt, zur Brandmarkung einer Partei als des Störenfrieds; denn im Reich Gottes gibt es weder Nationen noch Friedensbrecher, da beherrscht die Liebe allein das Zusammenleben der Kinder des einen Vaters. Ob nun also der Augenschein von einer dämonischen Macht, wie der Militarismus eine sein will, kraß oder bescheiden ist, die angebliche Macht selbst bleibt im Lichte der Wirklichkeit das Gleiche, was sie von jeher war: nichts. Eine Null, die man recht groß schreibt, bekommt deswegen noch lange keinen reellen Zahlenwert. Mag man also den uns in der Erfahrungswelt entgegentretenden Militarismus mit den richtigsten Gründen auch noch so klar als Ausgeburt der schwärzesten Hölle erklären, er kann den wirklichen Frieden, nach dem wir allein trachten dürfen, doch nie auch nur von ferne bedrohen und daher auch der Erfüllung der Friedenssehnsucht unserer Seele nie im Weg stehen. „Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ — auch nicht vor dem deutschen Militarismus.

Mit solcher Seelenstimmung treten wir also dem Augenschein der Friedensgefahr gegenüber. Wenn wir erkannt haben, daß der Militarismus nie eine Macht war und nie eine Macht sein wird, dürfen wir auch in der P r a x i s keine Haltung zu ihm

einnehmen, die unsere Theorie Lügen strafen müßte. Wir dürfen ihn nicht durch Furcht zum Range einer Macht erheben, und erst recht nicht so bekämpfen, wie wenn er eine ernst zu nehmende Macht wäre: auf dem materiellen Schlachtfeld und mit blutigen Waffen. Er ist für uns nie etwas anderes als eine Versuchung, Gott die Ehre der Allwirklichkeit zu versagen; eine Versuchung bekämpft man aber nicht mit Kanonen und Bajonetten, nicht auf materiellem Boden und mit materiellen Mitteln, sondern auf mentalem Boden und mit mentalen Mitteln. „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott. Wir verstören damit die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi.“ Das ist ein ganzes Friedensprogramm. Statt Bedrohung durch einen Feind zu fürchten und damit diesen für eine Wirklichkeit zu nehmen, die es durch Krieg oder Kriegsdrohung abzuwehren gelte, wird ein Volk vielmehr jeder Versuchung widerstehen, auf Feindschaft wieder mit Feindschaft, auf Gewalt wieder mit Gewalt zu antworten. Es wird seine Kriegskräfte, die es zum Glauben an eine den Frieden bedrohende Macht verleiten wollen, mögen sie nun Nationalismus, Militarismus oder Imperialismus genannt werden, rücksichtslos ausschalten und bloßstellen und um keinen Preis auf sie hören, sondern, je stärker die Versuchung an es herantritt, sich umso stärker der Allmacht des Guten bewußt werden und ihm dienen. Ein solches Volk wird alle Kräfte der Liebe aufbieten, um der Haß- und Rachegeister Herr zu werden, wird sich durch keinerlei Herausforderungen irre machen lassen, sondern siebenzig siebenmal vergeben und den Gegner nachsichtig und ihn aus seiner eigenen Lage heraus verstehend beurteilen — alles, um nur Gott und seinen Frieden stündlich vor Augen und im Herzen zu behalten.

Wie grundverschieden diese Haltung, wenn sie gegenüber beiden Parteien eingenommen und beiden Völkergruppen nahegelegt wird, von allem Neutralismus ist, liegt auf der Hand: beim Neutralismus handelt es sich um ein Nichtsehenwollen, hier aber um ein Anderswerten des Augenscheins; hier um Liebe, die aus dem Glauben kommt, dort um einen Pseudoglauben, der aus einer kompaßlosen, halb verwedelnden, halb mechanisch-schematischen Gerechtigkeitsmeierei kommt, der seine Nahrung nicht in der Wirklichkeit des geistig Guten sucht, sondern in der gewaltsam zurecht gestutzten materiellen Erfahrungswelt. Nicht absichtlich blinder Glaube und blinde Liebe, sondern Glauben aus der Erkenntnis der Allmacht des Guten, die uns verstehen lehrt, warum und in welchem Sinn das Böse keine Macht ist, und Liebe aus dem inneren Bedürfnis heraus, diesen Glauben durch die Tat zu beweisen.

Aber auch nicht unabsichtliche Blindheit gegenüber der Versuchung! Nicht Außerachtlassung des Augenscheins von Gefahr und

Feindschaft und damit Versäumung jeglicher Bekämpfung des Feindes, also Empfindungslosigkeit für den Anspruch des Bösen, eine Macht zu sein — das wäre unsittlicher Defaitismus, das Gegenstück zum Jusqu'auboutismus, der falschen, aber wenigstens charaktervollen Bekämpfung von Feindschaft. Hier tritt die Aufdeckung des wahren Wesens der gegnerischen Kriegskraft in ihr volles Recht, und wir sind jedem dankbar, der uns die Augen öffnet für den Dämon, von dem unser Bruder besessen ist — aber nicht um den Dämon zu personifizieren und das Nachbarvolk zum Feind zu erklären, sondern um durch Mobilisierung unserer höchsten sittlichen Kräfte desto wirksamer und zielbewußter der Versuchung entgegenzutreten, Feindschaft für eine Wirklichkeit zu nehmen.

Sie dürften nun, hochverehrter Herr Professor, den Schlüssel zum Verständnis der tatsächlichen Bweggründe für meine Einwendungen gegen Ihre Friedenspolitik in Händen haben. Ich wollte auseinandersetzen, daß die Orientierung am Augenschein von Recht und Unrecht nicht der Ausgangspunkt für den Weg zum Frieden und zur Ueberwindung des Militarismus sein könne, weder in der Form der quantitativen, handwerksmäßig nach der „Tabulatur" zensierenden Neutralistenmanier, noch in Gestalt des Wägens und Richtens nach dem „Geist" beider Parteien, d. h. nach deren menschlichem Vermögen, die Wahrheit, die höher ist als alle menschliche Vernunft, aufzunehmen. Meine Auffassung war und ist vielmehr, daß ein von all diesen Menschlichkeiten unabhängiges Prinzip, das die Person nicht ansieht und nicht vergleicht, urteilt und Partei ergreift, als Grundlage für die Friedensarbeit angenommen werden muß, ein Prinzip, das auf beide Parteien in gleicher Weise Anwendung findet, mag im Uebrigen Recht und Unrecht, so wie es sich unserem subjektiven Urteil darstellt, verteilt sein, wie es will. Dieses Prinzip wäre: Feindschaft im Völkerleben ist grundsätzlich Schuld dessen, den sie zu treffen scheint. Nicht daß der Feind und seine Kriegskräfte damit entlastet wären, nicht daß es hier nicht durchaus möglich wäre, daß der eine moralisch „besser" wäre als der andere, aber dieser Unterschied darf, weil nur auf menschlicher Ebene als wesenloser Schatten eine flüchtige Existenz fristend, nicht maßgebend sein für unser eigenes sittliches Verhalten, das allein von der Erkenntnis der absoluten Wirkichkeit, der Allmacht des Allguten, bestimmt sein darf.

Die Frage ist also nicht: Wer ist der Bessere, für den man Partei ergreifen muß, und wer der Schlechtere, der bekehrt und von seinem Dämon befreit werden muß? Wo ist gegenwärtig das Zentrum des Bösen auf Erden und wo sind die Kräfte des Guten, die berufen sind, es zu durchbrechen? Sondern: Weshalb ist uns, die wir uns für die Besseren halten, dieses entsetzliche Unglück des Krieges widerfahren? Warum sind dem Guten die Teufelskräfte

des Bösen so furchtbar gefährlich geworden? Sind wir allen Dämonen dieser Welt hilflos preisgegeben, und müssen wir gegen unser innerstes Gefühl morden und zerstören, so oft es dem andern einfällt, die Kriegsfurie auf uns loszulassen? Man erleichtere sich die Antwort nicht durch den Hinweis darauf, daß, wer immer das Gute vertrete, eben immer auch die Kräfte des Bösen gegen sich aufrühre. Damit verschiebt man nur die Problemstellung. Worauf es ankommt, das sind ja doch die Folgerungen, die aus dem Auftreten des Bösen zu ziehen sind, die Mittel, mit denen wir es überwinden sollen. Christus hat, als er vom Bösen angefallen wurde, auch nicht gescholten, da er gescholten ward, nicht gedroht, da er litt, „er stellte es aber dem heim, der da recht richtet". Wenn wir uns nach ihm nennen wollen, kann es für uns gleichfalls keine andere Regel geben, als „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem." Das gilt für die Völker wie für die einzelnen, für die Entente nicht minder als für Deutschland. Uns allen ist es klar, daß sich Deutschland die Gegnerschaft der ganzen Welt zugezogen hat, weil es sich an den andern Nationen schwer versündigt hat. Ebenso ist mir klar, daß der deutsche Militarismus niemals groß geworden wäre, wenn nicht die Entente durch ihre eigene Gewaltpolitik sein Emporkommen aufs Nachhaltigste gefördert hätte. Wie groß ihre Schuld im Vergleich zu der Deutschlands ist, welches der Charakter der Schuld der Entente gegenüber dem der deutschen Schuld ist, das fällt hier völlig außer Betracht, muß außer Betracht fallen, weil gerade dieses Vergleichen, dieses richtende Verweisen auf den Gegner, der doch noch ein weit schlechterer Kerl sei, als man mit allen seinen Sünden, die man gewiß nicht leugnen wolle, jemals gewesen sei — ich sage: weil eben dieses Vergleichen (beim Neutralen Parteinehmen) die Falle ist, die uns der Versucher stellt. Je stärker der Anreiz zum Vergleichen ist, je mehr man nach menschlichem Ermessen Grund hätte, sich über den Gegner moralisch zu erheben — und bei der Entente ist dieser Anreiz und Grund, wie man billigerweise zugeben muß, besonders stark —, desto schärfer sollte unsere Wachsamkeit sein, desto ernster sollten wir darnach streben, die Allmacht und Allgegenwart des Guten klar zu verstehen, und uns hüten, uns durch Ablenkung auf das Unrecht des andern unser eigenes Unrecht übersehen zu lassen. Die demütige Erkenntnis: „Wir sind allzumal Sünder" wird so doch der Wegweiser zum Frieden; sie zeigt uns, daß trotz aller Bösartigkeit der Mächte, die unseren Nachbarn zu beherrschen scheinen, für uns keine Gefahr entstanden wäre, wenn wir nicht der Lockung gefolgt wären, das Böse persönlich zu nehmen und so unseren ringenden Bruder lieblos immer tiefer in den Abgrund des Bösen hinunterzustoßen, und wenn wir dann nicht seinen Fall mit pharisäischer Entrüstung angeklagt hätten. Der Versucher lauert ja nur darauf, ob wir seinen Einflüsterungen Gehör schenken und

dem Geiste des Richtens und Parteinehmens Raum geben; sobald wir den Feind außerhalb unser selbst suchen und im andern Volk verkörpert sehen, hat er gewonnenes Spiel; indem wir ihm auf dem falschen Boden, auf den uns der Versucher locken möchte, entgegentreten, verschaffen wir ihm, wie es das Beispiel der Entente klassisch zeigt, erst recht Macht, nicht nur über das andere Volk, sondern auch über uns selber, öffnen allen Gewalten des Militarismus, der Autokratie und des Chauvinismus bei uns selbst Tür und Tor und bewirken so unter dem Hohngelächter der Hölle gerade das Gegenteil von dem, was wir gewollt haben. Daß auch hier am besten lacht, wer zuletzt lacht, daß die Herausforderung der Gewaltkräfte der Gegenseite, wie ich in meiner früheren Erwiderung ausgeführt habe, eben das Mittel zur Neutralisierung der eigenen Gewaltkräfte und so zur Selbstzerstörung des Bösen wird und sich der also überlistete Teufel wieder einmal als rechter Dummkopf erweist, vermag das Spiel, dem man sich mit der gewaltsamen Bekämpfung eines „Feindes" hingibt, nur noch greller zu beleuchten. Die Tatsache selbst, daß das Böse bei dem andern zunächst durch eigne Selbstsucht herausgelockt worden ist, wird dadurch nicht berührt, der Schluß ist also berechtigt, daß es ebenso auch in unserer eigenen Macht steht, ohne Gewaltanwendung mit der uns bedrohenden Feindschaft fertig zu werden. Wenn wir dem Haß verdoppelte Liebe entgegensetzen, der Machtgier den Geist des Dienens, wenn wir der Ausbeutung und Unterdrückung das Beispiel echter politischer und sozialer Freiheit und Gleichheit vor Augen halten, wenn wir dem Mißtrauen mit Vertrauen — nicht auf etwaige gute Kräfte im andern, sondern auf die uns alle regierende Liebe — und der Gewalt mit Nachgiebigkeit begegnen, die auf dem Bewußtsein innerer Stärke, nicht auf menschlicher Schwachheit beruht, dann entwinden wir dem Feind, der an unseren Gegner herantritt, seine besten Waffen, berauben ihn seiner zugkräftigsten Argumente (die ja ganz die gleichen sind, wie er sie uns gegenüber vorbringt), stärken die guten Kräfte in seiner Seele und machen ihn Schritt für Schritt frei von seinem Peiniger — wir erlösen ihn von seinem Dämon. Kann heute einem Volk überhaupt eine schönere Aufgabe gestellt werden als solches Erlösungswerk?

Die aus grundsätzlicher Ablehnung alles Richtens erfolgende Loslösung der Schuldfrage von der Friedensfrage in dem Sinn, daß man vergleichende Parteinahme nicht mehr zur Vorbedingung für die Erkenntnis des Wegs zum Frieden macht, öffnet also auf der einen Seite den durch Selbstgerechtigkeit oder Vorliebe versperrten Weg zum Frieden. Auf der andern Seite läßt sie aber doch die Schuldfrage in ihrer ganzen Schwere dort bestehen, wo sie ihren rechtmäßigen Platz hat: bei der Arbeit für die Selbstumkehr jedes Volkes und beim Kampf gegen den Defaitismus und Neutralismus. Ja, die Erforschung der Schuldfrage wird nun viel freier und frucht-

barer geschehen können als bisher, da sie nicht mehr der Aufstachelung der Kriegsleidenschaften oder der Feststellung der Friedenstaktik dient, sondern ohne voreingenommene Zweckbetrachtung betrieben werden kann. Solange wir die Wahrheit in den Dingen selbst suchen und die Erforschung der Weltpolitik zu dem Zweck betreiben, um herauszufinden, wo der Schuldige sitzt, solange wir also unsere Gefühle und unseren Willen an diese Arbeit hängen, erschweren wir sie uns nur. Für den Durchschnitt der Völker ist ohnehin eine solche vergleichende Schuldwissenschaft eine Sache, die über ihre Fähigkeiten hinausgeht, sodaß sie völlig in die Hand ihrer Regierungen, ihrer Presse und ihrer „Intellektuellen" gegeben sind, die aus dieser Erforschung ein Fachstudium machen und dem urteilslosen Volk mit der Geste von Verkündigern unanfechtbarer Wahrheit die Schuld des andern „beweisen". Die Forschenden selber aber, so ehrlich sie vorgehen mögen, trüben sich ihren Blick für die Auffindung der Wahrheit, an die der gewissenhafte Historiker nur mit völliger Leidenschaftslosigkeit herangehen soll, selber durch die Absicht, Material für die Rechtfertigung der Kriegführung und der Kriegsziele ihrer Regierung bezw. die Richtigkeit ihrer Taktik im Friedenskampf herbeizuschaffen. Fällt dagegen jedes emotionale Element weg, dann wird zunächst den Völkern nur das zugemutet, was ihren Kräften auch wirklich angemessen ist: die Erkenntnis ihrer eigenen Schuld, statt daß sie auch noch die der Nachbarn zu erforschen und mit der ihrigen zu vergleichen hätten. Diese Schuldfeststellung selber wird dann aber mit derjenigen inneren Freiheit geschehen können, die uns erst erlaubt, ein wahrhaft sachliches Urteil zu fällen. Den Deutschen gehen in überraschender Weise die Augen für ihre Schuld auf, weil die Entente nun nicht mehr daran interessiert ist, daß diese Schuld möglichst groß ist, und die Entente wird in dem Versuch, sie auf ihre Schuld und deren Folgen hinzuweisen, nicht mehr die bewußte oder unbewußte Absicht wittern, die deutsche Schuld zu verkleinern und die Ueberwindung des Militarismus zu erschweren. Je gründlicher jedes Volk so seine Arbeit an sich selber tut, desto rascher wird auch auf der Gegenseite die Selbsteinkehr erfolgen, desto radikaler wird dort die Macht der Kriegskräfte gebrochen und dem Friedensgeist freie Bahn bereitet werden.

Auf unsere Erörterungen angewandt: So weit die Stellung zu Deutschland in Frage kommt, deckt sich Ihre Haltung, verehrter Herr Professor, im Wesentlichen mit dem, was ich selbst von jedem erwarte, der in dieser Frage das Wort ergreift — aber nur deshalb, weil hier die Schuld so augenscheinlich ist, daß sich die Pflicht der Arbeit für die Abkehr des deutschen Volkes von dem verlogenen und brutalen System seiner Regierungspolitik und der Kampf gegen den Defaitismus — die ganze deutsche Friedenspolitik besteht ja aus Defaitismus — ohne weiteres aufdrängt: der Dienst, den Sie uns Deutschen damit geleistet haben, und die Verfolgungen, die Sie um

der Wahrheit willen erlitten haben, werden Ihnen unvergessen bleiben! Anders gegenüber der Entente. Hier verhindert Sie der Augenschein von moralischer Ueberlegenheit der Politik der alliierten Nationen über das deutsche System an der unabhängig davon vorzunehmenden Aufdeckung derjenigen Fehler der Ententepolitik, die den deutschen Militarismus erst zu dem gemacht haben, was er heute zu sein scheint. Daß Sie persönlich eine ganz andere Haltung der Entente haben möchten, eine Haltung, die praktisch ungefähr auf das Gleiche hinauskäme, was ich von ihr wünsche, ist wahr; ich schließe daraus, daß Sie mir unbewußt näher stehen, als es aussieht. Wie wollen Sie aber der Entente die Notwendigkeit einer Erneuerung ihrer Politik klar machen, wenn Ihr theoretischer Ausgangspunkt etwa der gleiche ist wie der der Entente, die nur entschlossener die Konsequenz des kriegerischen Jusqu'auboutismus zieht, vor der Ihr Gewissen zurückschreckt, die sie aber doch resigniert zulassen müssen? Es gibt hier nur zweierlei: Entweder macht man die Aufrichtung des dauernden Friedens in erster Linie von der Sühnung der deutschen Schuld abhängig, dann muß man logischerweise auch die Mittel gutheißen, die von der Entente im Bewußtsein ihrer unvergleichlich geringeren Schuld mit subjektiver Berechtigung zur Zerstörung der äußeren Ausdrucksform des militaristischen Geistes angewandt werden — oder aber man lehnt Gewaltanwendung grundsätzlich ab und muß dann auch theoretisch einen Standpunkt einnehmen, von dem aus ein anderer Weg zur Ueberwindung des Militarismus führt, dagegen keinerlei Verbindung mit dem Gewaltweg, auch kein Gewährenlassen der andern, die den Gewaltweg wählen, möglich ist.

Ich bin mir nun klar bewußt, daß Sie meinen erkenntnistheoretischen Standpunkt nicht teilen und darum auch diese Alternative ablehnen. Aber eine schriftliche Auseinandersetzung über diese letzten Fragen könnte doch zu keiner Einigung führen, sodaß es nutzlos ist, weiter dabei zu verweilen; es handelt sich, wenn ich recht sehe, um den Unterschied, daß Sie mit dem Glauben des „Gott will es", der den ganzen calvinistischen Kulturkreis eine solch gewaltige sittliche Energie entwickeln läßt, das Reich Gottes als etwas Zukünftiges erst helfen schaffen wollen, während mir die Herrschaft Gottes, des Guten, eine gegenwärtige Wirklichkeit ist, die wir nur zu erkennen und in unserem Leben praktisch zu beweisen haben, damit auf dieser Erde von selbst alles Böse zerstört wird und schließlich alles Irdische überhaupt in nichts zerfällt. Daß auch die politische Frage zwischen Ihnen und mir letztlich auf das hinauskommt, habe ich freilich erst im Laufe dieser Auseinandersetzung klar erkannt. Als ich meine erste Erwiderung schrieb, meinte ich, eine Verständigung über den besten Weg zum Frieden sei möglich, auch ohne daß in diesem grundsätzlichen Punkt Uebereinstimmung nötig sei; ich glaubte, es handle sich einfach um eine stärkere Betonung des Absoluten, die zur gewaltlosen Ueberwindung des Militarismus nötig

sei, während ich heute sehe, daß Ihnen die Einnahme des absoluten Standpunktes, so wie ich ihn verstand und verstehe, gerade darum nicht möglich ist, weil Sie in jener letzten metaphysischen Frage nicht mit mir einig gehen.

So sehr mir darum auch diese unsere ganze Aussprache eine Ehre und Freude ist, so bedaure ich doch, daß meine Täuschung über die Möglichkeit einer theoretischen Einigung die Diskussion bis zu einem Punkte geführt hat, von dem aus ihre Fortsetzung nicht mehr viel Zweck hätte. Ich weiß darum auch nicht, ob ich Ihnen verehrter Herr Professor, den Abdruck dieser meiner Duplik zumuten darf; ich meinte nur, auch den Lesern der Neuen Wege eine Begründung meines Standpunktes schuldig zu sein, die jene Verwechslung von Neutralismus und Ablehnung jeglicher Parteinahme als Grundlage für die Friedensarbeit abwehren sollte, stelle es aber gänzlich Ihrem freien Ermessen anheim, wie Sie als Redaktor entscheiden wollen.

Mit erneutem herzlichem Dank und mit der Bitte um nachsichtige Entgegennahme auch dieser meiner offenherzigen Darlegung begrüße ich Sie in verehrungsvoller Hochachtung

Ihr ergebener

Hugo Kramer.

Antwort.

Zürich, 16. Oktober 1918.

Verehrter Herr Doktor!

Ich glaube doch, daß es gut ist, wenn Ihre Duplik den Lesern der Neuen Wege vorgelegt wird, was freilich eine Antwort von mir notwendig macht. Denn es schiene mir nicht recht, wenn das einzige Ergebnis unserer Verhandlung der Eindruck wäre, daß diese uns nur weiter auseinander statt näher zu einander gebracht habe. Das wäre doch gar zu niederschlagend. Denn dann müßten wir uns fragen: „Wenn solches am grünen Holze geschieht, was soll denn am dürren werden — wenn wir, die wir doch in Hauptsachen einander so nahe stehen, einander nicht verstehen könnten, was sollte dann aus der Verständigung der Völker, über Ozeane von Blut und Fluch hinweg, werden?“ Es ist darum fast eine Pflicht, daß wir nochmals mit einander reden. Ich selbst habe ja das Gefühl gehabt, daß unsere verschiedene Art, die Dinge zu sehen, doch nur eine Variante des gleichen Standpunktes bedeute; sollte ich mich darin völlig getäuscht haben?

Wir spiegeln aber in dieser Schwierigkeit, uns verständigen zu können, die tiefe Not unserer Zeit ab. Aus dieser Not ist schließlich der Krieg geboren. Er entstand aus der babylonischen Verwirrung der Sprachen. Und woher kam diese Verwirrung der Sprachen? Sie kam aus der Verwirrung der Sinne und diese kam aus dem Abfall

von Gott. Der Abfall von Gott aber erfolgte aus dem Machtdrang, der den Wahrheitsdrang ersetzte. Man wollte in Menschenkraft sein wie Gott. Man geriet dabei in die Herrschaft der Sinnenwelt und kam von der Seele ab. Das Materielle, der bis zum Himmel reichende Turm einer sogenannten Kultur, sollte die Anschauung Gottes ersetzen, woran man vorher, wie das Glück, so auch die Alle einigende Wahrheit, die Eine Sprache, worin sich Alle verstanden, besessen hatte. So ging man auseinander; aus dem Abfall von Gott entstand Krieg, wie aus der Herrschaft Gottes über die Seelen (die immer Freiheit ist) Friede geströmt war. Es entstand Feindschaft zwischen Gott und Mensch und darum zwischen Mensch und Mensch.

Es ist bekanntlich diese Geschichte, die unser Geschlecht wieder erlebt hat, wie kein anderes vor ihm. Sie erklärt im tiefsten Grunde die Schwierigkeit, uns zu verstehen oder gar zu versöhnen. Weil der Machtdrang den Wahrheitsdrang erstickt hat, so will man nicht verstehen, sondern überwältigen. Man will nicht dienen, sondern herrschen. Es gibt auch einen Imperialismus der Seelen. Der Imperialismus der Völker steigt schließlich aus dem Imperialismus der einzelnen Seelen auf. Es fehlt uns an der Anschauung Gottes, an der Gottesnähe und Gottesfülle, darum fehlt es uns an Ehrfurcht und an Demut. Uns beherrscht das, was alle tiefere christliche Erkenntnis als die letzte Wurzel der Sünde und Hauptfolge des großen Abfalls von Gott betrachtet hat, die concupiscentia, die Begierde — das Begehren gegen die Dinge und gegen die Menschen, der Wille, alles an uns zu raffen, was uns erreichbar ist, um unseren durch Gott nicht mehr gestillten Hunger zu sättigen; alles zu benutzen, zu genießen, zu vergewaltigen, zu vernichten. Aus der Verwandtschaft ist Fremdheit und Haß geworden. Der Ozean des Weltkrieges hat seine zahllosen Quellen in diesem Zustand unserer Herzen. Wir sind ein entzügeltes Geschlecht geworden, wie keines vor uns, und zwar nicht trotz unserer Kultur, sondern gerade infolge davon. Darum leben wir auch nicht bloß in einem leiblichen, sondern auch einem geistigen Kriegszustand, darum begleitet den Weltkrieg nicht bloß, was in der Ordnung ist, ein Geisteskampf, sondern ein wilder Geisterkrieg. Aber wir sind nicht nur entzweit, sondern auch materialisiert, und das hat unsere Sinne weiter verwirrt. Wir sind seelisch verroht und verfinstert. In der Sucht, die ganze Welt zu gewinnen, haben wir Schaden an der Seele genommen. Wir verstehen die Seele nicht mehr, was so viel heißen will, als Gott nicht mehr verstehen, und darum verstehen wir auch die gemeinsame Sprache nicht mehr, die uns sonst verbände. Denn Gott (oder die Seele) ist die gemeinsame Sprache der Menschen. Wir können nur noch streiten. Ins Materielle mit seiner Stumpfheit und Buntheit versenkt, haben wir die Besinnung auf die geistigen Grundlagen des Lebens vernachlässigt und darum die seelische Klarheit und Tiefe verloren. Es scheint, als ob wir nur noch mit den rohesten geistigen Schablonen arbeiten könnten,

wie der Stammtisch und sein Kind, die Zeitung, sie liefern, als ob alle aus dem tieferen Geistesleben aufsteigenden Probleme oder Ideale diesem Geschlechte eine Fremdsprache wäre, die es, weil es sie nicht versteht, bloß in Wut versetzt. Das Verstehenwollen ist darum durch das Schlechtmachen und Vernichten-Wollen ersetzt. Und groß ist infolge davon die Finsternis. Wir haben die elementarsten Wahrheiten des geistigen Lebens vergessen, weil wir in unserer seelischen Schwäche und Schläfrigkeit uns zu wenig mehr um sie bekümmert hatten. Und nun bezahlen wir dafür mit Verwirrung. Plötzlich stehen vor uns in der Angst eines Weltgerichtes die urtiefen und urgewaltigen menschlichen Probleme und verlangen gebieterisch eine Lösung. „Mitternacht heißt diese Stunde" — der Bräutigam naht, wir aber laufen Gefahr, als die törichten Jungfrauen erfunden zu werden, die, als es galt, Gott entgegenzugehen in einer großen Weltstunde, zur Hochzeit des Gottesreiches, kein Oel in ihren Lampen hatten. Wir erwachen, reiben uns den Schlaf aus den Augen und suchen in der Verwirrung nach Licht, nach dem Licht jener großen, einfachen Grundwahrheiten, durch die allein das Leben der Menschen geordnet werden kann und die wir so sehr vergessen hatten.

Diese großen, einfachen Wahrheiten allein können uns retten, nicht bloße Friedenssehnsucht und Friedensklugheit und auch nicht bloße Weichheit oder Gutmütigkeit. Darum ist eine völlige Umkehr im Sinn einer tiefen Sammlung auf diese vergessenen Wahrheiten hin nötig. Immer wieder muß ich es betonen: Nicht das Kriegs- und Friedensproblem für sich allein, losgelöst von allem Uebrigen, dürfen wir behandeln, es sind vielmehr durch diesen Weltsturm alle letzten und tiefsten Menschenfragen aufgewühlt worden, die alle in die Frage nach Gott in seinem Reiche zusammenlaufen. Hier müssen wir mit unserer wichtigsten Arbeit einsetzen, hier im Zentrum. Wir müssen Gott, die Seele und den Bruder besser verstehen lernen und damit wieder eine gemeinsame Sprache bekommen. Davor allein werden Haß und Wut sich legen, vor diesen Höhen Gottes! Wir müssen, was das Gleiche heißt, zu Christus kommen. Dann mag die große Versöhnung möglich werden, die wir ersehnen.

Diese Wahrheiten nun, auf die es ankommt, habe ich in meinem Aufsatz über „Unsere Politik" leider nur gestreift. Sie steigen nun aber größer und größer aus unserm Briefwechsel auf: es ist vor allem die Frage nach der Schuld und Sühne, die ihrerseits zusammenhängt mit der nach dem Wesen des Bösen und dem Weg zu seiner Ueberwindung, damit aber zu Gott und seinem Reiche. Diese Fragen sind für uns nun keine akademisch-philosophischen mehr — als solche wären sie jetzt sündiges Spiel, sind sie es im Grunde immer — sondern ein lebendiger Teil des furchtbaren praktischen Kampfes, den wir jetzt gegen die Macht des Bösen zu führen haben. Nachdem wir das letzte Mal von der Besiegung des Militarismus geredet haben, steigen wir nun höher hinauf und reden also von dem, was auch die Wurzel des

Militarismus ist, von der Ueberwindung des Bösen, von Schuld, Sühne und Versöhnung. Selbstverständlich kann es sich für uns nicht darum handeln, dies in aller Breite zu tun — diese Probleme sind ja so groß wie das Weltmeer — noch auch darum, eine letzte Lösung zu versuchen, aber es ist schon ein großer Gewinn, wenn wir an unserem bescheidenen Teile mithelfen, daß diese Probleme als die letzten und wesentlichen erscheinen, um die es sich heute handelt, daß diese Wahrheiten gewaltig und in Gottes Sonne leuchtend aufsteigen über dem Dunkel einer zu einem neuen Morgen erwachenden, aber noch angstverworrenen und schmerzensreichen Welt.

Wir sind, verehrter Herr Doktor, völlig einig darin, daß es gilt, in dem Kampf zwischen Gut und Böse, der das Zentrum aller Geschichte ist, Partei zu nehmen. Wir kämpfen als gegen einen der gefährlichsten Feinde des Guten gegen jene Gesinnung, die auf dem edel erscheinenden Wege einer sogenannten Neutralität zu einer sittlichen Lähmung gelangt, mit der auch dem Frieden nicht gedient ist (da dieser ja immer nur aus der Wahrheit stammen kann) und unter dem Schein der Gerechtigkeit schwerste Ungerechtigkeit wird, dazu Selbstüberhebung erzeugt. Wenn Sie glauben, daß ich Sie doch ein wenig unter die Neutralisten gerechnet habe, so ist das jedenfalls in der Hauptsache nicht der Fall gewesen und sollte es in Nebenpunkten geschehen sein, so sei es hiemit berichtigt. Sie nehmen Partei, sie sind kein kühler, sich in eingebildeter Erhabenheit wiegender Zuschauer des gewaltigen Kampfes dieser Tage, und die Art, wie Sie Partei nehmen, genügt mir so vollkommen, daß ich Sie sogar als durchaus zu dem gleichen Lager wie ich gehörig betrachte. Denn, nicht wahr, darüber sind wir uns klar, daß wir nicht wie gewisse gar grobe Vorkämpfer der Entente oder, nur im umgekehrten Sinne, der deutsche Kaiser, den Kampf zwischen Gut und Böse dem zwischen der Entente und Deutschland gleichsetzen? Sollte ich mich über meine Auffassung des Verhältnisses zwischen der Schuld der Entente und der Deutschlands wirklich noch nicht klar genug ausgedrückt haben? Ich mußte in meinen letzten Aeußerungen über dieses Thema den Verteidigern der deutschen Unschuld oder einer vollkommenen sogenannten Neutralität klar machen, warum und in welchem Sinne ich an eine besonders große Schuld Deutschlands glaube und sie behaupte, aber ich habe doch wohl sehr scharf betont, daß diese besondere Schuld Deutschlands an sich zwar riesengroß sei, aber klein werde im Vergleich zur allgemeinen Schuld der Menschheit, an der alle Völker, auch die neutralen, und alle einzelnen Menschen, teilnehmen, und daß diese besondere Schuld Deutschlands nur hervorgehoben werden müsse, soweit es nötig sei, um die deutsche Selbstgerechtigkeit und Verblendung zu bekämpfen und dem deutschen Militarismus an die Wurzel zu gehen. Jene allgemeinen Ursachen des Krieges habe ich besonders in meinen ersten Kriegsaufsätzen („Das Gericht", „Ueber die Ursache des Krieges", „Der Weg zum Frieden") und in meiner Schrift: „Ueber den Sinn des

Krieges", dazu in einer Fülle von andern Aeußerungen, reichlich hervorgehoben. Auch versteht es sich unter uns wirklich von selbst, daß auch die Entente-Völker, wie alle andern, ihr großes Teil dazu beigetragen haben, das Erdreich und die Atmosphäre zu schaffen, worin der Fluchbaum des deutschen Militarismus dann bis zum Himmel wuchs. Auf der andern Seite geben Sie doch zu, daß in Deutschland eine Konzentration dieses bösen Geistes stattgefunden habe und anerkennen durchaus die besonders große deutsche Schuld. So sehe ich denn nicht recht ein, worin in diesem Punkte der Unterschied zwischen uns bestehen sollte und meine vielmehr, diese Verständigung zwischen uns sollte ein Typus sein für eine solche zwischen allen Menschen aller Lager, die ehrlich die Wahrheit sehen wollen.

Aber nun erhebt sich plötzlich zwischen uns wie eine Wolke Ihre eigenartige Auffassung vom Wesen des Bösen und des Guten und hindert uns scheinbar nicht nur an dieser Verständigung, sondern auch an der über den rechten Weg zur Besiegung des Bösen und zur Versöhnung. Ich weiß nun freilich nicht recht, ob ich ihre Behauptung der Nicht-Realität des Bösen, die zunächst stark an ähnliche Thesen der Christlichen Wissenschaft erinnert, ganz verstehe. Sie ist mir zwar nicht unbekannt und unverständlich, aber doch innerlich ziemlich fremd. Mir ist das Böse eine positive Macht und Realität so sehr wie das Gute, wenn auch freilich in einem andern Sinne als dieses. Die Realität des Bösen hängt für mich mit der des Guten zusammen, mit der Einen steht und fällt die Andere. Mein Nachdenken und meine Lebenserfahrung haben mich nur immer weiter von jenem Monismus abgeführt, den Sie vertreten, zu einem bewußten und entschlossenen Dualismus. Allerdings schaut dieser auch auf einen Monismus des Zieles oder Endes aus, in dem Sinne eines endgiltigen Sieges des Guten über das Böse (oder Gottes über die gottwidrigen Mächte), aber er rechnet zunächst mit der Tatsache des furchtbaren Kampfes zwischen Gut und Böse, eines Kampfes, der nicht bloß Schein und Spiel und von vornherein entschieden ist, sondern unendliche Bedeutung und tödlichen Ernst besitzt und in die letzten Tiefen reicht. Sie fragen, ob ich denn Dämonen für Wirklichkeit halte. Ich antworte (entsetzen Sie sich nicht!): „Ja, für sehr deutliche Wirklichkeit!" und ich denke dabei alle tiefsten Geister auf meiner Seite zu haben, die alle, oft ohne es recht zu wissen, dieser Wahrheit Zeugnis geben. Ich meine auch, daß gerade diese Erkenntnis für den Kampf gegen das Böse in jeder Hinsicht von großer Wichtigkeit sei. Denn sie zeigt uns auf der einen Seite seinen ganzen Ernst und macht uns auf der andern tief menschlich, gerecht, milde, verständnisvoll, weil sie uns lehrt, die „bösen" Menschen nicht bloß als solche zu betrachten, die einen unbegreiflichen und hassenswerten schlechten Willen haben, sondern zugleich als solche, die wider ihren Willen unter einer fremden Herrschaft stehen. Damit aber ist der Weg zur Versöhnung erleichtert, aber auch Aussicht auf große Siege

über das Böse eröffnet. Denn das ganze Reich der Dämonen kann besiegt werden, ist in gewissem Sinne schon besiegt, durch die Tat, im Vollsinn des Wortes. Doch davon sofort mehr.

Ich stelle mich also in diesem Punkte gegen Ihre und damit verwandte Gedanken und bekenne mich mit der Bibel gegen diesen Idealismus zu einem gewissen Realismus. Das Gute und das Böse sind mir nicht bloß Gedanken, sondern Mächte, sie wohnen vor allem im Wollen und haben sozusagen persönliche Natur.

Allerdings gebe ich durchaus zu — und darin besteht das unbestreitbare und mir durchaus vertraute Recht Ihrer Denkweise — daß das Böse nicht im gleichen Sinne Wirklichkeit ist, wie das Gute. Wie ich dies meine, ist in Kürze nicht leicht zu sagen, aber ich will versuchen, es anzudeuten. Das Gute ist wirkliches Sein, also Wahrheit, das Böse bloß ein Trugbild, sodaß man in diesem Sinne mit Recht sagen kann, nur das Gute sei und das Böse sei nicht, oder, religiös ausgedrückt, nur Gott sei und sonst nichts außer oder gegen ihn — wie es denn die Bibel immer so meint; das Gute ist ein Ja, das Böse ein Nein; das Gute ist in sich übereinstimmend, also Ordnung und Friede, das Böse steht mit sich selbst im Widerspruch, ist Krieg und Chaos; das Gute ist sich selbst genug und ist im Geben selig, das Böse ist Leere und Gier; das Gute ist Leben, das Böse ist Tod: das Gute hat ewigen Bestand und ist durch keine äußere(!) Niederlage zu vernichten, das Böse aber ist von vornherein verurteilt und stürzt mit dem Mißerfolg sofort zusammen; das Gute ist darum allmächtig mitten in äußerer Ohnmacht, das Böse aber ohnmächtig auch in scheinbarer Allmacht — „Das macht, er ist gericht, ein Wörtlein kann ihn fällen." Aber das Böse bleibt bei alledem Realität und wir sind so geartet, daß diese Tatsächlichkeit des Bösen uns oft fast ebenso gewaltig, wenn nicht gar gewaltiger, entgegentritt als die des Guten. Wie wir uns auch wenden mögen, es ist und bleibt die eine der beiden Grundmächte der Wirklichkeit.

Was ist nun der Unterschied zwischen uns und was bedeutet er? Er scheint eigentlich klein zu sein. Denn wenn Sie das Böse auch bloß in einem falschen Denken (grob ausgedrückt) sehen, so ist dieses doch auch eine Wirklichkeit (und was für eine!) so ist es doch auch eine Macht (und was für eine!) und entgehen Sie also dem Dualismus nicht ganz — was auch gegen die Christliche Wissenschaft einzuwenden ist. Und doch ist der Unterschied nicht gleichgiltig. Ihre Auffassung, verehrter Herr Doktor, scheint mir zu einer Abschwächung des furchtbaren Ernstes des Bösen zu führen. Verstehen Sie mich nicht falsch: ich meine nur, daß dies prinzipiell so sei, Sie selbst nehmen das Böse ja ernst genug. Aber es liegt hier jene Gefahr einer falschen Idealisierung der Wirklichkeit vor, wie sie besonders dem deutschen Geiste droht. Hier liegt jener Pantheismus nahe, zu dem aller idealistische Monismus führt und der leicht dazu gelangt, schließlich in aller Wirklichkeit, so wie sie ist, den Ausdruck

des Göttlichen zu sehen. Dieser Idealismus hat den deutschen Geist verheert. Er hat auch jenen trüben Tiefsinn von der „Eigengesetzlichkeit der Welt“ erzeugt, der das deutsche Christentum lähmt, und hat der Kriegstheologie die Waffen geliefert. Er schädigt eine im prägnanten Sinn sittliche Weltanschauung; er hebt das Element des Gerichtes auf, wie er das der Schuld aufhebt. Er verwandelt im günstigsten Falle den Kampf gegen das Böse in eine Gedankendialektik und hemmt die Tat. Er zieht auch Gott in den Krieg herein, weil er Gott und die Welt des Widergöttlichen nicht scharf genug scheidet, während uns diese scharfe Scheidung (deren Hintergrund die Freiheit des Geschöpfes bildet) erlaubt, den Krieg als etwas zu betrachten, was gegen Gottes Willen geschieht, eine Frucht des Abfalls ist und unter dem Gericht Gottes steht. Kurz: es ist eines der gefährlichsten Gifte in der Welt des Geistes, das in tausend Formen und oft außerordentlich verführerisch auftritt. Er geht auch unter uns um und ich kann nicht genug davor warnen.

Diese verschiedene Auffassung vom Wesen des Bösen und des Guten muß auch auf die Taktik des Kampfes gegen das Böse Einfluß haben. Nach der einen Art wird das Böse mehr durch eine Einstellung des Denkens besiegt, nach der andern aber durch Taten und Tatsachen. Es muß nach meiner Meinung ein realistischer Kampf sein. Es müssen Kräfte des Guten an Stelle der Kräfte des Bösen treten; es müssen Ordnungen des Gottesreiches die des Reiches der Finsternis ersetzen; es muß Leben strömen, das die Todeswelt besiegt; es muß eine Welt an Stelle einer andern treten, und zwar nicht bloß eine umgedachte, sondern eine umgearbeitete Welt. Das Mittel aber dieser Umarbeitung ist vor allem das Leiden und zwar wieder vor allem das Leiden „um der Gerechtigkeit willen,“ das im Leiden des Unschuldigen für den Schuldigen gipfelt. Hat dieses auf dem Boden Ihrer Denkweise einen realen Sinn, verehrter Herr Doktor? Mir scheint das Kreuz Christi nur auf dem Boden der realistischen Denkweise, die ich vertrete, sein volles Recht zu bekommen. Es hat nur als Tat im Vollsinne des Wortes seine gewaltige Bedeutung. Christi Kampf ist ein Ringkampf, Schulter an Schulter, bis auf den Tod, mit dem „Fürsten dieser Welt“ und seinem Reich, sein Sieg zerbricht ein wirkliches Reich und schafft ein wirkliches neues. Und jeder andere Sieg muß in seiner Nachfolge diesen Weg gehen.

Damit ist auch der Unterschied erläutert, der zwischen uns in Bezug auf die Auffassung vom Reiche Gottes besteht. Er liegt allerdings nicht genau dort, wo Sie ihn suchen. Daß wir das Reich Gottes schaffen könnten, ist keineswegs meine Meinung. Ich möchte bei diesem Anlaß wieder kräftig Verwahrung dagegen erheben, daß man mir und meinen Gesinnungsgenossen diese Auffassung zutraut. Das Reich Gottes ist ohne uns vorhanden, es ist gerüstet, es wartet auf uns. Wenn dies nicht der Fall wäre, könnten wir mit all un-

serm heißesten Bemühen nichts ausrichten, unser Wollen und Laufen wäre umsonst. Wir können das Reich Gottes so wenig schaffen, als wir Gott schaffen können. Es wäre auch ein Irrtum, wenn Sie oder Andere meinen sollten, daß das Reich Gottes für mich bloß ein kommendes sei. Es ist schon vorhanden, wie Gott und Christus vorhanden sind, es ist da mit dem in Christus erschienenen Wahrheit und dem durch ihn in die Welt ergossenen Leben. Wir können es in jedem Augenblick haben, wenn wir uns ihm öffnen. „Das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ Aber trotzdem bleibt die Bitte: „Dein Reich komme!“ zu Recht bestehen. Denn dieses Reich Gottes, das unter uns Wohnung gewonnen hat, muß sich entfalten, muß seine Herrschaft erweitern, seine Wahrheit immer deutlicher darstellen, seine Kräfte vollständiger ausströmen. Es braucht dazu Zeit, es muß für seine Siege die Reife abwarten, es bedarf für sein Kommen der Tat.

Und damit sind wir wieder auf die Bedeutung des zwischen uns bestehenden Unterschiedes gestoßen. Wieder muß ich auf eine Gefahr Ihrer Auffassung hinweisen. Sie besteht darin, daß man die vorhandene Welt sein läßt, wie sie ist, statt im Namen Gottes ihre Veränderung zu fordern und zu schaffen. Sie wird durch das Auge der Mystik umgeschaut, statt durch die Tat umgewandelt. Das Reich Gottes ist ja schon vorhanden, es ist schon in der Welt, es ist vielleicht gar die Welt. Wieder sind wir beim pantheistischen Monismus angelangt. Nicht daß ich meinte, Sie selbst, verehrter Herr Doktor, zögen diese Folgerung, aber Andere ziehen sie. Es handelt sich wieder um eine der Grundgefahren alles Geisteslebens, um die Opferung des Sollens an das Sein, der Bewegung an die Ruhe, der Tat an den Gedanken, Gottes an die Natur. Daß diese Gefahr dem Luthertum näher liegt als dem reformierten Christentum und darum Deutschland näher als der angelsächsischen Welt, sei nur nebenbei bemerkt.

Dem gegenüber betone ich freilich im Geiste des reformierten Christentums, daß das Reich Gottes nicht nur vorhanden ist, sondern auch kommt. Sein Kommen aber vollzieht sich durch Entscheidung, Kampf, Tat, Leiden. Denn diese sind es, der dem auf uns wartenden die Möglichkeit verschaffen, hervorzubrechen. Wir können freilich das Reich Gottes nicht schaffen, aber auf der andern Seite will Gott nichts tun ohne den Menschen. Denn das Reich Gottes ist ja ein Reich freier, bewußter, persönlicher Wesen, ein Reich von Söhnen und Töchtern Gottes. Es hat nur einen Sinn, wenn sie in Wahrheit von ihnen verstanden, frei erfaßt und durch ihre Tat mitverwirklicht wird. Darum muß es warten können, muß es Zeit haben, muß es auf die Reife der menschlichen Entwicklungen harren. Aber es kommt in dem Maße, als Menschen sich ihm öffnen und zur Verfügung stellen, und durch nichts kann seine Reife so beschleunigt werden, wie durch jene Tat, die ein Opfer ist. Ein solches kann eine Revolution, eine „Permutation“ schaffen und gewaltige Entwick-

lungen ermöglichen, die sonst noch lange warten müßten oder nie zustande gekommen wären.

Durch Taten Gottes, denen Taten der Menschen entsprechen, kommt das Reich Gottes. Diese Taten der Menschen haben zur Voraussetzung, daß Gott verstanden wird. Gott redet nicht durch ewige Dogmen, die zugleich Gesetze wären, sondern durch lebendige Worte, die in Freiheit verstanden werden müssen, in immer neuen Offenbarungen, die zu Forderungen werden. Er ist der Absolute, wir aber sollen seine absolute Wahrheit in einer fortlaufenden Geschichte, in immer neuem Verstehen und Tun seines Willens verwirklichen. Es ist, wie Sie sehen, keine Rede davon, daß ich das Recht des Absoluten vermindern wollte. Es kommt mir gerade dieser Vorwurf umso merkwürdiger vor, als ich sonst den entgegengesetzten zu hören gewohnt bin. Meine ganze „Ethik“ ruht auf der Behauptung einer absoluten Wahrheit und so auch meine „Religion“. Gott ist der Absolute — das ist der ewige Grund aller Wahrheit. Er soll herrschen, in uns und in der Welt; sein Wille soll siegen. Aber nun gilt es, mit ihm hineinzudringen in die Welt. Hier treten ihm die Widerstände entgegen. Ihre Ueberwindung kostet Zeit. Gott muß warten und wir mit ihm. Wir warten in Hoffnung und Glauben, oft in Schmerzen, aber immer bleibt Gottes absolute Wahrheit, immer drängt sie uns weiter. Das Gewissen ist ihr Organ, der Glaube versteht sie. Wenn ein Unterschied in der Auffassung des Absoluten zwischen Ihnen und mir besteht, so nur der, daß es für mich ein Lebendig-Werdendes ist, nicht bloß ein Ruhend-Vorhandenes, nicht ein Gesetz oder eine Theorie, sondern ein Leben unter der Führung des lebendigen Gottes, dessen Wille das Motiv und dessen Ehre das Ziel alles Tuns ist.

Wenn also die Wege unseres Denkens und Empfindens ein Stück auseinandergehen (freilich nicht so weit, daß wir uns nicht mehr verständigen könnten!), so freue ich mich, daß wir wieder völlig zusammenkommen, wo es sich darum handelt, welches die rechte Taktik in diesem Kampfe sei, führen wir ihn nun mehr mit dem rechten Denken oder mit der rechten Tat. Diese rechte Taktik finden Sie in der Anweisung des Paulus, daß wir uns nicht sollen von dem Bösen besiegen lassen, sondern das Böse besiegen durch das Gute. Daß Paulus damit auch den Sinn der Worte Jesu vom Nichtwiderstehen und vom Hinhalten des andern Backens ausdrückt, ist auch meine Ansicht. Längst ist es meine Ueberzeugung, die ich auch öfters ausgesprochen, daß dies allein der endgiltige Weg zum Siege über das Böse sei. Sich nicht durch den Andern in seiner eigenen Haltung bestimmen lassen, sondern ihm mit derjenigen Wahrheit begegnen, aus der man selbst leben möchte; also, wenn man an die Bergpredigt glaubt, nicht dem Schlag mit einem Gegenschlag, nicht der Gemeinheit durch Gemeinheit begegnen, sondern der Roheit durch Adel, der Selbstsucht durch Liebe, dem Bösen durch Gutes; die Feindschaft des Andern nicht anerkennen in dem Sinn, daß wir sie durch Feindschaft ver-

gelten — als Jünger Christi können wir wohl Feinde haben, aber nicht Feinde sein —; nicht auf das Böse im Andern eingestellt sein, sondern auf das Gute, und nicht an das Böse im Andern glauben, sondern Gott in ihm festhalten gegen alle Dämonen; überhaupt nicht an das Böse glauben, sondern nur an das Gute, das Böse wegglauben, — gewiß, das ist es. Gewiß, das sind die Waffen unserer „geistlichen Ritterschaft“. An sie, nicht an „fleischliche“, glaube auch ich. Vor allem ist der Glaube an die Allmacht des Guten die gewaltige Wunderwaffe, die alle Burgen des Bösen zerbricht. Es ist das Große an der Christlichen Wissenschaft, wie sie diesen Glauben hat und verkündigt. Gewiß, das ist die Höhe der Bergpredigt und des Kreuzes, das ist der Sinn Christi und die Ordnung des Gottesreiches, daran kann kein Zweifel sein. Ich muß nur der Ehrlichkeit willen hinzufügen, daß für mich und Andere dieser Weg hoch über unserm gewöhnlichen Wege steht und wir mit Sehnsucht zu ihm aufschauen. Desto mehr aber erquickt es uns zu sehen, wie selbstverständlich er Ihnen scheint. Wir spüren, wie Sie in dieser Einstellung leben. Eine solche Selbstverständlichkeit sollte unter uns diese Haltung werden; das wäre eine herrliche Erlösung.

Aber ich muß noch eine Ergänzung hinzufügen und entferne mich damit wenigstens scheinbar wieder ein wenig von Ihnen. Ich meine das Problem der Schuld, Sühne und Versöhnung. Gewiß gehört zu der beschriebenen Einstellung, daß wir nicht geneigt sein sollen, Schuld bei Andern zu suchen, sondern lieber bei uns selbst und daß wir, wo uns Feindschaft trifft, uns zuerst fragen müssen, ob und wie wir sie wohl selbst verschuldet haben, so, daß wir auf alle Fälle irgendwie mitschuldig sind. Aber so richtig und wichtig dies auch ist, müssen wir doch daran festhalten, daß es durchaus nicht gegen den Sinn Christi verstößt, sondern ihm gemäß ist, auch bei Andern Schuld anzuerkennen, wenn bestimmte Tatsachen dafür sprechen. Dies leugnen hieße genau so über Christus hinaus gehen, wie jene falsche Allmacht des Guten, die Ihr Monismus annimmt, über den Monotheismus der Bibel hinausgeht. Ueber Christus hinausgehen, heißt aber immer, unter ihn sinken. Die Liebe Christi soll uns nicht blind, sondern sehend machen. Sie will uns nicht veranlassen, um einer dogmatischen Voraussetzung willen Menschen und Dinge anders zu sehen als sie sind. Jesus setzt voraus, daß wir Schuld auch an Andern sehen und anerkennen. Wenn wir beten: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern“, so wird doch angenommen, daß es solche Schuldner gebe. Die urchristliche Gemeindeordnung, die wir im Evangelium lesen (Matthäus 18, 15—17) verlangt, daß, wenn ein Bruder gegen den Andern fehlt, sie zuerst mit einander unter vier Augen, dann, falls dies nicht hilft, in Gegenwart eines Dritten, falls auch dies unnütz ist, vor der Gemeinde reden sollen, daß er aber, falls endlich auch dies nichts fruchtet,

für ein „Heide und Zöllner“ gehalten werden soll. Das Kreuz Christi zeigt jedenfalls, daß es Feindschaft gibt, die nicht einfach selbst verschuldet ist, im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Das Kreuz Christi zeigt aber auch, daß Schuld gesühnt werden muß. Das ist im Neuen Testament selbstverständlich und es ist, wie mir scheint, eine Wahrheit, die einem sittlich matten Geschlecht wieder klar werden muß. Es gibt Schuld und sie ist der Menschen Verderben. Sie zerstört nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern hebt auch die Gemeinschaft auf. Sie muß darum anerkannt und gesühnt werden und zwar nicht nur vor dem Bewußtsein des Schuldigen selbst, sondern auch vor dem der Gemeinschaft. Dadurch wird sie aufgehoben, die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen wieder hergestellt und Versöhnung gewirkt. Die Vergebung ist an diese Anerkennung der Schuld gebunden, die den Willen zu ihrer Sühne einschließt. Wer sie nicht anerkennt und bereut, der muß „bestraft“ werden, das heißt: die Gemeinschaft muß ihm zu erkennen geben, daß er durch diese Tatsache von ihr getrennt ist. Wie diese „Strafe“ geschehen soll, ist eine Frage für sich und ich bemerke zur Verhütung von allem Mißverständnis, daß ich weit davon entfernt bin, unser Strafrecht als den zutreffenden Ausdruck dieser Wahrheit zu betrachten. Gewiß ist auch dies richtig, daß hochherzige Güte eher zur Buße leitet, als pharisäische Härte. Gewiß ist richtig, daß die Gemeinschaft in jedem Schuldigen auch die eigene Schuld erkennen und bestrafen muß. Aber dadurch wird weder die besondere Schuld des Einzelnen aufgehoben, noch die Notwendigkeit der Sühne der Schuld auch durch ihn selbst. Was aber den Pharisäismus betrifft, so wird er sich nicht notwendig an eine solche Auffassung hängen müssen, wenn er sich freilich auch überall einschleichen kann, auch beim höchsten Idealismus der Liebe.

Dagegen möchte ich hier noch ein letztes, heiliges Geheimnis streifen, worin sich erst die Auffassung des Evangeliums von Schuld, Sühne und Versöhnung vollendet. Es gibt ein Mittel, einem Schuldigen seine Last abzunehmen und trotzdem für die volle Sühne der Schuld zu sorgen: dies geschieht, wenn ein Unschuldiger für den Schuldigen eintritt, seine Schuld auf die eigenen Schultern nimmt, für ihn Fluch und Strafe trägt und damit stellvertretende Genugtuung leistet. Dies ist das Geheimnis des Priestertums, zu dem wir alle berufen sind. Damit sind wir wieder vor dem Kreuze Christi angelangt, das eben der Gipfel des Weges ist, den wir suchen, indem es gleichzeitig die ganze Furchtbarkeit und Tiefe der Schuld beleuchtet und durch die Aufhebung der Schuld die große Versöhnung schafft.

„Wie wunderlich ist diese Strafe!
Der gute Hirte leidet für die Schafe;
Die Schuld bezahlt der Herr und der Gerechte,
Für seine Knechte.

Was aber für die Welt im Großen am Kreuze auf Golgotha geschehen ist, bedeutet eine universelle und keineswegs veraltete Wahrheit, die überall wirksam werden muß, wo Versöhnung geschafft werden soll.

Ich habe, verehrter Herr Doktor, diese alten, scheinbar so bekannten und doch halbvergessenen Wahrheiten wieder ins Licht stellen müssen, weil mir scheint, daß sie es sind, an denen wir uns heute in unserer Verwirrung und Dunkelheit wieder orientieren müssen. Das sind die Berge, von denen uns Hilfe kommt. Nur wenn diese Wahrheiten unter uns wieder Fleisch und Blut werden, gelingt die Versöhnung der Völker. Wir können sie nicht wohlfeiler haben, weder in Bezug auf den Ernst noch in Bezug auf die Milde.

Mit dieser, von Ihnen vielleicht ohne weiteres gebilligten, Ergänzung schließe ich mich Ihrer Auffassung der Taktik im Kampfe gegen das Böse herzlich an. Und lassen Sie mich Ihnen noch ausdrücklich sagen, daß es mir immer ernstlicher anliegt, diesen Weg zu gehen, so schwer er oft scheint. Wir müssen ihn eines Tages gehen können, Einige, Viele, in gewissem Sinne Alle. Wir haben in der Nachfolge Christi heute keine wichtigere Aufgabe, als das, allerdings recht zu verstehende, nicht durch Sentimentalität zu karrikierende „Amt der Versöhnung".

Warum denn aber reden wir von all diesen Dingen? Doch offenbar im Hinblick auf das Problem des Friedens. Was wir ausgeführt haben, könnte man religiöse Grundlinien einer Völkerversöhnung nennen. Und nun stehen wir erst vor der Frage, wie diese von uns anerkannten und ins Licht gestellten Wahrheiten von dem Wesen des Bösen, wie von Schuld, Sühne und Versöhnung auf die Völkergemeinschaft und im Besonderen auf die gegenwärtige große Aufgabe der Menschheit angewendet werden sollen.

Eines stelle ich voraus: Diese Anwendung soll stattfinden. Denn das ist's ja, was uns von aller Kriegstheologie und Kriegsphilosophie unterscheidet, daß wir an die Notwendigkeit und Möglichkeit glauben, diese Wahrheiten nicht nur auf das Leben des einzelnen Menschen, sondern auch auf das Verhältnis der menschlichen Gemeinschaften zu einander anzuwenden. Allerdings werden wir uns darüber klar sein, daß die Antwort auf jene Frage schwierig ist. Unsere Aufgabe kann in diesem Briefwechsel auch gar nicht sein, gleichsam eine ganze „Politik der Bergpredigt" zu entwerfen oder auch nur eine alle Knoten lösende oder zerhauende Antwort auf die große Frage, wie jetzt der Friede geschlossen und für immer begründet werden soll, zu geben. Es ist gewiß schon ein großer Gewinn, wenn die Wahrheiten, die wir herausgestellt haben, über dem ganzen Problem aufleuchten. Wir dürfen im übrigen hoffen, daß wir gerade im Kampf mit der Riesenaufgabe, die unserem Geschlecht geworden ist, Schritt für Schritt mehr Licht bekommen (nach dem

Muße unserer Treue), daß uns Großes und Größeres geschenkt wird, vielleicht auf unerwartete Weise. Jene über uns stehenden Wahrheiten gewähren uns inzwischen so viel Licht, daß unsere Nacht dadurch erhellt wird — erhellt vom Glanze Christi.

Auch im Völkerleben soll das jus talionis aufhören, das heißt, der Geist, der Böses mit Bösem vergilt. Nicht nur soll das Reich der Gewalt durch das Reich des Rechtes ersetzt werden, was schon etwas Großes ist, sondern wir steigen noch höher: es soll das Reich der Liebe, die nicht richtet und rechnet, kommen. Die Völker sollen lernen, einander mit dem Auge der Ehrfurcht und Heiligung zu betrachten, auf das Gute in andern Völkern zu sehen, statt auf das Böse, Feindschaft nicht einfach mit Feindschaft zu beantworten, sondern mit der Frage, was wohl an dieser Feindschaft schuld sei und ob die Hauptschuld nicht an ihnen selber liege. Es soll selbstverständlich werden, daß die notwendigen Kämpfe für den Sieg des Rechten nicht mit den Waffen der Gewalt, sondern der „geistlichen Ritterschaft" ausgefochten werden. Es soll das Licht einer neuen Welt über ihnen aufgehen. Das soll das Ideal sein, wir wollen es vorläufig ohne Einschränkung anerkennen; es ist das Ideal, ist die Forderung Gottes und des Menschen.

Wenn wir aber auf dies heutige Stadium des Problems blicken, so tritt wieder die Frage nach der Schuld und Sühne in den Vordergrund. Sie nimmt sofort die konkrete Gestalt an, ob es wohl angehe, von einer besonderen deutschen Schuld zu reden, in dem Sinne, daß etwa die Entente (wozu natürlich immer Amerika kommt) das Recht hätte, eine „Strafe" dieser Schuld vorzunehmen und diese gar zur Vorbedingung des Friedens zu machen.

Hier muß ich zuerst ein allfälliges Mißverständnis abweisen. Ich habe für meine Person nie behauptet, daß Deutschland durch seine Gegner „gestraft" werden müsse und daß diese Strafe die Vorbedingung eines Friedensschlusses sei. Daß es eine Umkehr, eine Buße nötig habe, behaupte ich freilich, aber ich behaupte nicht, daß der Friedensschluß unbedingt davon abhängig gemacht werden müsse, sondern bloß, daß es vor dieser Buße und Umkehr kein Heil für Deutschland und die Welt, also auch keinen dauernden Frieden gebe. Ein Anderes ist die Frage, ob in der Völkergemeinschaft ungesühnte Schuld eines Volkes geduldet werden dürfe. Diese Frage muß ich freilich unbedingt verneinen. Wir wollen aber, um dem Problem gerecht zu werden, von Deutschland ganz absehen. Denn wir müssen uns hier freilich vor dem Schein des Pharisäismus hüten. Ich will darum nur allgemein und hypothetisch reden. Mir scheint prinzipiell gesprochen, was ich zu beachten bitte, entgegen Ihrer Auffassung, daß man unter bestimmten Voraussetzungen wie die besondere Schuld eines einzelnen Menschen, so auch die eines

einzelnen Volkes erkennen und anerkennen kann. Ich halte es nicht für richtig, das Problem auf die lange Bank der Gelehrsamkeit zu schieben und zu erklären, es sei Sache der historischen Forschung, die Schuld der einzelnen Völker am Weltkriege aufzudecken, wobei man (vielleicht mit Recht) annimmt, diese würde damit doch nie zu Ende kommen. So schwierig liegen die Dinge doch nicht. Sie selbst gestehen ja, daß die besondere Schuld Deutschlands jedem Unbefangenen klar sein müsse. Es heißt in der Tat die Rolle der Gelehrsamkeit und die Unsicherheit der menschlichen Dinge überschätzen, wenn man annimmt, daß so ungeheure menschliche Angelegenheiten nur von den „Fachleuten" recht beurteilt werden könnten. Das genaue Gegenteil kommt wohl der Wahrheit näher: gerade dem Fachmann ist das Urteil oft erschwert, weil er in Gefahr steht, ob lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen, während das Auge des einfachen Menschen die Wahrheit auf den ersten Blick erkennt. Es kommt dabei viel mehr auf den gesunden Sinn, den moralischen Instinkt an, als auf Zeitungsartikel, Archivdokumente und Blaubücher. So haben wenig wissende Menschen die Wahrheit über die Schuld am Kriege ohne weiteres gesehen, während Hochgelehrte im Dunkeln tappten. So ist es bei allem entscheidenden Stellungnehmen in der Geschichte gewesen. Die ersten Christen warteten mit ihrem Urteil über Nero, oder Rom überhaupt, nicht auf Mommsen, die Protestanten mit dem über das Papsttum nicht auf Ranke und die Deutschen mit dem über Napoleon nicht auf Treitschke. Es gilt in diesen Dingen wieder einmal das Wort, daß gewisse Wahrheiten den Klugen und Weisen verborgen, aber den Unmündigen offenbar sind. Ein W a g n i s bleibt alles Urteilen und alles Parteinehmen freilich, denn unsere Erkenntnis ist immer menschlich und daher beschränkt und dem Irrtum zugänglich. Aber würde ohne Urteilen und Parteinehmen nicht alles Leben ganz und gar lahmgelegt? Auch im Falle einer i n d i v i d u e l l e n Schuld könnte man immer durch Berufung auf die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis ein Urteil ablehnen, was unmöglich und unerlaubt ist. Die Erinnerung an die Beschränktheit unserer Erkenntnis hat nur den Sinn, daß es all unser Urteilen mit dem Vorzeichen der D e m u t versehen soll. All unser Urteilen ist unvollkommen. Gott allein ist ein völlig gerechter Richter. Wir sollen also milde sein, vorsichtig, ehrfürchtig, gewiß, aber urteilen und Sühne der Schuld verlangen müssen wir doch. Auch Tolstoi tut es.

Angewendet auf unsern Fall bedeutet dies: Insoweit ein Volk am Weltkriege eine besondere Schuld hat, muß es sie anerkennen und sühnen, und zwar nicht nur vor dem eigenen, sondern auch vor dem Bewußtsein und Auge der Völkergemeinschaft. Ich betone: der Völkergemeinschaft! Dieser Umstand ist besonders wichtig. Denn nun sollen ja die Völker in eine sittliche Gemeinschaft treten, den Völkerbund, die société des nations. Eine solche ist aber unmöglich,

wenn ungesühnte Schuld vorliegt. Solche ist das Urelement aller Verstörung der Gemeinschaft.

Die prinzipielle Forderung scheint mir also unabweisbar. Die Schwierigkeit beginnt erst bei der Ausführung. Wie soll eine solche Schuld festgestellt werden? Wo ist dafür der zuständige Gerichtshof? Ich möchte darüber Folgendes sagen: Die ideale Lösung ist natürlich, wenn das in Frage kommende Volk selbst seine Schuld anerkennt und sühnt, und zwar auch vor dem Auge der Völkergemeinschaft und für sie. Solange es dies nicht tut, müssen die Andern ihm dazu helfen. Dies tun sie natürlich, im Lichte des Ideals betrachtet, auch am besten durch hochherzige Güte, nicht durch pharisäische Härte und Selbstüberhebung. Nur wo ein schuldiges Volk gar keinen Willen zur Selbsterkenntnis und Buße zeigte, müßten die andern es „strafen", das heißt: sie müßten es fühlen lassen, daß ungesühnte Schuld die Möglichkeit der Gemeinschaft hemmt, ja ausschließt. Auch dies müßte, ideal betrachtet, in Ehrfurcht und Ritterlichkeit geschehen. Es müßte dabei besonders bedacht werden, daß ein Volk nicht nur ein Gewissen hat, wie ein Einzelner, sondern viele, daß es unter ihm neben den Ungerechten auch Gerechte gibt und daß seine Minderheit mehr wert sein kann, als seine Mehrheit. Die „Strafe" müßte darum so sein, daß die bessere Minderheit ihr von Herzen zustimmen könnte.

Wir müßten aber noch Beschränkungen hinzufügen. Wenn auch ein Volk eine besonders große Schuld hätte, müßten doch alle wissen, daß sie mitschuldig seien und ihr Verhalten darnach einrichten. Sie müßten als Gesamtheit Buße tun. Auch würde jedes wieder eine, wenn auch vielleicht kleine, besondere Schuld haben. Eine solche wird nicht nur auf einem Volke liegen. Jedes Volk müßte bereit sein, diese seine besondere Schuld einzusehen und zu sühnen; sonst müßte jener ideale Gerichtshof, den wir uns denken, nachhelfen. Aber wie gesagt: eine Weltbuße, eine Anerkennung der Weltschuld und eine Weltsühne müßte einschließen, was Besonderes auf die einzelnen Völker fiele, und diesem so den bittersten Stachel nehmen.

Es käme aber noch das weitere, schon mehrfach berührte Moment hinzu, daß es gilt, eine neue Ordnung des Zusammenlebens der Völker aufzubauen. Und nun meine ich, daß alle Buße diesem positiven Zweck eingeordnet werden müsse. Rechte Buße soll ja nicht bloß negativ sein. Es heißt nicht umsonst: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium." Alle Friedensmaßnahmen, die Buße eingeschlossen, müßten diesem Zwecke dienen. Dieser Gesamtzweck aber muß die Erhöhung der äußeren und innern Wohlfahrt jedes Volkes im Auge behalten, selbstverständlich auch des deutschen. Er müßte ihm etwas geben, was allfällige Verluste überwöge. Deutschland müßte das Gefühl haben, daß es dabei besser fahre, als wenn

sich gewisse Weltherrschaftsträume erfüllt hätten, umsomehr als es mit diesen für jedes Volk vorbei sein soll.

Das wäre, verehrter Herr Doktor, für eine Ordnung des Gemeinschaftslebens überhaupt und eines Friedensschlusses im Besondern (soweit das rein Politische in Frage kommt; denn das Problem hat noch eine andere, besonders eine wirtschaftliche Seite) das Ideal, zu dem wir uns wohl Beide bekennen; zu dem ich jedenfalls stehe. Aber nun wissen wir wohl, daß nicht Wenige unter unseren Lesern über diese Ausführungen den Kopf geschüttelt haben. Es ist das Ideal, das wir geschildert, es ist der Maßstab eines am Höchsten orientierten Urteils, das wir gesucht haben. Wir wissen aber nur zu gut, daß die Dinge nicht nach diesem idealen Schema verlaufen werden. Einmal, weil Gott selbst im Regiment sitzt und auf seine Weise richtet, was freilich menschliches Richten nicht ausschließt — dabei bleibe ich — aber einschränkt; sodann, weil die Menschen, unter denen diese Wahrheiten noch so wenig Fleisch und Blut geworden sind, dem Macht- und Rachedrang mehr gehorchen werden als dem Geist Christi. Das ist uns völlig klar. Aber deswegen bleibt es doch ungeheuer wichtig, daß diese Wahrheiten in dieser Stunde mächtig über Fluch und Haß aufleuchten. Wir sollten uns die Zunge des Donners und das Licht der Morgenröte wünschen, um sie den Menschen zu verkündigen. Nur von ihnen kann die große Versöhnung kommen. Wir müssen jedenfalls alles Beste, was in uns ist, aufbieten, um sie zu vertreten. Es wird nicht umsonst sein, so utopisch es scheint. Wir erleben Stunden, wo große Wunder Gottes möglich sind. Ein Jünger Christi ist nie ein ganz ohnmächtiger Mensch. Er hat, wenn es ihm ernst ist, sogar sehr gewaltige, wenn auch unscheinbare Mittel. Er muß als solcher das Geheimnis lernen, mit dem Milton sein Weltgedicht schließt, das ja in gewaltigen Sinnbildern auch den Kampf zwischen Gut und Böse darstellt:

„Durch Gutes
Das Böse zu besiegen und durch kleine Dinge
Große zu verrichten — durch das scheinbar Schwache
Das Weltlich-Starke zu zerstören und das Weltlich-Weise
Durch schlichte Güte; daß das Leiden aber
Für die Wahrheit höchsten Sieges Bürgschaft ist
Und für den Glauben auch der Tod das Tor zum Leben;
Das alles durch das Beispiel dessen dargestellt,
Den ich als den Erlöser ewig preise.“

Dabei wollen wir uns noch Zweierlei bedenken. Wenn die Völker und ihre Führer den von uns anerkannten Idealen bei weitem nicht entsprechen werden, dann ist es am Platze, daß wir uns der Unterscheidung zwischen Relativ und Absolut erinnern, die nur für diesen Zweck aufgestellt worden ist. Vieles, was dem Ideal freilich nicht entspricht, mag wenigstens relativ gut sein. Es

mag dem vorhandenen Reifegrad entsprechen. Dann müssen wir es doch anerkennen und fördern. Wer dies nicht wollte, müßte von aller Politik lassen.

Und dies ist das Zweite, was wir uns sagen müssen: Das Reich Gottes, das wir im Auge haben, wird nicht mit politischen Mitteln und auf dem Gebiete der Politik verwirklicht. Es ist die Aufhebung aller Politik. Hier muß ich auf die Gedanken verweisen, die ich in dem Abschnitt meines Aufsatzes „Warum wir Politik treiben?“ angedeutet habe. Was mit den Mitteln der Politik geleistet werden kann, ist nur eine Vorbereitung, es liegt, so unendlich wichtig es ist, doch sozusagen an der Peripherie. Die unendliche Wichtigkeit der heutigen Entwicklungen besteht wenigstens für mich gerade darin, daß sie auch mit ihren idealsten Erhebungen noch über sich selbst hinausweisen in das Reich, in dem alles, was was wir bisher Politik genannt, versinkt. Es ist's, das über Stürmen und Finsternissen aufsteigt, es ist unser letztes, ja, recht verstanden, einziges Ziel.

Wir haben nun, verehrter Herr Doktor, von sehr hohen und tiefen Dingen geredet, und den Ausgangspunkt unserer Diskussion: das Verhältnis zwischen der Schuld Deutschlands und seiner Gegner, und die Einzelprobleme der Friedensfrage weit unter uns gelassen. Aber ist das nicht ganz in der Ordnung und das, was jetzt not tut? Jetzt müssen die Einzelprobleme versinken vor den letzten großen Wahrheiten. Wir gelangen sonst nicht zum Frieden, sondern ersticken im Dickicht der konkreten Streitfragen. Es ist gewiß recht, daß wir von der Ueberwindung des Bösen und der Versöhnung überhaupt geredet haben. Wir sind in einen Kampf gegen das Böse fast ohne Gleichen gestellt. Da ist es gut, wenn uns das Geheimnis des Sieges recht klar wird, wenn wir wissen, welches für diesen Kampf die stärkste der Waffen ist. Und da ist uns vielleicht aus unserer Verhandlung doch ein Licht aufgegangen. Ich denke nicht genau wie Sie von der Nichtigkeit des Bösen, aber ich gebe sie doch auf meine Weise zu. Und mit Ihnen betrachte ich es darum als die starke Siegeswaffe im Kampf gegen das Böse, nicht an das Böse zu glauben, sondern an das Gute, das Böse wegzuglauben. Hier gilt das Wort: „Wenn ihr Glauben hättet eines Senfkorns groß!“ Das Böse ist ein Berg, der bis zum Himmel reicht, aber ein Trugberg, der Glaube kann ihn plötzlich wegbewegen, freilich nur Glaube, der Energie ist, Tat, die gewaltigste Tat. Und dieser Glaube muß Ganzheit haben. Das Gute, das das Böse besiegt, muß rein sein, nicht im Grunde selbst wieder böse. Böses muß durch Gutes überwunden werden, Egoismus durch Liebe, Gewalt durch Geist, Tod durch Leben. Das ist's, was wir glauben und üben müssen. Glaube an Gott und an den Menschen und Handeln daraus, nur daraus. Aus dem Glauben an das Böse ist die Weltverstörung gekommen und kommt vielleicht jetzt in feinerer

Gestalt die Weltversuchung. Wir müssen in allem und mit höchster Energie das Gegenteil vertreten. Es droht uns ein „Friede" ohne die Grundlage des starken Glaubens an einander, ein Machtfriede, es droht uns noch mehr nach dem Weltkrieg der Völker der Weltbürgerkrieg — alles aus der gleichen Wurzel: daß man nicht an Christus glaubt, das heißt, nicht an die sieghafte Gewalt des Guten, das in der Liebe ganz zu sich selbst kommt.

Hier muß die Versöhnung einsetzen. Sie muß in der Tiefe ihr Werk tun. Versöhnung ist eines der großen Worte der Religion und es wird gut sein, wenn wir uns wieder daran erinnern. Woher kommt die jetzige Feindschaft, die die Welt wie ein Meer überströmt? Wir haben sie von dem Abfall von Gott hergeleitet. Das ist ihre letzte Wurzel. Der Mensch ist unversöhnt, wenn er Gott fremd geworden ist. Er will herrschen, weil er arm ist. Er giert nach den Gütern und Menschen, weil er keine göttliche Fülle hat. Er gerät auch in eine offene oder verborgene Verzweiflung. Er spürt den Stachel des Gesetzes und kann dem Gesetz doch nicht Genüge tun. Er fürchtet sich vor einem feindlichen Schicksal. Er lebt in Feindschaft mit Gott und diese wird Feindschaft gegen den Menschen, Ueberhebung, Vergewaltigung, soziale Ausbeutung, Haß, Weltkrieg, sozialer Bürgerkrieg. An diesem tiefsten Punkte muß eine Umstimmung einsetzen, eine Umkehr. Diese muß Hinkehr zu Gott sein. Wir müssen wieder aus Gott, der Anschauung Gottes, leben. Wir müssen mit ihm versöhnt sein zu einer Gemeinschaft, die auch durch die Schuld nicht aufgehoben wird. Wir müssen aus der Liebe leben, die Gnade ist. Dann kann die Gesellschaft umkehren und Friede werden. Der Glaube an diese Liebe wird uns von Gier befreien und damit von Mammonismus und Krieg, er wird uns von dem Hochmut erlösen zur Demut. Auch jene Taktik in der Bekämpfung des Bösen, die wir für die rechte halten, wird dem Menschen nur auf diesem Wege möglich. So allein kann Friede werden.

Es ist der Sinn des Kreuzes, wie des ganzen Lebens Christi, diesen Weg zu zeigen, den Weg der Gnade und Versöhnung statt des Rechnens und der Rache. Christus hat der Seele der Menschheit die Last der Schuld abgenommen und damit klar gezeigt, welches das heiligste Geheimnis der Versöhnung sei. Es gibt einen Weg, dem Schuldigen seine Last abzunehmen ohne die Sühne zu verkürzen. Ich habe ihn schon genannt: das ist das Priestertum des Leidens für einander, besonders aber des Unschuldigen für den Schuldigen. Dieses Geheimnis wird unter uns wirksam werden müssen, nun, da so unermeßlich viel Schuld die Menschen trennt. Es müssen sich Viele in diesen Abgrund stürzen, müssen leiden für die Andern, fremde Schuld auf sich nehmen. In dem Maße, als es geschieht, wird die „Strafe" des Schuldigen ihre Härte verlieren. Das ist der höchste Weg! Das ist der Kreuzzug, den

wir vor allem brauchen. Daß die Liebe Christi erwache und Wunder tue! Daß Gott groß werde unter uns!

Wir wollen, verehrter Herr Doktor, versuchen, soweit wir dafür Kraft und Gnade bekommen, etwas von diesem Geiste in die konkreten Probleme zu tragen, vor die wir gestellt sind. Wir wollen an Deutschland glauben. Es erlebt nun die Katastrophe, die ich von Anfang an erwartete. Nun wird, schneller oder langsamer, das Aufräumen und Umdenken kommen. Wir wollen hoffen, daß es besonders auch auf dem religiösen Gebiete eintrete. Unsere Opposition fällt in dem Maße dahin, als dies geschicht und wird Mitarbeit. Wir wollen aber auch an die Entente glauben. Mag sie jetzt auch von dem plötzlichen und nun fast unerwarteten, jedenfalls unerwartet großen, Siege berauscht sein, so werden doch die edlen Kräfte in ihr auf die Länge nicht unwirksam bleiben. Wir wollen an Wilson glauben. Mag seine zweite Antwort an Deutschland befremden, so hat dieser Mann doch bisher gezeigt, daß er recht behielt, wo Viele ihn nicht verstanden, und haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß er von seinen Idealen abfallen werde. Sein Idealismus ist allerdings nicht so, daß man mit ihm spielen könnte, indem man ihn abwechselnd leugnet und dann wieder, wenn er Einem gerade paßt, benützt. Aber wir wollen an ihm festhalten, solange wir nicht zum Gegenteil genötigt sind. Ein Heiland freilich ist auch Wilson nicht, aber wir meinen nicht, daß wir, um allein gerecht zu bleiben, alle Andern schlecht machen müßten und glauben ganz besonders nicht, daß diese Spekulation à la baisse, die in aller Welt nur Ausbeutungstrieb sieht, mit Ausnahme einiger ganz reiner Genossen, der Sache des Sozialismus diene. Auch er lebt vom Glauben an das Gute.

In der Hoffnung, daß wir einander nun doch näher gekommen seien, aber ohne die Meinung, recht behalten zu wollen, grüßt Sie herzlich

Ihr ergebener

L. Ragaz.

Die Reformer und Religiös-Sozialen.

I. Eine erfreuliche Tagung.

Am 23. September waren die Delegierten des schweizerischen Vereins für freies Christentum in Baden versammelt. Die Hauptverhandlungen drehten sich um höchstzeitgemäße Fragen: „Christentum und Vaterlandsverteidigung“ und „Unsere Stellung zu den Religiös-Sozialen“! Wer das Verhalten der Freisinnigen unserer Sache gegenüber bisher beobachtet hat, der mußte erwarten, daß man nun einmal gründlich mit uns abrechnen und scharf über uns richten werde als

über Vaterlandslose, über Utopisten, über halbe oder ganze Sozialisten u. s. w. Darauf war ich wenigstens gefaßt, als ich, das mir freundlich gewährte Gastrecht benützend, zur Tagung der Reformer ging. Aber ich wurde angenehm enttäuscht. Es mußte einem wohl tun, zu sehen, mit welchem Ernst die schweren Probleme, die uns alle beschäftigen, angefaßt wurden, wie man nach Klarheit rang, den Zwiespalt zwischen Gewalt, Militarismus und Krieg einerseits und dem Evangelium anderseits tief empfand und sich nach einer neuen Ordnung der Dinge sehnte. Da war nicht mehr viel von jener Art zu spüren, die diejenigen, die aus religiösen und Gewissensgründen die Waffe nicht mehr führen können, von vornherein verdammt und fürs Irrenhaus reif erklärt, die überlegen lächelt, wenn man der Hoffnung auf eine Ueberwindung des Krieges Ausdruck gibt oder gar mit allerlei Künsten den heutigen Völkermord zu rechtfertigen sucht. Nein, es herrschte ein Geist ernsten Suchens nach neuen Wegen, herausgeboren aus der gemeinsamen Not. Und das zu erleben, hat mich gefreut.

Auch in der Besprechung des Verhältnisses zu den Religiös-Sozialen zeigte sich etwas wie eine neue Orientierung. Mit wenig Ausnahmen war auch hier alle Bitterkeit geschwunden und man suchte unserer Sache in ritterlicher Weise gerecht zu werden. Niemand wird es für ein Zeichen der Schwäche halten, wenn offen bekannt wurde, man habe auch gefehlt, sei oft zu derb geworden in der Bekämpfung der religiös-sozialen Bewegung, habe manchmal zu sehr nur vom Parteistandpunkte aus geurteilt und sei der Gefahr der Verknöcherung nicht immer ganz entgangen. Das Bekenntnis der eigenen Schuld ist ja immer der erste und sicherste Schritt zur Versöhnung. Daß ein aufrichtiges Verlangen nach einer Fühlung mit uns bei vielen Anwesenden vorhanden war, ist mein bestimmter Eindruck.

Wenn unsere Freisinnigen in der, man darf wohl sagen, neuen Richtung, die sich in der Badener Versammlung angekündigt hat, weiter gehen, darf man sich freuen. Auch uns kann es ja nur erwünscht sein, wenn die oft so gehässigen und kleinlichen Parteistreitigkeiten hüben und drüben einmal aufhören und wir uns trotz Verschiedenheit der Ueberzeugungen doch zusammenfinden in der Liebe. Wir müssen alle nach Klarheit ringen und nach Wahrheit suchen. Keinem, der es mit Ernst und Aufrichtigkeit, ohne Vorurteil und Parteiinteresse tut, werden wir die Achtung versagen. Wenn erst einmal die Ritterlichkeit in unseren Geisteskämpfen waltet, können diese nicht mehr schaden, sondern nur der Wahrheit förderlich sein. Wir hoffen, daß die Gesinnung, die die Badener Tagung kennzeichnete, sich auch weiterhin in Wort und Tat bemerkbar mache. Dann werden wir uns allmälig doch näher kommen und verstehen lernen. J. Meier.

II. Nachwort.

Wir glauben, diesem Bericht und Kommentar unseres Freundes auch unsererseits einige Bemerkungen beifügen zu sollen. Es ist von

Seiten berufener Vertreter der „Reform" den „Religiös-Sozialen" so herzlich die Hand entgegengestreckt worden, daß es ungehörig wäre, wenn nicht auch von Seiten der Redaktion der Neuen Wege eine Antwort erfolgte. Eine „offizielle" Antwort kann freilich von unserer Seite nicht kommen. Denn was auch die Böswilligkeit schwatzen mag, so bleibt es dabei, daß wir keine „Partei" sind und keine werden wollen, sondern eine „Bewegung", die sich auf die freieste Weise in allerlei Formen und Nuancen darstellt. Es ist also auch keine Instanz da, die im Auftrag der Religiös-Sozialen sprechen könnte, und die Antworten, die erfolgen, sind daher ganz freier individueller und unverbindlicher Art. So auch die unsrige.

Es ist damit aber auch schon etwas gesagt, was wir nun zuerst hervorheben wollen. Eine eigentliche Trennung zwischen Reformern und Religiös-Sozialen ist im Grunde nie erfolgt, so wenig als eine solche zwischen diesen und den „Positiven". Es ist uns immer selbstverständlich gewesen, daß Reformer und Positive und andere Leute, Gemeinschaftschristen, Katholiken, Israeliten, sich nach Lust und Willen dieser Bewegung anschließen könnten, und es sind denn auch aus all diesen Kreisen her Menschen zu uns gekommen. Was die Reformer im Besonderen betrifft, so sind immer eine Anzahl von ihnen, und zwar, wie wir wohl ruhig sagen dürfen, nicht von den Geringsten, mit uns gegangen und wir haben uns darüber aufrichtig gefreut. Das „Religiös-Soziale" ist eine Sache, die über die vorhandenen Parteiformen und religiösen Gemeinschaften hinausgreift, so daß man, wenn man dafür Grund hat, der Reformpartei oder der positiven oder irgend einer andern Richtung oder Gemeinschaft angehören und doch „religiös-sozial" orientiert sein kann. Wenn es zu heftigen Auseinandersetzungen gerade zwischen der Reformpartei und der religiös-sozialen Bewegung gekommen ist, so hatte dies zumeist mehr zufällige und persönliche Ursachen. Einige von uns gehörten ursprünglich dieser Partei an und mußten sich darum gerade mit ihr auseinandersetzen und von ihr losreißen. Ihre religiöse Entwicklung nahm in jeder Hinsicht, nicht bloß in Bezug auf die Beurteilung des sozialen Problems, eine andere Richtung, als die in der älteren und mittleren Reform herrschende und beinahe zum Dogma gewordene Denkweise. Die Entwicklung, die unsere Bewegung speziell in Basel nahm und die Geschichte der Neuen Wege führten ebenfalls dazu, daß der Kampf gerade zwischen uns und den Reformern entbrannte. Es galt, das Parteiwesen überhaupt zu durchbrechen und da mußten natürlich bisherige Angehörige der Reformpartei zuerst mit dieser in Konflikt geraten. In der übrigen Schweiz standen und stehen bis auf diesen Tag die Dinge anders, wenigstens soweit sie nicht von Basel beeinflußt sind. Aus diesen und vielleicht einigen noch tiefer liegenden mehr prinzipiellen Ursachen ist es gekommen, daß wir zwar auch aus dem positiven Lager oft genug angefochten worden sind und auch nicht immer auf eine feine Weise, aber daß eine mehr oder weniger einheit-

liche Front gegen uns nur die Reformpartei bildete und zwar eben wieder nur die von Basel aus orientierte.

Wenn die Reformpartei diese Haltung aufgeben will, so gibt es auf unserer Seite keine Hindernisse. Unsere Türen stehen nach wie vor offen. Nicht nur ist die religiös-soziale Bewegung eine jedermann zugängliche Sache, auf die niemand ein Monopol hat und von der niemand den Schlüssel hütet, sondern auch wir persönlich sind stets von Herzen bereit, mit solchen zusammenzuarbeiten, die von dieser Seite her kommen. Dies ist ganz selbstverständlich und nur ein Mißverständnis kann es nötig machen, dies noch besonders zu sagen.

Freilich müssen wir uns nun vor weiteren Mißverständnissen hüten. Wenn wir erklären, daß nichts uns prinzipiell von den Vertretern der Reform trenne, so ist damit nicht gemeint, daß wir uns mit der religiösen Art und Weise, die die Reform bisher im Durchschnitt vertrat, mit ihrer „Weltanschauung", einig wüßten. Der Schreiber dieser Zeilen zum Beispiel müßte dann entschieden erklären, daß dies bei ihm *nicht* der Fall ist. Er steht auf einem völlig andern Boden und müßte sich, wenn er Parteinamen und Etiketten brauchen wollte, in dieser Beziehung sogar sehr „positiv" nennen.

Aber es wäre wieder ein Mißverständnis, wenn uns dies trennen sollte. Denn einmal ist zu sagen, daß auch die Reformbewegung, so weit sie lebendig ist, keineswegs bei den Denkformen und Stimmungen beharren kann, die darin vor zwanzig und vierzig und zum Teil noch vor zehn Jahren herrschten. Dazu ist der geistige Umschwung, den unser Geschlecht erlebt, zu gewaltig. Ohne daß ich in der Lage wäre, dies im Einzelnen nachzuweisen, bin ich doch überzeugt, daß bei den geistig lebendigen Gliedern der Reformbewegung das Bedürfnis nach neuen Bahnen ebenso groß ist als anderswo, daß auch bei ihnen eine jener früheren gegenüber völlig veränderte Stimmung waltet und daß diese der unsrigen nicht allzu fremd sein wird. Wir Alle werden von der Verflachung der letzten Epoche weg mächtig zur Tiefe gedrängt. Alle Sattheit ist von uns gewichen. Wir sind Hungernde und Dürstende geworden, geistlich Arme, die schon darum nicht streiten; denn nur der Hochmut streitet.

Es kommt jedoch dazu noch ein Anderes, Entscheidenderes. Die Sache liegt ja so, daß es zum Charakteristischen an der religiös-sozialen Bewegung gehört, die Unterschiede, die früher die Parteien und Richtungen trennten, zu entwerten. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, daß wir uns um Fragen der „Weltanschauung" oder gar der Wahrheit nicht kümmerten. Die so reden, wissen nicht, was sie sagen. Sie versündigen sich an der Wahrheit und hegen keine Klarheit über die in Frage kommenden Dinge. Es ist freilich richtig, daß für uns nicht die „Weltanschauung", das heißt: die *theoretischen* Aussagen über Gott, als das Wesentliche gelten, sondern der *Glaube*, das heißt: das unmittelbare Leben mit Gott und aus Gott, das Vertrauen, die Hingabe, die Liebe, die Hoffnung.

Wir bekämpfen den Intellektualismus und Dogmatismus als Erbfluch der Christenheit wie unserer ganzen Kultur. Aber es irrt sich schon gewaltig, wer behauptet, daß uns Fragen der Weltanschauung oder mit andern Worten: des religiösen Denkens geichgültig seien. Wir nehmen es im Eifer des Ringens mit diesen Problemen mit jedem Vertreter der Reformpartei fröhlich auf. Vollends aber ist es Unsinn, zu sagen, daß wir die religiöse Wahrheitsfrage vernachlässigten. Als ob unser Streben nach etwas Anderem ginge als nach der religiösen Wahrheit! Der Witz ist ja bloß, daß wir die religiöse Wahrheit anders verstehen, als gewisse andere Leute. Es ist darum nichts anderes als jener grobe logische Fehler, den man petitio principii nennt, wenn diese uns anklagen, daß wir die Wahrheitsfrage außer Acht ließen. Sie setzen dabei nämlich voraus, ihre Art, die Wahrheitsfrage zu verstehen, sei die einzig mögliche, sie merken nicht einmal, daß es auch eine andere Art gibt und reden darum törichtes Zeug. Es muß einmal ehrlich gesagt werden, daß dieses Reden ein Zeichen des geistigen Tiefstandes ist, in den ein Teil dieser Partei — nur ein Teil! — geraten ist und daß von keiner Verständigung die Rede sein kann, bevor solche Torheiten einmal aufhören. Wir ringen nach gar nichts anderm, als nach der religiösen Wahrheit, nochmals sagen wir es, und das heißt: wir ringen nach der Wahrheit Gottes, Jesu Christi, des Menschen, des Gottesreiches, wir ringen nach Gott selbst, nach Christus, nach dem Menschen, nach dem Gottesreich, nämlich nicht bloß nach ihrer Erkenntnis, sondern auch nach ihrer Wirklichkeit und zwar ihrer Verwirklichung im Denken, Fühlen, Tun, im äußeren und im inneren Leben, in allem.

Denn so wichtig uns die Wahrheitsfrage auch ist, so bleibt allerdings bestehen, daß wir nicht die theoretische oder gar rein intellektuelle Stellung eines Menschen zu den höchsten Dingen als das Entscheidende betrachten, sondern seine unmittelbare, persönliche und praktische Einstellung zu Gott und seinem Reiche. Nicht auf das Urteil über den Sinn und Wert der Bibel, die Wundertaten Christi, das Geheimnis seines Wesens, seine Person, seine Geburt, seinen Tod und seine Auferstehung kommt es uns in erster Linie an, sondern auf das Maß seines Ergriffenseins von dem lebendigen Gott und seiner Sehnsucht nach dem Reiche Gottes. Nicht daß uns jene Dinge nicht wichtig wären — sie sind für Viele von uns sehr wichtig und wir denken sehr „positiv" darüber — aber wir können paradoxerweise sagen: gerade weil sie uns so wichtig sind, machen wir sie nicht zum Schibboleth, gehen wir nicht von ihnen aus. Wir stellen uns auf den Boden des in Jesus erschienenen Gottesreiches, das uns in seinem Leben und seiner Liebe grüßt, wir ergreifen es im Glauben und schreiten mit ihm in der Hoffnung vorwärts und überlassen es jedem, von dem Geheimnis des Hintergrundes so viel zu erfassen, als er bedarf und ihm gegeben wird,

in der Ueberzeugung, daß in dieser Freiheit die Wahrheit sich am besten durchsetzt, daß Gott selbst, oder, anders gesagt: der heilige Geist, der beste Führer zu ihr ist. So haben wir es stets gehalten und damit die besten Erfahrungen gemacht. Wie schon einmal in diesen Heften gezeigt worden ist, gehört es zu den erfreulichsten Seiten der religiös-sozialen Bewegung, daß in ihr nie ein dogmatischer Streit entstanden ist. Es haben bei uns Leute von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken mitgemacht, wir haben — leider — über Vielerlei gestritten, aber nie über solche Dinge. Wir fühlten uns von einer starken, über ihnen liegenden Einigkeit umfaßt.

Das war und ist Freiheit, eine Freiheit auch von allem negativen Dogmatismus, allem Gebundensein an eine Verneinung bestimmter Glaubensansichten. Und das möchten wir nun noch betonen. Frei sein wollen auch wir und in diesem Sinn — nur in diesem! — freisinnig. Ja, wir möchten noch freier sein als ein Teil der Reformer, die an ihr freisinniges Dogma so stark und oft noch stärker gebunden sind als die Positiven an ihr positives. Wir wollen nicht nur eine dogmatische, sondern eine religiöse Freiheit, eine grenzenlose Freiheit des religiösen Urteils, die Freiheit Jesu, eine Freiheit, so groß wie Gottes Herz selbst. Unsere Freiheit und mehr noch unser Freiheitswille geht weit hinaus über alles, was man heute im allgemeinen als Freiheit kennt. Denn „zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ Wenn wir dafür eine freilich ganz ungenügende, aus einer viel zu niedrigeren Sphäre geholte Formulierung brauchen dürften, die aber in diesem Zusammenhang ein Recht hat, so können wir sagen: Wir möchten die völlige freie Bewegung in religiösen Dingen, die das Ideal der Reformpartei ist, verbinden mit der tiefen religiösen Begründung, die das positive Christentum vertritt, und möchten diese Verbindung herstellen durch ein neues Verständnis Gottes und des Gottesreiches.

In diesem Sinn und Geiste möchten wir die uns dargebotene Hand ergreifen. Wir sind denen, die diese Versöhnung anbahnen wollen, von Herzen dankbar. Wir selbst haben ja, wie man sich erinnern wird, unsere Hand auch immer wieder ausgestreckt, nach rechts und links. Wir haben uns auch seit manchen Jahren aller Polemik gerade gegen links hin enthalten, nicht nur der persönlichen, sondern auch der sachlichen, was uns wahrlich nicht immer leicht gemacht wurde. Man verkennt uns nicht schlimmer, als wenn man uns zutraut, daß wir den Streit suchten und der Streit unsere Freude wäre. Zwar gehen wir dem Kampf nicht aus dem Wege, weil wir nicht dürfen, aber aller Streit tut unserm Herzen unendlich wehe und ist uns nur erträglich, soweit wir darin ein Leiden um Christi willen sehen dürfen. Wir dürsten nach Frieden — freilich nicht nach einem faulen Frieden, einem Frieden des Behagens, aber nach dem Frieden Gottes, dem Höhen-

frieden, dem Frieden in der Luft der Wahrheit, dem Frieden gemeinsamen Schaffens in der Freiheit Gottes und in der Liebe Christi. Gott ist unser Zeuge, wie tief und sehnlich und durch welche Opfer wir Frieden und Versöhnung erstrebt haben, zum Teil freilich umsonst.

Aber nun soll ja wohl über die Welt eine Stunde der Versöhnung kommen. Und wir „Christen" sollten darin vorangehen. Darum sollte auch unter uns eine Friedensbewegung entstehen, sollten Friedensangebote erfolgen und nicht nur Waffenstillstände eintreten, sondern die Grundlegung zu einem Dauerfrieden, einem Reich des Friedens. Nicht der Kampf soll aufhören, der Kampf der Wahrheit, aber der Krieg, das heißt: die böse Befehdung, die nicht auf den Sieg der Wahrheit ausgeht, sondern auf Gewinn von Macht, auf persönliche Schädigung und Vernichtung des Gegners. Es ist aber das Charakteristikum des Parteiwesens, daß es den Kampf um die Macht an Stelle des Kampfes um die Wahrheit setzt. Darum wiederholen wir unsere alte Parole, daß das religiöse Parteiwesen aufhören sollte. Es ist nicht genug, daß wir etwas haben, was die Parteien überspannt, sondern es sollten die Parteien selbst, das heißt: alle Parteiorganisationen, radikal und entschlossen aufgelöst werden. Wir meinen das in bitterm Ernst. Das wäre gar nicht einmal etwas Großes, es wäre aber etwas! Und dann würden sich neue, freie, fließende Formen des gemeinsamen Arbeitens und Kämpfens bilden, zu denen hinzu, die wir schon haben.

Vor allem aber müssen wir aufhören, einander schlecht zu machen. Ein Geist des Adels muß wieder in den Ton und Stil unserer geistigen Auseinandersetzungen kommen, eine Hebung des Niveaus eintreten, ein Sinn des Verstehenwollens, des guten Glaubens an einander, der Ehrfurcht gegen einander durchbrechen und dies bei aller Ehrlichkeit und Schärfe der Rede. Wie werden wir aufatmen, ja aufjauchzen in dieser unserer neuen Welt! Wie werden wir wieder Taten tun können!

In diesem Sinne ergreifen wir nicht nur die dargebotene Hand, sondern strecken auch die unsrige aus, andern Brüdern und Schwestern entgegen, verlorenen und neu zu findenden; in diesem Sinne rufen wir auf zu dem Werk einer großen Versöhnung.

L. Ragaz.

Wie die Träumenden!

Die politischen Ereignisse der letzten Wochen sind so gewaltig, daß sie für sich selbst sprechen. Wo wären Worte groß genug, um ihnen gerecht zu werden? Der Gegensatz zwischen der Lage, wie sie sich letzte Ostern darstellte, und wie sie sich jetzt gestaltet hat,

ist so erstaunlich, so mährchenhaft, daß wir ihr gegenüber, nach jenem Psalmwort, sind „wie die Träumenden“. Damals schrieben wir:

„Welch ein Unterschied zwischen diesem Osterfest und dem letzten! Damals eine Auferstehung der Völker, ein Brausen des Frühlingswindes von Osten her, ein Aufquellen aller demokratischen und sozialistischen Zukunftshoffnungen; jetzt die gewaltigste Niederlage, die diese je erlitten, ein Sieg aller Mächte der alten Welt, ein Triumph aller Reakion. Dennoch! Wie die Welle jetzt nach rechts flutet, so kann sie wieder nach links zurückschlagen. Die Welt ist nun einmal im Fluß und wird es noch lange sein. Darum können die Dinge nach einiger Zeit ein ganz anderes Gesicht haben, als heute. Die Welt liegt in furchtbaren Geburtswehen. Wir dürfen ruhig den Glauben festhalten, daß es die „Geburtswehen Christi“ sind. Exselsior — trotz alledem!“

Und nun ist schneller, großartiger und endgiltiger als wir dachten, dieser Umschwung erfolgt. Wir sind dafür voll Dankens. Unser Glaube an Gottes gerechtes Gericht und an sein Kommen im Völkerleben ist durch eine Erfahrung ohne gleichen gestärkt, nachdem er durch eine Feuerprobe ohne gleichen gegangen. Alles was uns auf dem weltpolitischen Gebiete an Wünschen und Hoffnungen teuer war, hat nun, nachdem es kurz vorher vom Dunkel verschlungen zu sein schien, höchste Aussicht auf nahe Verwirklichung. Diese Erfahrung aber stärkt uns auch den Glauben an Anderes, noch Größeres, das kommen soll und wird, wenn seine Zeit erfüllt ist.

Wie es in solchen Zeiten zu gehen pflegt, wechseln hellstes Licht und tiefste Finsternis rasch mit einander ab. Nun ist unsere Sorge, wie weit die Entente und besonders Wilson die Fähigkeit zeigen werden, den Aufbau einer „neuen Welt“ richtig an die Hand zu nehmen. Zwar möchten wir nicht versäumen, nochmals ein Mißverständnis zu bekämpfen: Unsere Meinung ist durchaus nicht, daß dieser Aufbau einer neuen Welt in erster Linie und im wesentlichen Sache der Diplomaten sei oder gar des einzigen Wilson. Wir wiederholen vielmehr, was wir schon mehrfach erklärt haben: es wird in erster Linie und in der Hauptsache das Werk der Völker selbst sein müssen. Nun sollen sich alle Kräfte aufmachen, die nach dieser neuen Welt hin drängen: der Sozialismus, der Pazifismus, die wahrhaft demokratischen und die religiösen Bewegungen, die Frauen, die Kirchen, die Einzelnen; jetzt naht die Stunde für sie Alle. Was wir von den Diplomaten verlangen, ist bloß, daß sie die neue Ordnung nicht versperren, sondern ihr günstige Entwicklungsmöglichkeit schaffen, vor allem aber, daß sie den Krieg nicht ohne Not derart verlängern, daß unheimliche Mächte, die gerüstet sind, über uns hereinbrechen und Europa vollends und vielleicht unheilbar in ein Trümmerfeld verwandeln, über dem dann höchstens noch eine düstere Reaktion, gestützt auf die Hoffnungslosigkeit der Menschen, ihre Herrschaft wieder entfalten könnte.

Die Stunde ist kritisch bis zum Aeußersten. Die Geschichte der Welt hat wohl selten eine solche erlebt. Mögen alle guten Geister wachen! Mögen sie namentlich den Mann bewahren, der jetzt eine

Macht und Vollmacht in den Händen hat, die fast über das Maß dessen hinausgeht, was ein Mensch ohne Schaden ertragen kann.

Wir werden aber dieser Stunde am wenigsten gerecht, wenn wir nun eilfertig, auf Grund unseres Zeitungswissens und unserer dürftigen Schablonen, über diesen Mann wieder schimpfend herfallen, wenn er nicht genau das tut, was wir gerade von ihm erwarten. Er sieht schließlich ein wenig weiter als wir und weiß ein wenig mehr als wir. Und wer von uns weiß denn, was er kann und mit was für Widerständen er zu kämpfen hat? Wir haben allen Grund, zu diesem Mann das Vertrauen zu hegen, daß er mit Festigkeit, wenn auch manchmal im Sturm lavierend, dem Ziel zustrebt, das er verkündigt hat. Und wir dürfen auch auf die edlen Kräfte in der Entente vertrauen, die nicht verschwunden sind, auch wenn sie nicht gerade in erster Linie von den Journalisten verkörpert werden.

Deutschland aber wünschen wir eine Erneuerung, die ehrlich und gründlich ist, die nicht bloß aus der Notwendigkeit stammt, sich durch Zuflucht zu einem Ideal, an das man doch nicht recht glaubt, zu retten, sondern von Innen her, aus wahrer Buße und wahrem Selbstgericht. Vorher gibt es keinen echten Frieden. Wenn aber dieser ehrliche und gründliche Umschwung kommt, dann wird die Katastrophe ebenso, ja in noch höherem Maße, sein Heil werden, als einst für Frankreich die seinige.

Die Schweiz endlich darf in dieser Stunde sagen, daß ihre Rettung geschehen sei! Es ist ein Ereignis von solcher Tragweite, daß wir wohl bis zur Reformation zurückgehen müssen, um eines von ähnlicher Wichtigkeit in unserer Geschichte zu finden. Wenn die politischen Entwicklungen der letzten Geschichtsperiode weiter gegangen wären, oder wenn der Weltkampf dauernd die der jetzigen entgegengesetzte Richtung genommen hätte, dann wären wir verloren gewesen. Ja, wir waren schon verloren und sind jetzt gerettet, falls wir unsere Rettung nicht selbst verscherzen. Nun dürfen wir in eine kommende Welt hineinschauen, wo auch der Kleine stolz, frei und sicher sein Haupt tragen darf, wo der Unterschied von Klein und Groß für die Völker sehr viel von seiner Bedeutung verloren haben wird. Wenn wir bedenken, was das heißt, müssen wir wieder sagen: „Wir sind wie die Träumenden!" Es ist eine große, völlig unverdiente Gnade.

Wie unverdient sie ist, zeigt sich darin, daß unser Schweizervolk, wenigstens die deutsche Schweiz, von diesem Sinn der Stunde zum großen Teil nichts zu merken scheint. Das ist in erster Linie die Schuld unserer Presse. Wo sind, einige ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, die Zeitungen, die dies dem Volke sagen? Wo fänden wir darin auch nur einen Gruß an die geretteten Serben, Belgier, Armenier — von Polen, Syrien, Rumänien zu schweigen? Aber wir vertrauen darauf, daß überall trotzdem Männer und Frauen sind, die die Bedeutung dieser Tage verstehen und darnach handeln.

Das ganze System, das politische, soziale, geistige, das uns so lange beherrscht hat und an dem schweizerischen Elend dieser letzten Jahre die Hauptschuld trägt, ist ja nun gestürzt. Das hat die Abstimmung über die Proporzionalwahl des Nationalrates bestätigt. Wir haben nicht Gelegenheit gefunden, uns vor der Abstimmung darüber zu äußern und konnten dies ja um so eher unterlassen, als der Sieg dieser Sache gesichert erschien. Beim letzten Kampf um dieses der Demokratie allein angemessene Wahlverfahren hatten wir den Zorn des damals noch herrschenden Systems auf eine Weise erfahren, die uns nur in unserm Urteil über dieses bestärken konnte. Seinen Sturz zu wünschen, schien damals eine Lästerung und von einer „Stagnation“ oder gar einer „gewissen Korruption“ zu sprechen, der es verfallen sei, ein Verbrechen. Wie nimmt sich heute, im Lichte der Ereignisse der letzten Jahre, diese Entrüstung aus? Die Toten reiten schnell.

Wenn wir den Sturz dieses Systems von Herzen begrüßen, so doch nicht etwa in dem Sinne, daß wir als Ersatz eine neue Parteiherrschaft wünschten. Nein, nun soll zunächst einmal wieder Leben kommen, an Stelle der Erstarrung, Bewegung an Stelle der Trägheit, Geist an Stelle des satten Machtbesitzes. Es wird ein wenig ein Chaos kommen, aber lieber dieses, als die alte geistlose und leblose Uniformität der Systems-Allmacht. Das Neue wird schon nach und nach Gestalt gewinnen. Auch hatten wir eine wirkliche Einheit und Ordnung ja schon lange nicht mehr. Es ist im übrigen gerade ein Vorzug der Proportionalwahl, daß sie uns über das bisherige Parteiwesen hinaushelfen wird, einmal, indem sie die Uebermacht einer Partei erschwert, sodann, indem sie die natürlichen Gruppierungen des Volkslebens, die vorwiegend wirtschaftlicher Natur sind, einladet, sich als solche in den Behörden Vertretung zu verschaffen und diese so zum getreuen Bild des Volkes zu machen. Sie wird dadurch auch zum Organ des Friedens. Denn sie nimmt von großen Klassen der Bevölkerung das Gefühl des Unterdrücktseins und gibt ihnen das Bewußtsein gesicherten Rechtes. Sie entfernt an ihrem Orte das Machtprinzip aus dem innerpolitischen Leben und ersetzt es durch das der Gerechtigkeit und tut also das, was der Völkerbund in der äußern Politik tun will. Ein neues Wahlrecht ist freilich kein Allheilmittel, aber es kann ein Heilmittel neben anderen sein und die Abstimmung vom 13. Oktober hat ihre große Bedeutung als Symbol einer neuen Zeit für unsere Schweiz wie für die Welt.

Freilich hilft uns dieses Mittel nur, wenn zugleich Geist über uns kommt, neuer Geist. Sonst kann es allerdings auch Organ des Streites und der Zersetzung werden. Ein neues Schaffen und Bauen muß einsetzen. Vor allem ist eine neue Presse zu schaffen. Aber das Beglückende ist, daß uns nun die Bahn offen ist zu neuem Schaffen. Die Luft ist heller, der Horizont weiter, die Seele freier geworden, „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“

L. Ragaz.

Rundschau.

Eine Bitte an die Schweizer. (Von einem Flüchtling.) Ich bin nicht in die Schweiz geflohen wegen Euch; denn Ihr seid als Menschen ja nicht besser, als die, die ich verließ — sondern Eures freien Bodens wegen. Gebt Euren Boden für die Verfolgten, für die, welche die Lüge hassen, für die Wahrheitssucher; denn nur auf Eurem Boden kann Wahrheit sich ans Licht schaffen.

Freuet Euch darob — macht Eure Hütten auf! Denn wie einst so viele Große bei Euch erst groß geworden, wie so viele Verkannte und Verbannte bei Euch erst wieder sich gefunden und der Menschheit zum Nutzen geworden, so gebt auch diesmal den Flüchtigen wieder eine Heimstatt. Es will sich was gebären in großer Not und es ist Auszeichnung für Euer Land, daß es gerade hier will Wurzel fassen, und es kann nur geboren werden von den Bedrängten, in geistiger Not. Von den Bedrängten — welche man verfolgt und entwurzelt, die bei Euch Zuflucht suchen. Weil Ihr aber daheim und geborgen seid, kennt Ihr die größte Not noch nicht, Euer Land hat der mörderische Krieg verschont. Verschließt deshalb Euer Ohr und Herz nicht dem Notschrei der Heimatlosen, die dem Kriegselend ins Angesicht geschaut, sondern versucht sie zu verstehen und ihnen gerecht zu werden.

Wessen Herz voll ist, dem läuft der Mund über! Nennt nicht jeden Drückeberger — trotz welcher — denn die meisten, die diesen Namen wirklich verdienen, sind in den kriegführenden Ländern selbst und bringen es auch dort zuwege, nicht ins Feld zu müssen.

Darum sind es sehr oft nicht die Schlechten, die bei Euch Zuflucht suchen — jedenfalls keine knechtischen Seelen — sie suchen Freiland — Hilligenlei — Heiliges Land!

Zivildienst für Dienstverweigerer. Aus Dänemark schreibt uns ein Freund:

„Ich will Ihnen erzählen, daß wir jetzt hier in Dänemark ein Gesetz bekommen haben, wonach solche junge Männer, die wegen Gewissensgründen Soldatendienst nicht machen können, frei werden gegen zivile (ganz zivile) Arbeit. Das Gesetz wurde von dem Reichstag angenommen infolge der Arbeit des „Christlichen Friedensvereins" und der Geistlichen, von denen zwei Drittel eine Adresse (veranstaltet vom Friedensverein) unterschrieben hatten, und des Verteidigungsministers Herrn Münch. Zirka 200 junge Leute sind diesen Herbst nach diesem Gesetz zu ziviler Staatsarbeit übergeführt worden. 25 von diesen sind jetzt mit ziviler Waldarbeit beschäftigt, mit einem Forstmann als Führer. Sie stehen nicht unter militärischen Gesetzen."

Wann werden wir bei uns ein ähnliches Gesetz bekommen? Wer nimmt endlich diese Aufgabe energisch an die Hand? L. R.

Des Krieges Ende.

Viel Männer tragen schwere Last
In stumpfverbissner Glut. —
Dann bricht ein Fluchen aus der Brust!
Und wilde Wut
Schreit nach der Blutschuld Rast.
Es übergießt der Fluch in höllscher Lust
Die mit des Gauklers Sinn
Und frevlem Uebermut,
Gewissenlos, der Lüge Knecht,
Irrleiten vieler Männer Recht
Und grinsend nehmen hin
Der Wahrheit Gut,
Als Sklaven der Tyrannenlust,
Des goldnen Kalbes Knecht! —
Viel Männer werden sich bewußt,
Daß blind die Hand
Und ihre Blutschuld schlecht;
Daß sie an Grabesrand —
Darin der Bruder modernd liegt,
Den sie erschlugen in der Schlacht —
Sich selbst gebracht,
Von Mordlust schnöd besiegt. — —
Hoch steht und still der Nachtung Land!
Horch! Eines Kindes Ruf erwacht:
Viel Männer weinen lang und schwer —
Noch trieft die Hand von Blut —:
„Herr, mach es gut!
Herr, mach es gut! —
Die Schuld ist groß,
Und unsre Herzen todesleer!“

Immanuel Limbach.

Redaktionelle Bemerkungen.

Den einheitlichen Charakter dieses Heftes wird der Leser leicht bemerken. Möchte ihm darin Segen beschieden sein.

Druckfehler. Im letzten Heft muß es Seite 463, Zeile 12 von oben „ihr“ heißen, statt „ihnen“.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Dein König kommt . . .

Dein König kommt in niedern Hüllen,
Sanftmütig auf der Eslin Füllen:
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht.
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu Deinem Throne sperren,
Doch Du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden,
Doch aller Erden Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn

Und wo Du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von Dir bedroht.
Du kommst, auf den verheerten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fesseln Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört!
Not ist es, daß du selbst hienieden
Kommst, zu erneuern deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus.

Friedrich Rückert.

Gottesreich und Demokratie.

I.

Wir können zwischen Gottesreich und Demokratie keinerlei innere Beziehung herstellen, wenn wir nicht dem Gottesreich alle „religiöse" Farbe abgestreift haben und es vor die Menschen hinstellen als eine kommende Realität, mit der sie zu rechnen haben, ob sie subjektiv so oder anders, religiös oder nicht religiös veranlagt sind. Gerade das ist unsere Hoffnung, daß wir hinausschreiten dürfen aus einer Zeit, in der die Menschen „religiös" waren, eine „religiöse Ader" hatten, die „Frömmigkeit pflegten", und Gott eine „Funktion ihres Bewußtseins" war. Die Religion als Talent neben Wissenschaft und Kunst, als Naturell und Anlage, als psychologisches Phänomen, als irgendwelcher psychischer Zustand, als psychische Wohllust, die Religion als menschliches Gedankenprodukt und menschlicher Betrieb — von all dem hoffen wir loszukommen in einer Welt, in der Gott uns so real und groß entgegentritt, daß wir weder etwas zu können und zu wissen, noch etwas zu haben und zu sein brauchen, und doch ihn finden dürfen. Wir hoffen, daß die zum Gottfinden erforderlichen geistlichen Voraussetzungen wieder auf Null reduziert werden, so daß auch die unreligiösen Menschen ihn nicht mehr entbehren müssen. Wir möchten, daß diese zu Gott kommen dürfen, ohne zuvor Katholiken oder Protestanten werden zu müssen. Wir möchten, daß Armut an geistlichem Wesen — wie zu Jesu Zeiten — aufhörte, ein Hindernis auf dem Wege zu Gott zu sein; daß man im Gegenteil der Vorrechte der geistlich Armen sich wieder erinnerte. Wir möchten, daß der Weg zum Himmelreich nicht mehr von den Theologen bewacht wird, die es doch nie lassen können, den Besitz eines theologischen Minimums für den Eintritt abzuverlangen. Angesichts der großen Menschenmasse, die nicht nur außerhalb der Kirche, sondern auch religionslos dahinlebt, fragen wir nach dem Wege zu Gott gerade für diese. Für diese freuen wir uns unaussprechlich, daß in der Gottesreichpredigt Jesu Christi der religionslose Weg zu Gott aufgetan ist. Denen, die keine religiöse Tradition und keine religiöse Veranlagung mehr haben, und nicht mehr fähig sind, Katholiken oder Protestanten zu sein, den geistlich

Armen, denen wird das Gottesreich verheißen. Das ist's, was sie verstehen können, denn — mag einer auch der Theologie und allen geistlichen Systemen völlig verständnislos gegenüberstehen, so kann er doch für eine Realität sofort Verständnis haben. Das Gottesreich ist aber nichts anderes als die Realität einer neuen Welt.

Der Inhalt des Evangeliums ist eine neue Welt und nicht eine neue Religion. Wir sehen wohl ein, daß zwischen Religion und Gottesreich eine Beziehung besteht, insofern als die beiden Gebilde zwei Beantwortungen einer und derselben Frage darstellen, der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zu Gott. Aber das Gottesreichsevangelium als die wahre Antwort ist von der falschen — der religiösen — Antwort völlig getrennt und nur eine Logik, die auch noch Ja und Nein unter einen gemeinsamen Oberbegriff zu bringen vermöchte, wäre im Stande, Gottesreich und Religion zusammenzubringen. Es ist eigentlich ein großes Rätsel, daß die Erkenntnis dieses Gegensatzes, statt zum selbstverständlichsten geistigen Besitz der Christenheit zu gehören, immer wieder auf Unverständnis und Widerspruch stößt, während doch die Bibel den Kampf zwischen Religion und Reich Gottes als Hauptinhalt hat, und zwar so, daß gerade in den entscheidenden Phasen der heiligen Geschichte dieser Kampf so offen tobt, daß es niemandem verborgen bleiben kann, daß jene Mächte es sind, die sich gegenüberstehen. Wir würden uns aber einer optimistischen Täuschung hingeben, wenn wir das Nichtverstehen des Gegensatzes zwischen Religion und Gottesreich auf einen bloßen logischen Irrtum zurückführen wollten. Die Tatsache, daß die christlichen Theologen die Einreihung des Evangeliums Christi unter die Religionen zugegeben und auch für ihre Wissenschaft akzeptiert haben, fordert zu viel tieferem als nur logischem Mißtrauen heraus. Die Tatsache, daß die Theologen der christlichen Kirche, den Fetischismus und das Evangelium Jesu unter den gemeinsamen Oberbegriff „Religion" zu subsummieren vermochten, muß in uns noch einen ganz andern Verdacht als nur den auf intellektuelle Verirrung wachrufen. Mehr als seltsam erscheint es uns, daß auch die Vertreter des orthodoxen Dogmas angefangen haben, sich mit der lauen Unterscheidung von niedrigeren und höheren Religionen zufrieden zu geben. Wir werden direkt gestoßen auf den bösen Verdacht, daß die Anwendung des Begriffes „Religion" auf das Evangelium deshalb so rasch Eingang gefunden habe, weil die Christenheit tatsächlich bereits aus der Botschaft vom Gottesreich ein Religionsgebilde herzustellen verstanden hatte. Damit ist aber nicht nur so eine gewisse Veränderung des Evangeliums eingetreten, sondern es ist die Wahrheit weggeworfen und der Trug an ihre Stelle gesetzt worden; das rechte Mittel, mit Gott ins Reine zu kommen, ist durch das falsche Mittel ersetzt worden. Denn im Allertiefsten — in der Stellung des Menschen zu Gott — liegt der Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes. Diese Gegensätz-

lichkeit ist nicht zu schroff ausgedrückt, wenn wir sagen: das Gottesreich ist die Bejahung und die Religion die Verneinung Gottes. Diese Verneinung bedeutet aber keineswegs das, was man Leugnung nennt. Der Religionsmensch leugnet Gott nicht, aber er verneint seine unbedingte Herrschaft, er liebt ihn nicht, er vertraut ihm nicht. Das Annehmen des Gottesreiches bedeutet nichts anderes als den freudigen Willen zur vorbehaltlosen Hingabe der Welt an Gott, die Religion aber ist ein System widerwillig geleisteter Genugtuungen gegenüber einem gefürchteten und im Geheimen gehaßten Gott. Gottesreichsglaube ist leidenschaftliches Verlangen nach Gott, brünstige Sehnsucht nach seinem Kommen in die Welt, Hunger und Durst nach seinem Wesen, aufs Höchste gesteigertes Gefühl der Nichtigkeit alles Daseins ohne Gott und deshalb Bereitschaft zur Hingabe von Allem. Die Religion hingegen ist geradezu ein Mittel, um Gott von der Welt fernzuhalten und die Schöpfung nicht ihm hingeben zu müssen. Wenn die Religion Gaben an Gott verordnet — das Opfer spielt ja eine große Rolle in ihr — so ist der Zweck dieses Gebens nur das Behalten. Man gibt etwas, um nicht alles geben zu müssen. Man gibt ein Tier, einen heiligen Tag, ein Gebet — aber diese Gaben sind immer als Abfindungen gemeint. Der Mensch, der Gott nicht lieben kann, der Religionsmensch, hat das bedrückende Gefühl, daß die Welt mit einer ungeheuren Servitut belastet ist, nämlich mit den Rechtsansprüchen Gottes. Die Religion bietet sich ihm nur dar als ein System zur rechtsgültigen Ablösung dieser Servitut. Religion ist ein Versuch, sich von der Sklaverei Gottes loszukaufen. Die Werkgerechtigkeit — dieses Rechten, Feilschen und Markten mit Gott — ist aus der Religion nicht zu vertreiben, denn das ist ihr Wesen. Religion ist ein mühsam erklügelter Vertrag, der die göttlichen und menschlichen Interessen gegeneinander abgrenzt. Der Mensch fühlt sich bei dieser Vertragsschließung durchaus als Gegner Gottes und alle Verpflichtungen, die er eingeht, sind widerwillig gewährte Konzessionen. Der Mensch ist dabei von der Sucht erfüllt, möglichst billig wegzukommen und sein Feilschen und Markten hat in allen Religionen die Tendenz gezeigt, zu direktem Betrügen Gottes fortzuschreiten, denn der Betrug liegt auf derselben Linie wie das Markten und Handeln, nur einen Schritt weiter. Die Religionsmenschen halten sich gegenüber Gott ihre Rechtsbeistände — die Theologen — welche durch eine geschickte Auslegung des mit Gott abgeschlossenen Vertrages die Interessen ihrer Klienten zu wahren haben. Sie halten beständig eine Fülle von theologischen Begriffen, Sophismen und Schriftbeweisen bereit, um an dem Minimum von Verpflichtungen, das der Mensch Gott gegenüber eingegangen ist, bei sich bietender Gelegenheit noch weitere Abstriche zu machen. So haben die Begriffe der Jenseitigkeit und der Diesseitigkeit eine Auslegung erfahren, die nicht nur illoyal, sondern betrügerisch genannt werden muß. Sie wurden nämlich zur räumlichen und zeit-

lichen Beschränkung der Herrschaft Gottes mißbraucht. Gott wurde — scheinbar aus Ehrfurcht — ins Jenseits verbannt, damit das Diesseits dem Menschen reserviert bleibe. Die räumliche Distanz zwischen Jenseits und Diesseits wurde möglichst groß gemacht — angeblich aus demütiger Erkenntnis der Niedrigkeit der irdischen Welt, in Tat und Wahrheit aber deshalb, weil man die große Gottesferne als Beruhigung empfand. Die zeitliche Grenze zwischen Jenseits und Diesseits ließ man mit dem Zeitpunkt des Todes zusammenfallen und erreichte damit ein Hinausschieben des Zusammentreffens mit Gott in ein Leben, dessen Realität doch ziemlich blaß und verdünnt gedacht wurde, so daß die Begegnung mit Gott auch dann noch nicht sehr massiv zu sein brauchte; ja es blieb sogar die hoffnungsvolle Möglichkeit, daß man auch drüben noch um diese peinliche Begegnung herumkommen werde. So schimmert durch die eifrige theologische Arbeit an dem Jenseitsbegriff das Interesse an der Gottesferne deutlich durch. Deshalb sei niemand erstaunt über die Tatsache, daß eine große Liebe zu einem jenseitigen Gott gepaart sein kann mit völliger Gleichgültigkeit gegenüber der Gottverlassenheit des Diesseits, denn jene Liebe nährt ihre Inbrunst gerade an dem beruhigenden Bewußtsein der großen Ferne Gottes.

Die theologischen Versuche zur Fernhaltung Gottes nehmen kein Ende. Die Begriffe der „Innerlichkeit" und „Aeußerlichkeit" werden in dieser Absicht verwendet. Die Innerlichkeit des Verhältnisses der Seele zu Gott wird manchmal gerade dann geltend gemacht, wenn sehr robuste Aeußerlichkeiten vor den Ansprüchen Gottes in Sicherheit gebracht werden sollen. Man redet vom innerlichen Freisein vom Mammon, vom innerlichen Freisein des Kriegers von der Mordgesinnung, welches ermöglicht, die Seele mit Gott vereint zu behalten und das Morden als eine rein manuelle Fertigkeit zu besorgen; — man hat mit dieser Innerlichkeit in neunzig von hundert Fällen Gott betrügen wollen. Die „Vergeistigung", von der besonders der Liberalismus so gerne redet, hat in der Regel auch den Zweck einer Abdrängung Gottes von der Materie, und nicht etwa den einer geistigen Bewältigung der materiellen Welt. Einen verblüffend plumpen Ausdruck hat die Tendenz zur Fernhaltung Gottes gefunden in dem Begriff der Eigengesetzlichkeit des Weltwesens, auf den die liberale deutsche Theologie modernster Richtung so viel Eifer verwendet hat. Auch schweizerische Theologen haben die Verteidigungslinie der Welt gegen Gott durch ein Bollwerk bereichert. Sie haben den seltsamen Begriff „Gott der Wirklichkeit" in einer ganz seltsamen Bedeutung eingeführt. Sie sprechen Gott die Wirklichkeit nicht ab (wie z. B. die Eigengesetzlichkeitstheologen), aber sie sprechen ihm das spezifisch Göttliche ab, nämlich die Weltüberlegenheit, die Transcendenz, die dem Bestehenden, der Wirklichkeit als überwindende Kraft, als Erlösungswillen gegenübertritt. Das Reich des Gottes der Wirklichkeit „ist von dieser Welt",

er ist der „Gott dieser Welt“, wie Paulus jemanden 2. Kor. 4,4 nennt. Wenn wir dann sehen, wie die gleichen Theologen dem Gott, der die Wirklichkeit erobern will, entgegenschreien: dein Reich ist nicht von dieser Welt, dann enthüllt sich uns wieder das primäre Interesse der Religionsmenschen: die Reservation der Welt für die menschliche Willkür, die Fernhaltung Gottes, der Haß gegen Gott.

Im letzten Grunde sind alle diese traurigen theologischen Künste, diese jämmerlichen Schliche, mit denen die Menschen Gott zu hintergehen versuchen, der Ausfluß des tiefsten Seelenjammers. Sie können Gott nicht lieben, sie haben keinen Glauben an ihn. Aber sie wissen, daß er ist, und daß sie sich beugen müssen. Sie beugen sich, aber nur widerwillig, mit den Zähnen knirschend, wie Sklaven vor ihrem Tyrannen. Das ist das religiöse Verhältnis zu Gott. Als der Apostel Paulus von der Religion zum Evangelium gekommen war, da war es ihm wie einem, der aus dem Sklaven eines Herrn dessen Kind geworden ist. Der „sklavische Geist“, der sich fürchten muß vor Gott, war gewichen dem „kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater“ (Römer 8, 14—16). Die echt sklavenmäßige Augendienerei mit frommen Werken, die ganze Lüge eines Gottdienens ohne Liebe, die Heuchelei einer erzwungenen Servilität war nun fort; und an Stelle dieses sklavischen Verhältnisses zu Gott war das Kindesverhältnis getreten, welches allen zu Teil wird, die Glauben und Liebe zu Gott haben. Während das Kindesverhältnis alle jene unkindlichen, aus Haß und Mißtrauen stammenden Künste (wie „Eigengesetzlichkeit“ u. s. w.) ausschließt, sucht der Sklave Gottes, der sich nur gezwungen vor ihm Beugende nach immer neuen Mitteln, sich seiner zu erwehren. Im Haben einer Religion findet er schließlich das, was ihm Sicherheit gibt, Sicherheit vor Gott. Wenn das Opfer gebracht, wenn die Messe gehört, wenn das Gebet gesprochen, wenn der „Glaube“ geglaubt ist, dann kann man im Gefühl der Sicherheit ins Leben hineinschreiten, sicher davor, nun den Gott, von dessen Erledigung man eben herkommt, nicht wieder anzutreffen. Wenn der Mensch die religiösen Pflichten erfüllt hat, dann ist in ihm das Gefühl, daß nun Gott kein Recht mehr habe, ihn zu beunruhigen. Es ist das Rechtsgefühl, das im Religionsmenschen sich empört, wenn die rechtsgültig abgelöste Servitut von Gott wieder geltend gemacht werden will. Der Religionsmensch gerät immer in Wut, wenn er Gott außerhalb seiner Religionsformen antrifft. Wo bliebe da die so teuer und so rechtsgültig erkaufte Sicherheit, wenn Gott überall, wo und wie er will, sein dürfte. Er hat das Recht nicht mehr, die Menschen haben sich von seiner Allgegenwart und Allmacht rechtsgültig losgekauft. Deshalb schreiten die Religionsmenschen, durchdrungen vom Gefühl ihres Rechtes, zur Verfolgung, ja zum Morde Gottes, wenn er kommt und sie in ihrer Sicherheit vor ihm stört. Die stete Bereitschaft zur Kreuzigung Gottes ist ein integrierender Bestandteil der Religion. Diese Empfindungen des Reli-

gionsmenschen läßt Dostojewski in den „Brüdern Karamasoff" den Großinquisitor aussprechen in einer Klarheit und Bewußtheit wie sie natürlich keinem in der Erfahrungswelt vorkommenden Religionsvertreter eignen wird.

Religion ist der Schleier, in welchen sich der Haß gegen Gott und die Angst vor ihm kleidet, die Botschaft vom Reiche Gottes aber ist der gewaltigste Ausdruck des Vertrauens und der Liebe zu Gott. Jesus Christus hat gerade das, was für die Religionsmenschen das Grauenvollste war — die Herrschaft Gottes — als die herrlichste Hoffnung der Menschen ausgerufen. Die Religionsvertreter taten alles, diese Herrschaft zu hintertreiben, er tat alles, um sie herbeizuführen. Sie hatten Religion, um die Herrschaft Gottes nicht haben zu müssen, er aber hieß die Menschen von ganzer Seele nach ihr trachten. Die Religiösen behaupten geflissentlich, daß das Wesen Gottes der Welt abgewandt sei, daß Gott zum Immateriellen, Rein-Geistigen hindränge; die Religionen können sich in Verdächtigungen des Materiellen, Weltlichen nicht genug tun; unter Erlösung verstehen sie die Vernichtung des Materiellen, so daß der Tod schließlich der große Erlöser ist. Selig sein heißt der Materie entkleidet sein; der Himmel ist die Welt der Toten. Die Bibel hingegen, die eben darum kein Religionsbuch, sondern das Buch der Gottesherrschaft ist, erzählt von ihrem Anfang bis zum Ende von Akten, in denen sich Gott zur Welt hinwendet. In ihr ist Gott der der Welt Zugewandte, der zur Materie und zur Weltlichkeit Hindrängende. Der Tod ist sein größter und letzter Feind. Gott schafft die Welt, er gibt ihr seine Verheißungen, er erwählt sich sein Volk, er kommt selbst zur Welt in Christus, das Wort wird Fleisch, die Zurückstoßung durch die Menschen ändert seinen auf die Welt gerichteten Willen nicht: er kommt wieder in der Auferstehung, er kommt wieder am Pfingsttage und alle Verheißungen gehen auf ein stets erneutes Kommen Gottes. Die ganze Verkündigung Jesu handelt von den zur Welt hindrängenden Absichten Gottes, von seiner unaustilgbaren Liebe zu der irdischen Menschheit, vom Reiche Gottes als einem Reich erlöster Wirklichkeiten, in dem Gott aus den Realitäten herausstrahlen wird. Es wird sich dann zeigen, daß Gott in den Realitäten wohnen will, daß sich sogar ökonomische und politische Wirklichkeiten besser zu seiner Wohnung eignen als die ästhetischen Empfindsamkeiten, die heute etwa als mystisches Gotterleben verkündet werden. Die sogenannten „Aeußerlichkeiten" werden durch ihre Befreiung vom Dienste der Eitelkeit zu paradisischer Schönheit emporwachsen. Der Bann ihrer Eigengesetzlichkeit wird von ihnen genommen, die Knechtung unter allerlei Götzen wird ein Ende haben, es wird ein tiefer Gesundungsprozeß, eine Entgiftung des Lebens eintreten. Wir wollen nur ein Lebensgebiet erwähnen, das durch den Abfall von Gott eine besonders furchtbare Entstellung erfahren hat: die Arbeit. Sie ist in die Knechtschaft Mammons geraten. Die Seligkeit schöpferischen

Tuns und die Erhabenheit des Dienens sind aus ihr gewichen. Ihr Antrieb ist die Armseligkeit, der Hunger, die Not, der Machtdrang, die Goldgier geworden. Sie stellt den Menschen nicht mehr an die Seite Gottes, sondern macht ihn zum Lasttier. Gerade auf derjenigen Arbeit, über die Gott die Fülle seines Segens in besonders reichem Maße ausschütten wollte, auf der produktiven Arbeit, lastet der besondere Fluch der Entgeistigung, des Stumpfsinnes, der Verächtlichkeit, des Sklaventums, der Notdurft. Aber auch die geistige Arbeit befindet sich in tiefster Erniedrigung. Sie mag in Schöpferlust beginnen, enden muß sie so oft im Geschäft. Ein großer Teil der „geistigen Arbeit" besteht darin, sich die Werte, welche andere produziert haben, anzueignen, ohne sich die Hände zu beschmutzen. Die sogenannten geistigen Arbeiter sind zum großen Teil die Ausbeuter der Handarbeiter oder dann selber ausgebeutete Angestellte der Ausbeuter. Nicht nur für den Hauptteil der Geschäfts- und Finanzwelt, nicht nur für sehr viele Politiker, Juristen, Presseleute und andere zum Klassenkampf der Ausbeuter direkt Angestellte gilt jene Charakterisierung, sondern bis weit in die Kreise der scheinbar freien Berufe und voraussetzungslosen Wissenschaften hinein, muß als das Ziel der geleisteten geistigen Arbeit die Ueberlistung und Beraubung der produktiv arbeitenden Klassen bezeichnet werden.

Gegenüber dieser und aller ähnlichen Verderbnis besteht der Erlösungswille Gottes. Gott will in diesen Realitäten gegenwärtig sein. Auch die Produktion und der Verbrauch der Güter wird seine Art wiederspiegeln. Er wird die Technik zu seinem Kleid machen. Wenn wir seinen Geist hätten, würden wir diesen materiellen Dingen mit der Unbefangenheit freier Menschen entgegentreten. Die prüde Stellung, welche die Religion zur Materie einnimmt, ist ganz unwahrhaftig, was sich darin zeigt, daß sie oft in grobe Intimität umschlägt. Die Verachtung des Materiellen, welche die Religionsmenschen zur Schau tragen, ist nicht echt. Wenn sie immer wieder betonen, daß Gott mit der Materie nichts zu schaffen habe, so möchten sie nur seine Aufmerksamkeit ablenken von einem Gebiet, dem sie dann selber um so größere Aufmerksamkeit zu schenken im Sinne haben. Gott drängt, trotz alles Widerspruchs der Religion, zur Materie hin. Seine erbarmende Liebe wird auch die Technik erlösen. Diese Erlösung wird aber nicht etwa eine Zurückführung zu irgendwelchen idyllischen Produktionsformen sein. Das ist ein Vorurteil der Religion, daß in materiellen Dingen die Primitivität göttlicher sei als die „Raffiniertheit." Die Erlösung der Technik wird darin bestehen, daß sie vom Geiste erfüllt und beherrscht wird. Die Technik wird dann nicht mehr nur ein Triumph des Intellektes, sondern noch viel mehr ein Triumph der Liebe sein. Sie kann dabei die allerfortgeschrittenste und raffinierteste sein. Ja wir glauben, daß sie, vom Mammonismus erlöst, noch weit Großartigeres vollbringen wird. Es muß jene ungläubige These, daß nur das selbst-

süchtige Interesse den Menschen zu großen Leistungen anzuspornen vermöge, fallen. Wir glauben, daß die Liebe auch der Technik noch ungleich größere Möglichkeiten zeigen wird, als die Selbstsucht ihr gezeigt hat. Wir glauben, daß die Liebe auch in den wirtschaftlichen Dingen weitsichtiger und tiefgründiger sein wird, als der Egoismus es ist. Wir denken uns zum Beispiel, daß das von Malthus erkannte und von ihm in echt kapitalistisch-brutalem Geiste beantwortete Uebervölkerungsproblem aus der Gesinnung des Gottesreiches heraus eine Lösung finden wird, die der Ehre Gottes angemessen ist. Oder wir können uns denken, daß die Erschließung Afrikas und Asiens und ihrer Produktionsmöglichkeiten dem Geiste Christi in viel gewaltigerer Weise möglich sein wird als es dem kapitalistischen Expansionsdrang möglich ist.

Der Religionsmensch wird diese Hoffnungen zum mindesten als Flachheiten bezeichnen. Wahrscheinlich wird er ihnen sogar den Vorwurf der Frivolität, ja des Abfalls von Gott machen. Er entsetzt sich über die Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, er empfindet es als lächerlich, wenn der Name Gottes in einem Atemzuge mit ganz materiellen Dingen genannt wird. Das aber ist gerade das Gottesreich: die Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen, des Heiligen mit dem Materiellen. Gott lebt nicht und will nicht leben in frommen Bewußtseinsvorgängen, sondern in großem und realem Geschehen, denn er ist der Schöpfer der Welt und seines Reiches.

II.

Die Aufrichtung des Gottesreiches bedeutet auch die Aufrichtung des Bruderreiches. Die Menschheit ist letztlich nur von zwei großen Fragen bewegt, von der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zu Gott und von der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zum Menschen. Auf jede dieser Fragen hat sich je eine falsche Antwort mit dämonischer Gewalt in der Welt festgesetzt. Die falsche Antwort auf die Gottesfrage ist die Religion, die falsche Antwort auf die Bruderfrage ist der Staat. Wie die Religion behauptet, das Verhältnis des Menschen zu Gott ins Reine zu bringen, so erhebt der Staat den Anspruch, die wahre Regelung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch zu bieten. Diese beiden falschen Antworten, die Religion und der Staat, haben sich an die Stelle der einen wahren Antwort, der Gottesherrschaft gesetzt, welche sowohl für die Gottesfrage als auch für die Bruderfrage die einzige und die vollkommene Lösung bedeutet.

Es besteht eine innere Verwandtschaft in der Stellung, welche die Religion und der Staat zum Gottesreich einnehmen. Sie wollen beide das Kommen des Gottesreiches vereiteln, indem sie es ersetzen. Die Religion stellt eine Pseudogemeinschaft zwischen Gott und Mensch her und der Staat eine Pseudogemeinschaft zwischen Mensch und Mensch. Die staatliche Organisation der menschlichen Beziehungen

ist ebensosehr nur Schein und Oberfläche wie die geistliche Uebertünchung des Lebens durch die Religion. Es ist dem Staate nicht ernst mit der Gestaltung wahrhaft menschlicher, den Gottesordnungen entsprechender Beziehungen zwischen den Menschen, sondern er will das, was auch die Religion will, nämlich die Rettung der Eigengesetzlichkeit der Welt vor den Herrschaftsansprüchen Gottes, die Konsolidierung des Bestehenden. Was der Staat durch das Recht an Gestaltung menschlicher Verhältnisse vornimmt, ist nur Täuschung. Das Recht scheint nur zu gestalten, im Grunde aber spricht es nur aus, was ist. Es formt die Wirklichkeit nicht, es formuliert sie nur. Das Recht stellt niemals Forderungen an die Wirklichkeit, es stellt die Forderungen der Wirklichkeit. Wo zwischen den Menschen nicht brüderliche Beziehungen bestehen, da besteht immer das Machtverhältnis zwischen ihnen. Das Recht des Staates gibt diesen Machtverhältnissen Ausdruck in der literarischen Form des Paragraphen. Das Recht ist die Form der Macht, aber es ist — und das ist sein Betrug — eine Form, die ihren Inhalt nicht formt, sondern sich von ihm formen läßt, indem sie sich ihm anschmiegt. Durch das Rechtskleid hindurch sind die Formen der Machtverhältnisse deutlich wahrnehmbar. Für den Staat ist es geradezu das Kriterium einer guten Rechtsordnung, ob sie sich ihrem Inhalt, den Machtverhältnissen, vollkommen angepaßt hat. Der Rechtsinhalt kann, von einem anderen als dem staatlichen Standpunkt aus beurteilt, als die schlimmste Ungerechtigkeit, Gewalttätigkeit, Unsittlichkeit erscheinen — das Recht ist dennoch perfekt, wenn es diese geltende Schändlichkeit in ganz adäquater Form zum Ausdruck bringt. Eine Spannung zwischen dem Recht und seinem Inhalt tritt nur dann ein, wenn die tatsächlichen Machtverhältnisse sich irgendwie verschoben haben. Die Spannung herrscht dann solange, bis das Recht sich wiederum angepaßt hat. Das Recht tritt niemals fordernd an die Wirklichkeit heran, sondern immer nur sanktionierend, die bestehenden Realitäten verrechtlichend, seien sie welche sie wollen. Das ist der Geist des Staates. Sein Recht ist nur umgetaufte Gewalt. Um gewisse Einwände von vorneherein zu erledigen, betonen wir, daß wir nicht von irgendeinem irgendwo existierenden Staate reden, sondern von der Idee des Staates, von seinem verborgenen Wesen, wie es vielleicht nirgends mehr in ungemilderter Kraft sich ausleben darf, anderseits aber doch manches empirischen Staates geheime Seele bildet.

Daß dieser Geist des Staates dem göttlichen Willen direkt entgegengesetzt ist, ist klar; denn Gott will überall die wirkliche Herrschaft und so auch die wirkliche Durchdringung und Umwandlung der Beziehungen von Mensch zu Mensch durch seinen Geist. Es muß deshalb der Kampf entbrennen zwischen Gottesreich und Staat, wie er auch zwischen Gottesreich und Religion entbrannt ist. Dieser Zweifrontenkampf des Gottesreiches tritt auf der Front

gegen die Religion als protestantisches Prinzip zu Tage und auf der Front gegen den Staat als demokratisches Prinzip. Wie der Protestantismus zur Religion, so verhält sich die Demokratie zum Staate. Wie der Protestantismus eine Zurückdrängung der Religion bedeutet, so die Demokratie eine Zurückdrängung des Staatsprinzips. Es sind zwei parallele Gottesreichskämpfe, der Kampf zur Ueberwindung der Religion und der zur Ueberwindung des Staates. Los von der Religion, hin zum Gottesreich, los vom Staate, hin zum Gottesreich. Die Demokratie ist ein Durchgangspunkt zur Ueberwindung des Staates, eine Etappe auf dem Weg vom Staat zur wahren Menschengemeinschaft des Gottesreiches.

In der Demokratie ringt sich ein Geist empor, der eine Durchbrechung des Staatsprinzips bedeutet. Ganz im Gegensatz zum Staat, der alles Bestehende durch seine rechtliche Sanktion zu konsolidieren strebt, drängt die Demokratie zur Gestaltung und Umgestaltung der menschlichen Beziehungen. Das Recht der Demokratie will sich nicht allen möglichen Machtinhalten schmiegsam und willenlos anfügen, sondern es hat einen eigenen, und zwar einen menschlichen, sittlichen, gerechten Willen. Wenn die Demokratie all den furchtbaren Macht- und Besitzunterschieden zum Trotz die Gleichberechtigung „alles dessen, was Menschenantlitz trägt" proklamiert, so darf das nicht von vorneherein als Heuchelei gebrandmarkt werden, obschon es zur Heuchelei werden kann, was wir wohl wissen. Die formale Gleichheit der Rechte enthält — vielleicht momentan schlummernd — den Willen zur Ausmerzung des Machtprinzips und zur Beseitigung jenes Geistes, der durch den Satz: „l'esprit des lois c'est la propriété" charakterisiert ist. Wir kennen sehr gut die Erschlaffung des demokratischen Willens und die Korruption in einzelnen Demokratien. Doch dürfen wir uns dadurch nicht zur Relativierung der Ideale verführen lassen, zu dieser Relativierung, welche die Zuflucht aller Reaktionäre ist. Die Demokratie hat allerdings Kritik nötig, aber nur von Leuten, die über sie hinauswollen. Wenn die Anbeter der rohesten Gewaltstaaten, sobald von politischer Freiheit die Rede ist, das Hohelied der moralischen Freiheit zu singen beginnen, so braucht man ihren Enthusiasmus für die Moral nicht sehr ernst zu nehmen. Es ist eine tiefe Unwahrhaftigkeit — die deutsche Philosophie hat sich vor allem ihrer schuldig gemacht — wenn zum Zweck der Erwürgung politischer Freiheitsgesinnung die moralische Freiheit, die sich übrigens von selbst versteht, gepriesen wird. Es ist die gleiche Heuchelei, die wir in religiösen Kreisen antreffen, welche durch eine ungeheure Wichtigtuerei mit ihrer Innerlichkeit und ihrem Gottesbesitz sich hoch erheben über jede in ihren Wirkungen vielleicht begrenzte, aber reine Tat. Wir nehmen die Proklamation der Menschenrechte in der Demokratie zum mindesten als eine Verheißung und können sehr gut verstehen, daß ein Kant und Fichte davon hingerissen gewesen sind. Das Bekenntnis zur Gleichheit

der Menschen, das in jeder demokratischen Verfassung ausgesprochen ist, kann und wird eines Tages aufhören, toter Buchstabe zu sein, und wird alsdann für alle noch stehen gebliebenen Knechtungs- und Untertanenverhältnisse ein Gericht bedeuten. Die Inkongruenz zwischen der auf dem Papier proklamierten Gleichheit und der tatsächlichen furchtbaren Ungleichheit kann wohl zur Lüge werden, aber auch zu einem Quell der Beunruhigung und einem Stachel der Gewissen. Wenn anderseits in einem Staat mit aristokratischer Verfassung das geschriebene Recht mit der tatsächlichen Machtverteilung genau übereinstimmt, so kann das wohl Aufrichtigkeit genannt werden; doch läßt leider diese aufrichtige Kongruenz gar keine Möglichkeit zur Hoffnung offen, sondern zwingt zu der traurigen Feststellung, daß das betreffende Volk das Unwürdige seiner Situation gar nicht empfindet. Zuweilen ist es auch die schamlose und selbstsichere Frechheit der Machthaber, welche sich nicht scheut, in den Gesetzen „auszusprechen, was ist".

Der Machtstaat bedeutet sowohl in seiner unverhüllt brutalen als auch in seiner patriarchalischen Form eine Erniedrigung des Menschen. Die brutale Form des Machtstaates, welche ganz offen die Rechte und Freiheiten dem Besitz und der Macht entsprechend verteilt, erniedrigt den Menschen entweder zum Tyrannen oder zum Sklaven. Im Verhältnis zu unseren Mitmenschen gibt es nur eine Hoheit: das Dienen in Freiheit und aus Liebe. Die Existenz als Tyrann oder Ausbeuter ist erniedrigend, gerade wie diejenige als Sklave oder Ausgebeuteter. Der aristokratische Staat, welcher diese Verhältnisse verrechtlicht, beweist damit, daß er für die geistige Würde des Menschen keine Empfindung hat. Der patriarchalischen Form des Machtstaates liegt die Meinung zu Grunde, daß der Mensch dann keine Ursache mehr habe, sich über seine Rechtlosigkeit und Unfreiheit zu beklagen, wenn er von seiner Obrigkeit väterlich zum Platz an der Sonne gegängelt werde. Der Mensch wird dadurch zu einem eudämonistischen, lediglich auf sein Behagen ausgehenden Wesen herabgedrückt, dem an seinem Glück mehr liegt als an seiner Freiheit und seinem Recht. Dagegen lebt in der Demokratie der Glaube an den höheren Menschen, für den das Ideal eines patriarchalischen Wohlfahrtstaates eine Beleidigung bedeutet. In dieser schroffen Ablehnung der glücksüchtigen Indifferenz gegenüber Recht und Freiheit offenbart sich aufs schönste die Verwandtschaft der Demokratie mit dem Gottesreich. Denn auch das Gottesreich ist nicht — wie flache Optimisten und Eudämonisten es sich vielleicht denken — eine große Wohlfahrtseinrichtung, eine Art Staat, der durch eine raffinierte Gesetzgebungstechnik jedem Bürger ein gehöriges Maß von Behagen sichert, eine Organisation, in welcher die Nächstenliebe gleichsam verstaatlicht wäre, so daß es der Einzelne gar nicht mehr nötig hätte, für seine Nächsten tiefe Gefühle aufzubringen, weil ja diese Gefühle in vorzüglich funktionierenden Wohlfahrtsein-

richtungen objektiviert wären. Das ist dem Gottesreich und der Demokratie gemeinsam, daß sie Menschen brauchen, die sich dieser erbärmlichen eudämonistischen Gesinnung entschlagen haben. Der Demokrat muß bereit sein zum Verzicht auf das größere Behagen und die stärker entwickelte soziale Fürsorge, die der Untertan in dem oder jenem patriarchalischen Staat vielleicht zu genießen bekommt. Es gehört deshalb ein gewißes Maß von Glauben dazu, wenn man an der Demokratie festhalten will. Der Opportunist, d. h. der glaubenlose Mensch, wird sie fahren lassen bei dem ersten Opfer, das sie ihm auferlegt. Das aber ist das Merkmal alles Glaubens, daß er seine Hoffnung behält auch wenn Opfer gebracht werden müssen. Der bloße Optimismus, der gelegentlich mit dem Glauben verwechselt wird, bricht über der Notwendigkeit des Opfers und des Kreuzes zusammen. Deshalb ist die Reichsgotteshoffnung nicht Optimismus, denn sie ist mit der Kreuzeswahrheit unlösbar verbunden. Die Hoffnungen der alttestamentlichen Juden sind noch bloßer Optimismus. Sie kennen das Kreuz nicht. Es ist eine naiv heitere, eudämonistische Lebensauffassung. Der Gedanke vom leidenden Gottesknecht ist ein Blitz aus einem sonst sehr heiteren Himmel. Nun aber kommt der leidende Messias und ist gerade als solcher der Verkündiger der frohen Botschaft. Aber zwischen den alten und den neuen Hoffnungen steht das Kreuz, deshalb ist die Botschaft Jesu nicht Optimismus sondern Glaube. Die naive Art, das Leben zu nehmen und an Gott zu denken, hat aufgehört. Aus vielen Worten Jesu klingt eine Stimmung, vor der jeder Optimist in blassem Schrecken zurückbeben wird. Die Demokratie kann nicht leben ohne Menschen, die etwas von diesem Glauben in sich tragen.

In der Geschichte steht die Demokratie zwischen dem Gottesreich und dem Staat, gerade so wie der Protestantismus zwischen Religion und Gottesreich steht. Das Gottesreich ist die Hoffnung und einzige Zuflucht des Protestantismus, die Religion hingegen ist der beständige Herd seiner Korruption. Die Demokratie, wenn sie gesund und kraftvoll bleiben will, muß dem Reiche Gottes zugewandt sein; sobald sie das Gottesreich nicht mehr bejaht, gerät sie in die Netze des Staatsprinzips, welches immer hinter ihr steht und auf eine Gelegenheit zu ihrer Bemächtigung lauert. Die liberalen Demokratien, die wir in der Gegenwart vor uns haben, sind in weitgehendem Maße den korruptiven Einflüssen der Staatsidee zum Opfer gefallen. Der Wille zu durchgreifender Gestaltung der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch in ethischem Geiste ist erlahmt. Der heutige Liberalismus ist ja nichts anderes als die alte — in ihm noch gar prinzipiell gewordene — Anerkennung der Eigengesetzlichkeit größter Lebensgebiete. Die Kraft der historischen Demokratien reichte nur zur Durchsetzung der formalen Menschenrechte, auf die Geltendmachung höherer Ideale im Wirtschaftsleben verzichtete man. Die Seele des Staates ist in den

Leib der Demokratie hineingekrochen. Der Staat erniedrigt die Demokratie zu seiner Maske, in welcher er sich wieder sehen lassen darf. Es wird wohl bald die Zeit kommen, wo die Menschen den Staat nur noch als Demokratie ertragen, dann wird die herrschende Klasse, welche den Staat zur Garantierung ihrer Ausbeutungsrechte braucht, ihre Zuflucht zur liberalen Demokratie nehmen und der Staat wird unter dem Schein der Demokratie noch eine Zeit lang weiter existieren können. So muß die Demokratie schließlich noch dazu dienen, den Staat, den sie überwinden wollte, haltbar zu machen. Die Demokratie ist eine steckengebliebene Reichsgottesbewegung, wie auch der Protestantismus. Solange sich die beiden Prinzipien, das demokratische und das protestantische zum Reiche Gottes hinbewegen, bleiben sie lebendig, sobald sie von Gott abfallen erstarren sie und fallen den Mächten, die sie überwinden wollten, der Religion und dem Staat zum Opfer. Der Protestantismus, der sich der Korruption durch die Religion dann nicht entziehen kann, wird zur protestantischen Religion und die Demokratie wird zum demokratischen Staat; zwei Gebilde, deren Schmach oder deren Tragik in ihren widerspruchsvollen Doppelnamen offenbar wird. Wenn die Demokratie wieder zum Leben erweckt werden wird, so wird es nur durch diejenigen Menschen geschehen, welche das Reich Gottes im Herzen tragen. In der Gottesherrschaft wird die Volksherrschaft ihre Erfüllung finden.

Paul Trautvetter.

Der Kampf gegen den Bolschewismus.

Zur Lage.

(Nachdruck verboten.)[1]

1. Um was es sich handelt.

Wie die Träumenden! Nochmals und immer wieder müssen wir es sagen. „Die deutsche Republik"; „die deutsche sozialistische Republik"; „die sozialische Republik Bayern"; „die sozialistische Republik Preußen"; — das kann doch nur geträumt sein! Oder wachen wir wirklich und das alles ist Wahrheit und Wirklichkeit? Gehofft hatten wir freilich darauf, aber wir hatten es bloß als eine letzte, unwahrscheinliche Möglichkeit betrachtet, daß die deutsche Katastrophe bis zum Sturz der Hohenzollern und — auf was es ankommt — des mit ihnen verbundenen geistig-politischen Systems führen und am Ende des Weltkrieges Bismarck so gut wie Ludendorf als gestürztes Idol am Boden liegen, ja, daß die ganze Bismarckische Epoche so plötzlich

[1]) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat durch einseitiges und entstellendes Zitieren seiner Aeußerungen schon so viel Unbilden erlebt, daß er sich zu der obigen Schutzmaßregel genötigt sieht.

verschwinden könnte wie ein glänzender Traum beim Erwachen. Und gar die sozialistische deutsche Republik! Auf eine soziale Revolution im Gefolge und als Folge des Weltkrieges rechneten wir allerdings mit Sicherheit, aber nun, da ausgerechnet die deutsche sozialistische Republik vor uns steht, können wir es noch kaum fassen. Ist es nicht doch ein Traum? Aber noch hatten wir Schweizer nicht Zeit gehabt, uns von der Betäubung durch die märchenhaft rasche und bunte Abfolge dieser und anderer Begebenheiten, die sonst genügt hätten, um ein Jahrhundert auszufüllen — man denke nur an das Tedeum in der Hagia Sophia in Konstantinopel, das, wenn es noch nicht Tatsache ist, es doch leicht werden kann! — uns darüber zu freuen und dafür mit allen Registern der Seele Dank zu sagen, da legte sich schon die schwärzeste Wolke auf unser Land und das Unheil stand vor der Türe. Fast zu gleicher Zeit, wo die Maschinengewehre auf den Schlachtfeldern verstummten, fingen sie ihre Stimme in den Straßen unserer Städte zu erheben an. Wie hatten wir uns diese Jahre her auf jene Stunde gefreut, wo mit Glockenklang über die Erde hin das Wort „Friede" fliege! Wir hatten uns gefragt, ob unser Herz die Seligkeit, die darin liege, werde ertragen können, ob wir dieses Wunder würden zu glauben vermögen. Und nun hatten wir kaum Zeit, daran nur zu denken. Nun hing über uns etwas Schlimmeres als sogar der Weltkrieg: der Weltbürgerkrieg. Und wir haben schon an seinem Vorgeschmacke bestätigt gefunden, was wir schon vorher gewußt: der Bürgerkrieg ist schrecklicher als jeder andere Krieg. Weltbürgerkrieg, sozialer Bürgerkrieg, das ist nun die Wolke, die mit höllischer Finsternis über uns steht. Auf dieser Wolke aber steht in feurigen Lettern geschrieben der Name Lenin — den Einen zum Entzücken, den Andern zum Entsetzen.

Unerwartet kommen uns die Ereignisse, die in der Schweiz geschehen sind, freilich nicht. Wir haben sie, wie unsere Leser wissen, nur zu sehr erwartet. Aber das beschleunigte Tempo der Weltentwicklungen hat auch ihren Gang beeinflußt. Ohne die katastrophale Wendung an der Westfront und die Umwälzungen in Oesterreich-Ungarn und Deutschland wären die Dinge auch bei uns langsamer gereift.

Wir haben damit eigentlich schon einen Gesichtspunkt genannt, der nicht fehlen darf, wenn man diese letzten schweizerischen Ereignisse richtig beurteilen will. Man muß dabei sorgfältig unterscheiden zwischen Ursache und Anlaß. Den Anlaß bot die Ausweisung der russischen Soviet-Gesandtschaft und das gegen Zürichs Arbeiterschaft gerichtete Militäraufgebot, aber es wäre ebenso verkehrt, wenn man bei der Beurteilung des ganzen Kampfes dabei stehen bleiben wollte, wie wenn man den Sinn des Weltkrieges in dem Kronprinzenmord zu Serajewo erblickte. Wie dieser nur der Anstoß war, der die weltverheerende Lawine des Völkerkrieges auslöste, dessen Ursachen aber in den allgemeinen politischen, sozialen und geistigen Zustände unserer Weltepoche lagen, so bilden auch jene Streitfälle nur den fast

gleichgültigen Anlaß für eine neue Phase des Kampfes zwischen zwei Welten, soweit er sich auf schweizerischem Boden abspielt, und dieser schweizerische Kampf ist seinerseits nur ein Ausschnitt aus einem Kampf, der eben die Welt umfaßt und nun für lange der Kampf sein wird. Nur von diesem Gesichtspunkt aus bekommen wir das rechte Licht für die Einzelheiten dieser Geschehnisse, die sich unter uns abgespielt haben und weiter abspielen werden. So allein gewinnen wir die rechte Perspektive dafür, vor der allerlei kleinliche, aus allzu großer Nähe und von zu niederem Niveau aus genommene, zu nichte werden. Es ist zum Beispiel ein ganz ungenügendes Verfahren, wenn man sich, wie Viele tun, für die Beurteilung eines solchen Ereignisses bloß auf den Boden des formalen Rechtes stellt. In Zeiten, wo ein Altes abstirbt und ein Neues zum Leben drängt, mag moralisch betrachtet leicht das formale Recht Unrecht und das formale Unrecht Recht sein. Auf dieses moralische, dieses höhere Recht gilt es dann in erster Linie zu achten. Man darf überhaupt nicht das Neue mit den Maßstäben des Alten messen, sonst hat man mit ihm leichtes, aber allzu leichtes Spiel. Wenn nun wir es unternehmen, ein Urteil über diese Dinge zu fällen, so wissen wir, daß wir grundsätzlich Neues darüber nicht werden sagen können. Denn wie wir uns zu dem Kampfe zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Welt stellen, haben wir oft genug gesagt. Aber die Einzelheiten dieses letzten Ringens, sein Anlaß, Verlauf und Ende vermögen allerdings gewisse von uns und andere schon ausgesprochene allgemeine Wahrheiten auf äußerst lehrreiche Weise zu erläutern.

Wir gehen von der Frage aus, wer an diesen Vorkommnissen die Schuld trage.

2. Der Bolschewismus von oben.

Beginnen wir mit dem Bürgertum.

Es rechtfertigt sein Verhalten als Kampf gegen den Bolschewismus. Da müssen wir uns denn zuerst ein wenig über den Sinn eines Begriffes verständigen, der in diesen Tagen so viel gebraucht und mißbraucht wird. Offenbar verstehen Viele darunter einfach die soziale Revolution in jeder Gestalt. Natürlich ganz verkehrter Weise. Es kann eine soziale Revolution geben, die ganz unbolschewistisch ist, was bis jetzt von der österreich-ungarischen und der deutschen gilt. Bolschewistisch darf man mit Recht nur jene besondere Methode sozialer Revolution nennen, die unter der Führung Lenins in Rußland angewendet wird und die im wesentlichen durch das Stichwort von der Diktatur des Proletariates gekennzeichnet wird, freilich nur so, daß auch dieses wieder einen etwas anderen Sinn bekommt, als es im Marxismus im allgemeinen hat. Es wird nämlich der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat bis zum äußersten getrieben, bis zur Forderung der völligen Entrechtung, ja Ausrottung der Bourgeoisie, was natürlich die Anwendung der

äußersten Methoden der Gewalt bedeutet, ungefähr im Sinne des Sansculottentums der französischen Revolution. Gegen diesen Bolschewismus kämpfen auch wir. Wir haben es seit langem getan. Diese Gefahr war uns schon ein Alpdruck, als ihre jetzigen Bekämpfer darob noch sehr ruhig schliefen. Wir hassen den Leninismus (nicht Lenin!) mit einem noch größeren Hasse, als wir den Militarismus hassen, wir tun es aber, zum großen Unterschied von dem Philister, der für sein Kassabüchlein bangt, nicht aus Haß des Sozialismus und der sozialen Umwälzung, sondern genau aus dem umgekehrten Grunde: wir tun es gerade als Sozialisten, weil für uns der Leninismus der schlimmste Feind und Verderber nicht nur der russischen Revolution, sondern jeder guten Revolution und des Sozialismus überhaupt ist. Wir hassen ihn als die Entstellung einer heiligen Sache, als eine die Welt bedrohende neue (im Grunde freilich alte!) Tyrannei, deren Vorstellung uns das Herz mehr beklemmt, als der Gedanke an Torquemada und Alba.

Den Kampf gegen den Bolschewismus also billigen wir durchaus und machen ihn mit. Aber nun entstehen zwei Fragen: „Wie sollen wir diesen Kampf führen?" und „Hat es sich in den letzten Ereignissen wirklich um den Kampf einer bürgerlichen Demokratie gegen den sozialistischen Bolschewismus gehandelt? War dies wirklich der Gegensatz, auf den es dabei ankam?"

Wir beginnen mit der zweiten Frage und müssen sie zunächst mit einem entschiedenen Nein beantworten, allerdings nicht ohne einem Vorbehalt, der später klar werden wird.

Zwei Punkte kommen in Betracht: die Ausweisung der Soviet-Gesandtschaft und die Zürcher Bombenaffäre. Wir beginnen mit der letzteren.

Das Militäraufgebot wird damit gerechtfertigt, daß man in Zürich einem „bolschewistischen" Anschlag auf die Sicherheit des Staates, das Zeughaus, die Kaserne, das Regierungsgebäude auf die Spur gekommen sei. Man redet von einem großen Plan, in der Schweiz eine Revolution nach Leninistischem Muster zu entzünden, die dann auch auf Italien und andere Länder übergreifen sollte. Wenn dies Tatsache wäre, dann wäre es zweifellos eine sehr ernste Sache und das Militäraufgebot erschiene auf dem Boden der heutigen Ordnung und Denkweise als durchaus gerechtfertigt. Aber ist es eine Tatsache? Bis jetzt fehlen dafür alle ernsthaften Beweise. Was die Zürcher Regierung berichtet, klingt höchst unbestimmt und schwach. Ein Beamter sei gekommen und habe erklärt, es seien Bomben, Höllenmaschinen gefunden, ein Anschlag auf die Sicherheit des Staates entdeckt worden. Was soll das heißen? Wenn ein solcher Beamter kommt, muß dann nicht der Regierungsrat sofort eine gründliche Untersuchung veranstalten und dann allem Volk ausführlich und ehrlich sagen, um was es sich handelt? Denn ein Aufgebot von 15,000 Mann mit Maschinengewehren ist eine furchtbar verantwortungsvolle Sache, wenn die, gegen welche die

Maßregel gerichtet ist oder doch mindestens gerichtet scheint, nicht wissen, warum. Sie öffnet die Pforte des Bürgerkrieges. Die Arbeiterschaft fühlt sich ja ganz unschuldig. Sie weiß, zum mindesten in ihrer ungeheuren Mehrheit, von solchen Dingen einfach nichts. Auch die Führer nicht, zum mindesten ihre übergroße Mehrheit. Wir haben sehr Radikale unter ihr gefragt, die wohl am ehesten eingeweiht sein müßten, und die sicher ehrlich gegen uns sind, und sie wissen nichts. Sie wehren sich sogar gegen jeden Zusammenhang mit der bolschewistischen Agitation im allgemeinen aufs heftigste. Aus alledem geht doch wohl soviel hervor: wenn irgend eine Aktion im Sinne der Befürchtung der Zürcher Regierung tatsächlich geplant gewesen sein sollte, dann doch nur von irgend einer ganz kleinen Gruppe und so, daß die große Masse der Arbeiterschaft und ihrer Führer keine Ahnung davon hatte. Dann aber hätten doch wohl einige polizeiliche Maßregeln oder einige in aller Stille aufgebotene Bataillone genügt.

Wir bitten, uns an diesem Punkt richtig zu verstehen: die Möglichkeit eines solchen Anschlages wollen wir, da wir nicht alles wissen und die Dinge noch zu wenig geklärt sind, nicht von vornherein leugnen, aber wir behaupten, daß die Beweise, die die Regierung vorbrachte, mehr als ungenügend, daß sie im Verhältnis zu der Verantwortlichkeit der auf sie gebauten Aktion kläglich waren;[1]) wir behaupten, daß gegen eine mögliche Gefahr dieser Art auf alle Fälle stillere und bescheidenere Mittel genügt hätten. Und dazu ein wenig Courage!

Damit kommen wir auf einen wichtigen Punkt. Eine Hauptrolle in der ganzen Not unseres Volkes während dieser Jahre spielte die Feigheit. Sie zeigt sich nach außen, wie nach innen; nach außen darin, daß man sich vor dem jeweilen Stärkeren lakaienhaft duckt, nach innen in einem grotesken Wechsel von Angst und Kraftmeierei, die einander erzeugen. Die Flucht des Regierungsrates in die Kaserne ist für diesen Tatbestand das klassische Symbol. Man fürchtet sich vor Gespenstern und bietet gegen sie Maschinengewehre auf. Da diese aber gegen Gespenster nichts taugen, will man sie wieder verschicken, wenn man sich erholt hat, bis der nächste Angstanfall kommt. Dieses Hin- und Herpendeln zwischen Schwäche und Kraftprotzentum, Kleinmut und Hochmut, grünem Tisch und Kaserne haben wir in diesen

---

[1]) Der Regierungsrat von Zürich wagt denn auch nicht, seine Aktion auf diesen Punkt, das behauptete Komplott, abzustellen und erklärt, daß der gefährliche psychologische Moment (die Entlassung der Soldaten in den Nachbarländern und die zum Teil dadurch bewirkte revolutionäre Stimmung) der Hauptgrund für das Militäraufgebot gewesen sei. (Vgl. den offiziellen Bericht des Zürcher Regierungsrates). Dazu ist aber zweierlei zu bemerken. Erstens ist es jenes mysteriöse Komplott, das in den Augen der Masse das Militäraufgebot rechtfertigte und sie in Wut versetzte. Zweitens aber: wenn ein in den Augen einer Regierung gefährlicher „psychologischer Moment" ein Aufgebot von 15,000 Mann Militär rechtfertigt, dann könnten wir in diesen Jahren unser Land gerade dauernd militärisch besetzen!

Jahren nach innen und außen bis zum Ekel ausgekostet. Die Angst ist aber eine Mutter alles Bösen. Sie ist eine Wurzel des Weltkrieges gewesen und sie ist auch eine Wurzel des drohenden Bürgerkrieges.

Angst aber ist das Gegenteil vom Glauben. Und damit legen wir die Hand auf einem weiteren wunden Punkt. Die Angst, die die beiden Volksklassen vor einander haben, namentlich aber die Bourgeoisie vor dem Proletariat, beruht zum guten Teil darauf, daß sie einander nicht kennen, aber sich alles Böse zutrauen. Wie ganz andres würden die Dinge sofort, wenn an Stelle dieses Mißtrauens ein hochherziges Vertrauen träte! Wäre es nicht die Aufgabe des Zürcher Regierungsrates, wie des Bundesrates, gewesen, sich vor dem Militäraufgebot mit den Arbeiterführern in Beziehung zu setz.n? Hätten sie dann nicht merken müssen, ob diese mit jenen wirklichen oder vermeintlichen Machinationen etwas zu tun hätten? Hätten sie, falls jene eine solche Auseinandersetzung verweigert hätten, sich nicht öffentlich an sie und an die Arbeiterschaft wenden können? Alles Geheime verliert seine Gefährlichkeit, sobald es ans Licht gezogen wird. Es gehört zu einem solchem Verhalten allerdings ein gewisses Wagen — Glauben ist nie ohne Wagnis — aber das Risiko ist trotzdem weniger groß, als bei den Methoden der Gewalt. Diese haben uns nun tatsächlich viel näher zum Bürgerkrieg geführt, als wir vorher standen. Aber zu großem Tun gehören große Gedanken und diese sind in der Atmosphäre der letzten schweizerischen Epoche nicht gediehen.

Das Militäraufgebot in diesem Stile erscheint uns also auf keine Weise gerechtfertigt. Denn wenn es auch mit jenen Bomben seine Richtigkeit gehabt hätte, so wäre doch der ganze modus procedendi der Behörden falsch gewesen.

Wir müssen uns aber diese Bomben noch etwas genauer ansehen und gelangen dabei zu äußerst lehrreichen Ergebnissen. Von solchen Bomben und ähnlichem Teufelszeug wissen wir nämlich schon lange, wir und der Regierungsrat und Bundesrat, und jetzt weiß schon eine Weile ein jedes Kind davon. Man weiß, daß solche Bomben und Zubehör von der deutschen Propaganda, terroristische Abteilung, in Menge nach der Schweiz gebracht worden sind, um entweder in Italien und Frankreich, oder allfällig auch in der Schweiz selbst angewendet zu werden, mit der Absicht, durch Erregung schwerster Unruhen bei uns oder anderwärts den deutschen Sieg zu erleichtern, vielleicht auch Gelegenheit zu einer bewaffneten Intervention zu finden. Man weiß, daß das deutsche Generalkonsulat in Zürich, aber auch noch höhere Amtsstellen, dabei die Hand im Spiele hatten. Es ist letzthin im Zürcherischen Kantonsrate, ohne daß Widerspruch laut geworden wäre, von einem Wissenden erklärt worden, daß auch Barone und Fürsten (Bülow?) sich an diesen edlem Geschäft beteiligt hätten. Und nun das Erstaunliche: das alles haben unsere Behörden seit ungefähr einem Jahr gewußt und sie haben geschwiegen.

Ja sie haben mehr getan: sie haben den Zürcher Bombenprozeß verschleppt, bis Deutschland am Boden lag und dann haben sie auf einmal diese Bombenaffären ans Licht gezogen, als es gegen die Arbeiterschaft ging! Auch der Schreibende hat schon letztes Frühjahr gewarnt und es ist nichts geschehen. Etwa darum, weil Foch noch nicht gesiegt hatte? Und als er bei einem andern Anlaß öffentlich und dringlich das Schweizervolk auf diese Gefahr aufmerksam machte, da war es die Oberhüterin der Ordnung, die „Neue Zürcher Zeitung", die diese Warnung so gut sie konnte entkräftete.

Damit aber fällt nun ein Licht auch auf die Frage der Soviet-Gesandtschaft. Wir möchten, wenn wir davon reden, ganz deutlich erklären, daß wir für sie nur sehr wenig Sympathie übrig hatten. Sogar ihre Ausweisung hätten wir nicht mißbilligt (obschon wir nicht glauben, daß man Ideen „ausweisen" könne!), wenn man zugleich andere Gesandtschaften auch ausgewiesen hätte. Denn für uns steht fest, daß alles, was diese Soviet-Gesandtschaft an Gefährdung unseres Landes verschuldet haben möchte, auf keinen Fall auch nur von ferne an das reicht, was in dieser Beziehung zum Beispiel die deutsche Propaganda bei uns geleistet hat.[1]) Wenn man nun aber vier Jahre lang diese furchtbare Gefahr unter uns geduldet und begünstigt hat, während man gegen die andere, kleinere, nach wenigen Monaten mit äußerster Schärfe vorgeht, so muß die Arbeiterschaft dies als eine gehässige Klassenmaßregel betrachten. Jedenfalls hat man dazu alles moralische Recht von vornherein verscherzt. Die Arbeiterschaft wurde dadurch geradezu gezwungen, sich für diese Soviet-Gesandtschaft zu wehren.

In diesem Zusammenhang gehören auch die zehn wirklichen oder vermeintlichen Millionen der Angelica Balabanoff. Was wären diese zehn Millionen, und die andern wirklichen oder vermeintlichen bolschewistischen Kapitalien dazu, gegenüber den Summen, die die deutsche Propaganda über die Schweiz vergiftend hat strömen lassen, mit denen sie vier Jahre lang, von unseren Behörden verhätschelt (man denke nur an die Behandlung der J'accuse-Bücher und der „Freien Zeitung"!) am Untergang unseres Landes gearbeitet hat?

Wahrhaftig, es fehlt unseren Behörden und der großen Mehrheit unseres deutsch-schweizerischen Bürgertums der moralische Boden für den Kampf gegen Bolschewismus. Sie haben sich dafür viel zu stark selbst mit einer besonders bösen Art von „Bolschewismus" eingelassen

Sie haben aber auch selbst Bolschewismus getrieben. Dies möchten wir noch stärker betonen. Auf manigfache Weise haben sie es getan. Bolschewismus bedeutet Willkürregiment, Diktatur,

---

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir nicht noch Steine auf das geschlagene Deutschland werfen wollen, sondern bloß genötigt sind, durch gewisse Tatsachen die Wahrheit zu beleuchten.

Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit durch das Mittel der Gewalt. Wir fragen: hat unser herrschendes System all diese Dinge nicht reichlich geübt, besonders diese vier Kriegsjahr hindurch? Unsere regierende Partei ist, wie die Abstimmung vom 13. Oktober deutlich beweist, eine Minderheit. Sie herrscht aber dennoch gegen Gesetz und Recht. Denn gegen Gesetz und Recht hat sie die Abstimmung über die Verhältniswahl jahrelang hinausgezögert, nur weil sie wußte, daß das neue Wahlrecht sie um die Macht bringe. Unser Bundesrat ist infolge davon, wie die ganze Bundesversammlung, eine unrechtmäßige Behörde. Wie kann ein solches Beispiel der Mißachtung des Gesetzes von oben her im Interesse der gröbsten Machtpolitik anders wirken, als eine Opposition hervorzurufen, die selbst um jeden Preis Macht sucht und sich an ein Gesetz, das der Andere nur als Vorwand braucht, nicht kehrt? Und was sind die berühmteu „Vollmachten" des Bundesrates anderes geworden als ein Werkzeug der Diktatur, besonders in der Hand Eines Mannes? Wie steht es zum Beispiel mit jener Preßfreiheit, von deren Unterdrückung durch die Sozialdemokratie in diesen Tagen so viel geredet wurde? Die „Freie Jugend" und die „Forderung" sind Blätter gewesen, die auch nicht nach unserm Herzen waren, aber die „Neue Zürcher Zeitung" und das „Berner Tagblatt" sind in unsern Augen zum mindesten nicht besser. Und während man sich über diese geknebelte Preßfreiheit empört (an sich nicht ganz mit Unrecht, wir sind auch gegen solche Gewalt!) hatte man nichts dagegen, daß die „Tagwacht" und das „Volksrecht" militärisch besetzt und die Blätter am Erscheinen verhindert wurden. Aus was für Motiven die Herausgabe einer neuen Zeitung, die freilich nicht ganz nach seinem Geschmack sein mochte, von jenem bundesrätlicher Diktator so lange verhindert wurde, könnte bei diesem Anlaß auch gefragt werden.

Daß ausgerechnet diese Behörden und jener Teil des Bürgertums, der ihr Tun und Treiben gebilligt oder doch geduldet hat, zur Aufrechterhaltung der Demokratie gegen den Bolschewismus berufen seien, klingt etwas wunderlich. Von demokratischem Geist haben gerade die getreuesten Söhne unseres Volkes während dieser vier Jahre nicht gerade viel gemerkt. War jene Unterdrückung der Abstimmung über den Proporz etwa demokratisch? War die Art, wie die Bundesversammlung behandelt wurde und sich behandeln ließ, demokratisch? War es demokratisch, daß wir „Bürger der ältesten Demokratie" von Staatsverträgen, an denen die Existenz unseres Landes hing, nichts zu wissen bekamen, während sogar die Völker kriegführender monarchischer Staaten hierin besser bestellt waren? War es etwa demokratisch, wenn die Zeitungen der deutschen Schweiz fast wie ein Mann mit jener Kriegspartei gingen, die das absolutistische Prinzip vertrat, freilich nur, bis sie besiegt war, um dann — etwa demokratisch? — Linksumkehrt zu machen? Glauben unsere Welschen und andere aufrichtige Demokraten wirklich, daß Behörden,

die vier Jahre lang ein System aufrecht erhielten, das sie in allen Tonarten als undemokratisch anklagten, über Nacht zu Hüterinnen der Demokratie geworden seien, nur weil es jetzt gegen die sozialistische Arbeiterschaft geht? Glauben sie wirklich, daß eine Bevölkerung, die Jahre lang ob der Majestät Kaiser Wilhelms und Hindenburgs erschauerte und nur langsam aus dieser Betäubung erwachte, jetzt auf einmal aus lauter Freiheitsbegeisterung so eifrig zum Gewehre greife? Oder könnten da nicht vielleicht andere Motive stärker sein als Demokratie und Freiheitsgeist? Wir unsererseits glauben, daß in diesen Jahren sehr viel mehr und sehr viel gefährlicherer Bolschewismus dieser Art von oben, als von unten her getrieben worden sei.

Und ganz gleich verhält es sich mit dem Schutz des Vaterlandes gegen den bolschewistischen Internationalismus. Es ist noch sehr fraglich (für uns eigentlich nicht fraglich!) von welcher Internationale unsere Schweiz in diesen Jahren mehr bedroht worden ist und noch immer bedroht wird, ob von der roten oder von der goldenen. Unsere Banken, diese Zentralheiligtümer unseres Volkes, für die man in diesen Wochen ganz besonders gezittert hat, sind zum Teil Hauptorgane der Kettung unseres Landes an einen auswärtigen Kapitalismus und die entsprechende Politik gewesen. Unsere deutschweizerischen Zeitungen sind zum größten Teil bewußt oder unbewußt unter dem beherrschenden Einfluß der deutschen Propaganda gestanden. Wenn ein halbes Dutzend von sozialistischen Blättern nun auf die Losungen Lenins horchen, so haben vier entscheidend wichtige Jahre lang hunderte von bürgerlichen noch viel mehr auf Wolff und Ludendorf und Romberg gehorcht. Diese Zeitungen haben Schriften wie Zurlindens „Weltkrieg“ oder „Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz“ größtenteils totgeschwiegen, haben die Vorkämpfer einer selbständigen Schweiz auf jede Weise befehdet und besudelt und sind erst wieder Schweizer geworden als — Foch gesiegt hatte. Und ausgerechnet diese Kreise, die in ungeheuer entscheidungsvoller Zeit unser Land zehnmal moralisch verraten haben, sollten nun die großen Schützer des Patriotismus sein? Diese Leute, die weder gegen die Zertretung Belgiens noch gegen die Erwürgung Serbiens und Rumäniens und die Hinmordung der Armenier ein ernsthaftes Wort gefunden haben, sollten auf einmal die Vorkämpfer des Schweizertums sein? Das mögen unsere Welschen und andere treue Schweizer glauben, wir glauben an dieses Wunder nicht.

Was ist endlich jene Taktik der Gewalt, die sich im Militäraufgebot und Zubehör verkörpert, anders als Bolschewismus? Wenn doch einmal noch, bevor es zu spät ist, den Leuten, die über die Truppen verfügen, zum Bewußtsein käme, was es bedeutet, wenn Soldaten gegen das eigene Volk, besonders die bis jetzt Schwächeren und Verkürzten unter seinen Kindern, aufgeboten werden! Es ist ein gar zu naiver Selbstbetrug, wenn sie erklären, die Truppen seien nicht gegen die Arbeiterschaft aufgeboten. Jeder Arbeiter, der noch einen

Rest von Charakter hat, fühlt es anders und wir mit ihm. Man sollte einmal die Gegenprobe machen können und sozialistische Soldaten gegen die Bauern aufs Land oder gegen die städtische Bourgeoisie senden, behauptend, es gelte nicht ihr, dann würde Vielen über diese Dinge ein Licht aufgehen. Eine besondere, beabsichtigte oder unbeabsichtigte, Perfidie ist es dabei, wenn die Truppen, die man gegen die Arbeiter schickt, sorgfältig aus den arbeiterfeindlichsten Gegenden des Landes gewählt werden. S o z ü c h t e t m a n B ü r g e r k r i e g. Ein jedes derartige Militäraufgebot ist latenter Bürgerkrieg. Die Art und Weise, wie das Militär in Zürich aufgetreten ist, hat zu dem ganzen System gestimmt. Die Erlasse der Kommandanten waren in dem Stil gehalten, den man früher „preußisch" nannte und künftig wohl „schweizerisch" nennen wird. Geschossen hat das Militär, wo diese ultima ratio nach dem Urteil aller auch nur ein wenig Unbefangenen noch lange nicht nötig gewesen wäre. Die von unserem sieghaften General am Schluße dieses Feldzuges gegen die Zürcher Arbeiter abgenommene Parade war wohl die richtige Erläuterung der ganzen Aktion. Und dazu das Entzücken eines gewissen Bürgertums über die Sturmhauben! Wenn man es nicht schon gewußt hätte, so wäre es einem in diesen Tagen blendend deutlich geworden, welches die Quelle der Militärbegeisterung sehr vieler „Patrioten" sei. Und dabei muß man wissen, welche Opfer die Arbeiterschaft während dieser Streiktage gebracht hat, Opfer, die über alles, was sie der bürgerlichen Welt etwa gekostet haben mögen, bei weitem hinausgehen. Dafür erntete sie — Siegesparaden der Gegner! Es braucht eine Selbstüberwindung, deren nur ein moderner disziplinierter Arbeiter fähig ist, um dergleichen zu ertragen, ohne mit Gewalttat zu antworten. Daß aber die Zürcher Arbeiterschaft und im Großen und Ganzen die der ganzen Schweiz, den Streik musterhaft durchgeführt hat, dürften wohl auch die verlogensten bürgerlichen Hetzblätter nicht zu leugnen wagen. Einer solchen Arbeiterschaft zutrauen, daß sie Lust und Fähigkeit hätte, nach den Methoden der roten Garden zu arbeiten, kann nur, wer keine Ahnung von ihrem wahrem Wesen hat. Wohl aber bilden sich unter uns w e i ß e Garden. Als ob die 15,000 Soldaten noch nicht genügten, schafft man noch eine Bürgerwehr! Zu der Zeit, wo die Arbeiter nicht einmal mehr Streikposten stehen dürfen, dürfen Knaben ruhig Standarten mit der Aufforderung zum Eintritt in diese Bürgerwehr herumtragen und Männer durch Flugblätter dazu ermuntern. Ist das wohl Demokratie?

Nein, laßt es Euch sagen, Ihr Welschen, und auch Viele von den Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft und Andere dazu: D a s i s t p r e u ß i s c h e r M i l i t a r i s m u s! So waren seine Methoden, genau so! So hat er den Glauben an den Polizisten und das Bajonett gehabt und gewähnt, damit Ideen bekämpfen zu können. Wenn Ihr meint, es sei ein Fortschritt, daß jener preußische Militarismus zwar in Preußen selbst und in aller Welt gestürzt worden ist, dafür

aber in der Schweiz eine Nachblüte erfährt, so wundern wir uns über Euch. Wenn Ihr dem treu wäret, was Ihr während dieser vier Jahre immer wieder zu vertreten schienet, so müßtet Ihr wissen, wie man Demokratie pflanzt und Bolschewismus bekämpft, nämlich durch Demokratie und nicht durch Bolschewismus — durch soziale Demokratie. Ihr wißt aber, daß die Arbeiterschaft bis jetzt fast jeden sozialen Fortschritt durch Kampf oder Kampfdrohung erzwingen mußte. Sie ist durch die bürgerliche Welt zu dem Glauben an die alleinige Wirkung des Machtprinzips förmlich erzogen worden. Jene hat den Bolschwismus geradezu gepflanzt.

Und wenn Ihr Euch auf die Ordnung gegen die Anarchie beruft, so fragen wir: Wo gibt es eine größere Anarchie als unsere Gesellschaftsordnung? Ist nicht unser Wirtschaftsleben geradezu auf den Egoismus, also das Prinzip der Anarchie berechnet? Ist nicht Kapitalismus Bolschewismus im schlimmsten und kolossalsten Stil, da er auf der wirtschaftlichen Gewaltdiktatur einer ganz kleinen Minderheit über die ungeheure Masse der Menschen beruht? Ist aus dieser Anarchie nicht der Weltkrieg hervorgegangen? Wer aber hat gegen den Krieg schließlich doch am stärksten protestiert? Etwa die bürgerliche Welt? Und ist es etwa Ordnung gewesen, die in diesen Kriegsjahren unser wirtschaftliches Leben beherrscht hat? Wer hat sich mit Kriegsgewinnen vollgesogen, etwa die Arbeiterschaft? Ist sie nicht durch diese Kriegsgewinne, die zum großen Teil auch noch einen Vaterlandsverrat darstellten, ausgewuchert worden? Hat etwa jener patriotische Bauernstand, dessen Söhne den notleidenden Arbeiter im Zaun halten sollen, eine Preispolitik befolgt, die diesem das Zufriedensein erleichterte? Was haben unsere Behörden gegen diese wilde Anarchie getan? Wahrlich, eine Gesellschaft, die wie die unsrige auf Unrecht und Gewalt gebaut, die so angefüllt ist mit Fluch, was kann sie anders gebären als wieder Fluch, Gewalt und Unrecht? Der Bolschewismus ist kein künstlich gezüchtetes oder importiertes Gewächs, es ist die nur zu natürliche Frucht unserer Zustände.

Summa: Der Bolschewismus ist ein furchtbares Uebel, aber der von oben nicht minder als der von unten, ja der von oben pflegt den von unten zu erzeugen. Unsere Regierungen und unser Bürgertum haben kein Recht, sich als Kämpfer gegen dieses Uebel und für Recht, Ordnung, Vaterland und Demokratie aufzuspielen. Ihr Kampf ist mit innerer Unwahrhaftigkeit behaftet und macht auf den Arbeiter keinen Eindruck oder einen dem gewünschten entgegengesetzten.

Wir wollen nicht Unrecht tun. Es sei durchaus zugestanden, daß ein Teil unseres Bürgertums, und zwar der beste, in dieser Affäre aufrichtig für die bedrohte Demokratie gekämpft hat und nicht gegen den Sozialismus, für den man in diesen Kreisen sogar eine starke Sympathie empfindet. Aber diese Kreise, denen wir alle Ehre zollen,

haben nicht tief genug gesehen. Sie haben vergessen, daß man auf diese Weise den Bolschewismus mehr fördert als besiegt. Sie haben Anlaß und Ursache des Kampfes zu stark verwechselt. Sie haben übersehen, daß für die große Mehrheit der Bürgerlichen leider nicht die Demokratie, sondern das bedroht geglaubte Sparheft das zu schützende nationale Gut war und der Kampf gegen den Bolschewismus eine klug geschwenkte Fahne, die die Masse aufregte. Sie haben nicht genügend bedacht, daß es vor allem der reaktionäre Philister war, der Philister, der einst dem Kaiser Wilhelm zujubelte, dessen Gesicht nun ob den Stahlhelmen und Bajonetten selig erglänzte. Das Siegesgeschrei der wildesten Reaktion mag sie darüber belehren, was für ein Prinzip hier am Werke war. Sie hatten Recht mit dem Haß gegen den Bolschewismus — nochmals sagen wir es — aber sie nahmen die Perspektive falsch und sahen nicht, daß am Grunde dieses letzten Kampfes der Gegensatz zwischen einer alten und einer neuen Welt lag. Nein, es war nicht der rechte Kampf gegen den Bolschewismus, dazu wurde er zu sehr von Bolschewisten und zu sehr mit bolschewistischen Mitteln geführt!

Eine schwere Schuld der in Frage kommenden Behörden und des Bürgertums überhaupt an diesen letzten Vorgängen und der ganzen heutigen Lage steht uns also durchaus fest. Diese Schuld scheint uns sogar die stark überwiegende zu sein. Denn es handelt sich dabei um die Kreise, die bis jetzt die Herrschaft hatten. Auf ihnen lastet daher bis auf weiteres die größere Verantwortlichkeit.

3. Der Bolschewismus von unten.

Damit ist nun aber freilich nicht gesagt, daß die andere Seite von aller Schuld freizusprechen sei. Das ist durchaus nicht unsere Meinung. Es ist das von vornherein nicht anzunehmen und wir täten der Arbeiterschaft einen schlechten Dienst, wenn wir den Schein ihrer völligen Unschuld erregen wollten. Gerade ihr bester Teil würde es uns gar nicht glauben. Denn zum Allererfreulichsten und Verheißungsvollsten, was uns in der Arbeiterschaft immer wieder begegnet, gehört ihre Bereitschaft zu ehrlicher und scharfer Selbstkritik. Sie weiß durch Instinkt, daß diese für sie so nötig ist, wie das tägliche Brot und sie weiß auch, daß ihre Sache sie vertragen mag. Sie hat eine Niederlage erlitten und kann nichts Besseres tun als zu fragen, ob und wie sie diese auch selbst mitverschuldet habe. Man darf es uns zutrauen, daß es Treue gegen ihre, gegen unsere gemeinsame Sache ist, die uns gerade jetzt reden heißt. Denn die Lage ist von entscheidungsschwerem Ernst. Wie wir die Schuld des Bürgertums, das triumphiert und jetzt noch herrscht, nicht aus Haß und Bitterkeit feststellen, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit zu Liebe, so die Schuld der unterlegenen und bisher unterdrückten Arbeiter, unserer Genossen, gewiß aus nicht weniger reinen Gründen, aus reiner Liebe, die sich

wenn es sein muß, auch nicht scheut, Schmerzen zu bereiten. Wir sind Jahrzehnte lang zu der Arbeiterschaft gestanden und das gerade auch in ihren schwersten Tagen, darum dürfen wir wohl das Vertrauen beanspruchen, daß man uns als Freunde höre, wo wir als solche warnen und tadeln müssen. Es gehört Eins zum Andern.

Wir wollen, wenn wir nun also in Bezug auf die Arbeiterschaft die Schuldfrage stellen, dies auch wieder in dem Sinn tun, daß wir untersuchen, was für eine Stelle denn bei ihr der Bolschewismus gespielt habe und spiele. Dabei müssen wir hier aber schärfer unterscheiden zwischen dem Bolschewismus in dem weiteren Sinn, wie wir den Begriff zuletzt gebraucht und worin er einen bestimmten Geist, eine bestimmte Methode, und dem engeren, worin er die bestimmte russische Bewegung, die diesen Namen trägt, und vor allem die Theorie des sozialen Kampfes, die diese Bewegung ausgebildet hat und die entsprechende Stimmung bedeutet.

Wir beginnen mit dem Zweiten. Welche Rolle hat dieser Bolschewismus in unserer Arbeiterbewegung gespielt und spielt er noch?

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, dann müssen wir aber wieder einige Unterscheidungen machen. Es sind auseinanderzuhalten einmal die Führer und die Masse, sodann der Bolschewismus als Theorie und als Stimmung und endlich die Zustimmung zu dieser Theorie im allgemeinen und ihre Anwendung auf die besonderen schweizerischen Verhältnisse.

Um mit dem Letzten zu beginnen, so darf es als ganz sichere Tatsache angesprochen werden, daß in der überwältigenden Masse unserer Arbeiterschaft bis zur äußersten Linken hin niemand daran denkt, „russische Methoden“ in dem Sinne bei uns anzuwenden, daß die Bourgeoisie völlig entrechtet, ausgehungert und hingemordet werden sollte, wie es in Rußland geschieht. Es ist auch für jeden, der diese schweizerische Arbeiterschaft auch nur ein wenig kennt, ganz klar, daß sie selbst eine „Diktatur des Proletariats“ nach Leninschem Muster nicht vierzehn Tage lang ertrüge.

Was aber das Zweite betrifft, so ist ebenso gewiß, daß der Leninismus als Theorie für die übergroße Mehrzahl unserer Arbeiterschaft gar keine Rolle spielt. Diese Arbeiterschaft ist überhaupt nicht sehr stark theoretisch interessiert. Anders verhält es sich freilich mit dem Leninismus als Stimmung. Hier ist Zweierlei festzustellen. Einmal: Der Leninismus als Vernichtungswut, die sich gegen unsere ganze Gesellschaft wendet und in jedem Bourgeois sozusagen einen Wolf sieht, den man totschlagen muß, steigt aus gewissen Zuständen, die der Krieg entweder erzeugt oder doch verschärft hat, von selbst empor. Er ist ein Kind des Unrechtes, des Hungers und der Verzweiflung. In dem Maße, als diese eintreten, bekommen wir überall jene „russischen“ Zustände, die den Leninismus erzeugt und ihm seine Macht verliehen haben. Sodann ist der berauschende Einfluß der russischen Revolution überhaupt zu bedenken. Diese wird von

den Massen dem Leninismus einfach gleichgesetzt. Dazu sind sie durch die sozialistische Presse erzogen worden. Die leider nur allzu wahren Berichte über das Schreckensregiment und die grauenvollen Zustände, die er in Rußland gezeitigt, werden von dieser entweder verschwiegen oder als Bourgeoisie-Lügen hingestellt. Die russische Revolution erscheint dem Proletariat als der Sonnenaufgang seiner Erlösung und Lenin als sein Heiland. Dazu gesellt sich der Zauber der Ferne, der dieser Art von Glauben günstig ist. Was also im Namen Lenins auftritt, das besitzt in weiten Kreisen besonders der großstädtischen Arbeiterschaft von vornherein eine große Autorität. Der Widerspruch gegen ihn ist schwierig, fast aussichtslos. Ein Bolschewik zu sein, gilt als Ehrentitel, wie einst, Sansculotte zu sein. Aller Radikalismus verbindet sich mit diesem Namen und der Radikalismus ist heute mit gutem Grund die herrschende Strömung. Wie das Bürgertum, nur im umgekehrten Sinne, setzt auch dieser Teil der Arbeiterschaft Bolschewismus und soziale Revolution einander gleich.

Etwas anders wieder stellt sich die Sache bei der Führerschaft. Hier muß man, meine ich, ehrlicherweise zugeben, daß ihr gegenwärtig ausschlaggebender Teil stark im Fahrwasser des Leninismus schwimmt und zwar nun vielleicht etwas weniger in Bezug auf die Stimmung, als in Bezug auf die Theorie, freilich mit jenem Vorbehalt, daß sie auf schweizerischem Boden nicht genau die gleiche Anwendung finden könne, wie in Rußland, im übrigen aber nicht selten voll leidenschaftlicher Zustimmung. Unsere Partei steht offiziell auf dem Boden der Zimmerwald-Kienthalschen Theorie, diese aber ist nur eine Abart des Leninismus, wie denn auch Lenin unseres Wissens an der Entstehung des Zimmerwaldismus einen Hauptanteil gehabt hat. Gemeinsam ist beiden Bewegungen der schroffe Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der keinen Rest von Gemeinschaft zwischen ihnen anerkennt, der Bourgeoisie jeden Hauch eines echten Idealismus abspricht, die bürgerliche Demokratie in jeder Form für Lug und Trug hält, den Sinn des Weltkrieges einzig und allein in dem Gegensatz der verschiedenen Kapitalismen erblickt und erwartet, sogar hofft, daß er in den Weltbürgerkrieg des Proletariates gegen die Bourgeoisie übergehe. Lenin und Trotzky mit ihren Jüngern haben durch ihren Aufenthalt in der Schweiz für einen engen Zusammenhang der beiden Bewegungen zum voraus gesorgt und er ist nach ihrem Zug nach Rußland, zu dem schweizerische Führer mitgeholfen haben, auf mannigfaltige Weise aufrecht erhalten worden, nicht zum wenigsten durch Reisen unserer Führer nach Rußland. Unsere herrschenden sozialdemokratischen Blätter sind leninistisch oft bis zum Fanatismus. Wer nicht Leninist ist, zieht sich ihren Zorn zu und ist vor wüster Beschimpfung nicht gesichert. Er wird mit dem großen Bann belegt und als Sozialdemokrat im Grunde gar nicht mehr anerkannt. Daß diese Führer mit Lenin in einem engen Zusammenhang der internationalen Aktion stehen und seinen Losungen

weitgehend gehorchen, scheint mir eine so sichere Sache zu sein, daß ihre Ableugnung mir sonderbar vorkommt. Er ist ihnen „der große Führer der Weltrevolution". Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, — das sei nochmals stark betont! — daß sie nun mit Bomben und Höllenmaschinen, Bolschewiki-Millionen, Ueberfällen auf Zeughäuser, überhaupt mit „russischen Methoden" arbeiten wollten, aber man wird ehrlicherweise zugestehen müssen, daß bei dieser engen Verbindung unserer ausschlaggebenden Führer mit Lenin diese sich nicht allzu darüber verwundern müssen, wenn man ihnen von Seiten des Bürgertums, das die Unterschiede nicht kennt, ohne weiteres die Lust und Willigkeit zutraut, auch seine „russischen Methoden" anzuwenden, und es wird zur Verwunderung umso weniger Anlaß sein, als in ihren Blättern tatsächlich etwa Töne angeschlagen werden, die dieses Mißverständnis nahe legen. Können denn die Bürgerlichen wissen, daß es ihnen damit nicht ernst sei und sie mit dem Feuer bloß spielten?

Es scheint uns also unleugbar, daß ein Teil unserer Führerschaft dem Bolschewismus auch im engeren Sinn des Wortes anhängt, freilich in einer schweizerischen Nuance, und es scheint uns das Zugeständnis ehrlicherweise unvermeidbar, daß sie durch die Art und Weise, wie sie dies bisher getan, an den letzten Ereignissen und besonders an ihrem schlimmen Ausgang für die Arbeiterschaft mitschuldig geworden sind. Wir begreifen diesen Leninismus gewiß, auch wo er mehr als Theorie auftritt. Er hat etwas Anziehendes gerade für entschlossene Geister. Er bezaubert durch seine scheinbare Ganzheit und Absolutheit. Es ist kein Vorwurf, ein Leninist zu sein. Aber nach unserer Meinung ein Verhängnis. Warum, ist in diesen Heften oft gezeigt worden und soll sofort weiter gezeigt werden.

Vorher aber muß noch die Frage nach der Rolle, die der Bolschewismus im weiteren Sinn unter uns spielt, erledigt werden. Hier scheint uns nun vollends klar, daß die ganze sozialdemokratische Taktik seit langem immer mehr dem Bolschewismus in dem weiteren Sinne verfallen ist, wie ihm auch das Bürgertum huldigt, wobei dann freilich in der Sozialdemokratie jener unbewußte Bolschewismus (wie wir ihn auch nennen können) mit dem bewußten immer mehr ineinander fließt.

Der Bolschewismus besteht, wie wir sehen, in der Herrschaft einer Minderheit über eine Mehrheit durch Diktatur, d. h. durch Mittel der Gewalt. Ist uns diese Taktik sowohl innerhalb der Partei als in ihrem Verhältnis zu andern Volkskreisen etwa fremd? Herrscht nicht unter uns eine kleine Leninistische Minderheit über eine große Nicht-Leninistische Mehrheit und zwar auch nicht durch geistigen Einfluß, sondern durch gröbere oder feinere Mittel der Gewalt, das heißt, vor allem dadurch, daß sie die Presse in die Hand bekommt und sie im Geiste der Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit verwaltet? Wird in dieser Presse auf die große

Masse von Parteigenossen, die anders denken und die mindestens ebensogut in der Lage sind, ein politisches Urteil zu haben, irgendwelche Rücksicht genommen? Werden nicht ihre wohlbegründeten Ansichten Tag für Tag verächtlich gemacht, als ob sie vogelfrei wären? Wird ihnen die Verteidigung nicht sehr schwer gemacht? Und gehört zu diesen Mitteln der Gewalt nicht auch das tendenziöse Verschweigen unbequemer Wahrheit und die tendenziöse Darstellung der Dinge in dem Lichte, das Einem für seine Absichten paßt? So hat unsere Zimmerwaldisch-Leninistisch gesinnte Presse in diesen Jahren die Ereignisse dargestellt und wir Anderen, die diese Taktik für verhängnisvoll hielten, hatten kein Mittel, dagegen aufzukommen. Ja, es waltet da tatsächlich wenig Demokratie und viel Diktatur, aber nicht des „Proletariates". Es waltet da nicht der Geist wahrhaft demokratischer freier und ritterlicher Diskussion, sondern mehr der Geist des Absolutismus. Das muß einmal ehrlich heraus gesagt werden.

Der Glaube an die Gewalt ist auch bei uns übermächtig und der Glaube an die Wahrheit klein geworden, genau wie beim reaktionären Bürgertum, nur mit dem Unterschied, daß jenes Bürgertum in dieser Beziehung eher zu entschuldigen ist, als wir. Denn es hat eine absterbende Sache. Es kann sich gar nicht auf die Wahrheit, das heißt: den Geist, die Idee stützen, denn diese sind gegen es; wir aber haben eine Wahrheit, für die heute Himmel und Erde streiten, die allmächtig ist, wenn sie nur in ihrer Reinheit und Größe vor die Menschen tritt. Aber wir haben nicht die Geduld, sie so zu vertreten, weil wir den richtigen Glauben an sie nicht haben. Wir haben überhaupt zu wenig Glauben an geistige und sittliche Mächte. Wir bauen viel zu sehr einerseits auf gewisse sogenannte Entwicklungen, die uns von selbst den Sozialismus bringen sollen, und sodann auf die niederen Triebe der Menschennatur. Wir leben viel zu sehr aus dem Nein, statt aus dem Ja. Wir meinen, das Kommen des Sozialismus sei um so gesicherter, je weniger es in aller Welt außerhalb des engen Kreises der paar Zimmerwaldsozialisten und Leninisten Menschen gebe, die wirkliche Ideale hätten und damit ernst machten. Daher besorgen wir denn das traurige Geschäft, alles schlecht zu machen, was außerhalb unseres Kreises Großes auftritt. So wird zum Beispiel die Entente-Demokratie lächerlich gemacht, wobei unwillkürlich eine gewisse Hinneigung zum deutschen Imperialismus hervortritt; so wird namentlich Wilson Gegenstand eines fast fanatischen Hasses. Gewiß wollen auch wir die Entente-Demokratie nicht überschätzen und auch Wilson ist uns wahrhaftig nicht das letzte Wort, aber wir können nicht einsehen, warum wir wenigstens das relativ Gute und Berechtigte in beiden nicht sollten gelten lassen können. Und so ist es auch nicht unsere Meinung, daß dem Sozialismus damit gedient sei, wenn wir für jede Aeußerung des Idealis-

mus in der bürgerlichen Welt im allgemeinen nur stillen oder lauten Hohn haben. So wenig wir von der Verleumdung alles Menschlichen in majorem Dei gloriam etwas Gutes erwarten können, so wenig von der Verleumdung alles Nicht-Bolschewistischen in majorem gloriam socialismi. Diese ganze Art stamt aus jenem Materialismus, der leider dem Marxismus beigemischt worden ist, aus dem Unglauben gegenüber allen selbstständigen geistigen Mächten. Wenn man ganz und gar nur mit materiellen Kräften rechnet, dann ist es natürlich unmöglich, in den Kreisen, die von den heutigen wirtschaftlichen Ordnungen den äußeren Vorteil haben, irgend einen echten Idealismus anzuerkennen. Dann ist die letzte Konsequenz freilich jene „russische Methode", sie abzuschlachten. Dann ist aber auch die Konsequenz, daß der Proletarier ebensowenig eine Seele hat, daß es auch für ihn keine geistigen Mächte gibt, daß Freiheit, Menschenwürde, Brüderlichkeit dumme Worte sind und nur Eins in Frage kommt: Brot und die Macht, es zu bekommen. Damit mündet der Leninismus in den Nihilismus ein. Das Nein bleibt allein übrig. Es ist der Tod, der Sturz in den Abgrund. Der Leninismus wird reiner Vernichtungswille.

Zu dem gleichen Ziel führt jener Aberglaube an den Götzen Entwicklung, der alles von selber machen wird. Es steckt darin zwar, wie wir immer wieder gezeigt haben, ein Kern von Wahrheit: wenn man Kraft zum Handeln haben will, so muß man glauben können, daß die „Entwicklung" mit uns und nicht gegen uns sei, das heißt: daß der Sinn der Geschichte, die tiefste Wahrheit der Dinge mit uns streiten. Aber ein Aberglauben wird daraus, wenn wir zu glauben beginnen, diese „Entwicklung" vollziehe sich unabhängig von menschlicher Tat und fordere keine geistige Schöpfungskraft. Dann lähmt dieser Glaube die Tat, statt sie zu beflügeln. Dann erzeugt er vor allem eine gewisse Gedankenlosigkeit. Man versäumt, in heißer Geistesarbeit das in den Grundzügen feste Programm des Sozialismus doch immer lebendig und beweglich zu erhalten, den Augenblick in seiner entscheidenden Bedeutung zu benützen und der „Entwicklung" durch die Tat zur Geburt zu verhelfen. Dann fehlt es in den entscheidenden Stunden an Menschen, an Willen, an der Fähigkeit zum echten Wagnis. Es ist eine gewisse Leere da. Wenn nun die revolutionäre Leidenschaft erwacht, dann fehlt ihr das positive Programm und sie verfällt in Ermangelung eines solchen der Vernichtungswut und wieder haben wir den Leninismus erreicht, und wieder sehen wir auch, daß er freilich nur die letzte Konsequenz des Marxismus ist, zum mindesten gewisser einseitig betonter Elemente des Marxismus.

Das scheint uns die Rolle des Bolschewismus in unserer Arbeiterbewegung (und natürlich nicht nur in der unsrigen) zu sein. Dieser Bolschewismus ist gewiß weniger grob und materialistisch, als der bürgerliche, es ist mehr Geist, mehr Recht, mehr

Größe darin, aber darum ist er, nach dem Gesetz, daß die Entartung des Besten immer das Schlimmste ist, nur desto verhängnisvoller. Er bringt die ganze Arbeiterbewegung und mit ihr den Sozialismus auf ein falsches Geleise und reißt sie in immer rascherem Tempo zum Abgrund hin.

Wir wollen freilich noch einmal das rechte Maß der Dinge nicht aus dem Auge verlieren. Es bleibt dabei: der Bolschewismus besitzt in keiner Form, weder als Theorie noch als Stimmung, einfach die Herrschaft über unsere Sozialdemokratie, seis über die Arbeiterschaft, seis auch nur die am meisten von ihm beeinflußten Führer. Vielmehr scheint uns das Charakteristische der Lage ein gewisses Schwanken zwischen ihm und einer andern Denkweise zu sein, ein Schwanken, das dem im Bürgertum zu beobachtenden analog ist. Bald will man die Diktatur des Proletariats, bald die rechte Demokratie; bald preist man die Gewalt, bald möchte man es mit andern Mitteln versuchen; bald vertritt man einen Sozialismus für alles Volk, bald wieder tut man, als ob nur das Industrieproletariat das Volk wäre; bald ist man für Abrüstung, bald denkt man, es sei vielleicht möglich, das Militär eines Tages für die eigenen Zwecke zu brauchen; bald eifert man gegen alles, was nach Liebe für das Vaterland aussieht, bald möchte man an seinem Aufbau mitarbeiten; bald verhöhnt man alle Ansprüche der Nationalitäten auf Selbstbestimmung, bald tadelt man den Imperialismus, der diese nicht erlaubt; bald hält man allen Idealismus für Unsinn, bald schilt man die, die ihn nicht zu haben scheinen. Diese Unsicherheit der Haltung hat die gleichen Folgen wie beim Bürgertum: man verfällt aus der Schwäche in die Gewalttätigkeit und aus der Gewalttätigkeit in die Schwäche. Man berauscht sich in Revolutionsromantik, die mit keinen Wirklichkeiten rechnet. Man spielt mit dem Feuer, wie das Bürgertum auf seine Weise damit spielt, und ist überrascht, wenn es auf einmal Ernst gilt. Dann bricht man an diesem inneren Widerspruch, an dieser Leere und Schwäche, überraschend schnell zusammen. Der Sieg, der sonst so gewiß wäre, entgeht uns, weil wir ihn auf dem falschen Wege suchen. Weil aber das Spielen und Schwanken in solchen Tagen der Entscheidung das Allerverhängnisvollste ist, so treibt der Bolschewismus von oben und der von unten und auch das, was ihn schwankend macht, durch tragische Verkettung in eine furchtbare Katastrophe hinein.

Inzwischen hat die Sozialdemokratie eine schwere Niederlage erlitten. Es wäre verkehrt, dies ableugnen zu wollen. Sie tut uns leid, bitter leid. Es ist nicht leicht, das Treiben einer sich nun sicher wähnenden Reaktion mit anzusehen. Es ist nicht leicht, alle diese wackeren sozialistischen Kämpfer zu sehen, wie sie geschlagen und gedemütigt wieder unter ihr Joch gehen müssen. Es tut uns umso mehr leid, als es ganz anders hätte gehen können. Eine andere Taktik und, als Voraussetzung dafür, ein anderer Geist und schon

lange gehörte dem Sozialismus die Welt. Besonders wären in diesen letzten Jahren seine Ernten ganz wunderbar schnell gereift. Das beweisen klar genug die deutschen Vorgänge. Das beweist auch die Aufnahme, die das Oltener Programm (das wir im Uebrigen nicht für einen großen Wurf halten) in einem bedeutenden Teil der bürgerlichen Welt gefunden hat. Diese ist ja trotz dem andersartigen Schein, den diese letzten Tage erweckt haben, mit nichten mehr eine geschlossene Front. Ein nichtbolschewistischer, im übrigen aber durchaus radikaler Sozialismus zählt dort mehr Anhänger, als Viele nur ahnen. Gelänge es der Sozialdemokratie, ihrem Aktionsprogramm eine menschlich weite, wenn auch noch so kühne Form zu geben, so würde sie der anerkannte Bannerträger der Ideale, die heute Zahllose außerhalb ihres Lagers bewegen, und schritte von Sieg zu Sieg ihrem Ziele entgegen.

Leid, bitter leid tut es uns auch um die Schweiz. Nachdem sie diese Jahre her nach außen hin ihr Existenzrecht reichlich verscherzt, tut sie es nun auch nach innen hin. Denn wenn die Schweiz in allem was Freiheit heißt, hintennach kommt, wenn sie gar, wie dieser Tage ein hervorragender Zeitgenosse sagte, die Hochburg der Reaktion wird, dann wüßte ich nicht mehr, was ihre Existenz noch für Wert hätte. Sie ist gerettet, soweit die weltpolitische Lage in Betracht kommt, ist unverdienter Weise gerettet — soll sie nun durch den Kleinsinn ihrer Bürger doch noch zu Grunde gehen, moralisch zu Grunde gehen? Diese Tage haben unseren Glauben an die Schweiz auf eine starke Probe gesetzt. Sollte sich an uns in Bezug auf den Fortschritt der Freiheit in aller Art in der Welt das schreckliche Wort erwahren: „Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten?"

4. Der Bolschewismus als Weltgefahr.

Nicht nur unser Volk, sondern die ganze Welt ist vom Bolschewismus bedroht. Die Katastrophe wird, wenn es den schlimmen Weg geht, nicht bloß eine schweizerische, sondern eine Weltkatastrophe sein. Die Gruppierung der Mächte ist in dieser Beziehung ganz deutlich. Auf der Einen Seite steht die neue Demokratie, die die Welt politisch und sozial umgestalten will, auf der Grundlage des Rechtes und der Freiheit und im Lichte eines sittlichen Ideals. Ihr tritt entgegen der Leninismus mit seinem proletarischen Imperialismus. Im Hintergrund aber lauert die Reaktion jeder Art, um sie beide zu vernichten. Der Kampf verschlingt sich auf tragische Weise. Der Demokratie in der bürgerlichen Form, wie sie Wilson am schönsten vertritt, fehlt der Sozialismus, dem Leninismus fehlt die Demokratie. So bekämpfen sie einander zu Gunsten des tertius gaudens. Ueberall ist eine sozialistische Demokratie am Werke, beide Wahrheiten zu verbinden, aber Lenin haucht mit seinem zerstörenden Glutgeist in dieses Werk, um, wie er bisher immer

getan hat, ohne es zu wollen, das Geschäft der Reaktion zu besorgen. Er macht nicht nur alle bürgerlichen, sondern auch alle sozialistische Demokratie verächtlich. Er preist und übt einen sozialistischen Militarismus, der schlimmer ist als der kapitalistische war. Er peitscht alle Dämonen zur wildesten Orgie auf — alles im vermeintlichen Interesse des Proletariates, alles im wirklichen Interesse der Reaktion. Die große Gefahr der Stunde ist daher tatsächlich der Leninismus, und zwar nicht etwa in erster Linie für das Bürgertum, sondern für das Proletariat. Die soziale Weltrevolution kommt mit Sicherheit und es kann sich nur darum handeln, wie sie kommt. Sie soll und muß kommen, denn unsere Ordnungen sind zum Sturze reif. Aber nun fragt es sich, ob sie aus dem Ja oder aus dem Nein emporsteigt; aus der Sehnsucht nach einer besseren Welt oder aus dem bloßen Willen zur Vernichtung der bestehenden; aus der Liebe oder aus dem Haß; aus der Wut des Hungers oder aus dem Drang nach Bruderschaft. Wenn das Erdreich und die Atmosphäre Europas so werden, daß sie dem Leninismus zur Herrschaft verhelfen, dann wehe uns! Dann kommt eine Tragödie, die an Furchtbarkeit noch weit über die des Weltkrieges hinausgeht. Dann wird es wieder schwer, für Viele sogar unmöglich, sein, den Glauben an eine Rettung Europas, ja der Welt, festzuhalten. Dann steigt das Gespenst einer Reaktion ohne Gleichen über den Trümmern aller Ideale, die die Seelen erhoben hatten, auf und alle gestürzten Fürsten- und andere Throne und alle Götzen-Altäre erheben sich wieder. Es ist eine Stunde von ungeheurem Ernst.

5. Die Rettung.

Woher soll uns die Hilfe kommen? Wie bekämpfen wir den Bolschewismus?

Bolschewismus oben und unten, das war die Signatur der Lage. Ihr Wechselspiel reißt uns ins Verderben. Der Bolschewismus ist überall der Glaube an die Gewalt, statt an das Recht, an die Diktatur, statt an die Demokratie, an den Absolutismus, statt an die Freiheit, an die Materie statt an den Geist. Das Bürgertum hat in seiner Masse den bolschewistischen Glauben, so gut und mehr als die Sozialdemokratie. Der Bolschewismus ist Imperialismus und Militarismus in anderer Gestalt. Kein Wunder, daß er sich aus dem Weltkrieg erhebt als furchtbarer Gegner jener neuen Welt, die wir erhoffen. Er ist als ein Bastard-Kind von alter und neuer Welt. Er will die sozialistische neue Welt, will sie aber im Geist der alten. Das Eine ist sein Recht, das Andere sein Unrecht. In dieser Mischung von Recht und Unrecht besteht sein Zauber und sein Fluch.

Aber wie wird er bekämpft? Natürlich nicht mit seinen Waffen, nicht mit Gewalt und Diktatur, mit Bajonetten und Ma-

schinengewehren und mit Lug und Trug. Vielmehr nur auf zwei Weisen, die im Grunde nur Eine sind:

Erstens: wir müssen diese ganze heutige Ordnung, die im Politischen, Sozialen und Geistigen bolschewistisch ist, beseitigen und sie durch eine umgekehrt orientierte ersetzen.

Zweitens: Wir müssen dies tun in einem neuen Geiste, in demjenigen Geiste, der wirklich der neuen Welt entspricht und mit den Mitteln, die ihr gemäß sind.

Das heißt, angewendet auf die bürgerliche Welt: Sie muß das Hängen an den vorhandenen Ordnungen entschlossen aufgeben und sich im Glauben aufmachen, einer neuen Welt entgegen. Anders geht es nicht. Anders gibt es keinen Kampf gegen den Bolschewismus, der irgend eine Aussicht auf Erfolg hätte, keinen Rückweg zur Demokratie, keine neue Schweiz, kein neues Europa. Auch Halbheiten, Vermittlungen helfen nichts mehr. Sie mögen in der Praxis nötig sein, im Prinzip müssen sie ein für allemal aufgegeben werden.

Das bedeutet für die Sozialdemokratie: der Sozialismus muß sich neu orientieren. Er muß sich, unter Beibehaltung alles Großen und Wertvollen an ihnen, nicht nur vom Leninismus, sondern auch vom Marxismus als Dogma und Orthodoxie befreien. Die Bewegung der Wahrheit treibt mächtig darüber hinaus. Er muß eine im tiefsten und solidesten Sinn idealistische, das heißt: geistige und sittliche Grundlage für sein Programm gewinnen und damit neue Klarheit, Kraft und Siegeszuversicht. Unsere Sozialdemokratie muß ihre Niederlage zur Besinnung und Selbstkritik benutzen, dann wird sie ihr wertvoller werden als ein Sieg. Nichts ist so wertvoll als eine recht benutzte Niederlage.

Für die ganze Weltlage aber bedeutet dies: Es müssen gewaltige Kräfte des guten Geistes sich erheben und den Menschen den Glauben an das Gute wiedergeben. Sie müssen sich zeigen in großen Taten der Hilfe und Rettung. Es muß ein Friede kommen, der wirklich eine Versöhnung sein kann. Es müssen Gotteskräfte die Macht der Hölle brechen und allüberall das Reich der Gewalt stürzen und das Reich der Freiheit aufrichten.

So allein bekämpfen wir den Bolschewismus und — geben ihm sein Recht! Denn natürlich hat er auch, wie alles Starke, ein Recht. Wir müssen es ihm geben, nur anders, als er selbst es meint, von großer Höhe her.

Dies ist bloß ein erstes Wort aus der Not in die Not hinein. Es ist ganz unvollständig, aber wir hoffen, daß jede ehrliche Seele verstehen werde, wie es gemeint ist. Wir werden weiter reden und Andere sollen auch weiter reden und nicht bloß reden! Und möge es nicht zu spät sein! Vergessen wir keinen Augenblick

den wahren Sachverhalt: Es ist in diesen Tagen unter uns durch den Geist der Gewalt eine Drachensaat ausgesät worden; sie wird nach den Naturgesetzen des Geistes aufgehen, wenn nicht überlegene Kräfte sie vernichten. Eine Explosion und Katastrophe ist unvermeidlich, wenn nicht die Eine Macht eintritt, die einzig und allein alle diese andern Mächte aufheben kann und die — Opfer heißt.

L. Ragaz.

Die beiden Mitredaktoren, denen es nicht möglich war, sich in dieser Nummer zum hier behandelten Thema zu äußern, erklären sich mit den Ansichten ihres Mitredaktors solidarisch. Diese Ansichten sind der Ausdruck ihrer eigenen Stellungnahme. Sie wünschen darum, daß sie als Aeußerung der Gesamtredaktion betrachtet werden.

L. Stückelberger.
J. Matthieu.

Wind und Sturm.[1]

Trotz der ungeheuren Ausdehnung des Schauplatzes, auf dem sich das große Drama abspielt, dessen letztem Akt wir jetzt beiwohnen, ist es in seinem Kernpunkt von einer solchen Einfachheit, daß der Verstand und das Herz eines kleinen Kindes es ganz erfassen können.

Und obschon selbst die findigsten Köpfe darauf verzichten müssen, seinen unendlichen Widerhall zu berechnen, weil die Nachwirkungen zu verschiedenartig und zu weitgehend sein werden, so erscheint doch der Sinn der Tragödie so klar, daß man, wenn man die Feder schon angesetzt hat, eine gewiße Scheu davor empfindet, ihn auf eine Formel zu bringen. Man glaubt, man müsse in wohlabgewogenen Worten erhabene Gefühle aussprechen; mit Gemeinplätzen möchte man nicht kommen — und doch geben nur die Worte, die die Weisheit der Völker von jeher geprägt hat, heute die verblüffende Einfachheit der Ereignisse wieder. Nur Texte, die so abgedroschen sind, daß Pfarrer und Beichtkind miteinander die Flucht davor ergreifen, und Sprüchwörter, die der Professor der Stillehre in den Aufsätzen seiner Schüler als Banalität verurteilt, drücken vollkommen das Spiel der Kräfte aus, die wir am Werke gesehen haben.

Die Furcht, einfältig zu erscheinen, hält unsern alten Menschen, so wie er vor dem Kriege gewesen ist, zurück und verhindert uns daran, unsere Gedanken auszusprechen. Schütteln wir diese Furcht ab! Machen wir uns frei von dem Bestreben, original zu sein! Lassen wir die Ereignisse in ihrer ewigen Sprache für uns reden. Es gefällt

[1]) Wir drucken diesen Artikel, der sich so weitgehend mit unseren eigenen Ansichten deckt, mit Erlaubnis des Verfassers aus Nr. 1299 der Semaine Littéraire ab. Er freut uns besonders auch als Zeichen, daß auch in der welschen Schweiz Männer sind, die die Wahrheit der letzten Ereignisse durchschauen.

uns nicht, wenn man sagt, daß das Laster bestraft und die Tugend belohnt werde . . . Umso schlimmer für unsere Vorurteile! Deswegen ist es doch wahr, daß der Hochmut vor dem Fall gekommen ist und daß der Glaube Berge versetzt. Es wirken sich in der Geschichte Gesetze der Vergeltung aus und mit was für einem Wort man sie benennen möge, so wohnt eine ewige Gerechtigkeit den Ereignissen inne.

Wir wollen doch den Mut haben, uns in die einfachen Gedankengänge herzenseinfältiger Menschen zurückzuversetzen und uns der vollen Freude hinzugeben, die die Kinder überströmt, wenn ihr tiefes Rechtsgefühl befriedigt worden ist!

Morgen wollen wir die Verurteilten beklagen; morgen wollen wir uns der Solidarität bewußt werden, durch die wir mit allen verknüpft sind — heute sind wir die Zuschauer des Dramas und wollen uns seine großartige und unmittelbare Lehre zu Herzen nehmen.

* *

Für uns Schweizer ist die verflossene Woche in dieser Hinsicht doppelt lehrreich gewesen. Die Ereignisse, die innerhalb unserer Grenzen beinahe den Klassenkrieg entfesselt hätten, reden keine weniger deutliche Sprache als diejenigen, die jenseits derselben den Völkerkrieg beendet haben. Sie lassen sich auch in einen Gedanken zusammenfassen, die im zarischen Rußland und im Rußland der Soviet wie im Frankreich Ludwig XV. landläufig sein mußte und muß, dessen Version in Schweizer Mundart zwischen zwei Jaßpartien wohl auch etwa unsern Schweizermagistraten ins Ohr tönen mag: „Wer Wind sät, wird Sturm ernten."

Wir sind vom Bürgerkrieg bedroht gewesen, und ich halte dafür, daß wir es noch sind. Die Ultimaten sind die Verneinung der Demokratie. Unsere bürgerlichen Zeitungen haben es uns mit vollem Recht gesagt, und wir haben es verstanden; aber wir müssen die Lehre der Tatsachen in ihrem ganzen Umfange erfassen. Die Demagogie, diese Willkür von unten, ist immer die Tochter einer Willkür von oben. Der Landesstreik wäre ein Verhängnis für unsere Verfassung, aber die Generalvollmachten sind eine nicht weniger tötliche Gefahr für sie. Und das Recht, gegen die revolutionären Maßnahmen eines unverantwortlichen Komitees zu protestieren, hätten wir eigentlich erst an dem Tage, wo wir mit all den Gesetzesverletzungen, die seit vier Jahren unter offenem Himmel vollzogen wurden, aufgeräumt hätten.

Unter den vielen Ungesetzmäßigkeiten war eine der ernstesten und folgenschwersten und die unentschuldbarste diejenige, die unsere Räte dadurch begingen, daß sie zu verschiedenen Malen die Behandlung der Proporzionalwahl hinausschoben und sich weigerten, sie der Volksabstimmung zu unterbreiten.

Diese offenkundige Verfassungsverletzung, die zum ausschließlichen Vorteil der schweizerisch-freisinnigen Partei begangen wurde, hat schwer auf unserem öffentlichen Leben gelastet.[1])

Hätten in einem Nationalrat, in dem die Freisinnigen aller Teile der Schweiz nicht mehr die Mehrheit gehabt, wo die Sozialdemokraten die zweite Stelle eingenommen hätten, diese willkürlichen Generalvollmachten aufrecht erhalten werden können mit ihrem Gefolge von „Affären", die jeweilen durch Vertrauensvoten erledigt wurden? Hätte die Heraufsetzung der Zahl der Bundesräte sine die verschoben werden können?

Hätte ein erneuerter Nationalrat unfähige Bundesräte wiedergewählt? Wäre er bereit, alle Bedenken und allen Nationalstolz beiseite zu lassen, um im nächsten Monat einer mechanischen Routine zu Liebe das Präsidium der Eidgenossenschaft . . . Herrn Müller zu übertragen?

Aber wir haben uns auch nicht genügend gewehrt gegen diesen Rat, der obgleich er wußte, daß er nicht die Mehrheit des Landes repräsentierte, sich trotzdem das Recht anmaßte, Vollmachten abzutreten, die er nicht besaß. Wir haben bewußt oder unbewußt engherzigen Parteiinteressen gedient. Sehr rechtliche Leute sind bis zum Aeußersten blind und vertrauend gewesen; andere, nicht minder rechtliche, sind aus Zurückhaltung und übelangebrachter Bescheidenheit stumm geblieben. Heute, wo es sich um die Oltener Umtriebe handelt, öffnen sie ihre Augen und finden sie ihre Stimme wieder. Mögen sie auch dazu ihre Ohren anstrengen, um herauszufinden, was den Sturm verursacht hat und mögen sie dann, da ihnen der Volksstaat ja diese wunderbare Macht in die Hand gibt — sich unverzüglich daran machen, den Wind in Fesseln zu legen!

Die Diskussion der Oltener Vorschläge muß durch politische Maßnahmen vorbereitet werden, die sich uns als einfache Forderungen der Gerechtigkeit aufdrängen, die geeignet wären, uns auf den Boden der Gesetzlichkeit zurückzuführen. Eine Neuwahl des Nationalrates nach den Grundsätzen, deren Gerechtigkeit das Volk soeben mit solcher Deutlichkeit verkündet hat, ist unerläßlich und dringend.[2])

Gewiß sind die Ansprüche des Oltener Komitees ungesetzmäßig — aber wer gibt der Mehrheit des heutigen Nationalrates das Recht, sich so laut dagegen zu erheben? Es ist etwas eigentümlich, wenn man das Recht, sich als Vertreter des Gesetzes aufzuspielen, daraus

---

[1]) Unser Nationalrat zählt gegenwärtig 101 Freisinniger und 20 Sozialdemokraten auf 189 Mitglieder. Die Wahlgerechtigkeit, wie sie durch das Proporzionalwahlverfahren dargestellt ist, gäbe den Freisinnigen etwa 78, den Sozialdemokraten etwa 48 Sitze.

[2]) Andere Maßnahmen müßten dieser selbstverständlich folgen: zum Beispiel die Demission in globo des Bundesrates, unter der Voraussetzung natürlich, daß diejenigen Männer, die das Vertrauen des Volkes noch haben, wieder zu wählen wären — die Aufhebung der Generalvollmachten des Bundesrates — die Auf-

ableiten will, daß man während vier Jahren jedesmal, wo man zusammentrat, die Verfassung des Landes als einen Fetzen Papier behandelte. Und da nun einmal die Ereignisse uns zu biblischen Erinnerungen zurückführen, wie könnten wir umhin, an diejenigen Männer zu denken, die, indem sie „Mücken seihten und Kamele verschluckten", es verdient haben, daß man ihnen wegen ihrer Verachtung des gemeinen Volkes Heuchelei vorwarf?

Die Sozialdemokraten schüren den Klassenhaß. Ach, tut die Bauernzeitung nicht dasselbe? Und was auch Herr Forrer letztes Jahr sagen mochte, als er sich an die Bernerjugend wandte, hat nicht doch Ragaz Recht, wenn er uns zur Umkehr mahnt, als dem einzigen Heilmittel gegen die Gefahr und die Not, die unser Land heute bedrücken?

„Wir sind die erste Demokratie der Welt" — wie Otto von Grandson der erste Dichter der romanischen Schweiz ist — aber wenn unsere Demokratie zur Stunde so tot wäre wie der alte Liederdichter, so böte uns dieser zeitliche Vorrang keine Ursache zum Stolz. Was sagte Christus zu den Pharisäern, die seiner Zeit immer wiederholten: „Wir sind Kinder Abrahams, Kinder Abrahams, Kinder Abrahams"? — „Aus diesen Steinen kann Gott Abraham Kinder erwecken."

Hat er diese Woche nicht aus den Untertanen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin „Bürger" erweckt? Pierre Bovet.

(Uebersetzt von Clara Ragaz).

Ein Gruss an das Neue Deutschland.

Die Neuen Wege, die nun bald drei Jahre lang in Deutschland und Oesterreich zu den verbotenen Dingen gehörten, dürfen jetzt, wie wir zuversichtlich erwarten, wieder den Weg über den Rhein antreten. Dieses äußere Begebnis wird uns zum Symbol einerseits der ungeheuren Wendung, die im Leben des deutschen Volkes eingetreten ist und andererseits der völligen Umänderung unserer eigenen Stellung zu ihm. Wir sind diese entscheidenden Jahre hindurch Gegner alles dessen gewesen, was draußen im Reiche Geltung hatte, Gegner seiner Politik wie seiner Religion. Wir konnten nicht anders. Was wir oft versichert haben, dürfen wir auch jetzt ehrlichen Herzens wiederholen: Es geschah ungern. Es war für uns ein tragischer Konflikt so schwer und bitter, wie es nur je einen gegeben hat. Wir haben darunter

---

hebung der Funktionen des Generals und die Diskussion über seine Amtstätigkeit. Die Vorbereitung (durch die Räte) einer teilweisen Verfassungsrevision, die sich vor allem zu befassen hätte mit den politischen Rechten der Frau, der Wahl des Bundesrates durch das Volk, die Errichtung eines obersten Gerichtshofes zur Beurteilung der Verfassungsgemäßheit von Gesetzen und Veordnungen — und vielleicht später einer Total-Revision.

unsäglich gelitten, zuerst mit einem scharfen und brennenden, später mit einem dumpfen und resignierten, ja trotzigen Schmerz, der doch vielleicht nicht weniger tief ging. Aber wir konnten nicht anders. Wir haben nicht nur über die Schuldfrage von Anfang an so gedacht, wie jetzt endlich die Masse der Deutschen selbst tut, es stand auch alles in Frage, an was wir unser Leben gesetzt hatten. Wir hätten es verleugnen müssen, wenn wir dem hätten zustimmen wollen, was draußen Parole war. Der geistige Kampf zwischen uns und dem offiziellen Deutschland jeder Art, der während des Krieges akut geworden ist, hatte schon lange vorher begonnen. Man wird sich daran erinnern, wie der Gegensatz zwischen „Deutschen“ und „Schweizern“ in Bezug auf gewisse Grundfragen des Christentums in dem Jahrzehnt vor dem Kriege recht stark in den Vordergrund der religiösen und sozialen Diskussion gerückt war. An den heftigsten Auseinandersetzungen öffentlicher, halböffentlicher und privater Art hatte es nicht gefehlt. Dabei war keineswegs der Rhein die Grenzlinie gewesen, die die beiden Lager schied. Es standen ebenso bei uns viele Deutsche, und nicht die schlechtesten, als bei den Deutschen einflußreiche Schweizer. So ist es auch während des Krieges geblieben. Der Faden der geistigen Gemeinschaft ist nie ganz abgerissen. Wir wissen genau, daß es draußen eine nicht kleine Zahl von Deutschen gab, die wie wir einen deutschen Sieg weder für Deutschland, noch für die Welt als ein Heil hätten betrachten können. Auf der andern Seite sind wir selbst nie gegen das deutsche *Volk* gestanden. Wir sind nur gegen das *System* gestanden, von dem es beherrscht war und gegen den *Geist*, der dieses System trug. Wir sind gegen das gestanden, was wir als eine verhängnisvolle Verirrung des deutschen Wesens ansahen. Unsere Haltung war genau die jener deutschen Männer, die man nun als eine Ehrenrettung des deutschen Namens in Deutschland selbst, wie in aller Welt, anerkennt und weiter anerkennen wird. Wir sind in unserer Opposition nicht weiter, sondern eher weniger weit gegangen als sie. Denn gerade, daß wir nicht Reichsdeutsche waren, legte uns eine gewisse Beschränkung auf. Jedenfalls haben wir nie an Deutschlands vergangener und künftiger Größe gezweifelt, wir haben sie nur an einer andern Stelle gesucht als die große Mehrheit seiner Söhne. Vollends haben wir nie eine Verstümmelung oder gar Vernichtung Deutschlands gewünscht, auch wenn wir gewisse neue Regelungen der Länderkarte und der politischen Verhältnisse für notwendig halten. Wir wollten nie ein *kleineres*, sondern ein *größeres* Deutschland, wenn auch nicht im Sinne der alldeutschen Gedanken.

Diese Haltung ist uns, wie gesagt, sehr schwer geworden. Das Zerreißen so vieler Bande der Sympathie und geistigen Gemeinschaft hat unserem Herzen tiefe Wunden zugefügt. Wir haben das allmähliche Zurückweichen Deutschlands hinter eine hohe Mauer, die uns das, was draußen äußerlich und innerlich geschah, zu einem Geheimnis machte, als etwas unendlich Tragisches empfunden. Wir haben es nur

schwer ertragen, daß keine Möglichkeit einer Verständigung vorhanden zu sein schien. Es war gewiß ein Verhängnis, daß auf unsere ersten, treu gemeinten, die Wahrheit gleichsam nur andeutenden Warnungen sich draußen ein solcher Sturm des Zornes und der Feindschaft erhob, daß wir es aufgeben mußten, zu den Deutschen weiterhin zu reden. Wir schrieben damals, im Spätherbst 1914: „Es war nicht eine Beleidigung, sondern eine Ehrung, wenn wir uns [sc. als Warner] an Deutschland wandten. Künftig werden wir uns freilich hüten .... Wir haben keinen Teil an dem Unheil, das kommen wird. Die deutschen Freunde mögen überlegen, wer es besser mit uns meint, die Schmeichler oder die Warner. In fünf Jahren wollen wir, wenn wir leben, wieder miteinander reden."[1]) Inzwischen sind noch nicht ganz fünf Jahre vergangen, aber diese vier Jahre sind so lang gewesen, wie sonst wohl zehn oder gar zwanzig andere. Was vorher war, ist nun durch eine ganze Geschichtsepoche von uns getrennt. Und nun fragen wir die deutschen Freunde: „Können wir wieder miteinander reden? Habt Ihr verstanden, was es war, das damals aus uns redete? Glaubt Ihr immer noch, daß die, so Euch damals das sagten, was Euch wohlgefiel, Euch bessere Freunde gewesen seien als wir, die wir gegen alles, was in uns und um uns zum Gegenteil drängte, jedenfalls ganz gegen alle unsere höheren und niederen selbstischen Interessen, Euch entgegentreten mußten? Glaubt Ihr uns jetzt, daß wir so redeten, weil wir Deutschlands Unglück kommen sahen, weil wir, wie der Schreibende damals in einem Brief an einen deutschen Freund erklärte, nicht Siegesglanz, sondern Gerichtswolken über Deutschland sahen?

Nun hat sich das Wetter entladen, noch viel furchtbarer, als wir es gedacht. Nun ist die deutsche Katastrophe gekommen, aber auch das ganz wunderbare Aufsteigen eines neuen Deutschland. Und damit ist auch unsere Stellung plötzlich ganz verändert: diesem neuen Deutschland gegenüber fällt natürlich all unsere Opposition dahin. Auch die Schuldfrage braucht uns nicht mehr zu beschäftigen, jetzt, wo Deutschland selbst auf so einzigartige Weise seine Schuld aufdeckt. Nun sind wir von Herzen bereit, mit Euch zu reden und zwar nicht als Rechthaber, sondern als Mitarbeiter an dem neuen Europa, worin auch Deutschland zu neuem Leben und neuer Größe aufblühen kann. Wir können es nun als Schweizer mit freierer Seele tun, weil Klein und Groß in dem kommenden neuen Verhältnis der Völker zu einander nicht mehr die gleiche, alle geistige Auseinandersetzung verderbende Rolle spielen werden wie bisher.

Wir wollen mit Euch reden, aber auch für Euch. Denn nun ist die von uns ersehnte Stunde gekommen, wo wir Gelegenheit haben, ein Einstehen für Euch zu zeigen, welches unsere wahre Gesinnung ist

---

[1]) Vgl. Neue Wege, 1914, Oktoberheft am Schlusse.

und immer war. Wenn man dem neuen Deutschland Unrecht tun, es vergewaltigen, schimpflich behandeln will, so werden wir unter den Ersten sein, die sich dagegen erheben. Wie wir während des Krieges im Stillen mehr von dieser Art getan haben, als man uns wohl zutraut, so werden wir es künftig erst recht tun und dies nun vor aller Welt. Wir sind auch von Herzen bereit, Euch als Vermittler zu dienen, wenn Ihr Eure Hände wieder ausstrecken wollt, über die von Blut und Fluch gefüllten Abgründe hinweg, den verlorenen Brüdern in aller Welt entgegen. Denn nun, nicht wahr, gilt es ökumenisch zu arbeiten? Wir wollen Euch mit unseren Erfahrungen helfen beim Aufbau Eures neuen Reiches, der deutschen sozialen oder sozialistischen Republik, und wollen uns von Euch helfen lassen. Wir wollen mit Euch besonders auch jene neue Welt der religiösen Wahrheit suchen helfen, die doch das eigentliche Ziel all dieser gewaltigen Entwicklungen ist.

Werdet Ihr unsere Hand annehmen? Manche werden es nicht tun. Und gewiß — wir Alle haben in diesen Jahren der furchtbarsten Spannung, des Kampfes um unser wirkliches oder vermeintliches Leben, der Unmöglichkeit, Mißverständnisse zu heben, manches Leidenschaftliche gesagt und getan, was vergessen werden muß, wenn wir wieder zusammen kommen wollen. Es muß neues Land sein. Es ist darum das neue Deutschland, dem wir unseren Gruß entbieten. Es wird ihn als neues sicherlich annehmen.

Dieses neue Deutschland steigt aus Todeswehen auf. Aber alles Leben muß aus dem Tod erwachsen und je herrlicher das neue Leben sein soll, desto furchtbarer muß sein Kampf mit dem Tode sein, aus dem es sich losreißt. Je höher es hinaufgehen soll, desto tiefer muß es zuvor hinuntergehen. Aber auch umgekehrt! Und darum darf Euch gerade die Schwere der deutschen Katastrophe ein Trost sein. Wenn es so furchtbar kommt, dann nicht für die Dauer. Eine solche Woge schwankt wieder zurück. Das Ende kann es für Deutschland ja nicht sein, dazu ist seine Kraft noch zu frisch; darum wird auch der Umschwung zum Guten (freilich nicht zum Alten) nicht so lange auf sich warten lassen. Seid besonders über die Niederlage nicht allzu trostlos. Wir haben es noch selten so tief empfunden, wie in diesen Wochen, welch eine Gefahr der Sieg und welch eine Gunst die Niederlage ist. Uns bangt ordentlich um die heutigen Sieger; schon ist es uns, als ob wir über ihnen Gerichtswolken sähen, während wir Euch, erlaubt uns dieses paradoxe Wort, um Eure Niederlage beinahe beneiden möchten, wegen der Größe der Verheißung, die darin liegt. Ihr seid schon jetzt durch Eure Niederlage viel größer geworden als Ihr vorher waret. Und seid Ihr nicht uns, der alten Republik und Demokratie, plötzlich um Vieles und Großes voraus? Ist Deutschland nicht gerade jetzt berufen, durch die Art, wie es seine Neugestaltung durchführt, Europa vor der drohenden Anarchie zu retten? Vae victoribus —

gloria victis! Du aus dem Chaos eines neuen Schöpfungsmorgens der Geschichte aufsteigendes neues Deutschland, wir grüßen dich und segnen dich! L. Ragaz.

Rundschau.

Für Deutschland. Die Art und Weise wie der Waffenstillstand von der Entente durchgeführt wird, gereicht uns zu steigender Beunruhigung. Diesen Waffenstillstand selbst in seiner furchtbaren Härte konnten wir zur Not noch begreifen, weil er dem alten Deutschland galt, gegen das ein gewisses Mißtrauen leider nur zu berechtigt war, aber seine Durchführung gilt nun eben doch dem neuen und droht zu schwerstem Unrecht und Fluch zu werden. Vielleicht, daß immer noch das alte Mißtrauen nachwirkt, aber dann durchaus fälschlicherweise. Mögen auch noch allerlei Männer an der Spitze des neuen Regimes sein, denen auch wir weder Vertrauen noch auch nur Achtung schenken können, so ist die ganze Umwälzung doch echt, ist echt die Demokratie, echt die sozialistische Bewegung, echt ein Kurt Eisner, wie ein Bernstein und Haase, echt die deutsche Buße. Wer so, wie nun die bayrische Regierung tut, die Schuld des eigenen Volkes aufdeckt, der heuchelt nicht. Dieses Vorgehen ist geradezu ein Muster für die Art, die wir als zur Versöhnung der Völker notwendig bezeinet haben. Möchten es die Andern nachahmen. Echt, ach nur zu echt, ist vor allem auch die deutsche Not. Diese durch die Art, wie der Waffenstillstand durchgeführt wird, noch zu mehren, statt sie in aller möglichen Eile zu heben, wäre eine Verblendung, und die Nemesis würde mit raschem Schritte kommen und den Entente-Völkern die Rechnung an die Wand schreiben. Wir warnen vor der Hybris. Immer noch liegt Wahrheit in dem alten Wort vom „Neid der Götter". Es gibt, wir sagen es wieder, wenige so bedenkliche Dinge, wie Sieger zu sein. Möge vor allem Wilson, der bis jetzt seine großen Ziele nicht verleugnet hat, alles, alles tun, was er kann, daß sie nicht mit dem Elend, das sonst über Europa hereinbrechen wird, selbst in Nacht und Fluch versinken. Es gilt jetzt, groß zu sein und das sollte namentlich dem Sieger nicht schwer fallen! Wir warnen so dringend als möglich! L. R.

Ein Gruss an die Neuen Wege aus dem Neuen Deutschland. Eine einstige deutsche Leserin der Neuen Wege schreibt uns:

„Sehr geehrter Herr Professor! Es drängt mich, den Versuch zu machen, Ihnen einen Gruß hinüber zu senden. Ob Sie sich meiner wohl noch erinnern? Mit dem Verbot der Neuen Wege hier wurde unser Verkehr unterbrochen, dem ich so viel verdanke.

Ja, es ist heute gerade recht eigentlich ein aufrichtiger Dank, den ich Ihnen sende; denn wenn ich die neuen Wege, die wir jetzt anheben zu gehen zu verstehen glaube, so verdanke ich dies einzig und allein Ihnen und Ihren Blättern, die mir und Andern, denen ich sie mitteile, ganz unentbehrlich sind im Verstehen dessen, was um uns herum vorgeht, und was wir in tiefster Seele mit erleben. Ich bin hier, wie ich annehmen muß, der einzige Mensch, der in dieser Weise vorbereitet in die neue Zeit eingetreten ist, und ich habe ein großes Verlangen, wieder in Beziehung zu Ihnen dort zu treten. Ob jetzt das Verbot für die Neuen Wege nicht aufgehoben wird? Ich möchte dann so gern den letzten, also diesjährigen Jahrgang nachgeliefert haben. Eine sehr ernste Frage ist mir nun, wie viel Sie in Ihrem Lande dazu tun werden und können, um einen Völkerbund ins Leben zu rufen, der für die Gesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit eintritt und unser Volk und Vaterland vor der Vernichtung bewahrt. Ich vertraue fest auf die Gerechten, um derenwillen diese Schreckenszeit verkürzt werden soll. Für uns ist's ja wie ein „jüngster Tag", es wird sicher alles neu."

Unsere Stellung zum sozialen Bürgerkrieg. Wir bringen zu diesem aktuellsten der Themen folgende Aeußerungen aus unseren Kreisen:

I. Die christlichen Sozialisten und die Revolution. (Thesen, die an dem Kongreß vom 11. Mai 1918 in Neuchâtel besprochen wurden.)

1. Der Krieg und seine natürlichen Folgen, Not und Hunger, sind die offenkundige Verurteilung des Kapitalismus. Die Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltnug des gegenwärtigen Produktionssystems drängt sich auf: sie bedingt die Sozialisierung der Produktionsmittel und des Tauschhandels einerseits und anderseits die Weckung des sozialen Fühlens (des Solidaritätsgefühls), an Stelle des ausschließlichen persönlichen Interesses, als Triebfeder der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen.

2. Die christlichen Sozialisten möchten wünschen, daß diese Umwandlung auf friedlichem Wege, vernunftgemäß nnd stufenweise und in dem Maße, wie es die internationalen Verhältnisse erlauben, vollzöge; sie halten dafür, daß sie in unserm Lande ohne Anwendung von Gewalt durch das freie Auswirken der demokratischen Einrichtungen und durch die Organisation der proletarischen Kräfte vor sich gehen kann..

3. Aber sie können sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Verteuerung der Lebenshaltung, die Arbeitslosigkeit, die Not, verbunden mit dem um uns herum herrschenden Kriegszustand und der außerordentlichen politischen Lage im Innern, in der schweizerischen Arbeiterschaft eine Gährung herrorgebracht haben, die in einen Landesstreik und in revolutionären Bewegungen auslaufen könnte.

4. Die christlichen Sozialisten erachten, daß in Anbetracht der internationalen Lage der Schweiz und der Stimmung in der großen Masse der Bevölkerung revolutionäre Bewegungen ohne Ergebnis verlaufen würden und uns zu Bürgerkrieg und Krieg von Außen führen könnten. Die Arbeiterschaft selbst würde davon hart betroffen; ihre Schwächung würde die Mächte der Reaktion und der Unterdrückung stärken.

5. Die christlichen Sozialisten werden demnach ihr Möglichstes tun, um die revolutionären Elemente davon abzuhalten, sich auf diese gefährliche Bahn zu begeben. Aber, wenn Unruhen ausbrächen, würden sie vor Allem die Masse der Gleichgültigen dafür verantwortlich machen, die durch ihre Untätigkeit die politische und wirtschaftliche Lage sich verschlimmern ließ, und die herrschende Klasse, die es nicht verstanden hatte, durch wirksame Maßnahmen eine gewaltsame Lösung des Konfliktes zu verhindern.

6. Im Falle von Unruhen würden die christlichen Sozialisten ihre kämpfenden Genossen nicht im Stiche lassen; aber sie würden sich bemühen, im Verlaufe dieses Kampfes die Herrschaft über sich selbst zu bewahren und das klare und hohe Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

7. Als Gegner der Gewalt, die sie für unfruchtbar und zerstörend halten, und die im direkten Gegensatz zu ihrem christlichen Ideal steht, verurteilen sie die Anwendung roher Kraft sowohl in der Revolution als in den internationalen Konflikten.

II. Gegen den sozialen Bürgerkrieg. Angesichts des größer werdenden Gegensatzes zwischen den einzelnen Volksklassen, der fortwährend sich steigernden Erbitterung zwischen Arbeiterschaft und Bauern besonders, sieht sich die diesjährige religiös-soziale Konferenz Graubündens zu folgender Kundgebung veranlaßt:

Trotzdem der Generalstreik für jetzt hat vermieden werden können, ist unser Land nicht sicher vor der Gefahr des Bürgerkrieges.

Wir verurteilen prinzipiell alle Gewalttätigkeiten, müßten aber, wenn solche vorkämen, in erster Linie die gegenwärtig herrschenden wirtschaftlichen Zustände dafür verantwortlich machen. So tief wir auch eintretende Gewalttätigkeiten bedauerten, so würden wir sie doch gut begreifen, als die notwendige Folge der gegenwärtig herrschenden Gewalt und Ungerechtigkeit.

Wir würden den Ausbruch eines Bürgerkrieges als das furchtbarste Unglück für unser Volk ansehen und erblicken unsere Aufgabe darin, alles zu tun, um dieses Unglück zu vermeiden. Aber nicht durch Gewaltmaßregeln und Drohungen derer, welche die Macht haben, kann das geschehen, sondern nur durch gegenseitige Verständigung der Volksklassen; an ihr arbeiten wir darum nach unseren Kräften.

Wir sehen in der Arbeiterschaft eine Klasse von Menschen, die unter schwerer äußerer- und seelischer Not leidet, und stellen uns darum auf ihre Seite. Wir wirken in ihr für die Zügelung undisziplinierter und gewalttätiger Instinkte und suchen ihr klar zu machen, daß das Höchste, was sie erstrebt (eine neue Menschheitsordnung des Füreinander-Lebens, statt der bisherigen, des Gegeneinander-Lebens), überhaupt nicht mit Mitteln der Gewalt je wird verwirklicht werden können.

Aber der besitzenden Klasse, und insbesondere auch unserer Bauernbevölkerung, müssen wir zum Bewußtsein bringen, daß die Forderungen der Arbeiterschaft im wesentlichen erfüllt werden müssen, wenn der Bürgerkrieg vermieden werden soll. Angesichts der gegenwärtig herrschenden Not, die vor allem bei den Lohnarbeitern in den Städten beinahe unerträglich ist, muß man diese Forderungen in ihrer Berechtigung anerkennen. Wir halten dafür, daß ein tiefes Verstehen und Mitfühlen dieser Not, ein ganz neues Erwachen opferbereiter christlicher Bruderliebe und eine Hilfeleistung großzügigster Art erforderlich sind, um dem drohenden Unheil wirksam begegnen zu können.

Wir sehen in einem weit und frei verstandenen Sozialismus, d. h. der umfassenden Durchführung des Prinzips der Gemeinschaft und gegenseitigen Hilfe, das einzige Rettungsmittel für unsere im gegenseitigen innern und äußern Krieg zugrunde gehende Welt. Sozialismus bedeutet für uns: Nicht die Privat- und Profitinteressen, sondern die Aufhebung der Not des Volkes in den Mittelpunkt stellen. Den Sieg dieses Sozialismus erwarten wir nicht von einer gewaltsamen Revolution, sondern von dem Erwachen neuer Einsicht und eines neuen Geistes: Liebe anstelle des Hasses, Verstehen anstelle der Verachtung. In diesem Sinne wollen wir wirken. Namens der Konferenz: Die Beauftragten.[1])

Die akademische Jugend und die letzten Ereignisse. Die Stellung eines Teils der akademischen Jugend zu den letzten Ereignissen hat Viele von Herzen betrübt, Andere schwer empört. Daß es unter ihr aber auch andere Strömungen gibt, beweisen die zwei folgenden Dokumente:

I. An die Studenten der Universität Zürich! Die überwiegende Mehrheit der Zofingia Zürich hat sich der Kundgebung der „nationalgesinnten" Studenten nicht angeschlossen. Der Kampf, der heute in der Schweiz tobt, ist ein Kampf zwischen zwei Zeitepochen, der als Sinn und Frucht des Krieges hat kommen müssen. Er ist von so unermeßlicher Tiefe und Tragweite, daß wir in die oberflächliche, geistlose Begeisterung nicht einstimmen konnten, ihr vielmehr mit Entschiedenheit unsere Auffassung entgegenstellen müssen.

---

[1]) Weitere Dokumente dieser Art werden folgen.

Heute, wo die Völker die Grundlagen einer neuen freien Gesellschaftsordnung schaffen, ist es die Pflicht der akademischen Jugend, rücksichtslos für die Wahrheit einzustehen.

Die heutige Politik in Bund und Kanton ist ihrem Wesen nach der Lösung der gewaltigen Aufgaben der Zeit nicht gewachsen. Sie hat dem Tage gelebt, wo es galt, weitausschauend zu handeln. Die atomistisch-liberale Auffassung der Gesellschaft hat den Sinn für das Gemeinschaftliche äußerst geschwächt, da sie herzlos nur auf das Einzelinteresse abstellte.

Der Geist dieser Politik hatte es nicht vermocht, auf den Errungenschaften einer großen demokratischen Entwicklung weiterzubauen. Sie war kleinlich, wo es galt, die Bedeutung und die Sendung unseres Volkes zur Tat werden zu lassen. Die Erfüllung sozialer Forderungen mußte unter größtem Widerstande abgetrotzt werden. Es fehlte der Geist, der allein eine fruchtbare politische Zusammenarbeit ermöglicht hätte. Der Krieg hat nun aber die soziale Not dermaßen gesteigert, daß sie ohne den größten Schaden des Volkes nicht mehr mit Gewalt zu lösen ist.

Darum sind wir der festen Ueberzeugung, daß nicht die Verwirklichung einiger sozialer Postulate uns in erster Linie Not tut, sondern *ein neuer Geist, eine vollständige Umgestaltung unseres politischen Denkens im Sinne einer wahrhaften Volksgemeinschaft.*

Aus dieser Auffassung heraus müssen wir zur heutigen Krise folgende Stellung einnehmen.

1. Wir halten dafür, daß *die Fragen der Zeit nicht durch Militärgewalt* wirklich gelöst werden können. Wir haben die Ueberzeugung, daß der heutige Kampf *ein Kampf der schweizerischen Arbeiterschaft* und nicht fremder Elemente ist. Deshalb können wir es nicht verstehen, daß die Behörden, anstatt sich vertrauensvoll offiziell an die verantwortlichen Führer der Arbeiterschaft zu wenden, unprovoziert zu diesem Gewaltmittel griffen.

2. *Wir bekennen uns zu den sämtlichen neun Forderungen des Oltener Aktionskomites*, weil sie als Grundlage eines erheblichen Fortschrittes und einer glücklichen Verständigung betrachtet werden können. Unsere Demokratie hätte sie längst schon zur Verwirklichung bringen sollen.

3. Auch wir halten den *Boden der Verfassung* für den *einzig* gangbaren Weg. Wir lehnen jeden Putschismus mit der gleichen Schärfe ab, wie die Anwendung von Gewalt auf bürgerlicher Seite. Der Bolschewismus findet in der Schweiz keinen Boden, da er etwas ihr wesensfremdes ist. Dagegen müssen wir mit aller Entschiedenheit betonen, daß der konstitutionelle Weg nur solange einen Sinn hat, als die herrschenden Parteien ein aufrichtiges Entgegenkommen an den Tag legen. Dies war seit langem nicht mehr

der Fall. Wir verstehen es, daß die schweizerische Arbeiterschaft sich dagegen auflehnt, wenn sie das Bürgertum mit selbstgerechter Geste auf den Verfassungsweg weist, ohne die Hand zur Tat zu bieten. Wir sind empört über die Art und Weise, wie Bundesrat und Bundesversammlung jede Verständigung mit der Arbeiterschaft abgewiesen haben. Daß das Neue nur umso gewaltiger hervorbrechen wird, daß die niedergedrückten Volkskreise mit umso stärkerer und brutalerer Rücksichtslosigkeit sich die Rechte nehmen werden, die man ihnen heute vorenthält, steht für uns fest. Mit keiner Macht kann sich die Schweiz einer Entwicklung entgegenstemmen, die eine internationale ist.

Nicht Gewalt, nicht schwächliche Kompromisse, nur eine großzügige Einstellung unserer Politik im Sinne gegenseitigen Vertrauens, wirklicher Freiheit und wahrer Gemeinschaft kann unser Volk aus der Not der Zeit retten.

II. Die unabhängigen Studenten an die Arbeiterschaft. In diesen Tagen größter Entscheidungen treten wir zum Kampf an eure Seite. Wir kommen, euch zu sagen, daß ein beträchtlicher Teil der Studenten der zürcherischen Hochschulen die ungeistige, frevelhafte Freude ihrer Kommilitonen an der militaristischen Machtpolitik unserer Kantons- und Bundesregierung als Schmach empfindet, unwürdig der Hochschule, unwürdig der Schweiz, unwürdig der Zeit.

Wir schauen als tiefsten Sinn der Zeit die Götzendämmerung der militaristischen Gewalt und Unterdrückung. Die Stunde, die der ganzen Welt Erlösung bringen soll, wurde von einer aller Größe baren Regierung zum Zeitpunkt einer Militärdiktatur erwählt. Wir sehen mit stolzer Freude, daß ihr dagegen aufgestanden seid, wie ein Mann, daß ihr bisher die Sache der sozialen Demokratie mit größter Selbstzucht verteidigt habt, daß ihr entschlossen seid, zu kämpfen, bis eure dringensten Forderungen, die schon längst berechtigt sind, erfüllt werden.

Dem Gebote der Stunde gemäß sind eure Forderungen. Das muß uns allen ganz klar sein. Der Sinn der Epoche aber, in deren größten Wende wir stehen, ragt weit darüber hinaus. Unser Herz schlägt begeisterter, unser Kopf arbeitet leidenschaftlicher: es leuchten heute die letzten Ziele der sozialen Schöpfungsgeschichte auf. Ein gewaltiges Weltgeschehen kommt unserem Glauben, unserer Einsicht entgegen. Die kühnsten Hoffnungen werden erfüllt. Frei von den Hindernissen herrschaftlicher Gewalttätigkeit werden die großen Straßen der Menschheit zur freien brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen.

Die Größe und Herrlichkeit dieses Endzieles bedeutet eine ungeheure Verpflichtung für die Wege, die wir beschreiten. Nur Wahrhaftigkeit, nur Freiheitlichkeit, nur wirkliche Gemeinschaftlichkeit

dürfen Mittel unseres Kampfes sein. In ihnen allein liegt Kraft, Gewißheit des Sieges und der Geist der Revolution. Das bloße Gefühl der Macht ist ewig unschöpferisch, wie die Lüge und der Zwang.

In dieser Einsicht, in der glühenden Hoffnung ihrer Verwirklichung durch euch, rufen wir euch zu: Die Würde unserer Volksgemeinschaft ist in Eure Hand gegeben.

Büchertisch.

Die Einflusslosigkeit der Bibel im modernen Geschlecht. Vortrag von Pfr. Zimmermann in Rickenbach, herausgegeben auf Wunsch der Pastoralgesellschaft Winterthur. Verlag der Buchhandlung A. Vogel, Winterthur. 62 Seiten. Preis Fr. 2.—.

Der obgenannte Titel wird unsere Leser wohl kaum überraschen. Es ist bekanntlich die Stärke und Schwäche unserer Zeit, daß sie keine äußere Autorität kennt. Auch die Bibel hat ihren autoritären Charakter verloren. Es sind somit keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, die uns der Verfasser enthüllt. Aber fesselnd und packend ist die Klarheit und Schärfe, mit welcher die Stellung der Bibel und ihr Schicksal im Lauf der Jahrhunderte zur Anschauung gebracht wird. Wir erhalten hier einen prächtigen Ueberblick über die Entwicklung des geistigen Lebens in religiöser Hinsicht. Die Hauptsache aber ist, daß diese Darstellung ausmündet in die Frage: „Ist die Bibel auch für die Gegenwart und für alle Zukunft eine wirkliche und wirkende, nicht nur geschichtlich hochbedeutsame, sondern unmittelbar die Menschenseele tränkende Quelle des neuen, des ewigen Lebens? Oder, wenn ja, was ist in dem geschichtlich bedingten Gewand der Bibel ewige Wahrheit, lebensfähiger Keim? Jeden Wahrheit suchenden Menschen wird dieses Problem immer wieder beschäftigen und wir sind dem Verfasser herzlich dankbar, daß er weiten Kreisen Gelegenheit gibt, diese Frage zu prüfen, er selbst will ganz frei und vorurteilsurteilslos nichts anderes als die Wahrheit. L. St.

Redaktionelle Bemerkungen.

Diesmal wird die Verspätung des Heftes unseren Lesern gewiß von vornherein verständlich sein. Die Ereignisse dieser letzten Wochen haben sie verschuldet. Es war uns nicht möglich, das Heft vorher herauszugeben, wenn eine Stellungnahme zu diesen Ereignissen darin enthalten sein sollte, wie unsere Leser doch gewiß erwarten.

Was die nun in dem vorliegenden Heft erfolgte Stellungnahme betrifft, so bitten wir die Leser, sie in den Gesamtzusammenhang unseres Wollens und Wirkens einzureihen und sie daraus zu verstehen. Wir bitten um guten Willen. Wir bitten besonders auch, für uns einzustehen, wenn man trotz unserer Vorsichtsmaßregel in der Presse, der bürgerlichen oder sozialistischen, unsere Ansichten einseitig und entstellt wiedergeben sollte, und, wenn möglich, unseren Kampf mitzukämpfen.

Das Adventslied von Rückert haben wir mit Bedacht an die Spitze gestellt. Altbekannt gewinnt es gerade heute einen neuen und großen Sinn.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Christus, der Herr.

Christus, der Herr, in der Stadt Davids. So heißt es in der uns von Kindheit an bekannten Engelsbotschaft an die Hirten. Es ist nichts anderes als das älteste und einfachste Glaubensbekenntnis der ersten Christenheit; jede Zunge soll bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Jene Leute haben auch darnach gehandelt und Jesum als Herrn der Welt weit über die Cäsaren Roms gestellt und ihm allein gehuldigt. So meinten es auch die Propheten der alten Zeit, wenn sie von dem künftigen Herrn redeten, dessen Herschaft groß sein werde, und der das Reich unter die Völker bringe. Etwas davon klingt noch nach in etlichen unserer Kirchenlieder: „Ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich."

Hat Jesus jemals diese Herrschaft erlangt und ausgeübt? Wir wissen, daß die Menschen in seinem Namen geherrscht, sich seines Kennzeichens, des Kreuzes bemächtigt und es zum Siegeszeichen gemacht haben; sie haben ihn schließlich beseitigt und um sein Erbe gestritten, sie haben sich ihm widersetzt und ihre eigene Herrschaft aufgerichtet, ihm den Himmel und die Herzen der Ohnmächtigen und Stillen im Lande überlassend. Die Christen haben sich daran gewöhnt, das Bekenntnis: „Christus, der Herr" wie im Traume plappernd zu wiederholen, während sie im wachen Zustand eifrig verfechten, daß in der Welt das Geld, die Gewalt und der Teufel regieren.

Nun ist die Zeit gekommen, wo diese Herrschaften gegenseitig im Kampfe liegen, die eine die andere stürzt, um sich an ihre Stelle zu setzen, bis auch sie wieder gestürzt wird.

In dem Gewoge von auftauchenden und zur Hölle stürzenden Gewalten, in dieser Zeit der Auflösung, wo eine leichte Entspannung den Einbruch des ganzen Gefüges nach sich ziehen kann, da besinnen wir uns vielleicht gern wieder darauf, daß in dem alten Weihnachtsevangelium Christus „der Herr" genannt wird, daß seine Herrschaft noch nicht wie andere Mächte ausprobiert, geschweige denn verbraucht und zertrümmert ist, daß vielmehr in seinem Reichs-

grundgesetz noch Möglichkeiten enthalten sind, die der Welt aus dem Chaos helfen könnten. Es ist uns, als sähen wir Christus nicht nur irgendwo im Verborgenen die Wunden der Geschlagenen heilen und die Tränen der Hilflosen und Hungernden trocknen, sondern als schreite er majestätisch unter den noch stolzen oder schon gedemütigten Herrschern und Völkern umher und rufe ihnen wie ein gewaltiger Diktator zu: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, soll nicht in Finsternis wandeln!“

Kurz und bündig hat er sein Ziel wie seine Methode in der Bergpredigt in prägnannten Sätzen gekennzeichnet. Uns sind das nicht etwa nur sentimentale Anwandlungen eines weltabgewandten Träumers, sondern unerläßliche Grundbedingungen für die Existenz der Menschen untereinander im Kleinen und Großen. Es sind Befehle eines Herrschers, der auf den Trümmern einer alten sich selbst zerstörenden Welt eine neue bauen wird. Und die Menschheit, die durchseucht von tierischen Instinkten und daraus entstandenen Gewohnheiten oder sogenannten Maximen ihre darauf gegründeten Gewaltherrschaften zusammenbrechen sieht und dem Untergang nahe ist, wird doch noch dazu gelangen, zwar nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste nach jene Weisungen des „Herrn“ in sich aufzunehmen. Sie wird aus der jetzigen Weltkatastrophe allein dadurch gerettet, daß sie die bisher alles Treiben der Menschen beherrschende und zersetzende Diktatur der Selbstsucht kräftig und entschlossen abschüttelt und die derselben entgegengesetzten Mächte der Liebe und Gerechtigkeit zum Lebensprinzip erhebt und sich gleichsam zu einer Diktatur Christi ohne Einschränkung bekennt.

Es hat sich bitter gerächt, in den letzten Jahren besonders, daß man selbst von den Kanzeln und Kathedern Christum als „König aller Königsreiche“ entthront und ihm nur noch die bescheidene Domäne des Menschenherzens abseits vom Gang der Dinge in der Welt überlassen hat, als ob die Welt souverän bestehen könnte, während sie doch ihren eigenen Gesetzen, d. h. den niederen Instinkten der Machtgelüste überlassen dem gründlichen Ruin anheimgefallen ist. „In dieser Ausschaltung des Christentums aus der Politik, in seiner Einschränkung auf das Privatleben, zeigt sich ein schwerer Unglaube an die Macht Christi über das Menschenleben, ein Unglaube, der sich unvermeidlich auch dem Privatleben mitteilen und dort aus einem Christentum, das den Willen ergreift und umwandelt, eine bloße Metaphysik des Gemütsleben machen muß.“ (Förster.) Wir wollen wieder den Mut haben, zu glauben an Christus den Herrn in der Stadt Davids, den Herrn in jedem Staatswesen und Volkskörper.

Dieser Glaube verlangt von uns aber auch einen unbedingten Gehorsam gegen diesen Herrn. Das ist besonders schwer in dem gegenwärtigen Schwanken und Wechsel weltlicher Herrschaften. Es ist ein furchtbar hartes Schicksal, das viele unserer Zeitgenossen

jetzt durchleben, indem sie von einer Diktatur zur andern, von einem Regiment zum andern hin und her gezerrt werden. Wir machen vorläufig als Zuschauer diese Schwankungen mehr oder weniger im Stillen mit und ändern dementsprechend auch etwa Stimmungen und Grundsätze: der Antimilitarist wird Bolschewist und der Nationalist wird plötzlich Pazifist. So macht man unter der Maske des Schlaumeiers die ganze Komödie der Irrungen mit und kommt auf allen Schleich- und Zickzackwegen zu keinem richtigen Ziel; verblendete Führer reißen dabei blinde Massen in's Verderben.

Davor kann uns nur die Ueberzeugung bewahren, daß es letzte und höchste Grundsätze gibt, die von keiner Opportunität und keinem Terror sich wandeln lassen, weil sie verankert ist in einer Herrschaft, die über den wechselnden Gewalten steht, in dem die Gewissen immer wieder ergreifenden Christus, den wir darum den Herrn heißen.

Das ist die einzig wahre Herrschaft, die Diktatur des Geistes, die unser Inneres revolutionierend die Menschheit in geordnete Bahnen bringt.

Aber wo sind die Träger dieser großzügigen schöpferischen Weltpolitik? Wir befinden uns noch in der schwierigen und gefährlichen Uebergangszeit, wir wissen noch nicht recht, was gilt: das alte verbrauchte und doch noch nicht überwundene Gewaltsystem oder das neue aufleuchtende aber noch nicht realisierte Regiment des neuen Geistes. Wir sind in der Lage von Revolutionären, die mit dem Alten brechen und das Neue noch nicht haben. Das große Wagnis wird uns nicht erspart und erfordert von uns einen unerschütterlichen Glauben an das, was kommen soll, und einen ebenso kühnen Mut, alles auf's Spiel zu setzen. Die Zeit der Kämpfe ist nicht vorüber, ja es mögen noch schwerere folgen, da braucht es eine Schar unentwegter, hoffnungsfreudiger Leute, die im Glauben an Christus, den Herrn, stehen und darin bis zum Aeußersten verharren.

L. Stückelberger.

Unsere Stellung zum sozialen Bürgerkrieg.[1]

I.

Das Problem, über das wir uns heute aussprechen wollen, ist kein durchaus neues. Auch schon vor dem Kriege hat es ernste Christen, die das Evangelium zum Sozialismus und damit zu einer zum mindesten inneren Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie führte, stark bewegt, wie sie sich zu gewissen Losungen und einer bestimmten Taktik der Sozialdemokratie stellen sollten.

---

[1]) Nach einem an zwei religiös-sozialen Konferenzen gehaltenen Vortrag.

Die Frage „Christentum und Klassenkampf“ ist die Grundfrage auch des heutigen Problems, wenngleich sie durch neue Kampfmethoden, die zwar immer schon in der Theorie als „ultima ratio“ vorgesehen waren, aber doch praktisch in den letzten Jahren erst in den Vordergrund traten, nicht nur eine Verschärfung, sondern auch eine innere Veränderung erfahren hat. Und deshalb möchte ich ein kurzes Wort über den Klassenkampf vorausschicken.

Nun ist gewiß der Klassenkampf selbst keine Erfindung der Sozialdemokratie, er ist vielmehr eine geschichtliche Tatsache, und es ist ein Kampf, bei dem zweifellos auch heute noch das Proletariat sich in der Defensive befindet. Und wenn es richtig ist, daß die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, so wird dieser heutige Kampf über alle früheren sittlich dadurch herausgehoben, daß er nach Auffassung und vom Standpunkte des Proletariats kein Kampf um eine neue Klassenherrschaft ist, sondern die Klassenherrschaft überwinden und die Klassengegensätze völlig aufheben will. Max Adler schreibt in einem feinsinnigen Aufsatz über „Marx im Verständnis des Proletariats“: „Klasse, Klassenbewußtsein und Klassenkampf bedeuten daher gerade für den Proletarier etwas ganz anderes und viel mehr als selbst für viele Gebildete der andern Klassen. Diesen bedeuten diese Worte Begriffe der Spaltung, der Verhetzung, zum mindesten der interessierten Absonderung. Der Proletarier aber versteht unter dem Begriff seiner Klasse zugleich die Menschheit, wie sie sein soll, für ihn bedeuten die Worte von Klassenbewußtsein und Klassenkampf das Programm der Befreiung vom Klassengegensatz überhaupt, das Programm der allgemeinen menschlichen Solidarität.“ Es bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß wir mit einer so tief verstandenen Klassenkampflosung nicht nur völlig einverstanden sind, sondern daß wir auch nach allen unsern Kräften diesen Kampf mitkämpfen wollen und müssen. Und die inneren Schwierigkeiten beginnen erst bei der Frage, mit welchen Mitteln der Kampf geführt werden soll, auf welche Mächte man hiebei vertraut, auf die sieghafte und überzeugende Kraft des Ideales selbst oder auf Kräfte niedrigerer Art. Und in dieser Frage besteht nun zwischen der offiziellen Sozialdemokratie und unserm Glauben freilich eine Kluft, eine Kluft, die uns allerdings nicht von ihr scheiden soll — wir werden über das Verhältnis zur Sozialdemokratie später noch reden — die wir aber doch klar erkennen müssen, um mit aller Entschiedenheit und Kraft unsern Glauben, auch innerhalb der Sozialdemokratie und gegen ihre offiziellen Dogmen, vertreten zu können.

Wir finden nämlich auch bei Führern der Sozialdemokratie, die uns sonst in ihrem ganzen Wesen sehr nahestehen, wie gerade Max Adler, die Auffassung vertreten, daß das gerade den Fortschritt des wissenschaftlichen Sozialismus gegenüber den früheren Utopisten ausmache, daß er nicht mehr mit den „Mächten des

Sittlichen und Wahren und Rechten", mit der Logik des Denkens und der Sittlichkeit die alte Welt aus den Angeln heben wolle, sondern auf realere Kräfte baue, daß er seine Hoffnung darauf gründe, daß seine Ziele verankert seien in den ökonomischen Interessen einer ganzen Klasse als ihrer realpolitischen Grundlage, und daß er an dieses Interesse und nicht wie ehemals die Utopisten an Menschlichkeit und Erbarmen und Vernunft der Herrschenden appelliere.

Wir halten nun gerade diesen angeblichen Fortschritt für den verhängnisvollsten Irrtum, der der Bewegung viel von ihrer werbenden Kraft genommen und manche Irrwege verschuldet hat. Es liegt hinter dieser Anschauungsweise Mangel an Glauben, an Glauben an die schöpferische Kraft des Geistes, an die schaffenden Kräfte Gottes im Menschen. Da wird appelliert an das Interesse und den Egoismus, und dadurch ja eben diese Mächte gestärkt, wie alles, auf das man vertraut, eben durch dieses Vertrauen gestärkt wird. Und nun sind die also gestärkten Mächte gerade die tiefsten Wurzeln der heutigen widergöttlichen Wirtschaftsordnung, welche die Sozialdemokratie doch überwinden möchte. Es sind nicht die Kräfte, mit denen eine neue Gemeinschaft, wie sie der Sozialismus will, erbaut werden kann, sondern gegenteils diejenigen Kräfte, die jede Gemeinschaftsordnung von innen heraus unterwühlen. Und es ist noch etwas anderes, was diesen Appell des wissenschaftlichen Sozialismus an die Interessen so gefährlich macht. Die Verankerung großer Ziele in ökonomischen Interessen ist eine sehr brüchige realpolitische Grundlage. Vielleicht ist gerade der Bankrott der Sozialdemokratie darauf zurückzuführen, daß so vorwiegend nur an die Interessen appelliert worden ist, daß auf dieser Grundlage sich das äußere Wachsen der Partei in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Denn dem Egoismus wohnt keine organisatorische, aufbauende, zusammenhaltende Kraft inne. Bloße Interessengemeinschaften bergen in sich die Tendenz, in kleinere Sondergruppen zu zerfallen, sobald die Sonderinteressen einer bestimmten Gruppe innerhalb der Gemeinschaft mit den Kollektivinteressen kollidieren. Das mag im einzelnen Fall jeweils sehr kurzsichtig sein, aber das ist nun allem Egoismus und aller Interessenpolitik von Natur aus eigen, daß sie kurzsichtig i st. Der menschliche Geist ist eben eine Einheit, und moralische Verkümmerung verträgt sich nicht mit wirklichem Weitblick. Beispiele liegen heute auf der Hand. Die zweite Internationale ist zusammengebrochen, weil die Sozialpatrioten plötzlich entdeckt haben, daß eine Niederlage ihres Vaterlandes eine schwere ökonomische Schädigung auch der Arbeiterschaft bedeuten würde, daß somit die Unterstützung ihrer Regierung im Interesse der Arbeiterschaft liege. Und vom Standpunkt einer auf das Handgreifliche ausgehenden Interessenpolitik ist diese Argumentation auch richtig, wenigstens für einen kürzere Zeit dauernden Krieg, wie man ihn im August 1914 vor Augen hatte. Allerdings bekämpft Max Adler in einem seiner Kriegs-

aufsätze diese Argumentation mit dem Hinweis darauf, daß der Sieg des einen Staates die Niederlage des andern und damit die Schädigung der Arbeiterklasse dieses andern bedeuten würde und daß das Proletariat seine Haltung bestimmen müsse im Hinblick auf die sich daraus ergebenden Wirkungen für die Gesamtsituation des internationalen Proletariats. Aber solcher Weitblick und solcher Hinweis auf die Interessen der überragenden größeren Interessengemeinschaft eignet eben einem wirklichen Interessenpolitiker nicht. Max Adler besitzt diesen Weitblick nur, weil er im Grunde an ganz andere Mächte glaubt, weil bei ihm die Fundierung seiner politischen Forderungen in den Interessen des Gesamtproletariates nur falsche theoretische Einkleidung tieferen Glaubens ist.

Wir beobachten diese auch vom realpolitischen Standpunkt aus verderblichen Wirkungen der Berufung auf das Interesse ebenso bei uns in der Schweiz. Wie verhängnisvoll ist es für Aktionen der schweizerischen Arbeiterschaft schon geworden, daß es zur Zeit einem Teil -- wenn auch nur einem kleinen Teil --- der Arbeiterschaft, z. B. Munitionsarbeitern im welschen Jura, gut geht; daß es so gar nicht in ihrem „Interesse“ liegt, in den gemeinsamen Kampf zu treten! Wie schnell söhnen sich hie und da solche Arbeiterkategorien mit der bestehenden Ordnung aus! Und umgekehrt ist zu befürchten, daß einmal eine Zeit kommt, in der die wirklich im besten Sinne revolutionäre Sozialdemokratie wenig Freude haben könnte an der Gefolgschaft, die ihr heute eine momentane Interessenverbindung zuführt (Bankpersonal, Fixbesoldete), eine Gefolgschaft, durch die sie zweifellos quantitativ zwar gestärkt wird, die ihr aber leicht die revolutionäre Energie nehmen kann, falls es ihr nicht gelingt, diese Massen auch in ein innerliches Verhältnis zum Sozialismus zu bringen, was indes auf eine ganz andere Weise geschehen müßte als durch den Appell an das Interesse, nämlich durch eine tiefdringende Erziehungsarbeit.

Gerade dazu aber, daß diese Erziehungsarbeit geleistet wird, ist oft nicht allzuviel Hoffnung vorhanden. Denn eben mit dieser Fundierung des sozialistischen Ideals in den Interessen der arbeitenden Klasse wird auch der Klassenkampf leicht herabgedrückt von seiner vorhin geschilderten Höhe zu einem bloßen Kampf um die politische Macht, um eine Macht, die, weil sie nicht auf dem freien Willen einer Gemeinschaft, sondern auf der Unterdrückung Andersdenkender beruht, „böse ist an sich“. Und wiewohl betont werden muß, daß in manchen sozialdemokratischen Organisationen in aller Stille jene so notwendige innere Arbeit, die auf die Erziehung eines neuen Menschen, auf die Erziehung zu einer neuen Gemeinschaft ausgeht, geleistet wird, und weiter zugegeben werden muß, daß für vieles, was in dieser Beziehung unterlassen wird, der Mangel an genügenden geeigneten Kräften eine -- die gebildeten Schichten unserer Gesellschaft schwer belastende -- Entschuldigung bietet, so ist doch ebenso

gewiß, daß diese Entwicklung den Schwerpunkt verlegt hat und daß hinter dem Streben nach Macht, dem Kampf um die Macht die wahrhaft schöpferische Arbeit zurücktritt.

In Dostojewskys „Politischen Schriften“ findet sich eine Betrachtung über „eine der wichtigsten gegenwärtigen Fragen“. Dort stellt er in pointierter Schärfe die russische Lösung der Frage als die moralische Auffassung derselben der europäischen gegenüber. Zweifellos wird er dabei dem westeuropäischen Sozialismus nicht gerecht und entwirft um der Kontrastwirkung willen davon eine Karikatur; auch wollte es ein tragisches Verhängnis, daß nun seither gerade in Rußland die von Dostojewsky sogenannte europäische Lösung der Frage zum ersten Mal Wirklichkeit geworden ist; aber dennoch ist das Kapitel „Die Tagesfrage in Europa“ sehr zum Nachdenken anregend und zeichnet treffend, wenn auch nicht die Wirklichkeit, so doch wenigstens die Gefahr in der wir stehen. „. . . so steht die Sache heute in Europa. Allerdings, früher, vor nicht langer Zeit sogar, gab es auch dort eine moralische Auffassung der Frage . . . Jetzt jedoch haben die Führer des Proletariats das alles bis zu gelegener Zeit aufgeschoben. Sie wollen geradewegs zum Kampf herausfordern; sie organisieren eine wahre Armee, gründen Vereine, gründen Kassen und sind von ihrem Sieg fest überzeugt: und dann, nach dem Siege, wird sich alles von selbst praktisch ergeben, obgleich es sehr leicht möglich ist, daß es erst nach Strömen vergossenen Blutes dazu kommen wird.“

Diese hier mehr nur angedeutete Situation bot sich dem denkenden Betrachter schon lange vor dem Krieg; aus ihr ergeben sich mancherlei Konflikte, die schon früher manchem den Eintritt in die Sozialdemokratie, die entschlossene Stellungnahme auf der Seite des kämpfenden Proletariates erschwerten. Mit dem Weltkrieg und allen seinen Folgeerscheinungen, der inneren Zersetzung und Umwälzung in allen Staaten ist nun aber ein Neues hinzugetreten. Was vordem nur zuweilen als gelegentliche ausnahmsweise Begleiterscheinung des Klassenkampfes hervortrat, die Anwendung von Gewalt, wird heute vielfach als der allein noch mögliche Weg zur Befreiung des Proletariates, als die einzig zum Ziele führende Kampfmethode proklamiert. Immer mehr tritt beispielsweise die früher nur von einer Minderheit vertretene Idee des Generalstreiks in den Vordergrund, auch bei uns. Nun ist gewiß die Verweigerung der Arbeitskraft an sich noch keine Gewalt, vielmehr ein Protest gegen die Gewalt und Ausbeutung von oben, aber dennoch läßt sich das Gewaltmoment nicht leicht vom Generalstreik trennen. Ich denke dabei nicht nur an die fast naturnotwendigen Begleiterscheinungen des Generalstreiks, wie Hinderung Arbeitswilliger, Schließung von Betrieben und andere Exzesse, sondern der Generalstreik selbst ist doch ein sehr starkes Pressionsmittel, die Erfüllung politischer Postulate zu erzwingen, die auf dem Wege legaler Abstimmungen noch nicht

erfüllt würden; er ist gleichsam die leichteste und harmloseste Form gewaltsamen Umsturzes und kann in der Folge der Ereignisse dann sehr leicht zum eigentlichen Bürgerkrieg führen.

Noch eindringlicher tritt uns aber das Gewaltproblem in der russischen Revolution nahe. Denn während wir es bei Generalstreik und ähnlichem doch nur mit vorübergehenden Erscheinungen zu tun haben, wird hier als historische Notwendigkeit eine relativ dauernde Gewaltherrschaft verkündet, und theoretisch fundiert. Daß die „Diktatur des Proletariates" nicht bloß ein ephemerer Zustand sein soll, und wie viel Gewaltprinzip in dieser Diktatur liegt, das geht am besten aus den Thesen hervor, die Lenin veröffentlicht hat und deren ich hier einige ins Gedächtnis zurückrufe. Es heißt dort u. a.:

„Zwischen dem Kommunismus und dem Imperialismus liegt die dauernde Epoche der proletarischen Diktatur. Der Staat existiert hier als proletarische Organisation. Das ist auch eine Unterdrückungsorganisation, aber gegen die Bourgeoisie und ihre Helfer. Die Unterdrückungsfunktion ist hier gegeben; aber der Klassensinn dieses Staates ist eine Antithese zum imperialistischen Raubstaat."

„Der Sinn der proletarischen Diktatur besteht also im sozusagen permanenten Kriegszustand gegen die Bourgeoisie. Es ist also ganz klar, daß alle, die über „Gewalttaten" der Kommunisten schreien, vollkommen vergessen, was eigentlich Diktatur heißt. Die Revolution selbst ist ein Akt der „rohen Gewalt". Das Wort „Diktatur" in allen Sprachen ist nichts anderes als Gewaltregime. Wichtig ist hier der Klasseninhalt der Gewalt. Damit ist die historische Rechtfertigung der revolutionären Gewalt gegeben. Es ist auch ganz klar, daß je schwieriger die Lage der Revolution ist, umso schärfer die Diktatur sein muß."

„Daher ergibt sich die Hauptdifferenz zwischen der bürgerlichen Demokratie, deren Staatsform die parlamentarische Republik und der proletarischen Demokratie, deren Form die Sovjetrepublik ist. Die proletarische Demokratie, die keine Demokratie im alten Sinne des Wortes ist, ist die reinste und vollste Demokratie innerhalb der arbeitenden Klasse!

„Die frühere Forderung der demokratischen Republik, sowie auch allgemeiner Freiheiten (d. h. der Freiheiten auch für die Bourgeoisie) war richtig in der schon verflossenen Epoche, in der Epoche der Vorbereitung und Kraftakkumulation. Der Arbeiter brauchte die Freiheit seiner Presse, während die bürgerliche Presse ihm schädlich war; trotzdem konnte er in dieser Epoche die Forderung der Vernichtung der bürgerlichen Presse nicht aufstellen. Deswegen forderte auch das Proletariat die allgemeine Freiheit der Presse. Dasselbe kann man über alle Freiheiten sagen."

„Jetzt ist die Epoche der direkten Attacke gegen das Kapital, der direkten Niederwerfung und Zerstörung des imperialistischen Raubstaates, der direkten Unterdrückung der Bourgeoisie. Es ist daher absolut klar, daß in der jetzigen Epoche die prinzipielle Verteidigung allgemeiner Freiheiten (d. h. auch für die konterrevolutionäre Bourgeoisie) nicht nur überflüssig ist, sondern auch schädlich wirkt."

Bevor wir nun auf das Problem der Gewalt näher eintreten, soll eine Vorfrage gestreift werden, die sich aus unsern besondern schweizerischen Verhältnissen ergibt. Ist nicht bei uns, durch unsere demokratischen Institutionen, die Frage von vornherein gelöst? Ja, im zaristischen Rußland oder im Preußen Ludendorffs, wo jeder andere Weg verschlossen ist, da erscheint der Gewaltweg als die einzige Möglichkeit, zu freiern oder gerechtern Zuständen zu gelangen, eine Möglichkeit, mit der sich deshalb jeder innerlich auseinandersetzen muß. Aber bei uns, in der „ältesten Demokratie der Welt", muß da nicht selbst dem, der keinerlei Gewissensbedenken gegen die Anwendung von Gewalt verspürt, dieselbe unnötig erscheinen, weil das Proletariat auf gesetzlichem Wege den seiner Stärke entsprechenden Einfluß auf die Gestaltung des Staatslebens erlangen kann? Obwohl ich nun keineswegs die Vorzüge der formalen Demokratie vor einer andern Staatsform verkenne, gestehe ich doch, daß ich in Bezug auf die Vorteile der Demokratie in dieser Beziehung sehr skeptisch geworden bin. Ich kann hier nur auf die wichtigsten Einwände kurz hinweisen. Gewiß kann bei uns die Sozialdemokratie den Versuch unternehmen, im Bund und in den Kantonen die parlamentarische Mehrheit zu erringen, und wenigstens in unsern größern Städten wird dieser Versuch auch in kurzer Zeit von Erfolg gekrönt sein, sofern es nicht schon jetzt der Fall ist. Indes ist mit dem Erlaß von Gesetzen und andern Parlamentsbeschlüßen durch eine sozialdemokratische Mehrheit oder unter dem Einfluß einer starken sozialdemokratischen Minderheit noch nicht allzuviel gewonnen. Alle Gesetze und Beschlüsse müssen ausgeführt werden durch einen weitverzweigten Organismus von Exekutivbehörden und erhalten erst durch diese Ausführung ihr eigentliches Leben. Nun ist es aber eine Erfahrungstatsache, daß hier, in der Exekutive, meist die einstmals herrschende Klasse oder Partei sich viel länger halten kann, als ihre Macht in der Legislative währte. Einmal bleiben meist die bisherigen Beamten auch bei einem Systemwechsel im Amte. Man will ihnen ihre Lebensstellung nicht nehmen, hie und da bedarf man auch ihrer Erfahrung. Dazu kommt, daß gerade für die hier erforderliche Tätigkeit zumeist eine Bildung verlangt wird, die zu erwerben in der Regel nur Angehörige der besitzenden Klasse die Mittel haben. So können wir schon jetzt in den Städten die Tatsache beobachten, daß trotz einer starken sozialdemokratischen Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften gerade die wichtigeren

und einflußreicheren Aemter meist von Bürgerlichen besetzt sind (höhere Verwaltungsbeamte, Gerichtspräsidenten) und Ausnahmen fast nur vorkommen, soweit Angehörige der besitzenden Klasse zum Proletariat übergetreten sind, was indes nicht allzu häufig der Fall ist. Damit ist aber die Bedeutung einer starken Vertretung im Parlament erheblich verringert. Denn man übersehe nicht: Es bedarf durchaus nicht besonders viel schlechten und bösen Willens, um alle Erlasse und Beschlüsse auf dem Wege, bis sie greifbare Gestalt in der Wirklichkeit gewonnen haben, abzuschwächen, umzubiegen, zu verwässern. Es braucht gegenteils nicht nur guten Willen, sondern auch ein inneres Verständnis für die den Beschlüssen zu Grunde liegende Zwecksetzung, um wirklich ihnen entsprechend zu regieren und zu verwalten. Erzwingen läßt sich nicht viel, auch nicht durch das Aufsichtsrecht der Legislative; gerade in dem Gewirre aller praktischen Einzelheiten, aus denen sich doch schließlich das Ganze aufbaut, ist jeder Beamte weit besser zu Hause als das Mitglied der Legislative, ist jeder Beamte also der Aufsichtsbehörde in gewissem Sinne überlegen. Vielfach ist man auch schon zum Zustandekommen gesetzlicher Erlaße sehr stark auf die Initiative der ausführenden Organe, welche mit den Bedürfnissen und Notwendigkeiten ihres besonderen Tätigkeitsbereiches besonders vertraut sind, angewiesen. Die Bedeutung dieser Schwäche der Demokratie wird besonders klar, wenn man in Betracht zieht, daß der Exekutivorganismus in unserem Sinne nicht identisch ist mit dem staatlichen Verwaltungsorganismus, zumal nicht in Zeiten, wo das Staatsleben sehr intensiv ist, wo die Einzelfreiheit sehr stark beschränkt werden muß, vom Einzelnen sehr viel verlangt wird. Zur Exekutive in diesem weitern Sinne gehört bei uns infolge unserer Kriegsverordnungen namentlich die Landwirtschaft, in geringerem Maße auch Industrie und Gewerbe. Sehr oft haben auch Bundesrat und Kantonsregierungen Männer der Industrie oder der Landwirtschaft beiziehen müssen zur Besorgung öffentlicher Geschäfte gleichsam als Halbbeamte (Nat.-Rat. Schmidheiny!). In allen diesen Fällen steht man den Vertretern des alten Systems, der heutigen Wirtschaftsordnung bis zu einem gewissen Grade wehrlos gegenüber, sie verfügen nicht nur über die zur Ausführung aller Maßnahmen notwendigen Produktionsmittel, sondern auch über die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse, sie besitzen den Einblick in die Kompliziertheiten und die gegenwärtigen Möglichkeiten ihres besonderen Tätigkeitsgebietes, was alles Dritte sich nur schwer und ausnahmsweise erwerben können.

Nun ist freilich diese Schwäche aller formaler Demokratie eine Schwäche, der durch den Weg der Gewalt nicht leicht begegnet werden könnte. Hiezu bedarf es vielmehr anderer, tieferdringender Mittel, wovon später die Rede sein wird. Dagegen weist ein anderer Mangel schon mehr auf den verlockenden Ausweg der Gewalt. Ich denke hier an die Tatsache, daß es ungeheuer schwer ist, über-

haupt die Mehrheit zu erlangen, oder besser gesagt, eine bereits latent vorhandene Mehrheit politisch sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß wir in der Schweiz schon jetzt im Grunde eine sozialistische Mehrheit haben, zum mindesten ist die sozialistische Minderheit stärker, als es bei Wahlen und Abstimmungen den Anschein hat. Die Arbeiterschaft macht doch einen erheblichen Teil unserer Bevölkerung aus und ihre ganze Interessenlage ist zweifellos auf den Sozialismus hin gerichtet. Aber auch im Bürgertum gärt es und es sind da wohl mehr, als man oft annimmt, die heute für sozialistische Ideen gewonnen oder doch sehr empfänglich sind *oder zum mindesten der bürgerlichen Politik eine andere Richtung geben möchten als die zur Zeit herrschende.* Weshalb kommt das alles nicht mehr zum Ausdruck? Die Gründe sind wohl mannigfach: aus müder Resignation geborene politische Indifferenz, Mangel an Einsicht in die Notwendigkeit politischen Zusammenschlusses, aktiver politischer Betätigung überhaupt, und dann die Hemmungen, wie sie sich von selbst aus der ganzen Struktur unseres politischen Lebens ergeben: so werden beispielweise die bürgerlichen Wahl- und Abstimmungsparolen von einem kleinen Kreise ausgegeben, den maßgebenden „Instanzen", den Parteileitungen und -vorständen; da wird überhaupt die bürgerliche Politik „gemacht". Das Neue, das sich als bemerkbare Unterströmung regt, muß sich erst seine eignen Organe schaffen, und dazu bedarf es großer aktiver politischer Energien, die eben nicht immer vorhanden sind. Besonders fühlbar wird diese Schwerfälligkeit und Starrheit der Demokratie in Zeiten, in denen die Ereignisse sich überstürzen, ein Jahr äußeren Geschehens vollbringt, was sonst Jahrzehnte zu seiner Entwicklung bedurfte, und nun mit diesem Geschehen auch die politischen Anschauungen sich rascher wandeln. Von da aus muß man, auch wenn man selbst durchaus an der parlamentarischen Demokratie festhält, Trotzky wenigstens verstehen, wenn er in seiner Broschüre „Von der Oktoberrevolution bis zum Brester Friedensvertrag" schreibt: „. . . Jede Revolution ist dadurch gekennzeichnet, daß das Bewußtsein der Massen sich schnell verändert: neue und immer wieder neue Schichten der Bevölkerung sammeln Erfahrung, überprüfen ihre Ansichten von gestern, streifen sie ab, gelangen zu neuen Ansichten, lehnen die die alten Führer ab, folgen neuen Führern, gehen vorwärts . . . Die demokratischen Organisationen, die sich auf den schwerfälligen Apparat des allgemeinen Wahlrechts stützen, müssen zur Revolutionszeit unbedingt hinter der Entwicklung des politischen Bewußtseins der Massen zurückbleiben. Ganz anders die Sowjets! Sie stützen sich unmittelbar auf organische Gruppierungen, wie die Fabrik, die Werkstatt, die Dorfgemeinde, das Regiment und andere. Hier fehlen natürlich jene juristischen Garantien für die Genauigkeit der Wahl, wie sie bei der Schaffung der demokratischen Stadtrat- oder Semstwo-Insti-

tutionen vorhanden sind. Dafür aber haben wir hier unvergleichlich ernsthaftere und tiefergehende Garantien für die direkte und unmittelbare Verbindung des Abgeordneten mit seinen Wählern. Der Delegierte des Stadtrats oder des Semstwo stützt sich auf die lockere Masse der Wähler, die ihm für ein Jahr ihre Vollmachten anvertraut und dann auseinanderfällt. Die Sowjetwähler bleiben dagegen für immer durch die Bedingungen ihrer Arbeit und ihrer Existenz aneinander gebunden . . . Wenn in den vorhergehenden Monaten der Revolution die allgemeine politische Entwicklung ihren Ausdruck darin fand, daß der Einfluß der Vermittlungsparteien demjenigen der Bolschewiki weichen mußte, so geht daraus klar hervor, daß dieser Entwicklungsprozeß sich am deutlichsten und vollkommensten in den Sowjets abspiegeln mußte, während die Stadträte und die Semstwos bei all ihrem formalen Demokratismus *eher den Zustand der Volksmassen von gestern als den von heute ausdrückten.*“

Und man wird weiter verstehen, daß diesem Zustand gegenüber für politisch tatkräftige und aktive Naturen die Versuchung überaus groß ist, nicht — ihrer Auffassung nach — der Mehrheit den Willen einer Minderheit aufzuzwingen, sondern mit Umgehung der schwerfälligen Mechanik der demokratischen Institutionen den politisch noch nicht voll ausdrucksfähigen Willen einer latenten Mehrheit durchzusetzen.

In derselben Richtung wirkt aber ein weiterer Umstand. Es erscheint nämlich der Weg der Gewalt besonders verlockend, weil der Weg des Geistes, die Möglichkeit, durch die Macht der Idee zu wirken, für den Sozialisten viel schwerer gangbar ist als für die Vertreter des Bestehenden. Ich erinnere nur daran, daß Schule und Universität, also Institutionen, die für die geistige Struktur der künftigen Generation eine überragende Bedeutung haben, im wesentlichen in den Händen der herrschenden Klasse sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß unsere Lehrer an Schule und Universität bewußt dem Bestehenden, den herrschenden Mächten dienen — das mag für einige Wenige zutreffen — aber die wenigsten von ihnen sind losgekommen von der bürgerlichen Weltanschauung, in der sie aufgewachsen sind und die ihr ganzes Denken bestimmt, ja nichts kennzeichnet besser den Umstand, wie sehr die meisten von ihnen eingeschlossen sind im „lebenslänglichen Gefängnis der bürgerlichen Ideologie“ als die Tatsache, daß die wenigsten sich der Einseitigkeit ihres Denkens überhaupt bewußt sind, daß sie in unschuldiger Naivität an die „Objektivität“ des von ihnen Vertretenen glauben. Und dazu kommt, daß die Wissenschaft selbst, die sie übermitteln, tief beeinflußt ist vom Geist oder vielmehr der Geist- und Seelenlosigkeit unseres kapitalistisch-mechanistischen Zeitalters, daß sie abgefallen ist von der hohen Aufgabe, die ihr noch ein Fichte zuwies, dem Ringen um die Erkenntnis der göttlichen Idee, von der Auf-

gabe, Führerin zu den letzten Zielen zu sein, und daß diese also vom Absoluten abgefallene und deshalb an alle möglichen Relativitäten verkaufte Wissenschaft unfähig ist, schöpferische Impulse zu geben und der Zukunft zu dienen, ja viel eher das Verständnis schöpferischer Gegenwartsbewegungen hindert.

Und eine andere Institution, die in besonderem Maße bestimmt und befähigt ist, der Propaganda von Ideen zu dienen und die öffentliche Meinung zu bilden, nämlich die Presse, ist wiederum der herrschenden Klasse viel dienstbarer als dem Proletariat. Die Besitzenden verfügen über genügende Mittel, zur Unterhaltung einer weitverzweigten und reichhaltigen Presse, der es auch in den schwierigsten Zeiten nicht um die nötigsten Subsistenzmittel bange zu sein braucht; die Sozialdemokratie dagegen muß mancherorts auf eine Tageszeitung verzichten und hat noch Mühe auch nur ein bescheidenes Wochenparteiorgan am Leben zu erhalten, aus Mangel an finanziellen Mitteln — besonders fühlbar macht sich dieser Mangel in Zeiten der Papierteuerung und der gewaltigen Druckkosten — und hie und da auch an geistigen Kräften. So ist gerade das Freiheitsrecht, das am vornehmlichsten dazu bestimmt war, den Minderheiten das Wirken für ihre Ideenwelt zu garantieren, weit wertvoller für die herrschende Schicht als für das Proletariat. Das Machtprinzip in der Wirtschaftsverfassung tötet das Freiheitsprinzip in der politischen Verfassung.

Der Hinweis auf diesen Sachverhalt soll nicht die Gewaltmethode rechtfertigen oder gar als notwendig erklären — gerade die zuletzt aufgezeigten Schwierigkeiten können auf dem Gewaltweg nicht umgangen werden — sondern er soll nur zeigen, wie wenig der Einwand der formalen Demokratie fähig ist, die Argumente der Gewaltgläubigen zu entkräften.

Dazu gesellt sich aber ein weiterer, besonders schlimmer Uebelstand. Schon lange vor dem Krieg haben „extreme" Sozialisten erklärt, der legale, verfassungsmäßige Weg genüge zur Erreichung der proletarischen Ziele schon deshalb nicht, weil das Bürgertum sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen werde, wenn die Waffe, mit der es einst seine eigene Machtstellung begründete, die demokratischen Rechte und Freiheiten, den eignen Lebensinteressen gefährlich werde und daß es dann auch vor der Beseitigung demokratischer Rechte nicht zurückscheuen werde. Leider haben die Erfahrungen der Kriegsjahre gezeigt, daß in solcher Vorhersage mehr lag als bloße „Verhetzung". Man mag über das Organ der sozialdemokratischen Jugenorganisation, die „Freie Jugend" denken, wie man will — sie war zweifellos besser als ihr Ruf und hat nicht nur der Negation gedient — ihre Unterdrückung war eine flagrante Verletzung der Preßfreiheit, mit der es zwar verträglich sein mag, Preßäußerungen, die mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt geraten, zu bestrafen — wobei freilich Maß und Inhalt der Strafe

immer noch vom Freiheitsgedanken bestimmt sein muß — aber mit deren innerstem Zweck, der tiefer ist als das bürgerliche Denken, jegliches **Verbot** von Preßerzeugnissen in unversöhnlichem Widerspruch steht. Und im selben Widerspruch mit den innersten Absichten der Preßfreiheit steht auch jene beschämende eidgenössische Verordnung, welche die Entstehung neuer Zeitungen und Zeitschriften an das Erfordernis einer behördlichen Bewilligung knüpft, die nur erteilt wird, wenn die neue Zeitung im „Landesinteresse" liegt, worüber eine ganz vorherrschend aus Vertretern des herrschenden Systems zusammengesetzte, den Begriff des Landesinteresses naturgemäß nach ihren Ueberzeugungen interpretierende Kommission befindet. Damit wird ein Zustand geschaffen, der gerade dem höchsten Zweck der Preßfreiheit aufs schärfste widerspricht, weil all dem, was sich an neuen Anschauungen heute regt, die Möglichkeit, Einfluß zu gewinnen, aufs äußerste erschwert wird.

Zu den Verletzungen der Preßfreiheit gesellen sich die Verletzungen der Versammlungsfreiheit durch kantonale Regierungen und durch Uebergriffe der Militärgewalt.

Schlimmer noch und folgenschwerer aber als die Nichtachtung von Freiheitsrechten war die Verletzung des verfassungsmäßigen Initiativrechtes. Muß es nicht eigentlich aufreizend wirken, wenn man heute die Arbeiterschaft auf den legalen Weg der Initiative verweist, in einem Augenblicke, in dem noch eine Anzahl von Initiativbegehren darauf warten, endlich legal behandelt, d. h. dem Volk zur Abstimmung unterbreitet zu werden? Wer gibt der Arbeiterschaft das Vertrauen, daß künftige Volksbegehren nach Recht und Gesetz behandelt werden von einem Bundesrat, der in neuester Zeit nach Art preußischer Generäle im früheren deutschen Reichstag auf ernsthafte Anfragen die Auskunft verweigert? Wie anders wäre die Situation, wenn nicht wider den klaren Wortlaut eines Bundesgesetzes die Proporzinitiative der Volksabstimmung jahrelang entzogen worden wäre, unter dem Vorwand des Burgfriedens, der durch nichts je so schwer gestört wurde als durch diese Verschleppung? Sind nicht diejenigen, die durch solche Gesetzwidrigkeit der Arbeiterschaft ihre **legale** Vertretung entzogen, die eigentlichen Schöpfer der Nebenregierung des Oltener Aktionskomites?

„Stolz und frei erhebt die Demokratie ihr Haupt" hat Bundesrat Calonder beim Abschluß des Generalstreiks gesagt. Wir denken anders. Uns waren die Tage des Generalstreiks ein Symptom für den Zusammenbruch unserer Demokratie, ein Zusammenbruch, der im bürgerlichen Klasseninteresse, das die demokratischen Rechte nicht mehr ertragen kann, eine an sich zwar richtige, aber doch nicht genügende Erklärung findet. Denn daß die doch kleine Zahl derjenigen die aus bewußtem Klasseninteresse die Gefahren der demokratischen Rechte fürchten, zum Ziele gelangt, wird nur ermöglicht durch ein allgemeines Schwinden des demokratischen Empfindens,

ein Schwinden, dessen tiefste Ursachen in der zunehmenden Materialisierung und Mechanisierung, in der Verflachung und Verödung des geistigen Lebens liegen, im Mangel an Glauben an den Geist, an Freiheitsglauben, ohne den auf die Dauer keine Demokratie bestehen kann.

Damit ist nun aber das Problem der Gewalt keinesfalls gelöst. Es galt nur zu zeigen, daß uns die Demokratie die Lösung dieses Problems nicht wesentlich erleichtert, daß die demokratischen Rechte den Weg der Gewalt nicht überflüssig machen. Aber es gibt tiefere und ernsthaftere Gründe gegen die Gewaltmethode, Gründe, die dann gleichermaßen in allen Staaten, auch den nichtdemokratischen und für alle Lebensverhältnisse gelten.

Daß der gewaltsame Umsturz, und die ihm folgende Epoche der proletarischen Diktatur, der Klassenherrschaft des Proletariats das von uns ersehnte Reich der Freiheit und Brüderlichkeit nicht selbst schon ist, bestreitet niemand; fraglich bleibt nur, ob sie uns dazu hinführen, ob sie, wie es der Bolschewismus verkündet, als Zwischenstufe betrachtet werden kann. Und dieser Frage gegenüber hat sich mir in den Erfahrungen der Kriegsjahre die Wahrheit immer mehr bestätigt, daß die Methoden zur Erreichung eines Zieles niemals gleichgültig sind und daß es ein schwerer Grundirrtum ist, der unser politisches Denken schon längst mißleitet hat, zu glauben, ein Endziel lasse sich erreichen mit Methoden, die das gegenteilige Prinzip verkörpern, das Uebergangsstadium könne von ganz andern Grundsätzen beherrscht sein als das Reich zu dem es hinführen soll. Es ist der Irrtum, von dem z. B. gerade unser heutiger kapitalistischer Machtstaat lebt. Man darf nicht vergessen, daß neben den bösgläubigen Nutznießern des durch diesen Staat ermöglichten Ausbeutungssystems immer noch zahlreiche Vertreter des Staatsgedankens existieren, die überzeugt sind mit der Bejahung und Verteidigung dieses Staates das Beste zu wollen, die dieses unfreie mechanistische Zwangsgebilde als notwendige Vorstufe zur freien Gemeinschaft betrachten, als einen Schritt der bekannten „schrittweisen Entwicklung". Beide, die gutgläubigen Bejaher des heutigen Machtstaates und die Vertreter der proletarischen Diktatur sind Ideologen ganz derselben Art. Nie sind die zur Erreichung eines bestimmten Zieles angewandten Mittel und Methoden gleichgültig, weil jedem Mittel, jeder Methode eine ganz bestimmte Orientierung, eine bestimmte geistige Einstellung, ein bestimmter Glaube entspricht, und nun eben dieser Glaube und diese Orientierung durch die Anwendung der ihnen entsprechenden Methoden gestärkt werden. Und nun bedeutet die Beschreitung des Gewaltwegs den Gegensatz zum Glauben an die Freiheit, zum Glauben an die Schöpferkraft des Geistes, ohne den doch jede Hoffnung auf eine brüderliche Gemeinschaft freier Menschen ein Unsinn ist. Und so stärkt die Anwendung der Gewaltmethode eben jene Orientierung, von der die heutigen Ordnungen leben, den Glauben an die Gewalt, den Zweifel an die Macht

der reinen göttlichen Kräfte. „Ich meine: wer glaubt, der ergreift kein Schwert . . . Wer aber das Schwert ergreift, der weiß nicht, was Glauben heißt . . . Er ergreift das Schwert aus Schwäche und nicht aus Stärke."[1]) Die Freunde der Revolution „machen sich nicht klar, daß es ja doch gerade dieses Vertrauen auf die blinde Gewalt ist, worin das Wesen des alten Systems beruht, und daß dessen Dauerhaftigkeit zu einem nicht geringen Teil eben dadurch zu erklären ist, daß selbst so viele von denen, die etwas Neues wollen, doch noch ganz in dem alten Zwangs- und Gewaltglauben stecken geblieben sind und dadurch unablässig, wenn auch unbewußt, die Autorität jener alten Methoden in Geltung erhalten — auch wenn sie diese Methoden für ganz neue Ziele benutzen wollen. Der Glaube an die Methoden der mechanischen Ueberwältigung kann nur durch den ganz konsequenten Glauben an das der Gewalt entgegengesetzte geistige Prinzip überwunden werden." (Förster.) Das von uns ersehnte neue Reich beruht auf der absoluten Heiligkeit alles menschlichen Lebens, im Reiche Lenins aber herrscht eine im Gefühls- und Vorstellungsleben der Menschen verderbliche und verhängnisvolle Wirkungen für die Zukunft äußernde Nichtwertung menschlichen Lebens und menschlicher Freiheit, unser Sozialismus will den Menschen in den Mittelpunkt stellen, im Bolschewismus ist er, und zwar auch der Proletarier, wieder nur Mittel, Rädchen in der ungeheuren Maschine des neuen Machtstaates, der sich nur allzu leicht nach den allen Gewaltinstitutionen innewohnenden Gesetzen zum alles verzehrenden Selbstzweck entwickelt. Aber nicht nur die das alte System tragende Orientierung wird durch die Anwendung der Gewaltmethode gestärkt, sondern es wird überhaupt durch diese untermenschliche und antisoziale Methode eine Atmosphäre erzeugt, die dem Wachsen und Reifen des Neuen wenig förderlich ist, es werden zerstörende Kräfte wachgerufen, beim Unterdrücker unschöpferische Machtgier, beim Unterdrückten alle möglichen schlimmen Abwehraffekte.

Und die innere Natur wie die verderblichen Wirkungen der Gewaltmethode werden nun nicht etwa aufgehoben durch die Güte und Vollkommenheit des Zwecks. Im Gegenteil liegt in der Reinheit des Zwecks eine besonders große Gefahr. Es scheint eine besondere List des Satans, daß er so gerne seine Methoden dem Guten zur Verfügung stellt, nicht nur, um so die göttlichen Kräfte, die wir sonst erhoffen, herbeiglauben müßten, und die seine Herrschaft bedrohen würden, anscheinend überflüssig zu machen, sondern um seine Methoden gleichsam zu heiligen. Durch nichts erfährt das Gewaltprinzip eine größere Stärkung und Rechtfertigung als durch seine Verwendung im Dienste des Guten. Und wenn nun die Gewaltmethode nicht schon an sich böse ist, wer soll dann entscheiden, ob die jeweils in Frage stehenden Ziele wertvoll genug sind, um die Anwendung derselben zu recht-

---

[1]) Ein Revolutionär in dem russischen Revolutionsroman „Als wär' es nie gewesen" von Ropschin.

fertigen? In einer meisterhaften Betrachtung über die Frage „Können Attentate den gesellschaftlichen Fortschritt befördern?“ weist Förster eindringlich darauf hin, daß es Regeln gebe, wie z. B. die der absoluten Heiligkeit alles menschlichen Lebens, deren Wert und deren Autorität gerade in der absoluten Unverbrüchlichkeit bestehe; „jede Ausnahme ist eine Vernichtung der Regel, deren ganzer Sinn und Zweck eben in der Ausnahmslosigkeit, in der völligen Unabhängigkeit vom besonderen Falle liegt. Es gibt eben Dinge, die niemals der individuellen Entscheidung in die Hand gegeben werden dürfen, weil die Gefahr des Mißbrauchs zu ungeheuer groß ist.“ Und denselben Gedanken wie Förster drückt in dem bereits zitierten Revolutionsroman von Ropschin der Revolutionär Bolotow aus in einer Stelle, die ich besonders ihres ergreifenden und tiefem Erleben entstammenden Schlusses wegen ganz zitieren möchte: „Ich kann eines nicht begreifen, Serjoscha . . . man erschießt uns, man hängt uns, man erdrosselt uns . . . gut. Wir hängen, morden und sengen . . . gut . . . Warum bin ich aber, wenn ich Sljoskin[1]) erschossen habe, ein Held, während er, wenn er mich hängen läßt, ein Schurke und ein Unmensch ist? . . . Das ist ja wirklich Hottentottenlogik . . . Eines von beiden. Entweder darf man nicht töten, und dann verletzen wir beide, Sljoskin und ich das Gesetz; oder man darf töten, und dann sind wir beide weder Helden noch Schurken, sondern einfach Menschen und Feinde . . .“ „Wolodja sagt“ fuhr Bolotow fort, „daß dies alles Gefühlsduselei sei und daß man im Kriege ohne Erbarmen töten müsse . . . à la guerre comme à la guerre! . . . Ja, er hat selbstverständlich recht . . . wir töten ja auch . . . Sagen Sie mir aber Folgendes: können Sie sich die Möglichkeit denken, daß dieser von uns getötete Sljoskin uns nicht aus gewinnsüchtigen Absichten, sondern aus innerer Ueberzeugung verfolgte? Können Sie die Möglichkeit zugeben, daß er uns nicht aus eigenem Interesse bekämpfte, sondern weil er es für seine Pflicht hielt und weil er glaubte, auf diese Weise dem Volke . . . ja, dem Volke! zu dienen? Können Sie diese Möglichkeit zugeben? Ja? — Es ist doch durchaus möglich. Es ist ja möglich, daß sich unter hundert, unter tausend Sljoskins so einer findet. Es ist doch möglich? Ja? . . . Worin besteht dann der Unterschied zwischen ihm und mir? Worin? Warum ist er ein Schurke? Meine Ansicht lautet: entweder darf man in jedem Falle töten oder . . . oder man darf in keinem Falle töten . . . . . . Folglich ist es erlaubt und verboten zugleich? . . . Wo bleibt dann das Gesetz? . . . Ist es im Parteiprogramm? In Marx? In Engels? In Kant? Das ist ja Unsinn,“ flüsterte er in großer Erregung, „Marx, Engels und Kant haben doch nie einen Menschen getötet . . . Sie hören? Nie und niemand . . . Folglich können sie gar nicht wissen, was ich weiß, was Sie wissen, was Wolodja weiß. Was sie auch alles schreiben, es wird vor ihnen

[1]) Ein russischer Polizeioberst.

doch immer verborgen bleiben, ob man töten darf oder nicht . . . Dies können nur wir, die wir schon getötet haben, wissen . . . Ich weiß z. B., ich weiß es ganz bestimmt, daß man Sljoskin in keinem Falle töten durfte, was er auch für ein Mensch gewesen sein mag und was ich auch von ihm hielt . . ."

Und erfahrungsgemäß verhilft dann der von an sich guten und vollkommenen Zielen her geheiligte und gestärkte Gewaltgeist letzten Endes wieder dem Bösen zum Sieg. Die in ihrem tiefsten Wesen antisoziale Methode ist der natürliche Verbündete aller antisozialer Elemente. Mag eine Gewaltmaßregel zu noch so gutem Zwecke begonnen werden, eine Gewaltinstitution für noch so edle Ziele ins Leben gerufen worden sein, am Schlusse der Entwicklung erscheinen als Nutznießer der Gewaltinstitution beinahe immer die unedlen, gewalttätigen, unsozialen Naturen; das gilt für die Gewalt in der innern wie in der äußern Politik. Besonders wo, wie fast immer, diejenigen, die mit der Gewalt das Gute erreichen wollen, sich verbinden müssen mit andern, denen dieselbe Gewalt zu ganz andern Zielen verhelfen soll, fallen die Früchte der Gewalt meist den letztern in den Schoß. Es könnte sein — wir sind nicht doktrinär genug, um nicht von ganzem Herzen zu hoffen, daß es durch ein Wunder anders kommt — daß uns in der nächsten Zeit diese Wahrheit durch eine neue Erfahrung schmerzlich bestätigt wird, wenn nämlich im innern Kampf der Entente die französischen und englischen Imperialisten über Wilson und die Opposition im eignen Lande siegen und es zu einem dem Wilsonschen Programme widersprechenden Gewaltfrieden kommt. Es ist nun einmal eine tiefe Wahrheit, daß das Böse nicht mit seinen eignen Methoden kann überwunden werden, sondern nur durch ein ihm völlig überlegenes, andersartiges Prinzip, das sich auch schon in der Art des Kampfes auswirken muß. Es ist ein fast unheimliches, aber doch auch wieder verheißungsvolles Gesetz, daß das Gute und das Böse ihre völlig eignen Methoden haben, mit denen allein sie siegen können; und daß, wenn das Gute sich der Methoden des Bösen bedient, es eine Niederlage erleidet. In der Folgerichtigkeit dieses Gesetzes enden so oft die gewaltsamen Revolutionen wenigstens zunächst mit einem Siege der Reaktion, der Gewaltgeist ist der beste Verbündete derjenigen, die ihn völlig bejahen, denen das Reich der Gewalt auch Endziel, nicht bloß Uebergangsepoche ist. Es liegt mir daran, eindringlich zu betonen, daß nach meiner innersten Ueberzeugung nicht nur der Tag des Guten auf dem Wege der Gewalt nicht kommt, sondern auch der Tag des Proletariates nicht.

Es liegt überhaupt in der Gewalt, wie in allem Bösen etwas, das im weiteren Verlaufe weit über das hinausführt, was die Urheber gewollt haben. Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, dem nimmt er die ganze Hand. Wer möchte behaupten, irgend einer der am Ausbruch des Weltkriegs schuldigen Machthaber habe den Weltkrieg so, wie er sich schließlich entwickelt hat, in seiner ganzen Scheuß-

lichkeit, mit all seinen verderblichen Folgeerscheinungen und Rückwirkungen gewollt? Und welcher Gegner Lenins wollte behaupten, Lenin habe all das Chaos und Elend im Gefolge der russischen Revolution, all den Massenterror und alle Pogrome von Anfang an gewollt? Es liegt in der Theologenerfindung von der „Eigengesetzlichkeit der Welt“ eine tiefe, von den Eigengesetzlichkeitstheologen freilich bis zur Unkenntlichkeit verdunkelte Wahrheit; das Böse hat seine Eigengesetzlichkeit und es ist, als ob durch das Wachwerden der dämonischen Mächte auch alle damit verwandten noch niedrigeren Kräfte und Instinkte von bisherigen Hemmungen befreit, losgebunden würden, um ihr zerstörendes Werk zu verrichten.

Und damit hängt es auch zusammen, daß so oft im Verlauf der Entwicklung die Gewalt sich gegen ihre eigenen Vertreter wendet. „Wer das Schwert ergreift, soll durch das Schwert umkommen.“ In dem nun entfesselten Chaos niederer Gewalten entstehen neue Parteiungen, noch radikalere Sekten, die nun gleichermaßen mit schärfster Gewalt alles Andersdenkende unterdrücken, mit derselben Berufung auf ihr gutes Endziel. Die Revolution verzehrt ihre eignen Kinder, und Danton bedurfte auf dem Wege zum Schaffot keines zweiten Gesichtes, um Robespierre sein Schicksal vorhersagen zu können.

Was nun insbesondere die Diktatur des Proletariats im Sinne Lenins als eine dauernde Epoche anlangt, so bedeutet sie zweifellos einen Rückschritt hinter den sittlichen Gedanken, der jeder wahren und reinen Demokratie — wozu allerdings leider gegenwärtig die Schweiz nicht gehört — zu Grunde liegt, den sittlichen Gedanken nämlich, der für alles soziale wie individuelle Leben gilt, daß nämlich alles, was von Bestand sein soll, in Freiheit reifen muß. Es ist der Gedanke, der in seiner Ablehnung aller Opportunitätsrücksichten, wie sie in den Thesen Lenins deutlich zu Tage treten, die Demokratie vom aufgeklärten Despotismus scheidet. Wie oft haben wir früher von Anhängern nichtdemokratischer Staatsformen den Vorwurf hören müssen, die Demokratie sei, eben weil sie für jeden Fortschritt einer Mehrheit bedürfe, rückständig; z. B. sei die Schweiz von Deutschland in der Sozialgesetzgebung infolge der Gesetze Bismarcks überholt. Wir haben hierauf immer mit dem Hinweis geantwortet, daß dafür bei uns jeder neue Fortschritt auf dem freien Willen der Gemeinschaft nicht auf äußerer Nötigung beruhe, und deshalb sittlich wertvoller und dauerhafter sei, daß er nicht nur eine äußerliche, sondern eine geistige Errungenschaft bedeute und daß uns die Demokratie vor einer sprunghaften, von Zufällen abhängigen Entwicklung bewahre. Gewiß ist nun zuzugeben, daß infolge der wirtschaftlichen Struktur und anderer von uns selbst geschilderter Hemmungen der Wille der Gemeinschaft in der Demokratie nicht immer unverfälscht zum Ausdruck gelangt, aber sobald einmal — was ja die Voraussetzung der proletarischen Diktatur ist — der Bann gebrochen, die verschüttete Bahn wieder frei gemacht, die erstarrte Entwicklung wieder in Fluß geraten ist, das bisherige

System nicht mehr die schwer auf allem Neuen lastende Macht des unveränderlich Bestehenden für sich hat, dann muß, auf jede Gefahr hin, der Gedanke der Demokratie wieder in sein Recht treten, dann muß jeder Klasse, auch den früher herrschenden Schichten, die Freiheit gegeben werden, für ihre politischen Anschauungen zu wirken. Denn nur dann kann sich zeigen, ob das Neue zwar bereits innerlich reif war und nur seine äußere Entfaltung durch die Erstarrtheit und Trägheit des politischen Organismus gehemmt wurde, oder ob eben die geistigen und wirtschaftlichen Vorbedingungen für das Neue noch fehlen. Mit den mechanischen Mitteln der schärfsten Gewalt die oppositionellen Regungen des Alten unterdrücken, die Anhänger des früheren Systems politisch rechtlos machen im frommen Glauben, der Machthaber dürfe das von ihm als gut Erkannte Widerstrebenden, die noch nicht so weit sind, aufzwingen, bedeutet die Rückkehr vom sittlichen Gedanken der Demokratie zum Opportunitätsgedanken des aufgeklärten Despotismus und damit freilich auch die Stärkung dieses Gedankens in allen Staaten, auch denjenigen, die noch eine bürgerliche Regierung haben; wie denn zweifellos die bolschewistischen Methoden eine zwar ungewollte und unbewußte, aber wirksame Verstärkung des Geistes sind, aus dem bei uns die beständigen Verletzungen der Freiheitsrechte durch den Bundesrat erwachsen. Den Freiheitsrechten liegt übrigens nicht nur ein tiefer sittlicher Gedanke zu Grunde; sie sind vielmehr auch politisch das allein Richtige; verfügt das Alte noch über lebendige Kräfte, so hülfe alle Unterdrückung nichts, würde vielmehr nur bewirken, daß es später, lange gestaut, nur umso zerstörender die Dämme niederreißt; wie denn erfahrungsgemäß die gewaltsame Unterdrückung von innerlich noch lebensfähigen Bewegungen dieselben am meisten gestärkt hat.

Und wenn wir so nicht an die Gewalt und an die Unterdrückung, sondern an die Freiheit glauben und nur hierauf unsere Hoffnung gründen, so steht uns auch die Geschichte zur Seite. Wir können einem der uns Phantastik und weltfremde Ideologie vorwerfen wollte nur das Eine entgegnen: ob es auf unsere Weise geht, das wissen wir nicht; das ist unser Glaube, den wir mit den Mitteln der Logik nicht beweisen können. Aber daß der Tag des Guten nicht mit Hilfe der Mächte *dieser* Welt herbeigeführt werden kann, das *wissen* wir und das hat die Menschheit in ihrer leidvollen Geschichte zur Genüge erlebt.

Ich erinnere mich an Diskussionen früherer Jahre in einem Studentenverein, in dem die Gegner unsere Hoffnungen zu widerlegen suchten mit dem Hinweis auf einen Franz von Assisi oder die großen Erweckungsbewegungen. Jene Männer hätten gewollt und gehofft, was wir, ausgerüstet wohl noch mit größeren Kräften und ihre Hoffnungen seien zu schanden geworden, sie hätten nichts erreicht. Nun ist es freilich eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung, zu glauben, das Wirken etwa eines Franz von Assisi sei ohne Früchte geblieben.

Wir wissen nicht, wie es in der Welt aussähe, wenn wir alle diejenigen Menschen, in denen das Gottesreich wieder in besonderer Macht und Reinheit aufgebrochen ist, aus der Geschichte streichen müßten. Aber wenn die Wirkung nicht dauernder und größer war, wenn wieder Rückschläge erfolgten, wenn das Gottesreich wieder in Verzug geriet, dann war daran gewiß nicht der Radikalismus oder die Absolutheit jener Bewegungen schuld, sondern im Gegenteil der Umstand, daß die Kräfte erlahmten, der Glaube schwächer wurde, und man in irgend einer Weise sich zur Erreichung der letzten Ziele wieder mit den Weltmächten verbündete. Und ebenfalls an Mangel und nicht am Zuviel von Radikalismus sind auch alle bisherigen Revolutionen schließlich zu Grunde gegangen. Ein Mann, der unserem Denken in mancher Beziehung nahesteht, der große Historiker der französischen Revolution Michelet, erinnert beim Sturze der Hebertisten an das Wort Duport's „Pflüget in die Tiefe" und sagt, daß die Revolution zu Grunde gehen mußte, weil die Girondisten und die Jakobiner in gleicher Weise politische Logiker waren, die auf derselben Linie nur verschiedene Grade vorstellten. Der Fortgeschrittenste, Saint-Juste, sagt er, wagt weder die Religion noch den Unterricht zu berühren, noch in die Tiefe der sozialen Lehren zu dringen, man weiß kaum, was er über das Eigentum für eine Anschauung hatte. Es fehlte also der Revolution um sie zu sichern, die soziale, die religiöse Revolution, in der sie ihren Halt, ihre Stärke, ihre Tiefe gefunden hätte."

Und so schmerzlich das Warten ist, so schwer es ist, auf scheinbar schnell zum Ziel führende Mittel zu verzichten, so mag uns dieser Verzicht doch eben durch die Gewißheit erleichtert werden, daß in Wirklichkeit jene Wege überhaupt nicht zum Ziele führen und die Gewalt nicht im Stand ist, irgend einen dauernden Zustand herzustellen, daß vielmehr alle dauernden Siege ganz andern Kräften zu verdanken sind.

Ich schließe diese Gedanken mit den Worten, mit denen Max Adler eine Betrachtung über den Martyrertod des Joh. Huß beendigt: „Die Scheiterhaufen des Geistes und das Kreuz der Liebe lassen längst niemanden mehr denken an den stumpfen Widerstand, dem jene leuchtenden Vorkämpfer unseres Geschlechts erlagen, sondern nur an den Geist, der nie versagt, und an die Liebe, die nie vergeht, in deren beider Zeichen alle echten und dauernden Siege erfochten werden." Mit diesen Worten hat ein führender Sozialist und einer der bedeutendsten Theoretiker der Sozialdemokratie sich zu unserm Glauben bekannt, daß das Kreuz der Liebe, das Opfer und Leiden, nicht die Gewalt, die stärksten Kräfte sind, von denen allein aus alle wertvollen Umgestaltungen ausgehen können.

Wollte ich hier schließen, so könnte mir der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß meine Ausführungen allzusehr losgelöst seien von den akuten und drängenden Problemen der gegenwärtigen

Wirklichkeit, und keine Antwort gäben auf Fragen, die viele von uns gerade zur Zeit stark bewegen und in quälende Zweifel versetzen, und für die das bisher Gesagte kaum der Versuch einer Lösung ist.

Wir wissen, daß gerade diejenige Bevölkerungsklasse, die der sozialistischen Bewegung die Großzahl der Kämpfer liefert, in einer äußern und innern Lage ist, die sie für die Predigt der Liebe und der Ablehnung der Gewalt wenig empfänglich macht. Ausgeschlossen im Wesentlichen vom Genuß der Güter, die er selbst in harter Arbeit erzeugt, muß der Proletarier zusehen, wie andere sich derselben erfreuen, wie ihnen der Besitz die Möglichkeit nicht nur zu einem äußerlich freien und lebenswerten Dasein, sondern auch die Möglichkeit der freien ungehemmten Entfaltung der geistigen Kräfte verleiht, während ihm der harte Zwang, schon frühzeitig sein Leben „verdienen" zu müssen, in weitaus den meisten Fällen gerade diese wertvollste Möglichkeit zum mindesten beschränkt. Und der Proletarier von heute empfindet diese Sachlage mit Recht durchaus nicht mehr als „gottgewollte Ordnung", sondern als eine sehr gewalttätige und deshalb zu Gewalttat aufreizende Menschenordnung. Dazu kommt, daß die vier Kriegsjahre und ihre Folgen die Gegensätze wesentlich verschärft haben, daß in diesen Jahren Elend und Not auf der einen Seite stets gewachsen sind, und auf der andern Seite z. T. eine neue besitzende Klasse entstanden ist, bei welcher die Herkunft des Besitzes jede Entschuldigung ausschließt, und deren Art, ihn zu genießen, besonders verbitternd wirkt. In dieser Situation — die durch eine vielfach verfehlte Wirtschaftspolitik und durch Versuche politischer Entrechtung noch verschärft wird — frei zu bleiben von allen niederen Affekten, von sich zu weisen den Gedanken, durch einen Gewaltakt diese Gewaltordnung zu sprengen, bedarf schon eines sehr gereiften sittlichen Empfindens. Und wo einmal die Hoffnung, ohne Gewalt in absehbarer Zeit Befreiung von all dem Druck, der innern und äußern Not, zu erlangen geschwunden ist, hilft der Hinweis, daß mit Gewalt nichts Dauerndes und Wertvolles zu erringen sei, wenig. Ein Ertrinkender greift nach dem Strohhalm, auch wenn ihm alle vernünftige Ueberlegung sagt, daß ihn der Strohhalm nicht aus dem Wasser ziehen wird. Der Hinweis auf die furchtbaren Gefahren der Gewalt schreckt den, der wenig oder nichts zu verlieren hat, nicht; dem Proletarier fehlt jenes Bangen des Bürgers um die Feinheiten einer Kultur, die er nicht kennt. „Wenn wir verderben sollen, müßt ihr mit verderben" konnte man in den Tagen des Generalstreiks auf den Straßen hören. Es ist etwas gleichsam Naturhaftes, was in solchen Zeiten losbricht; wie denn auch Ragaz in der „Neuen Schweiz" einmal von der kommenden Revolution in einem dem Naturleben entlehnten sehr zutreffenden und klaren Bilde spricht: „Es wird dann in wilden Wogen ausschäumen, was im Laufe langer Zeiten an

Unrecht und Gewalt, z. T. ganz unbeachtet, als etwas Selbstverständliches, auf den Grund der Gesellschaft gesunken ist."

Und da wird nun, besonders für diejenigen von uns, die sich der sozialistischen Bewegung angeschlossen haben, die Frage brennend, wie sie sich verhalten sollen bei einem ohne ihr Zutun und vielleicht gegen die ganze Richtung ihres politischen Wollens entstandenen Gewaltausbruch. Und da ist es für mich in den letzten Monaten immer klarer geworden, daß uns keinerlei Gewalttat oder Terror dazu bringen darf, uns von der Sache der Armen und Entrechteten zu trennen. Das Gegenteil wäre Pharisäismus und würde unserer Ablehnung der Gewalt viel von ihrer Ueberzeugungskraft rauben. Was wir dann tragen müssen, ist die Sühne für die gewaltige Schuld, welche die Unterlassungssünden der Gesellschaft über Jahrzehnte aufgehäuft haben, und die nun zu vulkanischen Ausbrüchen führt, für die nicht in erster Linie das Proletariat die Verantwortung trifft. Wenn irgendwo das von den Kriegstheologen zu so seltsamem Unsinn verzerrte Wort vom „Mittragen" gilt, so hier, wo es dann nicht mitsündigen bedeutet — wir können vielmehr gerade auch dann weiterhin mit all unsern Kräften für eine Abkehr vom Wege der Gewalt wirken — sondern heißt, daß wir uns für alle die vielen Aufgaben positiver Art, die in solchen Situationen zu erfüllen sind, zur Verfügung halten. Gerade in solchen Zeiten hat das Proletariat am allermeisten Menschen nötig, die nicht das Ihre suchen, die nicht irgendwelcher politische Ehrgeiz oder andere niedere Triebkräfte in seine Reihen geführt haben, sondern die allein vom Gedanken des Dienens beherrscht sind.

Aber nun taucht eine zweite, noch wichtigere Frage auf: Können nicht Situationen entstehen, gibt es nicht Verhältnisse, in denen wir nicht nur zur Gewaltanwendung politischer Gesinnungsgenossen Stellung nehmen müssen, wo vielmehr auch wir selbst an der Gewalt teilnehmen, wo uns die Kräfte fehlen, der richtigen theoretischen Erkenntnis — Erkenntnis, die noch nicht Fleisch und Leben geworden ist, ist gar wenig — zu folgen, wo wir uns nicht mehr anders helfen zu können meinen? Wer sich nicht zu den Lehren Tolstojs bekennt, wird die Frage für sich bejahen müssen. Es war der Sinn unserer früheren Erörterungen, daß alle Gewalt den Gegensatz bedeutet zum Glauben an die höchsten Kräfte. Und wo nun dieser Glaube fehlt? Es handelt sich hier um feine Fragen, die mit den groben Mitteln intellektualer Logik nicht zu lösen sind. Wir können nicht Kräfte herbeidekretieren, die wir noch nicht haben. *Was nicht aus dem Glauben fließt, ist Sünde*, und zur Ablehnung aller Gewalt bedarf es eines großen Glaubens, eines Glaubens an den sieghaften Geist, eines machtvollen Gottesglaubens. Lenin hat *vom Standpunkt des Menschen, der nicht an die schöpferische Kraft des Geistes, sondern nur an die vorhandenen natürlichen Gegebenheiten*

glaubt, völlig recht, wenn er die Meinung, ohne jede Gewalt zu einer neuen Gesellschaftsordnung gelangen zu können, als Unsinn bezeichnet. Und es bedarf umso größeren Glaubens, je wertvoller und namentlich auch je bedrohter das Gut ist, das wir durch Gewalt zu retten meinen; und auch desto größern Glaubens, je harmloser und je weniger zerstörend und brutal die in Frage kommende Gewaltanwendung ist, womit auch der von religiösen Logikern und Konsequenzenziehern so wenig begriffene Umstand zusammenhängt, daß derselbe Mensch in einer bestimmten Lebensbeziehung die Gewalt ablehnen, in einer andern sich derselben bedienen kann. Nicht alles reift hier zur selben Zeit, und in einem Fall können die Glaubenskräfte, die vorhandenen Gotteskräfte bereits ausreichen, im andern nicht. Ich weise nur darauf hin, daß selbst die reine, von ihrem eignen Ideal noch nicht abgefallene Demokratie ein Gewaltmoment enthält. Wie viele von uns möchten unter den heutigen Verhältnissen da, wo dieses Gewaltmoment schutzwürdigen Interessen zu Gute kommt, darauf verzichten, z. B. auf Fabrikgesetz u. a.? Und so erscheinen mir auch Situationen im individuellen wie im politischen Leben denkbar, in der wohl die meisten von uns die Kraft noch nicht hätten, selbst die Anwendung von Gewalt im engern Sinne abzulehnen, Situationen, in denen uns äußerst wertvolle Güter aufs stärkste bedroht sind und jeder andere Weg der Rettung versperrt erscheint. Es ist seltsam, wie auch Theologen, die in eingehenden Streitschriften auseinandergesetzt haben, welch großen Glauben es zur militärischen Dienstverweigerung bedürfe, wie man sich hüten müsse, aus bloßer theoretischer Erkenntnis etwas vorschnell zu tun, was nur als Frucht des Glaubens wachsen dürfe, diese Wahrheit im sozialen Bürgerkrieg vergessen. Mir erscheint sogar die Verweigerung des Gewaltdienstes gegenüber dem Proletariat des stärkeren Glaubens zu bedürfen, als die Militärdienstverweigerung; schon weil die Militärdienstverweigerung für viele gar keine Glaubensfrage mehr ist, weil ihnen der heutige militaristisch-kapitalistische Machtstaat kein sittliches, der Verteidigung wertes Gut mehr bedeutet.

Und noch auf eines mag in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: gerade bei der Verweigerung des Gewaltdienstes gegenüber dem Proletariat bedarf es der eindringlichen Selbstprüfung, der Prüfung der innersten Beweggründe; denn nirgends ist die Gefahr größer, daß weniger edle Triebkräfte — wobei ich weniger an Feigheit denke (Gewaltabwendung braucht keineswegs mit persönlicher Gefahrlosigkeit verbunden zu sein) als z. B. an eine feinegoistische Sorge um die innere Seelenruhe — sich in die höchsten und kraftvollsten Motive verkleiden; bei der Militärdienstverweigerung ist diese Gefahr erheblich kleiner, weil sie bedeutend mehr Opfer kostet, weil die damit verbundene Freiheitsberaubung und soziale Aechtung ein großes Maß von Tapferkeit und Seelenstärke erfordert. . . . .

Ich empfinde selbst sehr den Widerspruch, als klare Einsicht das Gefahrvolle, ja fast Aussichtslose der Gewalt zu verkünden und nun doch zuzugeben, daß wir in der Praxis der sozialen Kämpfe kaum ohne alle Gewalt auskommen werden. Aber ich finde aus diesem Widerspruch keine Lösung. Keine Lösung ist mir jener doktrinäre Radikalismus, der sich damit begnügt, alle und jede Gewalt von vornherein abzulehnen. Es liegt in ihm eine besondere Gefahr, weil er jedes Verhältnis zur Wirklichkeit verliert und deshalb leicht in sein Gegenteil umschlägt. Er ist das religiöse Analogon zu einer gewissen Abart des Zimmerwaldismus auf politischem Gebiet. Beiden fehlt die Möglichkeit der Differenzierung, der „Sinn für das Zweitbeste", die Fähigkeit zur Empörung über das Böse, wo es am konzentriertesten in Erscheinung tritt. Dem einen geht auch die stärkste politische und soziale Unterdrückung unter im allgemeinen Begriff des kapitalistischen Machtstaates, dem andern auch das fluchwürdigste Verbrechen im Begriff der „allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit" von der ja der Beste nicht frei ist.

Und ebenso wenig möchte ich schon in der Theorie einen unheilvollen Kompromiß schließen in der Weise, daß für eine bestimmte Kategorie von Situationen und Institutionen von vornherein die Gewalt als heute noch notwendig erklärt wird. Vielmehr handelt es sich hier immer um eine Frage, die gar nicht allgemein, sondern nur aus dem Einzelgewissen nach Maßgabe der dem Einzelnen geschenkten Gotteskräfte, und aus der konkreten Situation nach Maßgabe der Glaubenskräfte, die diese konkrete Situation verlangt, kann entschieden werden. Allgemeingiltiges läßt sich mehr nicht sagen, als daß ein jeder aus aller Kraft und in aller Treue in dieser Beziehung tut, was er jetzt schon aus dem ihm geschenkten Glauben heraus tun kann in der Gewißheit, eben dadurch auch im Glauben zu wachsen und zu noch Größerem befähigt zu werden. „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben." Unser Elend liegt ja auch weniger darin, daß wir die Fülle des Glaubens noch nicht haben, als daß wir mit dem uns geschenkten Pfund nicht besser wuchern. Nur aus den schon vorhandenen Glaubenskräften handeln — die notwendige Voraussetzung dafür, daß Gott unserm Unglauben helfen kann — wäre schon ungeheuer viel, mehr als die meisten heute tun. Denn Glauben bedeutet *immer* ein Wagen, ein Preisgeben weltlicher Sicherungsmittel. „Nur aus dem Glauben handeln" heißt natürlich nicht — wie es oft, wenn man manche Theologen hört, den Anschein hat — auf göttliche Kräfte erst dann bauen, wenn man die weltlichen Sicherungsmittel nicht mehr nötig hat (z. B. bezüglich der Abrüstungsfrage, „nach dem Krieg"). Und des weitern ist freilich notwendig, daß wir da, wo die Kräfte noch fehlen und wir zur Anwendung irgendwelcher Gewalt greifen, die Gewalt in keiner Weise vom guten Ziele her verklären, sondern uns schmerzlich bewußt bleiben, daß alle Anwendung von Gewalt ein Zeichen von Schwäche, ein Zeichen des Mangels an Geist ist. Diese *innere*

Einstellung zur Gewalt ist auch von entscheidender Bedeutung für die Richtung der politischen Entwicklung. Wird die Gewalt von vornherein in das Programm aufgenommen, als die einzig noch mögliche Methode, wird sie von vornherein, wie Lenin es getan hat, als unvermeidlich dekretiert bei jeder revolutionärer Entwicklung, in jedem Lande und auf lange Zeit, dann wird der Gewaltgeist gestärkt, entsteht eine im politischen Leben wirkende gewalttätige Willensrichtung, die zu Gewaltakten zweifellos auch führt, wo keine äußerste Notwendigkeit dazu zwingt. Anders, wo man der Gewalt innerlich ablehnend gegenübersteht, und erst aus einer konkreten verzweifelten Situation heraus zu diesem Mittel greift im schmerzlichen Bewußtsein der furchtbaren Gefahren, die dieses Mittel in sich birgt, und deshalb auch nicht einen Augenblick die Möglichkeit eines andern Weges, der Abkehr vom Wege der Gewalt außer Acht läßt; selbst ein Revolutionär wie Bakunin, der die Gewalt keineswegs ablehnte, sagt einmal: „Blutige Revolutionen sind manchmal infolge des menschlichen Stumpfsinnes notwendig, doch sind sie stets ein Uebel, ein entsetzliches Uebel und ein großes Unglück. Nicht nur wegen der Opfer, sondern auch wegen der Reinheit und Vollkommenheit des Zwecks, der zu verfolgen ist und in deren Namen man sie ausführt." Dieses Bewußtsein, daß die blutige Revolution ein „entsetzliches Uebel" ist, das zu vermeiden man die ganze Kraft einsetzen sollte, vermißt man hie und da beim doktrinären Bolschewisten, und im Fehlen dieses Bewußtseins liegt die große Gefahr. Daß Lenin gewalttätig gehandelt hat, dafür mag er sehr viel Rechtfertigungsgründe haben; wir wissen nicht, wie viele Menschen in dieser Lage hätten anders handeln können. Weit schlimmer und gefährlicher ist sein Bestreben, aus dem einer verzweifelten Situation entsprungenen Verhalten eine neue Geschichtsphilosophie zu machen, die als verderbliche Geistesmacht weiterwirkt.

An einem Beispiel möge das Gesagte nochmals veranschaulicht werden. Eine Tat, die mich immer stark bewegt und auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat, ist die Ermordung des Grafen Stürgkh durch F. Adler. Was dieser Tat ihren besondern Charakter verleiht, ist die Person des Attentäters: ein geistig und sittlich überaus hochstehender Mensch, jeder Gewalttat aufs äußerste abgeneigt, das Töten als etwas durchaus untermenschliches empfindend. Wie er vor dem Kriege in Versammlungen immer den Verteidigern der Gewaltmethode entgegengetreten ist, so hat er nun neuerdings sich ausdrücklich vom „Bolschewismus" losgesagt. Was ihn aber die Tat selbst, geboren aus der äußersten Verzweiflung und aus einer Situation, in der jeder andere Weg versperrt schien, innerlich gekostet hat, spüren wir nicht nur erschütternd in seiner Verteidigungsrede, wir fühlen das Ringen mit dem Gedanken des Tötens, das verzweifelte Suchen nach einer Lösung des Gewaltproblems auch heraus aus einer kleinen Rezension, die er einige Monate vor der Tat veröffentlicht hat über Max Adlers Schrift

„Politik und Moral“. Und nun ist es eben dieses klare Bewußtsein, etwas durchaus Untermenschliches zu tun, dieses Ringen und diese innere Qual, was dem Mord etwas von der zerstörenden und niederziehenden Wirkung, die er an sich haben müßte, nehmen und dem Opfer, das in der Tat, mit der er Freiheit und eigenes Leben aufs Spiel setzte, seine Wirkung sichern kann. Es ist als ob in der die Zukunft bestimmenden geistigen Atmosphäre dieses Uneinssein des Täters mit seiner Tat, die verderblichen Wirkungen, welche der Gewaltakt an sich hat, paralysieren würde.

II.

Nach diesen Ausführungen über das Gewaltproblem erscheint es nötig, mit einigen Worten wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung nun die positiven Aufgaben für uns liegen, deren Erfüllung gleichsam eine Kompensation bedeutet für die Ablehnung der Gewaltmethode. Wir sind davon ausgegangen, daß der wissenschaftliche Sozialismus, auch seine edelsten Vertreter, wie Adler es für seine besondere Errungenschaft gegenüber den früheren Utopisten ansieht, daß er dem sozialistischen Ideal seine realpolitische Basis in den ökonomischen Interessen der Arbeiterschaft gab, daß nach ihm die Befreiung des vierten Standes nur das Werk der Arbeiterschaft selbst sein könne, daß jetzt der Sozialismus an das Interesse der Beherrschten, nicht mehr wie bei den Utopisten, an Vernunft und Gerechtigkeit der Herrschenden appelliert. Und wir haben schon betont, daß wir gerade diese geistige Wandlung des Sozialismus für keinen Fortschritt halten. Einmal ist uns die Möglichkeit, daß die Arbeiterklasse überhaupt für sich allein imstande ist, das Befreiungswerk durchzuführen, zweifelhaft. Der Neuaufbau bedarf sehr vieler geistiger Kräfte und Fähigkeiten, über welche die Arbeiterklasse allein nicht verfügt. Ich erinnere hier an das, was ich früher vom selben Gesichtspunkt aus über den sehr beschränkten Nutze der Erringung der parlamentarischen Mehrheit gesagt habe. Gerade diese Fähigkeiten lassen sich aber gegebenenfalls am allerwenigsten auf dem Dekretswege in den Dienst des Neuen stellen, weil geistige Arbeit überhaupt nur bis zu einem beschränkten Grade erzwungen werden kann und dem Bürgertum der Ausweg passiver Resistenz so gut offen stehen wird wie heute der Arbeiterschaft. Ich hielte es aber besonders auch nicht für wünschbar, wenn die Verwirklichung des sozialistischen Ideals nur das Werk der Arbeiterklasse selbst wäre. Das sozialistische Ideal ist uns keine Interessensache, sondern eine Angelegenheit jedes Menschen. Es bedeutet für uns die Ueberwindung von Ordnungen, die auf dem Unglauben, dem Abfall von Gott ruhen, bedeutet uns die Verwirklichung der Gerechtigkeit und der Liebe auch im wirtschaftlichen Leben. Und gerade darin besteht nun eine unsrer Aufgaben — die von der offiziellen Sozialdemokratie ihrer ganzen Dogmatik und Taktik nach vernachlässigt werden muß — der bürgerlichen Klasse, auch den Bauern, das sozialistische Ideal in seiner ganzen Reinheit

und Schönheit zu zeigen, zu zeigen, daß es sich hier nicht bloß um eine neue Wirtschaftsform handelt, sondern um Erlösung von viel innerer Not und Schuld, um die Erlösung von den unser gesellschaftliches Leben jetzt beherrschenden widergöttlichen Mächten, daß es sich hier auch um ihre eigene Sache, allerdings nicht im ökonomisch-materiellen, aber im geistig-sittlichen Sinne handelt. Gerade freilich, weil wir an die ökonomischen Interessen hiebei nicht appellieren können, in dieser Beziehung vielmehr Opfer fordern, bedarf es für diese Aufgabe, die auf die Weckung der höchsten sittlichen Kräfte ausgeht, eines starken Glaubens; nicht freilich des Glaubens der frühen Utopisten „an die unverwüstliche Güte der Menschennatur“ aber des Glaubens, daß es freilich etwas Höheres gibt als die bei vielen Theologen so beliebte „sündige Menschennatur“, des Glaubens an die schöpferische Energie des lebendigen Gottes.

Den Sozialismus überhaupt als dringende Kulturforderung zu zeigen ist eine besonders wichtige Aufgabe gegenüber den vielen Angehörigen der „besitzenden Klasse“, die zwar kein ökonomisches Interesse an der radikalen Aenderung des Bestehenden haben, aber auch, weil sie im Wesentlichen vom Ertrag ihrer Arbeit leben, den ihnen auch der Sozialismus garantiert (auch dort wird bis zu einem gewissen Grade qualifizierte Arbeit qualifiziert belohnt werden) kein wesentliches Interesse an dessen Beibehaltung und die sich zurzeit im gegnerischen Lager nur befinden, weil sie in politischer Naivität vom Sozialismus eine Gefährdung ihrer kulturellen, geistigen Interessen befürchten. Ich denke hiebei u. a. auch an die sogenannten Intellektuellen, deren besondere Beziehungen zum Sozialismus Max Adler in seiner Schrift „der Sozialismus und die Intellektuellen“ tiefdringend aufgezeigt hat.

Und in dieser Aufgabe kommen uns nun gerade heute mancherlei Umstände zu Hilfe, welche die Ueberzeugungskraft des sozialistischen Ideals verstärken. Gerade deshalb haben heute die Gewaltmethoden etwas besonders Gefährliches, weil in ihnen selten etwas Ueberzeugendes liegt, weil sie eine an und für sich günstige Situation verderben können und in Menschen, die vielleicht jetzt empfänglich wären für das Neue, wieder dumpfe Abwehraffekte wachrufen. Wir dürfen nicht vergessen: Vor dem Krieg war doch noch viel ehrlicher Glaube vorhanden an den ideologischen Ueberbau der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, es lag noch etwas idealer Glanz um sie; das ist in den Erfahrungen und der Not der letzten Jahre zu Grunde gegangen. Der Kapitalismus ist heute *sittlich* gerichtet, seine Ideologie gebrochen. Sehr viele Menschen, oft, wie jeder in seiem eignen Kreise erfahren haben wird, Menschen, von denen man es kaum gedacht hätte, sind heute bereit, ein Neues zu hören, sind irgendwie mit der alten Ordnung der Dinge zerfallen. Es gilt, die Erde zu pflügen, die die innere und äußere Not der letzten Jahre bereitet hat. Als Beispiel für die Arbeit, die ich hier im Auge habe, möchte ich auf ein Buch hinweisen, das in dieser Richtung eine Tat bedeutet,

auf die „Neue Schweiz" von Ragaz. Etwas vom Wertvollen in diesem Buch liegt für mich darin, daß es den Versuch unternimmt, allen den Vielen in unserem Lande, die nicht der sozial-demokratischen Partei angeschlossen sind, die sich aber nach etwas Neuem sehnen, nun das, was wir als Wahrheit erlebt haben, als Antwort auf ihre Fragen zu bieten, daß hier die tiefsten Erkenntnisse verkündet sind in einer ganz undogmatischen Sprache, nicht im sozialdemokratischen und nicht im religiös-sozialen Idiom — das Fehlen dieses Idioms scheint manchen Theologen zum Anlaß geworden zu sein, über Mangel an Tiefe zu klagen — sondern in der dem einfachen Schweizer vertrauten Sprache, anknüpfend an seine bekannte Vorstellungs- und Gedankenwelt.

Die Aufgabe, das sozialistische Ideal, so wie wir es verstehen, in seiner ganzen Weite und Tiefe als eine heilige Menschheitssache zu vertreten, haben wir aber nicht nur gegenüber der bürgerlichen Klasse, sondern auch gegenüber der Arbeiterbewegung selbst. Nicht daß ich etwa meine, wir sollten in der Sozialdemokratie Hüter der „reinen Lehre" sein, Hüter irgend einer reinen Lehre hat gerade der Sozialismus genug; sondern vielmehr Hüter des „reinen Herzens" der Bewegung und auch das wiederum nicht in der Meinung, wir seien hiezu die besonders Berufenen, weil wir vom Evangelium her zum Sozialismus gekommen sind; in manchem einfachen Arbeiter, der von „Religion" nichts wissen will, lebt das wahrhafte sozialistische Ideal vielleicht schon stärker und reiner und leidenschaftlicher als bei vielen von uns. Aber wie jede Idee ist auch das sozialistische Ideal in steter Gefahr, im politischen Kampfe verengert, verflacht, von seiner Höhe herabgezogen zu werden, und es ist die selbstverständliche Aufgabe aller, die von diesem Ideal im Innersten ergriffen sind, es vor dieser Gefahr zu bewahren. Ein allen offenstehender Weg, dieser Aufgabe zu genügen, ist der entschiedene Anschluß an die Arbeiterbewegung, an die sozialdemokratische Partei. Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, die heute den organisierten Kampf gegen die gegenwärtige widerchristliche Gesellschaftsordnung führt, die Arbeiterbewegung die einzige Bewegung, die deren radikale Ueberwindung anstrebt. Diese Gleichheit des politischen Zieles ist es, was uns zum vorneherein mit ihr verbindet. Es liegt mir nun durchaus fern, aus dem Eintritt in die Partei ein Dogma, ein Gesetz zu machen, es kann Individualitäten geben, deren besondere Wirkungsmöglichkeiten in einer durchaus andern Richtung liegen und deren große Leistungen in jener Richtung — die ja mittelbar auch wieder der sozialistischen Bewegung, soweit sie vorwärtsdrängende, schöpferische Bewegung ist, zugute kommen — sie von der hier genannten Aufgabe, die ihnen vielleicht wenig liegt, dispensieren. Auch sind zweifellos „Spezialfälle", spezielle Situationen denkbar, in denen der Anschluß an die Partei nicht als das Gegebene erscheint. Was dagegen

an Gründen allgemeiner Art von unsrer Einstellung her gegen den Eintritt in die sozialdemokratische Partei geltend gemacht wird, hat auf mich nie sehr überzeugend gewirkt. Ich habe diese Gründe stets von neuem ernsthaft und gewissenhaft geprüft, und gefunden, daß sie sich alle auf dieselbe Formel zurückführen lassen, daß nämlich auch die Sozialdemokratie ein Kind unserer Zeit, ein Kind des kapitalistisch-mechanistischen Zeitalters ist, daß sie vielfach denselben Mächten zum Opfer gefallen ist, die sie überwinden möchte; wir finden vielfach dieselbe geistige Einstellung, die das Verderbliche unsrer Kultur ausmacht, den Glauben an das Quantum, an die Zahl, z. B. an die Mitgliederzahl, finden den Glauben an die Gewalt, den Aberglauben an das Wissen und die Wissenschaft, wir finden die unsre heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung tragenden Gedanken, daß nur der Appell an das Interesse, an den Egoismus den sozialen Bau aufrechterhalten u. s. f. Aber kann das ernstlich ein Grund sein, sich fernzuhalten? Müssen wir, wenn es uns ernst ist mit dem Kampf gegen den „Zeitgeist“, diesen Kampf nicht gegenteils auch gerade da führen, wo es ein besonderes Unglück wäre, wenn er wieder die Oberhand gewänne, wo damit eine große Hoffnung zuschanden würde? Denn wiewohl das Schicksal der sozialistischen Bewegung nicht an der Sozialdemokratie hängt, und noch weniger das der Reichsgotteshoffnung, und es irgendwie auch ohne sie und selbst gegen sie gehen würde — bei Gott gibt es viele Möglichkeiten — so hängt doch für die ganze Art der Entwicklung in nächster Zeit überaus viel vom Charakter und der Orientierung der Sozialdemokratie ab, manches könnte leichter gehen, früher reifen, vieles uns erspart bleiben, wenn die gegenwärtig mächtigste Organisation der sozialistischen Bewegung vom rechten Geiste beseelt ist und nicht der erste Versuch, das sozialistische Ideal in Wirklichkeit überzuführen, auf ein falsches Geleise gerät.

Indes höre ich den Einwand, daß eine Organisation, die ein Neues will, in ganz besonderem Maße vom Geist des Alten frei sein müsse, sonst sei von vornherein die Hoffnung aufzugeben, daß sie dem Neuen wirklich dienen könne. Wo aber in aller Welt lassen wir uns sonst von dieser Logik leiten, daß der zeitweilige und teilweise Abfall vom eignen Ideal unfähig mache, diesem Ideal näherzukommen? Etwa in unserm individuellen Leben? Oder bei der Kirche, deren Abfall vom Evangelium doch zweifellos weit größer ist als der Abfall der Sozialdemokratie vom sozialistischen Ideal in seinem tiefsten Sinne? Ziehen wir da nicht eher die gegenteilige Konsequenz, daß nämlich das Vorhandensein des Ideals den Kampf um die Erneuerung besonders aussichtsreich mache, weil wir in diesem Kampf an jenem Ideal den stärksten Bundesgenossen haben? Man mag über die Sozialdemokratie denken, wie man will — es zeugt nicht von jenem Weitblick, der besonders dem Akademiker eignen sollte, eine seit Jahrzehnten bestehende und über alle Länder

verzweigte Organisation zu beurteilen nach lokalen und momentanen Zufälligkeiten — in ihren letzten politischen Zielen leuchtet etwas auf, das sie von allen andern Parteien unterscheidet, fühlen wir die innersten Triebkräfte der Bewegung, zeigt sich etwas, das hinter ihr steht und größer ist als sie, aber immer wieder in einzelnen Führern, wie in vielen einfachen Arbeitern, lebendige Gestalt gewinnt und ihnen die Kraft und den Mut gibt, zu all den furchtbaren Opfern und Mühen, die sie im Dienste der sozialistischen Sache bringen. Was die Sozialdemokratie fundamental von allen andern Parteien unterscheidet und sie mit uns verbindet, ist der Umstand, daß die bürgerlichen Parteien ihre Ziele, selbst ihre fortschrittlichen Reformziele verwirklichen können ohne ein Neuerwachen göttlichen Lebens, während die Sozialdemokratie ihr Ziel überhaupt nicht erreichen kann ohne ein Neuausströmen von Gotteskräften — trotz dem sozialdemokratischen Dogmenglauben an „kausale Entwicklungsnotwendigkeiten". Die bürgerlichen Parteien brauchen uns und das, was wir an Hoffnungen haben und an Kräften ersehnen, überhaupt nicht, die Sozialdemokratie ist ohne jene Kräfte verloren. Und wenn ich nun sehe, wie viel echter, tiefer, praktischer Idealismus in so vielen Arbeitern und Arbeiterführern heute vorhanden ist, mögen ihre theoretischen Anschauungen auch noch so „materialistisch" sein, so ist es mir etwas Unheimlich-unbegreifliches, wie viele von uns, statt diesen guten Kräften Hilfe zu bringen, sie mit den eignen zu verbinden, beiseite stehen. Immer mehr erscheinen mir jene Versuche, neue Parteien zu gründen mit ungefähr denselben politischen Zielen, wie die Sozialdemokratie, aber einer tiefern Begründung — einer tiefern Begründung für eine Sache, welche die Sozialdemokratie unsrer Zeit überhaupt erst wieder ins Bewußtsein hat rufen müssen — als ein Zeichen geistlichen Hochmuts.

Geistiger und geistlicher Hochmut scheint leider überhaupt heute ein besonderes Kennzeichnen namentlich der Intellektuellen zu sein, ganz im Gegensatz zu der Epoche vor hundert Jahren, wo die Gebildeten sich noch nicht vom „Volk" gesondert hatten. Und doch waren gewiß jene Volksbewegungen nicht freier von den Schlacken des Irdischen, ihre Träger nicht lauter Engel. Aber die Intellektuellen scheinen damals weniger ästhetisch und „zartbesaitet", und dafür willensstärker und gläubiger gewesen zu sein.

Anders würde die Situation für uns erst, wenn die Sozialdemokratie einmal Menschen unsres Glaubens überhaupt nicht mehr in ihren Reihen dulden würde. Das ist aber heute keineswegs der Fall. In dem Chaos von Meinungen und Ueberzeugungen, das heute in der Partei herrscht, darf unsere Anschauung vertreten werden und *wird* auch vertreten. Parteidisziplin im eigentlichen Sinne als äußere Bindung an Parteibeschlüsse existiert überhaupt

nur für Parteifunktionäre, und man kann sehr wohl der sozialistischen Sache dienen in der Partei, ohne Nationalrat zu werden.[1]) Die Schwierigkeiten innerer Natur können aber doch nur den abschrecken, der überhaupt im Sinne hat, sich jenen Unannehmlichkeiten, die das Einstehen für eine große Wahrheit jederzeit und überall mit sich bringt, zu entziehen.

Es ist aber noch etwas anderes, was uns zur Sozialdemokratie führt. Die Sozialdemokratie ist nicht nur politische Partei, sie ist auch Kulturbewegung. Es war Fichte, der vor mehr als hundert Jahren eindringlich seinen Zuhörern und seinem Volke die heute von unsern Intellektuellen weniger als je begriffene Wahrheit ins Bewußtsein rief, wie lebensunfähig eine Kultur sei, die nur von einer dünnen Oberschicht der Gesellschaft getragen werde, wie eine Kultur nur durch die werktätige Anteilnahme der ganzen Masse des Volkes bestehen kann oder untergeht. Und es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Sozialdemokratie, zuerst in einer dumpf und „zufrieden" dahinlebenden Masse den Gedanken wachgerufen zu haben, daß sie nicht nur zur Arbeit für andere da seien, sondern Anrecht hätten auf ein eigenes Leben, und durch diese Erweckung des Lebenswillens sie „begehrlich" gemacht zu haben nach den geistigen Gütern, nach den geistigen Errungenschaften der Kultur. Und sie versucht es auch, soweit es in den heutigen Verhältnissen möglich ist, diese Begehrlichkeit zu stillen. Wenn hiebei dem Arbeiter nicht immer gerade das geboten wird, was er braucht, wenn vielfach -- durchaus nicht immer — Oberflächlichkeit und ein engherziger, dogmatischer Geist diese Bestrebungen beherrschen, sie auch oft mehr geleitet sind vom Bestreben, tüchtige Parteimenschen, welche die paar dürftigen Dogmen gut hersagen, zu erziehen, statt dem Menschen im Arbeiter zu helfen, wenn oft auch einfach die Kräfte fehlten, so ist das unsere Schuld, Schuld aller derer, die in den letzten Jahrzehnten abseits gestanden sind und die Arbeiterschaft sich selbst überlassen haben. Denn es bedarf zur Erfüllung dieser Aufgabe Menschen, die überhaupt Fühlung mit den Arbeitern haben, ihr Denken und Empfinden verstehen, von denen die Arbeiter wissen, daß sie auch sonst für sie kämpfen. Der Arbeiter hat ein nur durch

---

[1]) Immerhin mag darauf hingewiesen werden, wie vieles auch hier übertrieben wird von jenen, die bei der sozialdemokratischen Partei jeden Splitter, bei andern Parteien nicht einmal den größten Balken sehen. Wir haben z. B. in Basel nur einen sozialdemokratischen Nationalrat, und dieser steht in wesentlichen Fragen, z. B. der Frage der Landesverteidigung, auf einem andern Boden als die Mehrheit der Partei; wir haben in Basel einen sozialdemokratischen Vorsteher des Finanzdepartements, der bei verschiedenen Gelegenheiten, selbst in Steuerfragen, eine durchaus andere Stellung eingenommen hat als die Großratsfraktion und der trotzdem jeweils ohne Opposition wiedergewählt wird; dagegen haben wir einen bürgerlichen Regierungsrat, der ein einziges Mal, nämlich in der Frage des Truppenaufgebots beim Generalstreik, eine Stellung einnahm, die das Sparheft des Bürgers gefährdete und der deshalb acht Tage später aus Gesundheitsrücksichten demissionierte.

zu viele Erfahrungen gerechtfertigtes Mißtrauen gegenüber Personen, die der Bewegung völlig fern stehen, ein Mißtrauen, das sich weniger gegen die einzelnen Personen, als gegen die bürgerliche Wissenschaft und ihre vermeintliche Objektivität richtet, vielfach auch verursacht ist durch die Art, wie etwa derartige Versuche unternommen wurden (Sport, geistige Wohltätigkeit). Hier nun, etwa im Bildungswerk des Arbeiterbundes oder in der Jugendorganisation, wartet eine lohnende Aufgabe auf uns, besonders auf diejenigen unter uns, die für Politik im engern Sinne nicht viel übrig haben, und aus politischen Gründen allein sich der Sozialdemokratie nicht anschlößen. Wir wollen ja überhaupt nicht als Führer zur Sozialdemokratie kommen, sondern um zu helfen und uns zur Verfügung zu stellen, um mit den Gaben und Fähigkeiten, die wir dank einem gütigen Geschick in uns ausbilden konnten, denen, die es weniger gut hatten, zu dienen. Wird diese Aufgabe mit Ernst und Gründlichkeit unternommen, so ist sie nicht nur sehr schwer, sondern auch verheißungsvoll und lohnend, nicht nur wegen der Freude, die in allem Geben und Helfen liegt, sondern weil wir auch Vieles dabei empfangen.

Mit dem, was wir über die Wünschbarkeit eines Anschlusses an die Arbeiterbewegung und über unsere besonderen Aufgaben in dieser Bewegung gesagt haben, hängt eng eine andere Forderung zusammen, auf die ich zum Schluß noch zu sprechen kommen möchte, daß wir nämlich Ernst machen mit dem sozialistischen Ideal im persönlichen Leben. In erster Linie denke ich hiebei daran, daß wir im persönlichen Leben, in unserm Verkehr mit den Menschen die Wahrheit durchführen müssen, die dem sozialistischen Ideal zu Grunde liegt, nämlich, daß jeder Mensch heilig ist und seine Freiheit unantastbar, daß unser Leben also Heiligung des Menschen, Dienst am Menschen sein muß, in jeder Beziehung und gegenüber jedem Menschen, der uns irgendwie anvertraut ist. Aber ich denke weiter auch an das, was die meisten im Auge haben, wenn sie vom Ernstmachen mit dem sozialistischen Ideal reden, nämlich an eine gewisse Einfachheit der Lebensführung, an ein Loskommen von manchen Gewohnheiten und Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens. Gewiß gibt es hier eine engherzige Ueberängstlichkeit und Pedanterie und ich gehöre nicht zu denen, die einem Sozialisten Heuchelei vorwerfen, wenn er gelbe Schuhe trägt. Die Hauptsache bleibt, soweit es sich nicht um Genüsse handelt, die in schweren Zeiten aufreizend wirken oder direkt auf Kosten anderer gehen, selbstverständlich die innere Freiheit, die innere Möglichkeit, alles im Stich zu lassen und preiszugeben, wenn es einmal sein müßte. Aber waren die schweren Kämpfe, die Tolstoj in dieser Beziehung mit sich selbst geführt hat, und die ihn verfolgt haben bis in die Fieberträume des Sterbenden, nicht vielleicht doch mehr als bloße moralische Gesetzlichkeit, waren sie nicht vielleicht tiefe Lebenserfahrung? Stammten sie nicht vielleicht aus der Erfahrung, daß die innere Freiheit schwer zu erringen ist

beim einfachen Weiterleben in der bürgerlichen Welt mit ihren geistigen und materiellen Genüssen? Denn wir dürfen nicht vergessen, daß all das, die ganze bürgerliche Lebenskultur durchaus nicht böse ist an sich, daß manches noch mit viel Glanz und Feinheit erfüllt ist und Anziehungskraft auch auf feinere Naturen hat. Und das Gefährliche liegt nun darin, daß man diesen Dingen doch, fast unbewußt, mehr Wert beimißt, als ihnen zukommt, ihre Zerstörung, etwa bei einer Revolution, fürchtet, und diese Furcht die Kampfesfreude im Kampf gegen die alte Welt, mit der eben auch manche Feinheit der alten Welt untergehen kann, mindert. Auch ist zweifellos, daß eine ganz andere Lebensweise, ein ganz anderes Milieu in starkem Maße das völlige Mitempfinden und Mitfühlen mit den Angehörigen der arbeitenden Klasse — die notwendige Voraussetzung z. B. für jede fruchtbare Bildungsarbeit — erschwert. Es läßt sich überhaupt allgemein sagen, daß in Krisenzeiten, weil sie eine ganz besondere Konzentration der seelischen Kräfte verlangen, oft Verzichte nötig sind, die in normalen Zeiten nicht gefordert werden müssen. Schließlich ist ja auch sonst die Einfachheit der Lebensführung nur von Gutem. Sie kann in uns Kräfte wecken, wo das Gegenteil leicht zu Verweichlichung führt; und sie kann uns namentlich helfen, das Vertrauen des Arbeiters zu gewinnen. Denn gerade, wenn wir eine so durchaus andere Taktik vertreten und den Gewaltgeist bekämpfen, ist es besonders wichtig, von vornherein das Mißtrauen zu entkräften, unsere Stellungnahme sei, uns selbst vielleicht nicht klar bewußt, durch persönliche Rücksichten mitbedingt. Selbst dann werden wir noch mit dem Einwand kämpfen müssen, daß uns das „Warten" in den alten Ordnungen bedeutend leichter falle als dem Arbeiter.

Allgemeine Regeln lassen sich indes hier nicht aufstellen, es handelt sich wieder um ganz persönliche Fragen, die jeder mit sich selbst ausmachen muß.[1] Wir wollen ja neues Leben, der Buchstabe aber tötet. Es gilt auch hier, was wir zum Gewaltproblem bemerkt haben, daß alles aus einem lebendigen Glauben und aus der Liebe fließen müsse, nicht aus moralischer Gesetzlichkeit.

[1]) „Wenn Ihr fühlt, daß es Euer Gewissen drückt, dieses ‚Essen, trinken, auf die Jagd gehen, nichts tun', und wenn Ihr das wirklich fühlt und es Euch wirklich so leid tut um die ‚Armen', deren es so viele gibt, so gebt ihnen Euer Hab und Gut und gehet hin, um für sie alle zu arbeiten und ‚erwerbet den Schatz im Himmelreich dort, wo man nicht sammelt noch trachtet —'. Geht wie ‚Wlas', von dem es heißt:

„Groß war diese Kraft der Seele,
Die da auszog Gott zu dienen."

[1]) Dostojewsky in der eingangs zitierten Betrachtung über „Eine der wichtigsten gegenwärtigen Fragen".

Und sagt nicht: ‚ich bin bloß eine machtlose Eins,' oder: ‚wenn ich allein mein Vermögen verteile und dienen gehe, so kann ich damit doch nichts verbessern.' Im Gegenteil, wenn es nur einige wenige solcher gibt, wie Ihr, so ist die Sache schon durchgeführt. Und im Grunde ist es nicht einmal unbedingt nötig, sein Gut zu verteilen, — jede Unbedingtheit würde hier, in der Tat der Liebe, einer Uniform gleichen, einer Rubrik, dem Buchstaben. Die Ueberzeugung, daß man den Buchstaben erfüllt hat, führt nur zu Stolz und Faulheit. Man soll nur das tun, was einem das Herz befiehlt: Gebietet es Euch, Eure Habe zu verteilen — so verteilt sie, gebietet es Euch, für die andern arbeiten zu gehen — so geht. Doch auch hier tut nicht wie etliche Träumer, die sich sofort an die Schiebkarre machen, was ungefähr heißen soll: ‚Ich will kein Herr sein, ich will arbeiten wie ein Bauer.' Die Schiebkarre ist wiederum — ‚Uniform'.

Im Gegenteil, wenn Du fühlst, daß Du als Gelehrter allen nützlich sein kannst, so gehe auf die Universität, und behalte so viel von Deinen Mitteln, als Du dafür nötig hast. Nicht die Verteilung des Gutes ist notwendig und nicht das Anziehen des Bauernkittels: All das ist bloß Buchstabe und Formalität. Notwendig und wichtig ist bloß Deine Entschlossenheit alles zu tun um der tätigen Liebe willen, alles, was Dir möglich ist, was Du selbst aufrichtig als in Deiner Kraft stehend anerkennst. Alle diese Bemühungen sich zu ‚vereinfachen' — sind ja doch nur Verkleidungen, die das Volk vor uns herabsetzen und einen selbst erniedrigen. Ihr seid alle zu ‚kompliziert', um Euch zu ‚vereinfachen', ganz abgesehen davon, daß schon Eure Bildung allein Euch hindert, zum Bauern zu werden. Hebt lieber den Bauer bis zu Eurer Bildung empor! Seid nur aufrichtig und treuherzig; das ist besser wie jede ‚Vereinfachung'. Vor allen Dingen aber schreckt Euch nicht selbst, sagt nicht: ‚einer ist keiner' und ähnliches. Jeder, der aufrichtig die Wahrheit sucht, ist schon furchtbar viel."

Eine Gefahr birgt solche Absage an den Buchstabenglauben und die moralische Gesetzlichkeit nicht, wenn sie wirklich dem Glauben entstammt, denn der Glaube ist Leben und Kraft und treibt uns ohnehin vorwärts, „ein Ruhekissen kann der Glaube nur dem werden, bei dems nur Erkenntnis ist." (Blumhardt).

Im Uebrigen aber bleibt es dabei, daß dieses Ernstmachen mit dem Ideal im persönlichen Leben eine besonders wichtige Aufgabe ist. Tolstoj schreibt einmal in seinen Briefen: „Es gibt nur eine Art wirksamer Propaganda, das ist die Reinheit unseres eigenen Lebens." Gerade wenn wir den Arbeitern eine Wahrheit bringen möchten, die noch höher ist als der Sozialismus, und über ihn hinausführt, so wird uns das am besten gelingen, wenn sie in uns selbst etwas von dieser Wahrheit spüren, durch die Kraft unseres Lebens von ihr berührt werden. Nicht Theorien und Erkenntnisse, sondern nur das Leben selbst zeugt wieder Leben.

Die Propaganda des reinen Lebens ist auch das Einzige, was uns, namentlich der Arbeiterschaft gegenüber dispensieren kann von der „Propaganda der Tat", der mit persönlichen Opfern und persönlicher Hingabe geführte Klassenkampf um „die Menschheit, wie sie sein sollte", gibt uns allein das Recht, nicht teilzunehmen am Kampf der Klasse um die Macht.

Ich bin am Schluß. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Zukunft vorauszuschauen. Sie ist heute in mancher Beziehung düster genug. Neben dem Neuerwachen göttlicher Kräfte erleben wir auch eine furchtbare Entfesselung aller dämonischen Gewalten, es ist, als ob der Satan, wenn einmal sein Reich ernstlich bedroht ist, auch seine letzten Truppen ins Feld führte; und es ist möglich, daß in den nächsten Zeiten nicht die Mächte des Guten siegen, und daß wir vorerst durch eine Zukunft schrecklicher und zerstörender Kämpfe hindurch müssen; das alles kann uns nicht hindern, unsere Arbeit zu tun, für das einzustehen, was wir für recht halten, und zu glauben, daß in irgend einer Zukunft unser Wirken, auch wenn es in allernächster Zeit vergeblich sein sollte, und zunächst der schlimmste Gewaltgeist siegt, Frucht tragen werde. „Wohl werden Regen und Tau und unfruchtbare und fruchtbare Jahre gemacht durch eine uns unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigentümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber. ... Ob jemals es uns wieder wohlergehen soll, das hängt ganz allein von uns ab; und es wird sicherlich nie wieder ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen und insbesondere, w e n n n i c h t j e d e r E i n z e l n e u n t e r u n s i n s e i n e r W e i s e t u t u n d w i r k t, a l s o b e r a l l e i n s e i u n d a l s o b l e d i g l i c h a u f i h m d a s H e i l d e r k ü n f t i g e n G e s c h l e c h t e r b e r u h e" (Fichte). Wir sind immer noch, heute ganz besonders, in der Situation, die der geniale Fr. A. Lange beschreibt in den Schlußsätzen seiner Geschichte des Materialismus, mit denen auch ich diese Betrachtungen schließen will: „Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten, und die Schätze der Kultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten; allein die Aussicht hiezu ist gering, und wir können es uns nicht verhehlen, daß die blinde Leidenschaft der Parteien im Zunehmen ist, und daß der rücksichtslose Kampf der Interessen sich mehr und mehr vor dem Einfluß theoretischer Untersuchungen verschließt. Immerhin wird unser Streben nicht ganz umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht, zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur wenige hören werden."

Dr. Max Gerwig.

Wohin gehören wir?

Die meisten von uns haben bisher diese Frage damit beantwortet, daß sie sich zu denen gesellten, die aus der heutigen Ordnung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat hinausstreben und auf eine neue, anders orientierte Welt hinarbeiten. Wir stellten uns an ihre Seite, weil wir glauben, daß das Gottesreich den Menschen nicht geschenkt werden kann, solange sie nicht in ihrem äußeren Leben und in ihren Beziehungen zu einander eine Ordnung geschaffen haben, die seinem Sinn und Wesen entspricht. Und wenn wir auch davon überzeugt sind, daß eben jene Ordnung nur in dem Maße Wurzel fassen kann unter uns, als das Reich Gottes von uns innerlich Besitz ergreift, so wissen wir doch, daß der Aufbau einer neuen, sozialen Ordnung ein Stück von dem ist, was wir tun können, damit Gott das Seine tun kann, daß wir die Bitte „Dein Reich komme" nicht mehr aussprechen könnten, wenn wir es ruhig aushielten in einer Welt, die in allen ihren Einrichtungen und in ihrem ganzen Wesen dem Gottesreich direkt widerspricht. So wurden wir Sozialisten, einfach aus unserm Glauben heraus. Und wir wurden Sozialdemokraten aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit und der Schuld, das wir als Glieder der heutigen Ordnung und als ihre Nutznießer denen gegenüber tragen, welche die Entrechteten in ihr sind. Wir fühlten uns solidarisch mit ihnen und sahen es als ein Teil der Schuldentilgung an, wenn wir zu ihnen standen, auch da, wo wir nicht ganz mit ihnen einverstanden waren, wenn wir mit ihnen trugen, wo wir nicht völlig mit ihnen gehen konnten. So waren wir Parteimitglieder und versuchten, als Einzelne der Bewegung auf unsere Weise zu dienen, und in ihr und durch sie das zu vertreten, was uns zu ihr geführt hatte und was wir als ihr höchstes und heiligstes Ziel vor Augen hatten.

So sind wir mit und in der Sozialdemokratie in einen Zeitabschnitt eingetreten, in dem sich schwerste Entscheidungen zusammendrängen. Allüberall geht eine alte Welt mit ihren Ordnungen und Einrichtungen in Trümmer und bricht sich eine neue Bahn. Noch können wir nicht sagen, ob dies die Welt sein wird, die wir als nächsten Schritt zum Ziel erhoffen und erstreben. Daß sie es werde, scheint uns die Lebensfrage für unser Geschlecht zu sein, für deren Beantwortung wir uns alle verantwortlich fühlen müssen, in deren Licht die Probleme scharf und auf Lösung drängend hervortreten.

Wir können und wollen uns nicht verhehlen, daß auch bei uns in der Schweiz die Lage sehr ernst ist, daß die Einstellung der beiden mit einander ringenden Gewalten das Kommen jener von uns erhofften Ordnung nicht leicht macht und hoffnungsvoll erscheinen läßt. Heute steht Gewalt gegen Gewalt, Haß gegen Haß,

und die alte Welt der Unfreiheit und gegenseitigen Ausnutzung und Vergewaltigung scheint einer Herrschaft durchaus ähnlicher Art Platz machen zu wollen. Aber wir glauben dennoch, daß auf beiden Seiten Mächte genug vorhanden sind, die fähig wären, mit vereinten Kräften diesen Geist zu überwinden. Wenn wir auch gerade durch die letzten Vorgänge darüber belehrt worden sind, wie sehr das offizielle Bürgertum und seine Regierungen gewillt sind, das Bestehende zu schützen mit all den Mitteln, die ihm eigen sind und zur Verfügung stehen, so können wir doch andererseits immer deutlicher sehen, daß auch in den Kreisen, die sich nicht äußerlich zur Sozialdemokratie rechnen, viele Menschen im Bestehenden tiefes Ungenügen finden und sich nach einem Neuen sehnen. Sie werden eintreten in den Kampf um die neue soziale Ordnung und sie werden es um so entschiedener und freudiger tun, je ungetrübter und reiner sich dieser Kampf gestaltet.

Und für eine solche Kampfesweise einzustehen, das wird nun die dringendste Aufgabe für alle die sein, die sich aus den oben genannten oder ähnlichen Motiven der Sozialdemokratie anschlossen. Denn wir haben durch die Erfahrungen der letzten Zeit deutlich genug erkennen müssen, daß diese ihren Kampf nicht immer und überall so führt, daß wir daraus eine wahrhaft freie soziale Ordnung erhoffen dürften. Schon immer haben wir uns in ihr gegen die einseitige Betonung des Klassenkampfes gewendet. Wir haben ihn zwar anerkennen müssen, als unvermeidlichen Gegendruck von unten gegen den Druck von oben. Aber wir haben ihn abgelehnt als Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus. Denn die Eroberung der politischen Macht im Staate durch den Kampf einer Klasse gegen die andere schloß unserer Meinung nach die doppelte Gefahr in sich, daß der Sozialismus, welcher auf diesem Wege erreicht werden sollte, alle Merkmale eines Staates an sich tragen werde, die wir am heutigen Staate als widergöttlich empfinden, und daß der Kampf um Macht alle die Eigenschaften und Kräfte im Menschen ersticken werde, die zum Aufbauen und Tragen einer freien sozialen Gemeinschaft unerläßlich sind. Denn der freie, genossenschaftliche Sozialismus, das war und ist unser Ziel: ihn in den Menschen begründen, unter den Menschen errichten zu helfen, war und ist unsere Aufgabe.

Im Gegensatz zu denen, die einem solchen Sozialismus so gern den Radikalismus absprechen und ihn zu einer Reformbewegung stempeln wollen, halten wir ihn für viel radikaler und revolutionärer als den Klassenkampf, der ja in Wahrheit nur eine Umkehrung des Bestehenden ist, ohne Neuwerdung von Grund aus. Er rührt nicht an die Wurzel und läßt den Menschen und auch seine Gemeinschaft im Wesen unverändert; er rechnet mit den Kräften des Bestehenden, mit Zwang, Egoismus, Gewalt und Ungerechtigkeit, und will sie nur ein wenig umschalten. Freier genossenschaft-

licher Sozialismus (der allerdings etwas anderes ist, als das, was in unsern heutigen Genossenschaften lebt) rechnet mit Kräften der menschlichen Seele, die sich im heutigen wirtschaftlichen und sozialen Leben nicht auswirken können, und drum auf enge menschliche Gemeinschaften beschränkt bleiben, an die sich aber die Botschaft vom Gottesreich gewendet hat, um ihnen die Herrschaft über das Erdreich zu verheißen; er rechnet mit Freiheit, Wahrheit und Liebe, mit Gemeinschaftssinn und Gerechtigkeit. Darum spüren wir freilich auch im Kampf um diesen Sozialismus sehr deutlich, wie unsere ganze Hoffnung auf einen Gott gestellt ist, der diese Kräfte der Seele weckt und stärkt und ihnen schließlich die Erde untertan machen wird; spüren wir, indem wir selbst mit unseren schwachen Kräften an das Bauen seines Reiches gehen, daß wir doch täglich bitten müssen: Dein Reich komme und Dein Wille geschehe. Die Seele dieses Sozialismus ist der Glaube an die Ueberwindung des Bösen durch die Kräfte des Guten – nicht in einer jahrtausendelangen mühseligen Entwicklung, sondern in frühlingshaftem Hervorbrechen göttlicher Kräfte — immer dann, wenn einmal unsere Türen geöffnet werden.

Heute muß wieder ein solches Oeffnen der Türen beginnen, es ist unsere einzige Rettung. Oeffnen müssen wir uns der Liebe und vor allem dem Glauben an sie. Aber weil das eine Lebensfrage ist, darum wenden wir uns auch mit ganzer Schärfe und Leidenschaft gegen alles, was die Türen noch fester verrammeln will. Wir verurteilen das engherzige und ängstliche Hängen am Bestehenden und seine gewaltsame Verteidigung, aber gleich entschieden bekämpfen wir auf der Seite unserer Partei das Gegenteil davon, den in das akute Stadium eingetretenen Klassenkampf des Leninismus, die gewaltsame Herbeiführung des Neuen.

Nicht etwa, daß wir es nicht begreifen könnten, wie verführerisch diese Hoffnung auf eine schnelle Umwandlung der heute so drückenden Ungerechtigkeiten ist! Dürfen wir uns wundern, wenn die nach Freiheit sehnsüchtigen Menschen zunächst vor selbst begangenen Ungerechtigkeiten nicht zurückschrecken? Wer könnte verlangen, daß sie, die Gewalt geschmeckt haben, die systematisch zur Gewalt erzogen wurden, nun auf einmal ein anderes Hilfsmittel kennen sollten, als eben die Gewalt? Aber so sehr wir dies begreifen, so entschieden müssen wir es bekämpfen, um des Zieles willen, das wir gemeinsam mit der Sozialdemokratie haben.

Dies Ziel ist eine Ordnung, ein Reich der freien Gemeinschaft. Grundlage dieses Reiches ist die absolute Achtung vor dem Menschen und seiner Seele. Herbeigeführt kann dies Reich nur werden durch Ueberwindung der Hindernisse in den Menschenseelen, durch ihre Gewinnung und dann durch ihr Zusammenarbeiten. Es ist eine große Utopie, anzunehmen, daß

eine soziale Gemeinschaft auf dem Wege der Diktatur und der Gewalt erreicht werden könnte. Wo sie freilich schon unter den Menschen vorbereitet und errichtet und in ihnen verwurzelt ist, da kann ein einziger gewaltsamer Stoß vielleicht eine überwundene Form sprengen und dem Neuen endgültig Platz machen; aber auch in solchem Fall wird dies nur dann ohne inneren Schaden für das Neue geschehen, wenn solche Gewalt als ein Unrecht gefühlt und so rasch als möglich wieder beseitigt wird. Wo aber Gewalt angewendet wird, weil die inneren Vorbedingungen und Grundlagen für die soziale Ordnung noch nicht da sind, weil sie noch nicht einmal in den wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen geschaffen sind, wo Gewalt und Diktatur, wie im Leninismus, nun gar zum Prinzip erhoben sind, da verderben und vernichten sie von vornherein die Grundlagen des Sozialismus. Dann ist, was durch Gewalt errungen wurde, auch nur durch Gewalt zu halten, dann wird es unmöglich, ihrer zu entraten, weil mit ihr auch die erzwungene soziale Ordnung dahinfiele. Der Knecht, den man sich wählte, wird zum furchtbaren Tyrannen.

Aber die proletarische Diktatur, die auf dem Wege der Gewalt erreicht werden soll, ist auch darum so gefährlich, weil sie schon als Parole des sozialen Kampfes in den Menschen falsche Kräfte weckt und stärkt, Kräfte, die für eine soziale Gemeinschaft geradezu zerstörend wirken. Das Vertrauen auf die Größe und Macht der eigenen Sache erstirbt, je mehr man auf Gewalt baut. Schöpferische Kräfte brüderlicher Gesinnung, gemeinsamer Arbeit und liebevoller Hingabe, die man belacht und bekämpft, werden erstickt im Klassengeist und gegenseitigen Mißtrauen. Wahrheit tritt zurück hinter taktischer Entstellung und Lüge, und der geistige Kampf einer Ueberzeugung gegen die andere bleibt ungekämpft, das schwere und so heilsame Ringen um die Seelen, die sich dem Ziel noch nicht öffnen wollen, wird gar nicht begonnen, weil die so bequeme Vergewaltigung der anderen Seelen die eigene träge und unentwickelt läßt. Ja, die Türen der Menschenseelen — im eigenen Lager wie beim Gegner — werden fester verschlossen durch diese Art des Kampfes, und alles, was wir von Gott zum Aufbau seines Reiches erflehen, stößt hier auf harten Widerstand.

Darum sind wir so aus tiefster Seele Gegner des Leninismus, weil er, mit dem Schein des Neuen, mit dem Trugbild einer großen Hoffnung das größte Hindernis ist für das wahrhaft Neue und für die wahre gottverheißene Hoffnung.

Aus dieser Gegnerschaft gegen allen Sozialismus, der mit Gewalt und Machtgewinnung rechnet, entspringt nun aber für uns ohne weiteres eine positive Forderung. Wir können nicht verlangen, daß die soziale Bewegung sich der Gewalt und aller unlauteren Mittel der bestehenden und bekämpften Ordnung enthält, wenn wir nicht mit aller Kraft dafür einstehen, daß die neue Ordnung

auf dem anderen, ihr einzig gemäßen Wege, durch friedlichen Aufbau und freie Umgestaltung auch wirklich komme. Wir haben sie durch alles, was in unserer Macht liegt, durch unser Tun und Handeln, in unserer Arbeit und unserer Gemeinschaft zu verwirklichen. Daß wir es gerade in diesem Punkte noch an Vielem haben fehlen lassen, wissen wir. Wir wissen aber auch, daß wir nur durch diese positive Arbeit weiterkommen, die sich am Ziel orientieren muß. Sie wird verschiedenartig gestaltet sein; auch sie wird sich verzweigen in die verschiedenen Gebiete; in die Politik, Gewerkschaftsbewegung und Genossenschaftsarbeit, vor allem auch in Bildungs- und Erziehungsaufgaben. Das Wesentliche aber ist, daß sie in den Menschen die Kräfte weckt und stärkt, die der freie Sozialismus braucht, und an die wir glauben wollen, solange wir an den göttlichen Funken in uns und an unsere Berufung zur Gotteskindschaft glauben. So wird unsere politische Arbeit auf dem Boden freier Demokratie vor allem in jenem geistigen Kampf zur Gewinnung wahrhaft überzeugter Anhänger bestehen. So werden wir versuchen, in der Gewerkschaftsbewegung aufbauende Arbeit genossenschaftlicher Selbsthilfe zu fördern, und vor allem werden wir unsere Kräfte dieser genossenschaftlichen Arbeit auf allen Gebieten zuwenden und versuchen, mehr und mehr von dem in die Wirklichkeit zu stellen, was unser Ziel ist.[1]) Und mit all dieser Arbeit Hand in Hand wird ein viel intensiveres Erziehungswerk und wahre Bildungsarbeit gehen müssen, die wir mit einander und an einander zu üben haben, und deren letzte Kräfte aus den Quellen stammen müssen, die überhaupt unseren Glauben nähren.

Noch einmal aber sei betont, daß dies alles keine Resignation ist, kein Zurückschrauben von Hoffnungen, die durch die letzten Ereignisse getäuscht wären. Im Gegenteil: war dies schon immer unser Weg, so hat er sich nun als noch viel notwendiger und rettender, als durch alles Geschehene bestätigt erwiesen.

Wir bauen auf die größte Macht, die wir kennen, wir glauben an die herrlichsten Erfüllungen, die verheißen sind. Wir können und müssen nicht resignieren ob eines zu langsamen Tempos der Entwicklung, nein wir wissen, daß das Tempo nur abhängt von der Intensität unseres Glaubens und Wollens, weil wir im Bunde sein dürfen mit ihm, der uns über alle Trümmer und alle Dunkelheiten der Gegenwart hinweg sein leuchtendes, seliges Wort entgegenschickt: Siehe ich mache alles neu.

D. Staudinger.

---

[1]) Ob wir dabei noch stark auf die Arbeit innerhalb der bestehenden Genossenschaften rechnen dürfen, diese sich gleich aufdrängende Frage wird ebensowenig mit einem Schlage zu lösen sein, wie etwa die nach unserm Verbleiben in der Kirche oder nach unserer Mitarbeit im heutigen Staat.

Wo stehen wir?

Zur Lage. (Zweites Stück.)

Und nun — wo stehen wir?

Der erste Akt des großen dreiaktigen Weltdramas ist zu Ende, der zweite hat begonnen. Mit wahrhaft betäubender Schnelligkeit und Wucht hat sich eine Verwandlung der Welt vollzogen. Die Welt liegt völlig anders vor uns, als noch vor wenigen Monaten. Und nun — was sagen wir dazu?

Als vor viereinhalb Jahren das Weltgericht über uns hereinbrach, da haben wir in dieses hineingeschaut mit großen Hoffnungen. Diese verdichteten sich zu einer einzigen: wir erwarteten den Sturz des Reiches der Gewalt in allen seinen Formen, den groben und den feinen, vom Militarismus, Kapitalismus, Imperialismus bis zu dem Gotte, der nur das letzte Wort der Gewalt ist und dem Christentum, das ihm entspricht. Und nun, wie steht es damit? Sind diese Hoffnungen erfüllt?

Nichts ist berechtigter, ja notwendiger, als daß wir nun diese Frage stellen und zu beantworten versuchen, jetzt, wo der Vorhang hinter dem Einen Akte gesunken ist und er sich vor einem neuen wieder hebt.

Dieses neue Bild zeigt uns eine ins Chaos zerfallende Welt. „Und die Erde war wüste und leer.“ Nebel und Finsternis liegt auf ihr. Verwirrung herrscht, Chaos, Tohu-wa-bohu. Die Kampfesstellungen, die wir während des Krieges eingenommen, verschieben sich. Die Frage: „Wo stehen wir?“ wird ergänzt durch die andere: „Wo gehören wir hin?“

Während wir das letztemal von dem sozialen Bürgerkrieg ausgingen, wie er unser Land erregt, und uns erst am Schlusse zur Betrachtung des entsprechenden Weltkampfes erhoben, so wollen wir diesmal von ihm ausgehen, und zwar zunächst von seiner politischen Form. Unsere Frage ist also: „Wie steht es denn mit unseren Hoffnungen? Wie mit dem Reich der Gewalt? Ist es besiegt oder nicht oder sind wir doch seinem Sturze näher gekommen oder nicht?“

M. a. W.: unsere Frage ist, wie es mit der Hoffnung auf die Niederwerfung des Militarismus, der Aufhebung des Krieges, dem dauernden Frieden und dem Völkerbund stehe.

1.

Die Antwort scheint betrübend lauten zu müssen: Es steht, scheint es, schlecht, und dies in dem Augenblicke, wo es eigentlich glänzend stehen müßte. „Die Behandlung der Mittelmächte durch die siegreiche Entente zeigt, daß alle ihre Reden von Recht und Freiheit, Besiegung des Krieges und Völkerbund nur Fahnen waren,

die man brauchte, um den Kriegswillen der eigenen Völker aufrecht zu erhalten und den der feindlichen zu brechen,“ so hören wir es nun von allen Seiten tönen.

Was ist davon zu halten?

Diese Rede hat jetzt natürlich den Augenschein für sich. Und doch ist sie etwas kurzatmig, wie so vieles, was in diesen Jahren zeitweilig großen Lärm verführte. Es ist Folgendes zu bedenken:

Wir leugnen gar nicht, daß das Verhalten der gegenwärtigen politischen und militärischen Leiter der Entente dem Sinn der Stunde auf keine Weise gerecht wird, daß es der Großherzigkeit und der Weisheit gleichmäßig entbehrt. Wir haben uns darüber auch mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Aber wenn man nun bei uns in der Schweiz und in den Mittelmächten darüber so laute Klage führt, so wird Einiges übersehen, was doch sehr wichtig ist. Man vergißt einmal, was die Mittelmächte und namentlich Deutschland in diesen vier Jahren der Welt angetan haben. Auch wenn auf den harten Waffenstillstand ein entsprechender Friede folgte, so könnte man von Ungerechtigkeit nicht reden. Man vergreift sich, wenn man von einem „gerechten“ Frieden spricht, den man wünschte. Ein bloß „gerechter“ Friede müßte für Deutschland furchtbar hart sein. Wir müssen etwas Besseres verlangen, nämlich einen gütigen und weisen Frieden, der den Verzicht nicht nur auf Rache, sondern auch auf gewöhnliche Gerechtigkeit einschließt, der ganz eingestellt ist auf die Möglichkeit, ein von einem neuen Geist beseeltes Gemeinschaftsleben der Völker aufzubauen. Was aber die Gerechtigkeit betrifft, so darf die Schuldfrage nicht so wie es gewöhnlich geschieht übersehen werden. Wir müssen wirklich wünschen, daß den Deutschen in diesem Punkte die Augen noch mehr aufgehen, als es bisher der Fall zu sein scheint. Wir sind in dieser Sache, offen gestanden, etwas enttäuscht. Wir meinten, die Art, wie Kurt Eisner den deutschen Anteil an der moralischen Kriegsschuld aufgedeckt, entspreche der allgemeinen deutschen Stimmung und müssen nun sehen, daß dies bei weitem nicht der Fall ist. Das scheint uns verhängnisvoll. Nachdem das deutsche Volk in den ersten Jahren des Krieges so viel auf seine Unschuld gebaut, muß es nun seine Schuld entsprechend ernst nehmen. Es darf sich auch nicht dabei beruhigen, daß es doch nur die seiner Leiter gewesen sei, nicht seine eigene. Ein Volk ist für seine Leiter verantwortlich. Der Geist, der die Leiter Deutschland beseelte, war doch nur zu sehr auch der des ganzen Volkes. Wenn das deutsche Volk aber seine Schuld einmal in ihrer furchtbaren Größe erkennt, dann wird es auch die Schwere der ihm auferlegten Buße eher verstehen. Es wird dann auch den Zorn begreifen, der sich gegen es angesammelt hat. Es möge sich einmal vorstellen, wie es ihm zu Mute wäre, wenn zwei Drittel seiner Industrie von den Franzosen systematisch zerstört oder ausgeraubt worden wären, wie die Deutschen es nun

der französischen Industrie angetan haben. Es möge bedenken, welches seine Gefühle wären, wenn es mehr als vier Jahre lang den Krieg im eigenen Lande gehabt hätte, wenn Hunderte seiner Städte und Zehntausende seiner Dörfer nur noch Trümmerhaufen, die entsprechenden Landschaften vier Jahre lang vom Feinde ausgesogen, zum Zwecke der eigenen Bekriegung oder auch bloß aus Lust an der Vernichtung deutschen Wesens, ohne militärischen Zweck verwüstet und die Bevölkerung versklavt oder verschleppt und zum Dienst gegen das eigene Land gezwungen worden wären? Es möge sich klar machen, was es als Sieger täte, wenn die Rheinlande und Westphalen, dazu ein Teil von Baden nur als eine rauchende Einöde, als eine wüste Kraterlandschaft dalägen? Es möge sich vorhalten, was es bedeutete, wenn es sich sagen müßte, daß zwei Millionen seiner Söhne gefallen und vier Millionen zu Krüppel geworden seien infolge eines übermütigen und raffiniert berechneten Angriffs eines siegessichern Gegners, der vor vierzig Jahren schon seinen Siegerfuß auf es gesetzt und es seither immer in Schrecken gehalten habe. Es möge sich ausmalen, wie es auf Deutschland gewirkt hätte, wenn Berlin erfahren hätte, was London und Paris erfahren mußten, wenn ihm eine „Lusitania" versenkt worden wäre, wenn ihm der U-Bootkrieg Zehntausende von Menschen, darunter eine Menge von Frauen und Kinder, Verwundeter und Kranker, getödet hätte. Dann erst kann es sich eine Vorstellung von der Furchtbarkeit der Mächte machen, die es gegen sich aufgeregt hat; dann gewinnt alles ein anderes Gesicht. Es hat freilich Gegenrechnung zu stellen, gewiß (zwar weniger gegen Frankreich, als gegen England) aber es bleibt ihm die überwiegende Schuld am Ausbruch des Krieges und an alledem, was er Furchtbares gebracht hat.

Auch die Neutralen, besonders die Schweizer, mögen dies alles überlegen. Ich habe das Gefühl, daß wir etwas stark auf Kosten Anderer hochherzig seien. Wir haben nicht gelitten, was die Entente-Völker gelitten haben. Ja, wir haben dagegen — ich denke an die deutsche Schweiz, die hierin allein in Betracht kommt — nicht einmal energisch Einspruch erhoben. Wir waren sehr langmütig und moralisch neutral, wenn es sich um das handelte, was den Entente-Völkern geschah. Nun muten wir der Entente ziemlich leichthin ein fast übermenschliches Maß von dem Hochsinn zu, den wir ihr sonst doch abgesprochen haben und den wir selbst keineswegs besitzen. In unseren Kämpfen merken wir davon wenigstens nicht viel. Und so steht hinter all diesen Entrüstungen nicht viel sittliches Recht, sondern mehr die Neigung, Deutschland nun auf eine neue Weise als das auserwählte Volk zu betrachten.

Diese Dinge müssen ganz anders angefaßt werden. Wir müssen uns in jeder Hinsicht vor einem wohlfeilen „Idealismus" hüten. Es ist doch eine gar zu oberflächliche Erwartung, daß nach vier Jahren des unerhörten Mordens auf einmal die Friedensgeister

sich unter uns niederlassen könnten statt der Fluch-Dämonen, und daß die Hölle durch einige Verhandlungen von Soldaten und Diplomaten plötzlich zum Paradies werde. Um den Fluch zu brechen, den dieses vierjährige Morden auf die Erde gebracht, sind ganz andere Mächte nötig. Und so ist es auch gar zu naiv, diesen Soldaten und Diplomaten ohne weiteres die Gesinnungen der Bergpredigt zuzumuten. So weit sind wir noch nicht. Wir müssen in alledem realistischer werden, damit unser Idealismus echter werde.

Und noch ein Zweites muß gesagt werden. Unsere ganze Atmosphäre ist durch Mißtrauen vergiftet. Dieses aber ist durch die Lüge erzeugt worden. Mit dieser aber haben gerade die Leiter Deutschlands auf furchtbare Weise gearbeitet. Darum wird den Deutschen nicht mehr geglaubt. Darum glaubt man nicht an den deutschen Umschwung und nicht an die deutsche Not, auch wo sie noch so echt sind. Es ist zuviel unehrliches Spiel getrieben worden. Auch der Waffenstillstand hat unter dieser Unehrlichkeit gelitten. Nach der in Deutschland selbst geltenden Auffassung hat der deutsche Generalstab ihn veranlaßt, um der vollständigen militärischen Katastrophe zu entgehen und den Schein der Unbesiegtheit und Unbesiegbarkeit des deutschen Heeres festzuhalten. Da mußten denn wohl die Bedingungen der Entente hart sein, damit dieser Schein auf keine Weise bestehen bleiben könne. Wie richtig diese Annahme war, beweist der Umstand, daß trotzdem noch zahlreiche Deutsche an jenem Schein festhalten. Und nun die Klage über jene Härte!

So gebiert die Lüge Fluch ohne Ende. Hier kann nur Eines helfen: rücksichtslose Wahrhaftigkeit auf der deutschen Seite. Die Welt ist mit vergifteten Gasen erfüllt, nur der Sturm eines gewaltigen und leidenschaftlichen Willens zur Wahrheit kann sie vertreiben. Dazu gehört gewiß, daß Männer wie Erzberger, aber auch Scheidemann, David, Solf und Andere dieser Art vom Kommandoposten des deutschen Schiffes entfernt werden und daß die alten Verleumdungsmethoden des Wolf-Bureaus und dergleichen endlich aufhören. Wir müssen die Deutschen dringend bitten, diesen einzigen Weg zu der eigenen Rettung und der Rettung der Welt zu gehen. Und das doch ohne Seitenblick auf günstige äußere Folgen, sondern bloß um der Wahrheit willen. Dann werden sie die Wunder der Wahrheit erleben, während jene Spekulation auf die Folgen nur neues Unheil schafft.

Ich möchte mit alledem recht verstanden werden: Das jetzige Verhalten der Entente ist falsch, bedauerlich und verurteilenswert, aber nur von einem ganz andern und viel höhern Standpunkt aus, als ihn die meisten Ankläger einnehmen.

Die Entente müßte neben der deutschen Schuld die eigene bedenken. Sie müßte einsehen, wie furchtbar Deutschland gestraft ist. Sie müßte erkennen, daß von jener von ihm her drohenden

Gefahr nicht mehr die Rede sein kann und daß daher alles Reden von „Sicherungen“, die gegen es nötig seien, kindisch sind. Vor allem müßte das positive Ziel des Krieges, die Erreichung eines neuen Verhältnisses der Völker zu einander, so wichtig sein, daß sie all ihr Handeln darauf einstellte. Die größte „Kriegs-Entschädigung“ ist auch für sie der Völkerbund. Der Völkerbund kann aber nur auf Versöhnung ruhen und diese gibt es nicht ohne Vergebung. Gewiß muß Strafe und Sühne sein und das neue Deutschland wird sich ihnen auch in der Form nicht entziehen, worin sie eine öffentliche und sinnbildliche Anerkennung einer höheren politischen Moral bedeuten als die von seinen Leitern geübt worden war: der Abtretung von Elsaß-Lothringen und Preußisch-Polen, wie der Entschädigung für das Nordfrankreich und Belgien Angetane; aber was darüber hinausginge, wäre von Seiten der Entente Torheit und Sünde, es wäre Frevel am Geschenk des Sieges, den sie schließlich doch auch nicht bloß der eigenen Kraft verdankt, und auch nicht Amerikas Kraft, sondern dem, der dafür auch selbst der Richter sein will.

Nachdem wir so die Sache in das rechte Licht gesetzt haben, können wir die Frage zu beantworten versuchen, wie es denn mit den Aussichten unserer Hoffnungen für das Völkerleben jetzt, wo der Friedensschluß in der Nähe ist, stehe. Scheinbar also schlecht. Und gewiß, die Reden gewisser Staatsmänner (leider auch eines Lloyd Georg) und die Artikel gewisser Blätter tönnen schlimm genug. Es scheinen fast nur die Rollen vertauscht zu sein, so daß jetzt die Entente redet, wie vorher Deutschland redete. Einiges, was man von der Bestrafung Deutschlands sagt, ist reiner Wahnsinn. Wenn man ferner auch ein neues Deutschland von den Kolonien ausschließen wollte, so wäre das schweres Unrecht, wobei wir allerdings den Vorbehalt machen, daß die ganze Kolonialfrage einer neuen Regelung bedürftig ist. Das Auftreten einiger Truppenkommandanten in den besetzten deutschen Gebieten erregt schwere Bedenken. Vom Völkerbund wird in diesen Kreisen nur noch so anstandshalber ein Wörtlein gesagt; er ist nicht mehr das herrliche neue Haus, worin die künftige Menschheit wohnen soll, sondern nur noch ein kleines, übel angebrachtes Türmchen auf einem Bau, der völlig im alten Stil aufgeführt ist. Man redet von den schon erwähnten militärischen Sicherungen, die nötig seien, auf eine Art, daß der völlige Unglaube in Bezug auf die neue Gestaltung des Völkerlebens offenkundig ist. Vor Wilson macht man eine höfliche Verbeugung, scheint aber gesonnen, sich von diesem „Professor“ nicht allzuviel sagen zu lassen. In Amerika selbst scheint er den festen Boden unter den Füßen verloren zu haben, worüber man sich ins Fäustchen lacht. Kurz, man denkt über diese Dinge genau so wie die Zimmerwalder. Wenn man trotzdem die Abschaffung des obligatorischen Militärdienstes beantragt, so fragt man

sich, was für einen Sinn das habe. Ein Völkerbund, falls er doch noch zustande käme, hätte in dieser Form all den idealen Glanz verloren, der ihn zu einem Trost der Welt machte. Und so scheint die Welt am Ende dieses furchtbarsten ihrer Wege nur um eine Enttäuschung reicher zu sein.

So sieht die Sache auf den ersten Blick aus; das kann ein jedes Kind sehen. Aber auch nur auf den ersten Blick! Diese Weisheit ist Zeitungsweisheit, nicht mehr. Die Dinge liegen in Wirklichkeit doch ganz anders.

Zunächst einmal geht es nicht an, diese im Vordergrund stehenden Politiker, Militärs und Journalisten für die ganze oder auch nur überwiegende Meinung der Entente zu halten. Der Krieg und besonders der Sieg hat sie eine Weile in den Vordergrund geschoben. Es sind dies aber, Ausnahmen abgerechnet, überall die moralisch geringwertigsten Elemente der Völker, anderwärts so gut wie bei uns. Jene Preßagenturen, die uns das Schlimmste aus den Zeitungen ihres Landes übermitteln, so recht, als ob sie es darauf abgesehen hätten, es vor aller Welt schlecht zu machen, sind damit bloß die potenzierte Zeitung und wir wissen, was dies heißt! Hinter dieser grell im Vordergrund stehenden Kulisse gibt es in den Ländern der Entente eine gewaltige öffentliche Meinung, die völlig anders denkt. Aus England kommt die Kunde von riesigen Arbeiterversammlungen, die sich gegen jeden Gewaltfrieden wenden. Vor mir liegt ein Aufruf des englischen Zweiges der Kirchenallianz für internationale Verständigung, der von allen führenden englischen Kirchenmännern unterzeichnet ist und sich fest zu Wilson bekennt. Die Gedanken Greys und Landsdownes sind das Bekenntnis aller besten Engländer. In Frankreich scharen sich alle vorwärts strebenden Kreise um Wilson. In Italien erhebt ein Guglielmo Ferrero seine Stimme in diesem Sinne, gewiß im Namen Zahlloser. Und was Wilson selbst betrifft, so ist er eine Macht, die sich nicht so leicht auf die Seite schieben läßt. Er hat vor den Gewaltmännern den Vorzug, daß er eine I d e e vertritt. Darin unterscheidet er sich, nebenbei gesagt, gerade von der Masse der heutigen Professoren. Er vertritt diese Idee in Lauterkeit und besitzt einen eisernen Willen und einen überlegenen Geist. Man soll auch ja nicht glauben, daß Amerika ihn im Ernst im Stiche ließe. Das hieße die Art der Amerikaner völlig verkennen. Die Opposition gegen ihn gilt nur innerhalb der amerikanischen Familie, gegen Außen aber steht Amerika geschlossen für diesen seinen großen Sohn, in dem es sich selbst vertreten sieht. Wenn ihn gewisse Entente-Lenker zum Narren haben wollten, dann könnten sie sich in Amerika ebenso täuschen, wie sich auf seine Weise Deutschland getäuscht hat. Es könnte sich dann ein neues Wunder amerikanischer Energie ereignen, aber diesmal nicht kriegerischer Art, ja es könnte dann etwas von amerikanischer B r u t a l i t ä t aufflammen, aber in einem heil-

samen Sinn. Wenn aber Amerika seine ungeheure Macht in die andere Wagschale legte, dann könnte die ganze Lage der Entente auf der einen und die der Mittelmächte auf der andern Seite mit einem Rucke eine ganz starke Veränderung erfahren. Wir müssen uns die ungeheure Macht, die der Gedanke einer Herrschaft des Rechtes und darum des Friedens im Völkerleben über ganz Amerika, auch Süd-Amerika, gewonnen hat, völlig klar machen. Dazu mag nicht orientierten Lesern das Studium des Buches über „Pan-Amerika“ von Fried noch einmal empfohlen werden. Hier sind noch mächtige Reserven für diesen moralischen Kampf, die, wenn es not tut, aufgeboten werden können. Es wird also auf Seite Wilsons eine gewaltige moralische wie materielle Macht stehen. Er wird der Führer einer Weltbewegung sein. Alles kommt darauf an, daß er fest bleibt. Damit dies, wo es nicht an sich gewiß sein sollte, geschehe, müssen Alle, die seine Ziele für richtig halten, sich gleichsam um ihn schaaren und ihm zeigen, daß er siegen kann, wenn er will.

Es wird also auch hier zu einer Scheidung und Neugruppierung der Geister kommen. Sie wird, ähnlich wie im Kampf um die soziale Erneuerung, quer durch die beiden bisherigen Lager gehen. An Stelle des Gegensatzes von Entente und Zentralmächten wird der von Anhängern des alten und des neuen politischen Systems treten. Es werden in den ehemaligen Zentralmächten, wie in der Entente auf der einen Seite die Leute stehen, welche in letzter Instanz an die Gewalt, und auf der andern die, welche an die Idee glauben. Das wird die neue Front sein, wo jeder sich einzureihen hat.

Dabei müssen wir immer wieder bedenken, daß das Los der neuen Hoffnungen, die über der Menschheit aufgestiegen sind, nicht von den Diplomaten, Soldaten und Journalisten, sogar auch nicht einmal von den Völkern abhängt, auch nicht von den Verteidigern jener Hoffnungen, auch nicht von Wilson. Der Glaube an die Ueberwindung des Krieges und die Idee des Völkerbundes sind nicht von den Menschen gemacht worden und darum viel stärker als sie. Wir dürfen diese Politiker, Zeitungsmenschen, Säbelhelden nicht gar zu wichtig nehmen. Sie sind schließlich bloße Spielzeuge der Geschichte, müssen ihren Zwecken dienen und werden mit spielender Hand bei Seite geschoben, wenn ihre Zeit abgelaufen ist. Aber auch ein Wilson ist zwar kein Spielzeug, aber doch auch nur ein Werkzeug. Die wahren schaffenden Kräfte sind die neuen Gedanken und Hoffnungen selbst, die in den Seelen der Menschen arbeiten. Die sind nicht durch Zufall gekommen. Die ganze große Bewegung auf eine neue Welt hin, die jetzt durch die Menschheit geht, sollte sie nicht schon durch ihr bloßes Vorhandensein zugleich die Bürgschaft ihrer Verwirklichung sein? Das Alte hat seine Zeit gehabt, nun kommt ein Anderes an die Reihe. Freilich

gibt es dafür keine *wissenschaftliche* Sicherheit; eine mechanische Notwendigkeit ist sein Kommen nicht, aber wir haben allen Grund, an dieses zu glauben und daran festzuhalten trotz allen Verdunklungen der Stunde. Wir dürfen uns nicht von den Aspekten des Tages zu stark beeinflussen lassen, sondern müssen auf die dauernden Faktoren schauen. Das Wellenspiel, das während des Krieges so Viele hin und her geworfen hat, wird sich auch in den geistigen Kämpfen der Zukunft wiederholen. So kann der Friedensgedanke und Völkerbund, heute vom Sturm der Leidenschaften in die Tiefe gezogen, morgen schon auf dem Rücken einer neuen Woge der Begeisterung erscheinen.

Der Gedanke des Völkerbundes, der den Frieden bedeutet, ist stärker als wir. Statt daß wir ihn tragen müßten, trägt er uns. Er ist *über* uns. Er kann sich auch *gegen* uns durchsetzen. Er läßt sich nicht zur Seite schieben, läßt nicht mit sich spielen, auch wenn sogar der „Professor" Wilson sich zur Seite schieben und mit sich spielen lassen sollte. Man darf sich nicht ungestraft zu Idealen bekennen. Scheinbar unsere Geschöpfe werden sie bald unsere Herren. Der Umstand, daß die Entente sich vier Jahre lang für eine neue Ordnung des Völkerlebens eingesetzt hat, daß ihre Heere in den Krieg gezogen sind und darin ausgehalten haben in dem Glauben, daß es der *letzte* Krieg sein müsse, läßt sich nicht ausschalten; er ist eine Macht geworden. Die Geschichte ist ein Shylock, der auf seinem Schein besteht, aber nicht um ihn betrogen wird.

Da aber die Geschichte doch immer auch durch menschlichen Willen gemacht wird, bleibt es nötig, daß wir das Unsrige tun. Und da kommen wir auf unser Caeterum censeo zurück: *Nicht die Diplomaten mit ihrem Zubehör, sondern die Völker müssen den Frieden machen.* Wenn jene Gewaltpolitiker der Entente tun, als ob sie gar den Frieden bloß *diktieren* wollten, ohne daß die Neutralen oder andere Leute auch nur dabei sein dürften, so sollen sie sich gründlich verrechnen. Jetzt müssen *wir* ans Werk. Jetzt ist die Stunde da. Jetzt muß es zu einem internationalen Sozialistenkongreß kommen. Jetzt *kann* es dazu kommen, nach dem, was nun in den Zentralmächten geschehen ist. Jetzt muß die organisierte Friedensbewegung zeigen, daß sie lebt. Jetzt bekommt das organisierte Christentum noch eine Gelegenheit. Jetzt schlägt für die kleinen Völker die Entscheidungsstunde. Wenn sie Alle sich regen, dann sind sie eine Riesenmacht, wenn sie es nicht tun, nun, so verdient diese Welt das Los, das ihrer dann wartet. Noch einmal: *Wir sind es, die den Frieden machen oder nicht machen — wir, Du und ich!*

Dabei ist wieder eins nicht wieder zu vergessen: der Friedensvertrag wird keineswegs das Ende dieses Kampfes sein, sondern bloß das eines ersten Stadiums. Er kann den Fortgang günstiger

oder ungünstiger beeinflussen, aber er kann nichts fertig machen. Die Lage ist jetzt nicht, wie beim Friedensschluß anno 1871. Damals war der Krieg nur eine Episode, nach der die Welt wieder bald zur Ruhe kam; heute stehen wir am Anfang einer Bewegung von fast unabsehbarer Perspektive. Auf die weltpolitische Umwälzung wird die soziale und auf diese die religiöse folgen, die erst einen Abschluß bildet, weil sie den wahren Anfang des Neuen bedeuten wird. So wird die Welt plastisch bleiben. Was jetzt etwa die Staatsmänner mit ihren kurzen Gedanken Künstliches zusammenleimen sollten, wird von den Wellen der kommenden Bewegungen bald genug wieder zerschlagen werden. Diese Bewegungen aber gehen unsern Zielen entgegen. Wenn darum in diesen chaotischen Tagen da und dort schlimme, innerlich unhaltbare Zustände geschaffen werden, so müssen wir ein wenig Geduld haben. Sie werden von selbst eine Korrektur im Sinne des organisch Notwendigen erfahren. Und wenn nicht alle unsere Blütenträume reifen, so dürfen wir doch getrost an unserem Glauben festhalten. Es gilt schließlich auch in solchen Dingen das Wort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

2.

Wie nun haben wir angesichts dieser Sachlage Recht oder Unrecht gehabt, wenn wir den Sturz gerade des deutschen Militarismus als eine Hauptbedingung für den des ganzen Reiches der Gewalt betrachtet haben? Sollte durch den Sieg der Entente wirklich kein Fortschritt zu diesem Ziele hin erreicht worden sein? Das möchten wir denn doch aufs stärkste bestreiten. Der Gewinn ist vielmehr sehr groß.

Fragen wir denn noch einmal, wie es gegangen wäre, wenn Deutschland gesiegt hätte. Dann läge ganz Europa und ein großer Teil von Asien zu seinen Füßen. Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei wären seine Vasallen, Rußland würde in der Anarchie erhalten oder monarchisch rekonstruiert, natürlich unter deutschem Protektorat. Die Armenier und Serben wären völlig vernichtet worden, die Tschechen, Slovenen, Kroaten, Polen und Letten hätten nie ihren Freiheitstag erlebt. Belgien wäre verloren gewesen; Elsaß-Lothringen hätte seine alte Sehnsucht nach einer Rückkehr zu Frankreich begraben können. Frankreich wäre zu Tode getroffen, Italien in furchtbare Bedrängnis gestoßen, die Unabhängigkeit der Schweiz ein Zerrbild geworden. England wäre aufs äußerste geschwächt und bedroht. Natürlich hätten die Unterdrückten die Hoffnung auf die Wiedererhebung nicht aufgegeben. Sie hätten so gut als möglich wieder gerüstet und der Sieger hätte es natürlich erst recht tun müssen. Amerika hätte den Krieg einfach weitergeführt. Die Welt wäre ein Schlachtfeld geblieben; alle weltpolitischen Probleme ungelöst; ein

Höllengeist allüberall; von Frieden zu reden ein Hohn; der Kriegsgott überall Sieger.

Und nun? Nun ist, um beim Osten zu beginnen, das Türkenreich, diese Frucht und Aussaat unendlichen Fluches, gestürzt. Palästina und Arabien werden frei, Mesopotamien kann wieder ein Garten der Welt werden. Armenien darf leben und aufleben. Die Balkanvölker können eine neue Lebensform finden. Eine Schar von kleinen unabhängigen Völkern ist im Osten entstanden. Mögen sie vorläufig auch unter ein gewisses Protektorat der Entente und Amerikas kommen, so ist dieses ein leichtes Joch und mit dem früheren nicht zu vergleichen. Serbien ist gerettet, Polens alte Hoffnung erfüllt. Einige Großstaatkolosse lösen sich auf, andere werden folgen. Belgien ist ebenfalls gerettet; so Frankreich und Italien; so die Schweiz, so Holland, die nordischen Kleinstaaten — vor allem: Deutschland ist befreit, während es sonst versklavt worden wäre. Der Weltkrieg aber hört auf. Mag sich der westliche Militarismus nun eine Weile im Siegestaumel blähen, so ist doch die Atmosphäre der Welt so geworden, daß er darin nicht mehr recht leben kann. Für den Kampf gegen ihn ist die Bahn jetzt frei, wie sie im andern Fall nicht gewesen wäre. Eine ganze Welt von Gedanken, eine „Ideologie", ein „Christentum" ist gestürzt. Mit dem „deutschen Gott" sind alle seine Verbündeten entthront. Die Bahn ist frei für neue geistige Entwicklungen von unabsehbarer Tragweite.

Und das allein ist es, was wir von einer Niederwerfung des „deutschen Militarismus" mit allem, was geistig zu ihm gehört, erwartet haben, nicht, daß der weitere Kampf dadurch unnötig gemacht, sondern daß für ihn ein günstigerer Boden geschaffen werde. Dabei bleiben wir und lassen es darauf ankommen, ob wir recht behalten oder nicht.

In diesem Sinne dürfen wir trotz allem doch behaupten, daß das Reich der Gewalt in Gestalt der bisherigen Weltpolitik, wie sie sich besonders im Kriege verdichtete, einen entscheidenden Schlag bekommen habe. Das Bild einer neuen Völkerwelt steigt herauf, aus Nacht und Sturm, es wird nicht mehr versinken. Wir treten in einen neuen Aeon ein.

Können wir das Gleiche auch vom Kapitalismus sagen? Wir müssen diese Frage kürzer behandeln, weil sie in diesem Aufsatze nicht so sehr im Mittelpunkte steht. Aber übergehen dürfen wir sie nicht. Wir bejahen auch sie zuversichtlich. Zwar spricht hier der Augenschein vielleicht noch mehr gegen diesen Glauben. Der Kapitalismus hat ja durch den Krieg auch eine gewisse Stärkung, besonders durch Konzentration des Geldes in den Händen von immer Wenigeren, erfahren. Aber das scheint mehr der Anfang von seinem Ende zu sein, wie Marx richtig vorausgeschaut hat. Die soziale Revolution, die von Osten her kommt, wird vor dem Westen nicht Halt machen und auch nicht vor dem Weltmeer. In irgend einer Form wird sie überall kommen. Vor allem aber ist zu sagen, daß der

Kapitalismus in den Herzen und Gewissen der Menschen gestürzt ist. Vor dem Kriege besaß er noch in den Augen Vieler gleichsam einen Schimmer von Freiheit und Lebensherrlichkeit, die Erfahrungen des Weltkrieges haben sein wahres Antlitz enthüllt. Es dürfte heute nur wenige Menschen mehr geben, die unsere Wirtschaftsordnung und die darauf gegründete Gesellschaftsordnung ethisch oder religiös zu verteidigen wagten. Eine Abwendung von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und eine Sehnsucht nach Heiligung des Menschen durch den Menschen ergreift sichtlich die Gemüter. Sie werden für neue Ordnungen frei. Auch der Weltenthron des Mammons wankt. Die Seele, die Ehrfurcht, die Liebe erwachen. Der Glanz der weltbeherrschenden und menschenversklavenden bloßen Technik erlischt. Eine Welt stürzt damit zusammen, auch eine Provinz des großen Reiches der Gewalt.

Und höher hinauf, in den Sphären, wo die Geister wohnen, im Reich der Gedanken, der Ideale, des Glaubens, wie steht es dort? Davon soll ein andermal geredet werden.

Wir sagen also: Die Phase der Entwicklung, in der wir nun stehen, bedeutet eine gewisse Erledigung der politischen, namentlich des weltpolitischen Problems. Gewiß nicht die völlige Erledigung, aber diejenige, auf die es jetzt ankam, die jetzt reif war. Dadurch ist Bahn geschafft für eine unabsehbar neue Arbeit, besonders aber Kraft frei geworden für einen ganz ungleich entschlosseneren Kampf für die Lösung des sozialen Problems, hinter dem sich das religiöse erhebt, worin alle andern untergehen werden. Das ist alles Gewinn, großer Gewinn, für den wir dankbar sein wollen. Die Bilanz ist gut. Sie reicht für gute Weihnachten und Jahreswende, trotz allem. Und dann weiter vorwärts zum Kampf!

Die Antwort, die wir auf die Frage: wie es mit der Erfüllung unserer Hoffnungen stehe, gefunden haben, lautet: „Es steht gut." Das Reich der Gewalt ist zum Teil gestürzt, zum Teil ist es am Stürzen. Das Weltgericht hat gewaltet, und es waltet weiter. Es ist alles nur noch viel großartiger gekommen, als wir es wohl ahnen konnten, wie Gottes Gedanken eben größer sind, als die der Menschen.

Wir stehen, wenn wir bedenken, wo wir beim Beginn der Katastrophe gestanden sind, vor großem Fortschritt. Vieles von dem, was damals bloß schöner Traum schien, jetzt ist es in den Bereich der ernsthaften Möglichkeiten, ja Wirklichkeiten getreten. Was bedeutet nur schon die Tatsache, daß das Ende alles Krieges heute für alle nicht ganz verhärteten Menschen eine Notwendigkeit geworden ist! Wie hätten vergangene Geschlechter gejubelt, wenn sie diesen Tag geschaut hätten!

Zu der Größe des Geschehenen gehört auch die Kehrseite dieser Tatsachen. Das Reich der Gewalt, in seinen groben Formen gestürzt, erhebt sich nun in den feineren vor uns. Als Kapitalismus und kapitalistischer Imperialismus besiegt, erhebt er sich als soziali-

stischer Imperialismus, ja Militarismus vor uns und der Kampf gegen sie wird in mancher Hinsicht schwerer sein, gerade weil wir es mit einer feineren Mischung von Wahrheit und Irrtum und daher mit dämonischeren Mächten zu tun haben. Aber diese Tatsache[1]) tut unserer Freude keinen Eintrag. Unser Ideal ist kein kampfloser Friede, im Gegenteil: der Aufstieg zu einer schwereren, aber zugleich höheren Formen des Kampfes — Christus entgegen. Das Kommen des Christus ist ja verbunden mit immer riesigeren und verführerischen Offenbarungen des Antichrist. Unsere Freude ist das „Excelsior — näher, mein Gott, zu dir!“ L. Ragaz.

Rundschau.

Zum Militäraufgebot und Generalstreik. Wir bringen unserem Versprechen gemäß noch einige Aeußerungen, die aus religiösen Kreisen zum Militäraufgebot und Generalstreik und was drum und dran hing, erfolgt sind. Sie haben zum Teil der bürgerlichen Presse Anlaß zur Entfaltung ihres ganzen Vorrates von Geist und Adel gegeben!

I. Ein Wort an unsere Gemeinde. Liebe Gemeindegenossen! Wir fühlen uns in unserem Gewissen gedrungen, den schweren Augenblick in unserem Volksleben, von dem wir eben herkommen, nicht ohne eine Kundgebung auch von unserer Seite vorüber gehen zu lassen.

Ernste Tage liegen hinter uns. Zum ersten Male seit langem stand wieder Schweizer gegen Schweizer. Das Truppenaufgebot und der darauffolgende Landesstreik hatten Zuständen gerufen, die unser Volk bisher nicht gekannt und die jeden seiner Bürger nötigten, so oder so Stellung dazu zu nehmen. Wie als Bürger, so sind wir auch als Christen zu solcher Stellungnahme gezwungen. Wir Pfarrer empfinden es gleicherweise als unsre Pflicht, zu der bestandenen Krise ein evangelisches Zeugnis abzugeben, wie wohl Euch, liebe Gemeindegenossen, nach einem orientierenden Worte darüber verlangt. Es ist ja gewiß nicht leicht, das richtige Wort zu finden. Denn es stunden sich nach unserm Dafürhalten nicht nur Gewalt, sondern Ueberzeugung und Recht gegenüber. Wir möchten es unsern Landesvätern nicht zugetraut wissen, daß sie nur zur Wahrung gewisser Interessen oder aus brutalen Unterdrückungsabsichten von ihren Machtbefugnissen Gebrauch gemacht haben. Wir verstehen es, daß die vom Volk zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung bestellte Behörde von ihrer Stelle aus ihres Amtes nicht anders walten konnte als sie es getan hat. Ebenso aber möchten wir unsere Arbeiter gegen die Anklage verwahrt wissen, eine so schwerwiegende Sache wie den Generalstreik aus bloßem Leichtsinn und ohne jeden Grund vom Zaune gerissen zu haben. Auch sie haben zweifellos unter dem Druck einer großen inneren Nötigung gehandelt. Mehr als je mochte es in diesen Tagen, da ein niegesehener Völkersturm sogar Fürstenhöfe und Königskronen wie dürre Blätter vor sich her jagte, von ihnen heißen: Sie müssen. Sie können nicht anders. So stand tatsächlich Recht gegen Recht. Wo war und ist in diesem Kampfe das größere Recht?

Erinnern wir uns, liebe Gemeindegenossen, daß wir zu dieser Frage zunächst nicht als Anhänger der bisherigen oder neuen Ordnungen, als Bürgerliche oder Sozialisten, Arbeiter oder Herren, sondern vor allem als Christen und Christengemeinde Stellung nehmen wollen. Als solche aber bewegt uns in erster Linie ein

---

[1]) Von der die nächste Betrachtung „Zur Lage“ reden soll!

Interesse: wie ist in den gegenwärtigen und kommenden Kämpfen und Wirren die Sache des Evangeliums aufrecht zu erhalten? Daß Jesu Geist unter uns am Leben bleibe, das ist unsre Sorge. Wir fragen deshalb nicht zuerst nach dem, was die oder jene wollen, sondern nach dem, was unser Gott will. Wir sehen nicht so sehr auf das, was man zur Rechten oder zur Linken tut, als auf das, was der in der Höhe mit uns im Sinn hat. Das allein entscheidet über unsere heutige Stellungnahme und gibt uns die rechte Losung an die Hand. Damit haben wir aber, so verschieden wir stehen mögen, auch schon eine gemeinsame Grundlage. Sollten wir uns auf ihr nicht zusammenfinden können? Wir haben, so getrennt wir marschieren, ein gemeinsames Ziel. Ist es wirklich unmöglich, sich auch über den Weg zu verständigen? Das war ja doch am Streit der hinter uns liegenden Tage das Ergreifendste, daß im Grund beide Teile nach dem Rechten gesucht haben. Aber will einer behaupten, daß er gerade das Richtige getroffen und sich völlig auf der Bahn dessen bewegt habe, was Gott dient und dem Volke frommt? Es bestätigte sich wieder einmal, wie so schwer wir Menschen von uns aus das Wahre finden. Gott muß es uns zeigen! Von ihm ist aber längst gesagt, was gut ist und er von uns fordert. An dem Wort Gottes, das Arbeitern wie Herren, Bürgerlichen wie Sozialdemokraten, Volk wie Behörden lebendig ins Gewissen geschrieben ist, das hell und klar in Jesu Evangelium steht, das bald wie leises Anklopfen, bald wie Donnerhall aus dem Sturm und Drang, Suchen und Sehnen, Bedürfen und Fördern der Zeit heraustönt: da haben wir die nötige Wegleitung. Dies Wort zu verstehen und zu Herzen zu nehmen, das ist die ernste Forderung der Stunde, in die mit aller Welt auch unser Volk nun hineingestellt wird.

Liebe Gemeindegenossen! Wir spüren alle, daß in dieser großen Zeit wie draußen in der Welt, so drinnen in unserm kleinen Vaterland ein Neues werden will. Als Christen glauben wir, daß dies Neue nicht von ungefähr, sondern von Gott kommt. Und weil Er mit seinem Geist und Gaben dahinter steht, dürfen wir hoffen, daß es sich auch heute nicht bloß um eine Revolution oder Umwälzung, sondern um eine Reformation oder Erneuerung alles Bestehenden handelt. „Siehe, ich mache alles neu", das scheint uns der verborgene Sinn dieser Zeit zu sein. Gewiß kündigt sich das Neue noch nicht auf dem Gebiet des uns Christen vor allem wichtigen geistig-sittlichen, sondern vorerst nur dem des politisch-wirtschaftlichen Lebens an. Aber will nicht auch dieses Gebiet von Gottes Willen beherrscht und nach Christi Geboten geordnet sein? Ist nicht vielleicht das gerade das Wort Gottes an unsere Zeit, daß mit allem geistlichen auch alles natürliche, mit allem privaten auch alles öffentliche Leben seinem Recht und Gesetz untertan gemacht werde? Noch immer, wo in der Geschichte ein Neues entstand, hat es sich gezeigt, daß Gott dahinter gestanden, selbst da, wo nur Unverstand und Umsturz zu walten schienen. So bedarf es für uns heute keines Nachweises, daß sowohl der demokratische Frühling, der wie ein Wunder allerorten hervorsproßt, als auch die Bewegung, die aus der tiefsten Tiefe unseres Volkes den höchsten Zielen zustrebt, von Gott geschickt sind. Er hat die Völker geheißen, das Joch von ihrem Halse zu werfen und in freier Selbstbestimmung sich die staatlichen Formen zu geben, die ihrer Art am zuträglichsten sind. Er ist es sicherlich auch, der unsere Arbeiter nach Formen des wirtschaftlichen Verkehrs suchen heißt, bei denen nicht nur einer kleinen Minderheit, sondern der ganzen Volksgemeinschaft Gedeihen, Auskommen, Glück und Wohlfahrt ermöglicht sind. Wir maßen uns weder in politischen noch in gewerblich-industriellen Dingen fachmännische Einsicht an. Soweit wir es aber mit dem Evangelium Jesu zu tun haben und von ihm beeinflußt sind, können wir nicht umhin, den Forderungen der Arbeiter, wie sie kürzlich wieder erhoben wurden, ein hohes Maß von christlicher Berechtigung zuzuerkennen. Ja, das Programm dieser sogenannten „Bolschewiki" oder Maximalisten scheint uns das Minimum dessen zu sein, was wir im Namen Jesu von seinem Evangelium aus schon längst hätten fordern müssen. Wenn endlich dem Brudergedanken und Brudergeiste freie Bahn, eine Gasse gemacht werden soll: Brüderlichkeit heißt ja die ganze eine Hälfte des Evangeliums. Wenn es keine Müssiggänger mehr geben, jedermann zur Arbeit genötigt sein soll: es ist die Bibel, die gesagt hat: wer nicht arbeiten will, der soll

auch nicht essen. Wenn die Frauen auch in den politischen Rechten den Männern gleichgestellt werden sollen: unser Herr war der erste, der sich für ihre volle Ebenbürtigkeit einsetzte. Wenn es sich um Verkürzung der Arbeitszeit handelt: es stehet geschrieben, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, also wohl auch nicht nur von der Arbeit fürs Brot, sondern für Gott und die Seele. Wenn gefordert wird, daß die Starken und Reichen künftig kräftiger für die Schwachen und Armen eintreten sollen: es ist wichtiger christlicher Grundsatz, „daß einer trage des Andern Last.“ Wenn diese Forderung heute nicht im Namen von Kirche und Religion, sondern von der Politik aus, und nicht durch Christen, sondern sogar Nichtchristen geltend gemacht werden: wir Gläubige haben keinen Anlaß, ihnen entgegenzutreten, sondern eher für sie einzustehen. Wenn unser Volk und seine Behörde sich mit einem kühnen Wagnis des Herzens und des Glaubens auf sie gestellt hätte: wir glauben, sie wären damit vom Boden des Rechtes nicht abgewichen.

Es handelt sich in dieser ganzen Sache ja nicht um Personen, weder Regierungsmänner noch Arbeiterführer, deren Vorgehen immerhin zur Kritik Anlaß geben mag. Es geht um Ideen, um den echt christlichen weltbewegenden Gedanken der Bruderschaft, der nach langem Schlafe wieder aufwachen und endlich zur Herrschaft kommen will. Von diesem Gedanken aus müssen wir dem entschlossenen Kampf der Arbeiterschaft um ihre Ziele sein volles Recht wiederfahreu lassen. Wir dürfen getrost behaupten, daß hinter einem guten Teil des Neuen, das da mit etwelchem Ungestüm von unten her in unser Volks- und Staatsleben hineindrängt, mit seiner vollen Wucht und Autorität das Wort Christi steht. Und soweit dies der Fall ist, sollen auch wir Christen uns hinter es stellen. Im Aufblick zu dem lebendigen Gott, der es will, und zum Heil der Brüder, die sein bedürfen, ihm nach dem Maß ihrer Kraft zum Durchbruch zu helfen; das betrachten wir geradezu als Glaubens- und Lebenspflicht einer Gemeinde, die noch heute Gottes Werkzeug auf Erden und Jesu Dienerin sein will.

Wir meinen aber nun allerdings, das Neue müsse nicht nur in seinem Inhalt, sondern auch in der Art und Weise seiner Verwirklichung mit Gottes Ordnung übereinstimmen. Es müsse nicht auf unheiligen Menschen-, sondern heiligen Gotteswegen eingeführt werden. Es müsse nicht nach bisheriger Menschenart „gemacht“, d. h. mit Streit und Zank, Druck und Stoß oder gar Schrecken und Blut erlistet und erzwungen, sondern nach Gottes Weise und Vorbild geschaffen werden. Erinnern wir uns doch, wie Jesus für das Reich seines Vaters gekämpft, wie die ältesten Christen ihre Sache der römischen Gewaltherrschaft gegenüber zur Geltung gebracht haben. Sollte unter den heutigen Christen ähnliches nicht mehr möglich sein? Auch wenn es sich um sogenannte wirtschaftliche Dinge handelt? Es ist ja nur zu begreiflich, wenn die von Christi Geist nicht berührte und disziplinierte Menschennatur nach fruchtloser Anwendung aller sogenannteu gesetzlichen Mittel schließlich in ungesetzlichen, in der Gewalt ihr Heil sucht. Wenn sich mit der Staatsmacht auch die Arbeiterschaft auf diesen Weg drängen ließ, so ist freilich nicht sie allein dafür verantwortlich zu machen. Der größere Teil der Schuld liegt nach unserer Meinung bei einer Christenheit, die es versäumt hat, für das gute Recht bedrängter Brüder rechtzeitig so einzutreten, daß die Anwendung von Gewaltmitteln unnötig war. Aber hat uns diese neue Erfahrung nicht aufs neue gezeigt, daß mit dieser Art Politik nichts auszurichten ist? Gewalt ruft nur wieder der Gewalt. Und nie kann aus diesem Widerspiel einander gewaltsam niederringender Kräfte je der ersehnte Friede zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen unseres Volkes herkommen. Vergessen wir nicht, daß an aller Gewaltübung, auch wo sie der besten Sache dient, Unrecht klebt, eben weil Gott sie nicht will. Erkennen wir mit Wilson: daß jeder Weg, der mit dem Blut von Brüdern beschmutzt ist, zum Chaos, aber nicht zur Verwirklichung unserer Hoffnungen führt. „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen.“ Ist aber das Mißtrauen unter den Brüdern desselben Volkes wirklich so stark geworden, daß sie nur noch die Sprache der Bajonette und Drohungen, nicht mehr die der Worte miteinander reden können? Wir möchten diese Frage nicht nur nach unten, vor allem auch nach oben gerichtet wissen. Dort wo das Amt ist, muß ja auch der Verstand sein. Und auf alle Fälle sollten

Christen wissen, weß Geistes Kinder sie sind. Dafür besorgt zu sein, daß das Neue, das von Gott kommen will, auch auf göttliche und nicht nur menschliche oder gar teuflische Weise kommen kann, das ist in unsern Augen eine weitere Aufgabe der Gemeinde, die sich nach dessen Namen nennt, der den Sanftmütigen das Erdreich verheißen hat.

Liebe Gemeindegenossen! Wir wollen alle von Herzen Gott danken, daß auch der neueste Bruderzwist vorläufig ohne Blut und Tränen geschlichtet, Ruhe und Ordnung im Lande wieder hergestellt und die Gefahr fremder Einmischung dadurch abgewendet worden ist. Glaube aber Niemand, mit diesem „Siege der Demokratie" über den „Bolschewismus" sei es nun getan. Wir dürfen nach Friedensschluß getrost wieder da weiterfahren, wo wir bei Kriegsbeginn aufgehört haben! Nein, nun zwingt uns Gott selbst unerbittlich in die Arbeit für das Neue hinein. Wenn es rechte Arbeit sein soll, dann muß es Friedensarbeit sein. Der Verständigung, der Versöhnung ruft diese Stunde.

Vom Boden des Evangeliums aus und in der Liebe Christi mit aller Kraft für diese Verständigung sich einzusetzen und auf dem Weg der Versöhnung allen andern voranzugehen, das erachten wir als das schönste Vorrecht einer Gemeinde, die nach des Apostels Wort das Amt hat, das „die Versöhnung predigt".

Liebe Gemeindegenossen! Wir gestehen Euch, daß wir in diesen Tagen mit geradezu angstvoller Spannung nach Bern geblickt haben, ob wohl von dort her das erlösende und versöhnende Wort komme. Wir geben, nach dem Entscheide, auch offen der Befürchtung Ausdruck, daß unserm Volke das Schwerste erst bevorsteht, wenn es die Zeichen der Zeit nicht noch ganz anders versteht. Ein altes Prophetenwort sagt: „Wenn deine Gerichte die Erde treffen, dann lernen die Einwohner das rechte Verhalten." Möchte dies doch auch an Volk wie Führern unseres Vaterlandes in Erfüllung gehen. Möchten zumal wir Christen an unserm Teil zu dieser unserer Zeit erkennen, was zu unserm Frieden dient. Diesem Ziele wollten die vorstehenden Worte dienen. In diesem Sinne begrüßen Euch, liebe Gemeindegenossen:

Bonwil und Bruggen, am 19. November 1918.

Pfr. Dieterle. Pfr. Glinz. Vikar Gerwig.

II. Die Unterzeichneten glauben, daß in diesen entscheidenden Stunden besonders auch die Vertreter religiöser Ueberzeugungen verpflichtet seien Stellung zu nehmen und Farbe zu bekennen. In diesen Sinne geben sie folgende Erklärung ab, wissend, daß sie im Namen sehr Vieler reden:

Wir halten nicht bloß aus politischen, sozialen und wissenschaftlichen, sondern vor allem auch ans religiösen Gründen die herrschende Gesellschaftsordnung in ihren Grundlagen für falsch und faul. Sie beruht auf Gewalt, Egoismus und Ausbeutung und muß daher beseitigt werden, um einer dem Geiste Christi besser entsprechenden Platz zu machen. Als solche betrachten wir den rechtverstandenen Sozialismus. Der Glaube an Christus und das kommende Reich Gottes, wie wir ihn verstehen, schließt alle höchsten und radikalsten sozialistischen Verheißungen und Forderungen ein. Unser Platz ist darum an der Seite des aus der Dunkelheit der Not und des Unrechtes, des materiellen und seelischen Druckes zum Licht einer großen Erlösung aufsteigenden Volkes. Wir glauben damit auch der Gesamtheit am besten zu dienen, da die Erlösung des Proletariats eine solche auch für die sein wird, die sich der Vorteile der jetzigen Ordnung erfreuen und in Wirklichkeit unter deren Fluch stehen. Wir fordern darum von allen unsern Mitbürgern, die guten Willens sind, namentlich aber von denjenigen unter ihnen, die sich zu Jesus Christus bekennen, die ungesäumte und großgesinnte Anbahnung einer neuen Ordnung, deren Ziel eine wahre und wirkliche Volksgemeinschaft ist, die in der Wertung der Arbeit und Verteilung des materiellen und geistigen Besitzes, wie in ihren politischen und andern Formen die alten demokratischen und zugleich christlichen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf neue, gründliche und umfassende Weise verwirklicht. Es ist nicht die Aufgabe dieser kurzen und prinzipiellen Erklärung, ein konkretes Programm für diese notwendige Umgestaltung zu entwerfen. Wir beschränken uns darum an dieser Stelle auf die Bemerkung, daß

wir den Forderungen des Oltener Aktionskomitees zustimmen, aber der Meinung sind, daß sie nur einen allerersten Schritt bedeuten und eine Erweiterung im Sinne einer grundsätzlichen neuen Orientierung des sozialen Lebens nötig machen. Eine rasche Neugestaltung unserer Behörden; die unverzügliche Wiederherstellung und Erweiterung der demokratischen Grundrechte, besonders mit Einführung des Frauenstimmrechtes; sofortige Demobilisierung des Heeres und Einleitung der völligen Abrüstung durch nationale und internationale Aktion; Achtstundentag; die Sicherung eines genügenden Existenzminimums für alle; eine umfassende Bodenreform im Sinne einer Ueberführung von Grund und Boden in den Besitz der Allgemeinheit, verbunden mit gründlicher Hilfe besonders für den Kleinbauern; ein freier Zugang für alle zu den besten Gütern der Kultur; die Aufbringung großer Mittel für die Beschaffung der für das Leben notwendigen Dinge, die Hebung der Wohnungsnot, die Förderung von Arbeitsgelegenheit und andern wirtschaftlichen und kulturellen Anliegen der Gemeinschaft, und zu diesem Zwecke eine sehr weitgehende Ausgleichung des Besitzes in Form von Inanspruchnahme der großen Vermögen, besonders aller arbeitslosen Einkommen — das sind einige Postulate, die bloß die Richtung andeuten, in der nach unserer Meinung die Arbeit einsetzen muß, jener sozialistischen Republik und Demokratie entgegen, die der Sozialismus fordert und die auch dem Geiste Christi angemessener wäre, als die jetzige Ordnung.

Am Aufbau dieser neuen Ordnnng mitzuarbeiten mit allem, was wir sind und haben, sind wir selbst bereit und rufen auch alle Volksgenossen dazu auf, die nicht, in selbstischer Engigkeit verhärtet, bloß das Bestehende verteidigen wollen. Aufs schärfste verurteilen wir jene Taktik der Gewalt, die nur zu sehr die einzige politische Weisheit unserer regierenden Kreise geworden ist und fordern statt dessen jenen Geist des Vertrauens, der allein eine wirklich demokratische Gemeinschaft zu tragen vermag. Wir bitten aber auch die Arbeiterschaft, ihre heilige Sache vor aller Verunreinigung, namentlich auch durch den Geist der Gewalt, zu bewahren. Es wird etwas unendlich Großes sein, wenn der Kampf um eine neue Welt, der nun in sein entscheidendes Stadium tritt, nicht nur in seinen späteren Folgen, sondern auch schon in seinem Verlaufe einem Geschlechte, das unter der Herrschaft der Gewalt und Gemeinheit den Glauben an das Gute und Schöne im Menschenwesen verloren hat, ein Zeichen neuen Lebens und Glückes wird.

Zürich, 13. Nov. 1918.

Anna Gander. Hans Kober. Anton Kos. Ludwig Köhler. Karo Köhler. Jean Matthieu. Luise Matthieu. Heinrich Meili. Christina Nadig. Clara Ragaz. Leonhard Ragaz. Robert Schneider. Dorothea Staudinger. Lukas Stückelberger. Paul Trautvetter.

III. Offener Brief an meine Amtsbrüder. Liebe Amtsbrüder! In bewegter Zeit hole ich unsern alten Gruß hervor und damit das Recht, ein offenes Wort an Euch zu richten.

Auf Euch schaut nun ein Teil unserer Bevölkerung und erwartet von Euch ein Wort zu den Ereignissen des Tages. Heute kann das Viel-Reden der Kirche wieder zum Bedeutsam-Reden werden, wenn Ihr wollt. Wird es das nicht, machet Ihr von Neuem die Verkündigung der frohen Botschaft der Erlösung zu einem Sonntagskleid, das man Euch am Werktag als untauglich vor die Füße wirft. Redet denn in aller Oeffentlichkeit!

Oder wollt Ihr schweigen, weil wir der Oeffentlichkeit zu den Geschehnissen des Tages nichts zu sagen hätten? Weil die Botschaft des Christus nichts zu tun habe mit den Forderungen der Zeit? Wäre das Eure Meinung — was ich nicht glaube — dann steigt von den Kanzeln herunter, legt Euer Amtskleid ab und taucht unter in der Menge derer, die auch nichts zu sagen haben zum Heute. Nein, Ihr werdet reden, so reden, daß man Euch hört.

Wir haben viel zu sagen, liebe Amtsbrüder. Und das ist meine weitere Bitte an Euch: Laßt uns vor allem unsere Schuld offen bekennen. Sie ist groß. Wir haben einen nicht geringen Anteil an den heutigen Ereignissen. Daß es heute zum offenen Bruch gekommen, daß heute in unserem Volk zwei Parteien einander

gegenüberstehen, beide pochend auf Gewalt, sei es die der Waffen, des Militärs, sei es die der Masse, der Volksleidenschaften, daran sind wir Pfarrer, ist unsere Kirche zu einem großen Teil schuld. Wir haben es fehlen lassen am aufrichtigen Willen, die Not des Volkes anzuerkennen. Wir haben verlangt, daß der einfache Mann, die Frau des Volkes Helden ohne Gleichen sein und diese ihre äußere Not tragen sollten ohne ihre Seele mit Zweifel, Bitterkeit, Zorn zu füllen. Wir haben damit von anderen gefordert, was wir selbst nicht haben leisten müssen. Wir sind mitschuld an allem Zorn und aller Erbitterung, die heute nackt vor uns aufsteht.

Wir sind mitschuld, daß der Glaube an die Gewalt und das Pochen auf Gewaltmittel heute so groß und laut geworden, daß der Weg der Gewalt in Form des Streikes wie der Militäraufgebote beschritten wird und werden muß. Wir haben es unterlassen, dem Gewaltdienst zu kündigen. Wir haben dem Militär unsern Tribut bezahlt in der oder jener Form, und damit die deutlichste Personifikation der Gewalt anerkanne. Wir wußten es, daß unser Militär unter Umständen gegen die eigenen Volksgenossen geschickt werden, daß einst Vätern und Müttern die Waffen in den Händen ihrer eigenen Söhne entgegendrohen sollten. Wir kannten den ganzen rohen Gewaltgeist, den man den militaristischen nennt. Aber uns waren Staat und gegenwärtige Ordnung und alle selbstgeschaffenen Güter wichtiger, wertvoller als die Brüderlichkeit, das Vertrauen auf die Güte der Menschen.

Laßt uns darum auch bekennen, daß wir mitschuld sind, wenn Gewalt der Gewalt entgegengesetzt wird, wenn eine Volksklasse sich ihr Recht, das man ihr mit Gewalt vorenthält, mit Gewalt holen will. Was verlangt sie? Ein Wort genügt, alle ihre Forderungen zusammenzufassen: Gerechtigkeit. Gerechtigkeit, liebe Amtsbrüder, ist weniger als Güte, weniger als Liebe. Wir haben dieses Höchste verkündigt und haben vergessen, das Erste, das Einfachere zu fordern, Gerechtigkeit. Wer von uns kann im Ernst leugnen, daß die heute erhobenen Forderungen gerecht sind? Gerecht ist eine wirkliche Volksvertretung, gerecht ist die Forderung der Mitarbeit der Frauen, gerecht ist die Verpflichtung zum Arbeiten, die Verkürzung der Körper und Geist zermürbenden mechanischen Arbeit, ist die Demokratisierung und Vermenschlichung des Heeres, wenn denn noch eines bleiben muß für die neue Zeit, gerecht und gut ist eine Zusammenarbeit von Konsument und Produzent zur Sicherung einer gleichmäßigen, genügenden Lebensmittelversorgung, ist eine Vorsorge für die Tage des Alters und der Arbeitsunfähigkeit, gerecht ist die Anhandnahme unserer Versorgung durch die Allgemeinheit, d. h. das Monopol für Einfuhr und Ausfuhr auf den verschiedensten Bedarfsartikeln, gerecht ist die Entlastung der Besitzlosen und die Tragung unserer Staatslasten durch diejenigen, die neben ihrer Hände Verdienst sich eines ansehnlichen Besitzes erfreuen. Sie sind gerecht, diese Forderungen, das wird keiner von uns leugnen, liebe Amtsbrüder, die wir für Brüderlichkeit, Gemeinschaftlichkeit, für Liebe Sonntag für Sonntag unsere Stimme erheben. Wie sollten wir zögern, für die Gerechtigkeit einzutreten? Laßt uns bekennen, daß wir es zu wenig tapfer, zu wenig verständnisvoll bisher getan haben, daß wir darum mitschuld sind, wenn heute der Weg der Gewalt zur Verwirklichung der Gerechtigkeit führen soll.

Das ist mein offenes Wort, das ich wage, an Euch, liebe Amtsbrüder, zu richten. Eine letzte Gelegenheit ist uns vielleicht gegeben, die Botschaft von der Gerechtigkeit und von der Liebe vor allem Volk zu verkünden, den einen das Suchen und Fordern des Menschen, einer ganzen Menschenklasse, nach Gerechtigkeit begreiflich zu machen, den andern, die ihre Forderung auf dem Weg der Gewalt durchsetzen wollen, einen schöneren Weg vorzuleben, den Weg der freiwilligen Hilfe; eine letzte Gelegenheit, die Kluft vielleicht an einem Ort wieder wirklich zu schließen und gegenseitiges Verstehen da und dort zu ermöglichen; eine letzte Gelegenheit, die bösen Geister der rohen Gewalt zu bannen und den guten Geist der Verständigung groß werden zu lassen.

Lasset uns diese Gelegenheit ergreifen, lasset uns reden, lasset uns unsere Schuld eingestehen, lasset uns ein Wort einlegen für neue Gerechtigkeit in unserem Volk, für neue Verständigung unter den Klassen unseres Volkes, lasset uns mitarbeiten an der Aufrichtung einer neuen Schweiz. Das bittet Euch Amtsbrüder
Euer K. Straub, Pfarrer.

IV. Die Gruppe der «Chrétiens sociaux» (die mit den «Chrétiens socialistes» nicht zu verwechseln sind) hat folgende Zuschrift an den Bundesrat gerichtet:

Die Gruppe der sozialen Christen in Genf beglückwünscht den Bundesrat dazu, daß er in den Tagen der inneren Krisis, die wir soeben durchlebt haben, die Rechte der Freiheit und der Demokratie kraftvoll verteidigt hat.[1] Sie sind der Meinung gewesen, daß die sozialen Reformen in der Schweiz nur auf verfassungsmäßigem und geregeltem Wege erreicht werden sollen und daß in der ältesten Republick nicht die Sage aufkommen dürfe, die sozialpolitischen Fortschritte werden nur durch Drohungen und Vergewaltigung erreicht.

Aber wir erlauben uns, bei dieser Gelegenheit Ihnen in aller Ergebenheit unser Bedauern darüber auszudrücken, daß Reformen, die für die Lage der Arbeiter von höchster Wichtigkeit sind, durch die Langsamkeit des eidgenössischen parlamentarischen Verfahrens unnatürlich lang hinausgeschoben werden, und das nicht erst seit dem Kriege. Mangelhafte soziale Zustände, die den Keim zum Bürgerkrieg in sich tragen, werden in unserer Wirtschaftsordnung geduldet. Wir, die wir in unserer alten Demokratie das Ideal eines Volkes von Brüdern verwirklichen wollen, beobachten, daß es unter uns Brüder gibt, die sich geringgeschätzt glauben und unterdrückt fühlen.

Unter den Wünschen der verschiedenen Arbeiterorganisationen gibt es berechtigte Forderungen, die in andern Ländern schon erfüllt worden sind.

Was im Besonderen unsere Bundespolitik betrifft, so war die nicht genügend begründete Verzögerung der Volksabstimmung über die Proporzinitiative sehr bedauerlich und widersprach einer klugen politischen Verwaltung.

Es scheint uns demnach nötig:

Daß Ihre hohe Behörde und die eidgenössischen Räte unverzüglich die berechtigten Wünsche der Arbeiterklasse prüfen.

Daß die administrativen und parlamentarischen Methoden, in einer Weise verbessert werden, die es erlaubt die Wünsche der Arbeiterklasse ohne gefährliche aus dem parteipolitischen Getriebe oder der Langsamkeit der bureaukratischen Verwaltung hervorgehende Verschleppung zu behandeln.

Daß ohne Verzögerung die Neuwahl der eidgenössischen Räte nach dem proportionellen Wahlverfahren vorzunehmen sei.

In dem wir Ihnen diese Kundgebung die wir der Oeffentlichkeit übergeben, respektvoll unterbreiten, glauben wir an unsern bescheidenen Teil nicht nur für das Wohl der arbeitenden Klasse, sondern für dasjenige unseres ganzen Landes zu wirken, dem die schwierige Periode der Zeit nach dem Krieg neue Verantwortlichkeiten und unmittelbare Aufgaben auferlegt.

Wir bitten Sie, sehr geehrter Herr Präsident und geehrte Herren Bundesräte, den Ausdruck unserer ausgezeichneten und ergebenen Hochschätzung entgegenzunehmen. Der Präsident: G. Fulliquet; der Vizepräsident: A. de Morsier, alt Kantonsrat; der Sekretär: H. Freundler. Genf, November 1918.

Wir verlangen Wahrheit! Das Militäraufgebot wird für die große Masse unserer Bevölkerung durch das „bolschewistische Komplott“ begründet, das unsere Behörden stürzen, Zeughäuser und Banken für die schweizerischen „Sowiets“ besetzen sollte. Besonders haben sich unsere welschen Miteidgenossen durch diese Gefahr, an die sie ohne weiteres geglaubt haben, aufregen lassen. Darum haben wir gefragt und fragen wieder: „Was ist's mit diesem Komplott? Wie hat es ausgesehen? Wer ist darin verwickelt? Wo sind die Beweise für seine Existenz?“

---

[1]) Daß wir mit dieser Auffassung nicht einverstanden sind, werden unsere Leser wissen. Die Red.

Es ist ganz klar, daß sowohl der Zürcher Regierungsrat als der Bundesrat uns alle diese Fragen aufs klarste und entschiedenste beantworten müßten. Sie hätten es schon lange tun müssen, schon vor dem großen Militäraufgebot. Denn es darf nicht die schweizerische Armee gegen den „innern Feind“ mobilisiert werden, ohne daß man uns genau sagt, warum. Eine solche Mobilisation bedeutet beinahe den Bürgerkrieg. Darum muß uns mit klaren und unwiderleglichen Gründen gezeigt werden, daß sie unbedingt notwendig sei. Vorausgesetzt nämlich, daß wir wirklich so etwas wie eine Demokratie sind. Wenn man uns sagt: „Wir wissen etwas und werden es Euch vielleicht nachher sagen, vorläufig aber marschiert,“ so wird damit von uns eine Gläubigkeit gegenüber unserer „Obrigkeit“ verlangt, die uns schon ein bischen stark ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurückversetzt. Daß dies die rechte Methode zur „Rettung der Demokratie“ sei, ist schwer zu glauben. Daß unsere welschen Eidgenossen, denen die Wiederaufrichtung der Demokratie unter uns in diesen Jahren so sehr am Herzen lag und die sich damit ein klares Verdienst um die Schweiz erworben haben, sich daran nicht gestoßen haben, ist uns Andern ein Rätsel. Und ein Rätsel auch diese Gläubigkeit gegenüber einer Regierung, die in diesen Jahren allerlei getan hat, das hintenher die Billigung gerade der welschen Eidgenossen nicht im mindesten fand.

Wir erklären noch einmal: Wäre dieses Komplott Tatsache, so hätten wir das Militäraufgebot durchaus unangefochten gelassen Aber noch immer keine Spur von einem Beweis. Lauter vages Gerede. Ein dummer Brief irgend eines der vielen verdrehten Köpfe, die es allerwärts gibt, ein paar mißverstandene Sätze in einem sozialistischen Blatt, ein bischen „bolschewistisches“ Geschwätz, was kann das alles bedeuten? Mit ähnlichen Dingen könnte man von sozialistischer Seite spielend ein reaktionäres Komplott konstruieren. An Material dazu fehlte es wahrhaftig nicht. Wie oft haben z. B. die Bauern gedroht, nach Zürich oder Bern zu ziehen und dort die Arbeiter zusammenzuschlagen? Auf solche vagen Dinge hin unternimmt man keine Mobilisation der Armee, sonst kann man diese immer mobil erhalten. Daß die Sozialdemokratie die Revolution will, weiß man seit langem, aber auch, daß dies kein „Komplott“ sein und keinen Staatsstreich bedeuten muß und daß dagegen nicht mit Bajonetten aufzukommen ist. Für diese bedarf es eines besonderen Grundes.

War ein solcher da? Es ist nichts bewiesen. Wir haben unsere Nachforschungen fortgesetzt und aufs schärfste alles verfolgt, was über diese Sache Aufschluß geben könnte; auch fehlt es uns nicht an Mitteln und Gelegenheiten, solchen Dingen auf den Grund zu kommen. Das Ergebnis war immer das gleiche: Null! Nun haben wir ja deßwegen doch nie behaupten wollen, daß irgend welche geheimen bolschewistischen Machinationen einfach unmög-

lich seien. Wir wissen nicht alles und dem Bolschewismus ist allerlei zuzutrauen. Aber Eins steht doch ganz fest: Solche Machinationen hätten keine ernsthafte Bedeutung gehabt. Denn sie wären von einem ganz winzigen Kreis von Menschen ausgegangen. Ein solcher aber hätte niemals die Arbeiterschaft in Bewegung gebracht. Wer etwas anderes annimmt, kennt einfach unsere Arbeiterschaft nicht. Diese ist nicht eine Schafherde, die irgend einem Sprung des Leithammels besinnungslos in den Abgrund nachstürzt. Sie will selbst urteilen, sie will wissen, wenn sie handeln soll. Gegen ein solches „Komplott", das allein möglich ist, hätten also, wie wir erklärt haben, ein paar Bataillone, in aller Stille aufgeboten, mehr als genügt. Es wäre nicht der Bürgerkrieg heraufbeschworen und der Tod so vieler Soldaten verursacht worden.

Oder sollten die Behörden, aller Denkbarkeit entgegen, doch mehr wissen? Dann erklären wir: Wenn sie ein solches Wissen haben und es uns nicht mitteilen, so begehen sie ein Verbrechen.

Gelegenheit, uns Aufschluß zu geben, haben sie genug gehabt. Besonders auf eine von ihnen wollen wir unsere Welschen aufmerksam machen. Der Nationalrat Gustav Müller, ein Sozialdemokrat und Oberst, hat in der Bundesversammlung an den Bundesrat ein paar wichtige Fragen gestellt. Darnach hätte die Zürcher Regierung bloß ein Regiment Soldaten verlangt, also das, was wir allfällig für berechtigt gehalten hätten, und zwar Truppen vom Zürchersee, also nicht perfid ausgelesene und schon darum Erbitterung weckende „Bolschewistenfeinde". Aber der General Wille hätte von einem Besuch in Zürich den Eindruck bekommen, es sei mehr nötig, und er hätte, unter Androhung der Demission, die große Mobilisation durchgesetzt.

Man bedenke, was dies, wenn es den Tatsachen entspricht, bedeutet. Es bedeutet, daß der Zürcher Regierungsrat nichts von einem großen Komplott wußte, wie er ja auch in seinem offiziellen Bericht das Truppenaufgebot nicht in erster Linie mit ihm rechtfertigt. General Wille wäre es, der auf Grund der Stimmung in Zürich jene gefahrvolle Maßregel veranlaßt hätte. Nun muß man wissen, in was für Kreisen dieser Mann verkehrt und woher er seine „Inspiration" holt! Dieser Mann also, der während des Krieges die Existenz der Schweiz in so mannigfacher Weise kompromittiert hat, der wäre es, der nun zum Schluß seiner Laufbahn uns beinahe in den Bürgerkrieg gestürzt hätte! Er hätte den Generalstreik und das Sterben so vieler Soldaten auf dem Gewissen! Denn es ist absolut sicher, daß das Aufgebot von ein paar Zürcher Bataillonen keinen Landesstreik erzeugt hätte. Und ausgerechnet diesem Feldzug des Generals Wille, der ja bei Anlaß des Oberstenprozeßes auch einen solchen gegen die welsche Schweiz

eingeleitet, hätte diese nun zugejubelt. Das wäre doch eine fast zu große Ironie der Geschichte!

Alles kommt nun darauf an, ob Herr Müller die Wahrheit gesagt hat oder nicht. Der Bundesrat mußte auf seine sehr bestimmt formulierten Fragen sofort unzweideutige Antwort geben. Und was hat er getan? Der Bundesrat hat geschwiegen. Dies Schweigen aber bedeutet unter solchen Umständen einfach Zustimmung. Dann aber fällt das ganze „bolschewistische Komplott", womit man unsere Bürger und Bauern in Wut versetzt hat, ins Nichts zusammen oder wird doch zu einer kleinen Nebensache.

Doch nein, der Bundesrat hat ja geantwortet! Und was denn? Er hat erklärt: „Was zwischen dem Bundesrat und dem General verhandelt worden ist, das geht Herrn Müller nichts an." Das geht Herrn Müller nichts an! Bei diesem Worte müssen wir einen Augenblick verweilen. Nichts könnte die Situation besser beleuchten, als dies Wort: „Es geht euch nichts an!" Man darf ruhig sagen, daß es heute kein Parlament mehr in der Welt gibt, wo ein Vertreter der Regierung gewagt hätte, einem Volksvertreter so zu begegnen. Auch in dem Preußen vor der Revolution wäre es schwerlich möglich gewesen. Dergleichen bleibt der „ältesten Demokratie" der Welt vorbehalten. So hat man ja freilich schon lange das Volk und die Bundesversammlung traktiert. Aber in jedem andern Parlament der Welt hätte sich bei allen Parteien sofort Protest gegen eine solche Behandlung der Volksvertretung erhoben.

Von unserer deutschschweizerischen Bundesversammlung, deren Mehrheit längst nur noch eine Gliederpuppe ist, die mit dem Kopfe nickt, wenn der Bundesrat den Faden zieht, war solches natürlich nicht zu erwarten. Aber die Welschen? Wie sollen wir es erklären, wenn sie diese schwere Beleidigung der Demokratie ohne Protest hinnehmen? Wie es erklären, wenn ihre bürgerliche Presse die so wichtigen Enthüllungen des Herrn Müller, die das ganze Problem des Militäraufgebotes in ein neues Licht setzen, einfach todtschweigt? Sollte es wirklich genügen, daß man ein paar Vertreter der welschen Schweiz in die obersten Behörden wählt, damit Demokratie und Wahrheit ihr gleichgültig werden? Hieße das nicht, die Erstgeburt um ein Linsengericht verkaufen?

Wir hegen auf Grund von alledem die Befürchtung, daß wir einem großen Schwindel zum Opfer gefallen sind. Es erinnert alles ganz merkwürdig an die Art und Weise, wie in Deutschland die Kriegserklärung begründet wurde. Die Bomben, die über Nürnberg abgeworfen worden sein sollten; die vergifteten Brunnen: die auf deutsches Gebiet vorgedrungenen französischen Truppen entsprechen ungefähr dem, was man von den bolschewistischen Anschlägen vernommen hat. Vor allem aber der Gedanke, daß man einem geplanten „Ueberfall" zuvorkommen müsse. Mit solchen Mitteln hat die deutsche Regierung bewirkt, daß ihr Volk in mächtiger

Begeisterung gegen diese gefürchteten Räuber (die „Bolschewiki" der Entente) auszog, um nach Jahren im Abgrund der Katastrophe zu erkennen, daß es das Opfer eines Betruges geworden sei. So könnte es geschehen, daß bei uns Viele der zum Schutze der „Ruhe und Ordnung" Ausgezogenen eines Tages erkennten, daß sie in Wirklichkeit zum Schutze ganz anderer Dinge ausgezogen seien.

Und welcher Dinge denn?

Man hat uns von welscher Seite eingewendet, was auch die bisherige Haltung unserer Behörden gewesen sei, so sei diesmal das Volk aufgestanden und habe die Mobilisation verlangt. Ich frage: Wenn das Volk dies getan hat, warum denn? Weil die Behörden und die bürgerliche Presse ihm jenes rote Tuch des bolschewistischen Komplottes vorgehalten haben. Und dazu, sagen wir es ganz offen, aus Angst für den Geldsack und Haß des Sozialismus, alles Sozialismus, nicht bloß des leninistischen. Es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Demokratie und Gewalt, sondern um den zwischen Bourgeoisie und Sozialismus. Gut denn; nur sage man dies ehrlich.

Inzwischen hat man glücklich den Bolschewismus in der Arbeiterschaft gestärkt und uns dem Bürgerkrieg näher gebracht. Das ist's, was uns wehe tut, uns, die wir ja geschworene Feinde des Bolschewismus sind, denen aber eine reaktionäre Schweiz ein Herzeleid ist. Wir kämpfen gegen den Bolschewismus, aber nicht für die Reaktion, und nicht auf Grund der Unwahrheit!

Darum ist unsere Forderung nur dies: Wahrheit, nicht bloß leere Ausflüchte, Wahrheit! L. Ragaz.

Eine Hetze gegen die Religiös-Sozialen ist besonders in Graubünden eine der Formen der jetzt das Land durchwütenden Reaktion. Sie trifft natürlich in erster Linie die Pfarrer. Man hält die Gelegenheit für günstig, diese Unbequemen und Unerwünschten loszuwerden. So wird denn eine Lügenflut gegen sie losgelassen, natürlich besonders durch das dafür ja vor andern geeignete Mittel: die Presse. Diese Männer, die vor kurzem in den Blättern die im letzten Hefte abgedruckte Erklärung erlassen, worin sie sich gegen alle Gewaltmethoden wenden, werden als Haupturheber des Generalstreiks und Hauptschuldige an den vielen soldatischen Opfern der Grippe hingestellt. Sie, die in ihrer dörflichen Abgeschiedenheit von den Vorgängen im Schoße der Arbeiterbewegung sehr wenig wissen, werden verdächtigt, die Haupttreiber im Oltener Aktionskomite gewesen zu sein. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre! Denn Hand in Hand geht (genau wie anderwärts!) die Verleumdung des Privatlebens, die Bedrohung an Leib und Leben, die Gemeinheit jeder Art. Es wird systematisch versucht, sie alle von ihren Stellen zu entfernen, ja, als Anstandspflicht erklärt, daß sie von selber gehen.

Das heißt also: nur ein auf die bürgerlich-kapitalistische Ordnung der Dinge festgelegter Pfarrer darf das „Evangelium verkündigen". Ein sauberes Evangelium, ein Evangelium des Mammons und des Mars!

Und dem schauen die Herren Kollegen und die kirchlichen Organe ruhig zu! Sie erklären sich dadurch mit diesem Treiben und der dahinter stehenden Gesinnung solidarisch. Aber was will man sagen? Wäre all das Wüten und Lügen gegen die Arbeiterschaft, das jetzt wieder durchs Land geht, möglich, wenn die Kirche ihrer Wahrheitspflicht genügte, wenn die Kirche etwas Rechtes bedeutete?

Unsere Graubündner Freunde und Andere, die in ähnlicher Lage sind, werden sich zu trösten wissen. „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und reden lügnerisch alles Arge wider euch." Aber eine Kirche, die solche Erscheinungen zeitigt, ist zum Gericht reif.

L. R.

R. G. Zbinden †.

Unmittelbar vor dem Erscheinen dieses Heftes erfahren wir den nach kurzer Krankheit erfolgten Tod des bisherigen Druckers der Neuen Wege. Der Verlust dieses wackeren Mannes ist uns ein rechter Schmerz. Zehn Jahre lang haben wir mit ihm zusammengearbeitet und ihn während dieser Zeit ohne jede Ausnahme als einen durch und durch lauteren, ehrenhaften und gediegenen Charakter kennen gelernt. Es war uns eine große Erleichterung in unserem Kampfe, daß er nicht bloß als Geschäftsmann, sondern mit dem Herzen zu den Neuen Wegen stand. Denn er war Einer der Wenigen, die von einer Generation wirklicher Demokraten noch übrig geblieben waren. Es ist uns darum ein Trost, daß er, bevor er das Auge schloß, noch den Sieg des demokratischen Prinzips, der ihm besonders während dieser Kriegsjahre so sehr am Herzen lag, erleben durfte.

Wir werden diesem aufrechten, gescheidten, schlichten und gütigen Manne ein dankbares Gedächtnis bewahren. Gewisse Schwierigkeiten in der Funktion des technischen Apparates der Neuen Wege haben seine Geduld oft stark in Anspruch genommen. Aber sie hat nie versagt. Wir wußten auch, daß er von dem Druck unserer Zeitschrift keinen andern, als den geschäftlich notwendigen Nutzen ziehen wollte und daß wir uns auf sein Wort unbedingt verlassen durften. Wir sprechen den Hinterbliebenen unsere herzliche Teilnahme aus. Gewiß wird sein Andenken ihnen ein großer Segen sein.

Die Redaktion.

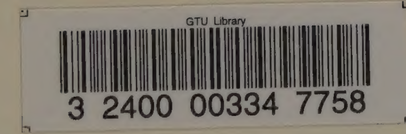
Redaktionelle Bemerkungen.

Die innere Einheit dieses ganzen Heftes wird der Leser wohl von selbst bemerken. Einige Wiederholungen mögen gerade dadurch entschuldigt werden, daß sie diese anschaulich machen.

Wir entbieten der Gemeinde der Neuen Wege zur Jahreswende unsere herzlichen Segenswünsche. Sie ist nicht weniger dunkel als die letzte, wenn auch in einem andern Sinne. Unsere Freude müssen wir aus dem Glauben an das neue Werden schöpfen, das aus dieser zerfallenden Welt wachsen will. Ueber alle stürzenden Reiche der Welt steigt das Königreich Gottes auf.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz: „Der Kampf gegen den Bolschewismus" im letzten Heft muß es S. 569, Z. 6 von unten heißen: „als sozialistischer", während auf Z. 5 das Wort „sozialistische" zu streichen ist.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.


GTU Library
3 2400 00334 7758